Bismarck-Denkwürdigkeiten

von

Dr. Paul Liman

Bismarck-Denkwürdigkeiten

aus seinen Briefen, Reden und letzten Kundgebungen,
sowie nach persönlichen Erinnerungen

zusammengefaßt und erläutert

von

Dr. Paul Liman.

Berlin W. 1899.
Verlag von A. de Grousilliers
Geschäftsstelle des „Bismarck-Museum“.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Otto von Bismarck 1

1. Kapitel:
Die erste Jugend 20

2. Kapitel:
Bismarck als Jurist und Landwirt 27

3. Kapitel:
Der erste Schritt in die Politik 47

4. Kapitel:
Die Revolutionszeit 52

5. Kapitel:
Bis zum Gang nach Olmütz 75

6. Kapitel:
Die ersten Jahre in Frankfurt 95

7. Kapitel:
Während des Krimkrieges 128

8. Kapitel:
Daheim und unterwegs 156

9. Kapitel:
Friedrich Wilhelm IV. Ausgang 171

10. Kapitel:
Die Petersburger Zeit 179

11. Kapitel:
In Paris 206

12. Kapitel:
Eintritt in das Ministerium 218

13. Kapitel:
Fürstentag in Frankfurt 239

14. Kapitel:
Der Konflikt auf der Höhe 249

15. Kapitel:
Schleswig-Holstein 267

16. Kapitel:
Differenzen mit Oesterreich 291

17. Kapitel:
Gastein 310

18. Kapitel:
Bis zum Kriege mit Oesterreich 317

19. Kapitel: Seite
Der Krieg 337
20. Kapitel:
Das Nachspiel des Krieges 349
21. Kapitel:
Der Norddeutsche Bund 357
22. Kapitel:
Vorspiel zum Kriege 373
23. Kapitel:
Bis Sedan 385
24. Kapitel:
Vor Paris 399
25. Kapitel:
Der Ausbau des Reiches 431
26. Kapitel:
Neue Kämpfe und Bekenntnisse 483
27. Kapitel:
Weitere Kämpfe 490
28. Kapitel:
Abendsonne 503
29. Kapitel:
Bis zur Entlassung 532
30. Kapitel:
Nach seiner Entlassung 556

Verzeichnis
der in diesem Werke benutzten Quellen.

Abeken, Heinr., Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit.
Auch ein Programm aus den 99 Tagen.
Bernhardi, Theod. v., Der Krieg 1866 gegen Oesterreich.
Beust, Aus dreiviertel Jahrhunderten.
Bismarck, Fürst Otto v., Gedanken und Erinnerungen.
Blum, Hans, Das deutsche Reich zur Zeit Bismarcks.
" " Fürst Bismarck und seine Zeit.
Bewer, Mac, Bei Bismarck.
Böhm, W., u. Dowe A., Fürst Bismarck als Redner.
Busch, Moritz, Graf Bismarck und seine Leute.
" " Bismarck und sein Werk.
" " Unser Reichskanzler.
Das Deutsche Reich 1871—1895.
Hahn, Fürst Bismarck.
Kladderadatsch, Bismarck-Album des.
Kohl, Horst, Bismarck-Jahrbuch.
" Bismarcks Briefe an den General von Gerlach.
" Bismarck-Reden.
Krigar, Ernst, Kleine Mitteilungen aus Bismarcks Leben.
Marcks, Erich, Kaiser Wilhelm I.
Meding, Memoiren.
Müller, Wilhelm, Reichskanzler Fürst Bismarck.
Penzler, Johs., Fürst Bismarck nach seiner Entlassung.
Poschinger, v., Preußen im Bundestag.
" " Bismarck als Volkswirt.
" " Bismarck und die Parlamentarier.
" " Neue Bismarcksbriefe.
" " Neue Tischgespräche und Interviews.
Roon, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Gen.-Feldmarschalls, Kriegsminister Grafen v.
Sybel, Heinr. v., Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.
Treitschke, Heinr. v., Deutsche Kämpfe.
" " " Deutsche Geschichte.
Vitzthum von Eckstädt, Graf, Berlin und Wien.
Westarp, Graf, Fürst Bismarck und das deutsche Volk.
Whitmann, Sidney, Aus Deutschland.
Wiermann, Deutsche Politik seit Bismarcks Entlassung.
Wippermann, Bismarck im Ruhestand.
Zerstreute Zeitungsmitteilungen.

Vorwort.

Die „Gedanken und Erinnerungen“ des Fürsten Bismarck das letzte Vermächtnis des großen Kanzlers an das deutsche Volk, sind erschienen, noch einmal ist die Stimme des gewaltigen Mannes, wie aus der Ferne der Ewigkeit, zu uns gedrungen. Bewundernd und von Staunen erfüllt vor diesem gewaltigen Geist, vor dieser klugen und weitsichtigen Staatskunst, vor dieser Fülle warmherziger Vaterlandsliebe, vor dieser rastlosen Energie, die selbst in den mühseligen Kämpfen des höfischen Lebens nicht erlahmte, vor dieser seltsamen Einsicht in den Wert der Mittel, in die Persönlichkeiten und Charaktere sind Hunderttausende seinen Worten gefolgt. Neu und wundersam ist das Bild: Wohl hat Wolfgang von Goethe uns aus der reflektierenden Ruhe des Alters heraus Wahrheit und Dichtung seines Lebens erzählt, und froh genießen wir des weisen Dichters weltweise Tiefe. Aber die Stürme der Welt rührten nur selten an das Haupt des Poeten. Bismarcks Leben aber war ein Leben der Stürme und des Kampfes, in seiner persönlichen Geschichte spiegelt sich die Geschichte des Jahrhunderts wieder, die er nicht als ferner Zuschauer verfolgte, sondern aus eigenem Können bildete und schuf. In weichen, zarten Linien, in der ganzen Grazie seines Daseins steht Goethe vor uns, scharfumrissen in mächtigen Linien, wie sie in frühen Zeiten Michelangelo zog, erblicken wir das Bild Otto von Bismarcks.

Und dennoch ist das Bild nicht vollendet. Es fehlt jener Inhalt, es fehlen jene Farben, die nur der Stimmung des Erlebens entstammen. Bismarck schrieb, als seinem Handeln Schranken gezogen waren, er schrieb von jener Höhe aus, von der man nur zurückblickt, reflektierend, messend und wägend, nicht aber aus der vollen Impulsivität der Aktion. In die Konturen, die Bismarck zog, gehören die satten Farben, die, dem Tage und der Geschichte folgend, uns seine Reden, seine Briefe, die uns alle die köstlichen Gespräche liefern, in denen er die Fülle seiner Weisheit, seines Humors und seiner Kraft zum lebendigen Ausdruck gebracht hat. Dann gestalten sich die Gedanken und Erinnerungen zu einem plastischen Bilde und im letzten Grunde ist der, der es schuf, wiederum kein anderer als Otto von Bismarck. Er allein spricht aus den folgenden Blättern und dort, wo das Verständnis verbindenden Text, Erklärungen und Erläuterungen und kritisches Vergleichen erfordert, wird bewundernde Liebe die Feder führen, auf daß dieses bescheidene Werk ein deutsches Volksbuch und zugleich ein Denkmal der Größe Bismarcks werde.

Berlin, im Dezember 1898.

Der Verfasser.

Otto von Bismarck.

Ein tiefer Schatten hat sich über den Sommer dieses Jahres gelagert, als plötzlich und viel zu früh die Kunde kam: Bismarck ist tot. Da bemächtigte sich eine seltsame Starrheit der Welt, auch der Fühllose empfand, daß er einen großen Augenblick durchlebte, und selbst in dem Fremden stieg das Bewußtsein empor, daß ein Großer seines irdischen Daseins Ziel erreicht hatte. Schon der Geschichtsschreiber der Hellenen sprach es aus: „Berühmter Männer Grabrede ist jedes Land, und nicht nur die Inschrift einer Säule in der Heimat bezeichnet sie.“

Das starre Schweigen des ersten Schmerzes hat sich gelöst, mit der Liebe zugleich ist der Haß zu Worte gekommen. Wie über der Leiche des Patroklos heiße Kämpfe entbrannten, wie die Schlacht über ihm wogte, bis sie zu den Mauern Ilions drang, so hat auch die Majestät des Todes den Widerstreit nicht gezähmt und den grollenden Gegnern nicht Schweigen geboten. Wir verlangen von den Feinden nicht, daß sie Bismarck lieben, wir fordern nicht, daß sie, die seine eherne Faust getroffen, ihm Verehrung entgegenbringen; wir fordern nur Achtung vor der Größe und Abscheu vor der nagenden Lüge. Und wenn zuweilen auch Bismarck geirrt hat, wenn auch auf ihn das Goethesche Wort trifft, daß selbst die größten Menschen mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammenhängen, wenn auch der Uebermensch im letzten Grunde und in der Stunde des Todes nur ein Mensch bleibt, so ist es doch eine Sünde wider den heiligen Geist, mit wollüstiger Schadenfreude in den Schwächen zu wühlen, um den Riesen hinabzudrücken auf das eigene niedere Maß. Wenn die Sonne am Zenith steht, verschwinden die Schatten; wo menschliches Können und menschliches Leisten tief eingreifen in den ehernen Gang der Geschichte, wo ein Genius die Verhältnisse und sein Jahrhundert meistert, dort hat der Tadel zu schweigen. Durch einen Großen besiegt zu werden, ist die Ehre des Unterliegenden, denn an der Größe des Gegners richtet sich der Besiegte empor.

Es ist das Eigentümliche in der Gestalt Bismarcks, daß er, dessen Kunst sich nicht an das Gemüt wendet, es erreicht hat, daß niemand

gleichgültig an seiner Persönlichkeit vorübergeht; er hat Liebe geerntet oder Haß, als Quittung zugleich für vollbrachte Thaten, als Zinsen für das Kapital seiner Erfolge. Große Staatsmänner, gewaltige Feldherren haben die Jahrhunderte gesehen, in den Gefilden der Kunst trieben wundersame Blüten empor, Dichter und Denker kämpften den Riesenkampf gegen die Grenzen menschlichen Erkennens — das hat dauernde Bewunderung gezeitigt, aber nicht Liebe. Alle die Großen der Geschichte und des Lebens ziehen an uns vorüber seit Alexanders Zeiten und seit Cäsar, die edlen Gestalten der Hohenstaufen, Friedrichs des Großen kühles Genie — wo hat sie, die doch der Welt Gesetze gaben, in hellem Jubel das Volk umringt, wo ist dem schlichten Manne, wenn er ihre Heldengestalten sah, die Thräne der Rührung und der Liebe zum Auge gestiegen? In Hellmut v. Moltke haben unsere Tage den unbezwinglichen und unbesiegten Schlachtenlenker gesehen — wo umstürmte ihn die Menge, seine Hand zu fassen und sie mit heißen Küssen zu bedecken? Es ist ein Geheimnis um Bismarck, aber dieses Geheimnis ist zu lösen. Wer mit uns lebt und mit uns liebt, wer mit uns zürnt, wenn wir zürnen, wer unsere Freude teilt und mit uns leidet, wem das Blut warm durch die Adern zum Herzen rollt, wen wir als unseresgleichen fühlen, auch wenn ihn der Fittich des Genius zu den Wolken erhebt, dem allein gehört unsere Liebe. Die Schranke kühler Ueberlegenheit trennte Friedrich den Großen von seinem Volke, die Majestät des Herrschers scheuchte selbst von Wilhelms des Einzigen Bilde die Vertraulichkeit ab. Aber die dichten Brauen, der ernste Blick, die gewaltige Figur eines Bismarck flößen selbst dem Kinde keine Scheu ein; mit leichter Hand streicht es über die Züge, freundlich lächelt es dem Bilde zu, es fühlt das Menschliche im Wesen dessen, den dieses Bild darstellt.

Es giebt ein Merkzeichen der Popularität, die Anekdote. Sie knüpft sich nicht an den ernsten, in sich verschlossenen Mann, der vielleicht Unsterbliches leistet, sie folgt dem warmherzigen, uns innerlich nahestehenden Manne. Griechenlands Götter wohnten in Marmorpalästen und auf ragenden Höhen. Was sie dem Volke nahe führte, das war die Plastik der Züge, die das Volk selbst in nie rastender Phantasie in ihr Wesen verlegte; sie wandelten nicht schweigend droben über den ewigen Sternen, sondern sie lebten und litten gleich dem Händler von Sphakteria und dem Weinbauer aus dem Gau von Athen. Bismarck zog nicht wie Moltke gelassen und kühl seine Straße, er lebte in dem bunten Gewimmel des Lebens auch dann noch, als man ihn den Einsamen vom Sachsenwalde nannte. Und er ist volkstümlich, weil er originell war in jedem Zuge. Wenn jeder Einzelne, wenn jeder Deutsche in ihm ein Stück seines Wesens verkörpert sieht, so schleift sich in ihm dennoch das Typische zum Besonderen ab, und scharf abgegrenzt, stark und nur auf sich selbst gestützt steht die Persönlichkeit vor uns.

Seine Thaten gehören der Geschichte an. Und auch die Motive kennen wir schon, die den jungen Studenten in Göttingen trieben, die Ehre Deutschlands auf der Mensur zu vertreten, die ihn nach Frankfurt

führten, nach Petersburg und Paris, die ihn in Sanssouci beseelten, als er das preußische Königtum vor Verzweiflung bewahrte, die ihn über Königgrätz, die Schlachtfelder von Metz und Sedan leiteten zum goldenen Tage von Versailles, die ihn trieben, des Reiches Sicherheit auszubauen bis zu dem Tage, der ihm das Amt nahm, und darüber hinaus, bis er zur letzten Heimstätte deutscher Helden zog. Sie ruhten in der Treue seines Wesens, in seiner heldenmütigen Tapferkeit, in der Gewissenhaftigkeit seines vaterländischen Empfindens, in der Rücksichtslosigkeit gegen Mühe und Arbeit. Aber langsam nur wird die Menge, die bloß den Erfolg erkennt und den mühseligen Weg nicht sieht, den er durchwanderte, alle die Fülle der Arbeit begreifen, die dieser Mann auf sich nehmen mußte, dem der Genius die Wege zeigte. Als das Gestirn Napoleons zur Rüste ging, stieg Bismarcks Sonne empor. Als der Todesengel an seinem Sterbelager die Flügel senkte, da stand strahlend und unbezwinglich da das neue Reich. Ein weiter, kaum übersehbarer Weg. Und je weiter die Zeiten schreiten, um so eifriger wird der Geschichtsschreiber und wird das Volk, das seinen Helden liebt, nach jeder einzelnen Spur seiner Tage forschen. Denn mag auch der Mensch eine eigne Scheu vor der Arbeitsstätte des Genius besitzen, mag er auch sonst von den Ursachen, Werkzeugen und Geheimnissen des Schaffens nichts wissen wollen, wie ja auch die Natur eine gewisse Zartheit bekundet, indem sie die Wurzeln mit Erde bedeckt, so wird gerade das Menschliche in Bismarck immer wieder dazu treiben, nachzuforschen selbst nach den unscheinbarsten Ereignissen seines Lebens. Denn mag auch ein geistreicher Mann die Summe seines Daseins gezogen haben in den Worten: „Er wurde geboren in Preußen, er starb in Deutschland, er wurde betrauert in der Welt", mögen seine Großthaten noch so scharf sich abheben in der Geschichte unseres Jahrhunderts, so wird doch stets das Bedürfnis der Liebe nach dem Einzelnen verlangen. Und wenn die Summe seines Lebens gezogen wird, so wird sich das Seltsame ergeben, daß seine Gestalt in der Phantasie und in den Mären der Enkel nicht fortleben wird in der stürmischen Kraft des Helden der Konfliktszeit und nicht in der besonnenen Energie der Siegesjahre; wo man Bismarcks sich erinnern wird, dort wird die Gestalt des Alten vom Sachsenwalde vor die Augen treten, des einsamen Mannes, der des Amtes nicht bedurfte, um das Amt der Liebe an seinem Volke zu erfüllen, der über Haß und Undank hinwegschritt, weil er größer war als die, die ihn haßten und die ihm seine Thaten mit Undank vergalten. Einst war er ein Jungsiegfried, der sich im Feuer das Schwert hämmerte, er war der Besieger des Drachen, er sprengte das Thor des Kyffhäusers; die volle Poesie der Volkstümlichkeit umfließt erst den getreuen Eckart. Und wenn im Abenddämmern dereinst der Vater seinem Sohne erzählt, wer Bismarck gewesen, dann wird es auch von ihm heißen, wie Goethe von seinem Eckart erzählt: „Die Kinder, sie hören es gerne".

Wie um die Liebe, so ist es auch ein Eigenes um die Größe. Als die letzte Kunde kam von dem stillen Eiland im Weltmeer, auf dem

Napoleon I. den Tiefgang seines Lebens betrauerte, da erzitterte wohl auch die Menschheit in dem Bewußtsein, daß hier ein Riese der Uebermacht der Natur erlag; aber die Trauer des Herzens hat gefehlt, das letzte und wertvollste Zeichen menschlicher Größe. Wir haben Gladstone scheiden sehen, den Mann, den die Söhne Englands so eifrig sich mühten, unserem Bismarck zur Seite zu stellen. Auch er hat manches Verdienst sich erworben um sein Heimatland, und sein Name wird sich dauernd vermählen mit der britischen Geschichte. Und doch hat ein Teil seines Volkes und vor allem das ganze Ausland nur mit kritikbereiter Gleichgültigkeit von seinem Scheiden vernommen, und nur mühsam entsann man sich, wo die Wurzeln seiner Verdienste ruhen. Metternich beherrschte einst durch sein zähes und großes System den Kontinent von Europa. Gortschakoff träumte sich als Bismarcks Meister. Gambetta verstand es, die Leidenschaftlichkeit seines Volkes zu rüsten zu dem letzten verzweifelten Kampfe gegen Deutschlands siegreiche Heere, Cavour und Victor Emanuel haben Italiens Einheit in rühmlichem Kampfe erfochten. Und doch, als sie das Ziel ihres Lebens erreichten, hat der Werktag nicht sein Antlitz verändert. Kaiser und Könige starben; der starken Hand eines Nikolaus entfiel das Szepter, der dritte Napoleon, der einst der Welt Gesetze zu geben sich unterfing, zollte dem Schicksal den letzten Tribut. Das Geheimnis der Größe, die dem Lande Trauer einflößt, wenn sie scheidet, hat keinen von ihnen allen umgeben. Was Metternich und Napoleon erlitten, daß sie die Macht verloren, das war ja auch lange vor seinem Tode dem Fürsten Bismarck beschieden. Die Sonne seiner gleichenlosen Erfolge war verdunkelt worden durch den Schatten der kaiserlichen Ungnade, und doch blieb er, der er war. Ja er wurde noch mehr: er wurde das lebendige Gewissen seines Volkes, und auch ein Kaiser, der sich stolz auf sich selbst stellte und im Vollbewußtsein seiner Herrscherkraft sein eigner Kanzler wurde, zog an lichtem Frühlingstage nach Friedrichsruh, um in dem einzigen Manne der Größe unserer Geschichte zu huldigen.

Die Größe läßt sich nicht bezwingen und nicht dekretieren, sie muß emporwachsen aus dem Bewußtsein der Gesamtheit. „Was nennt man groß? Was hebt die Seele schauernd dem immer wiederholenden Erzähler, als was mit unwahrscheinlichem Erfolg der Mutigste begann?“ so fragt Goethes Iphigenie. Der wahrhaft Große folgt nicht dem Strom der Masse, er läßt sich nicht forttragen von fremdem Willen, sondern er stemmt seine Brust jenem Strom entgegen und zwingt die Menge, seinem eigenen Willen zu folgen, dem von ihm erkannten Zwecke ihre Kraft zu leihen. Darum ist ein wahrhaft großer Mann allzeit ein Kämpfer gewesen, ein Kämpfer gegen Blindheit und Vorurteil und vor allem gegen die Selbstgefälligkeit der Alltäglichen. Alles, was Bismarck that, ist im Kampf vollbracht, jeder Erfolg ist herausgeholt worden aus dem Glutenfeuer der Schlacht. Stets von der Menge von gestern verkannt, zwingt er die Menge von heute zu rauschender Anerkennung. Sonst wendet sich die Masse ab von einem Gefallenen, sie flicht Dornenkränze, dem sie noch eben Palmen streute, und einen Augenblick, damals, als er

entlassen wurde, konnte es scheinen, als werde der Volksundank auch an Bismarck sein Werk verrichten, denn wieder stand der dumpfe Masseninstinkt vor einem Unbegriffenen. Aber wahrhafte Größe beweist sich stets siegreich; der Feind des Nebels und der Dämmerung ist der Sonnenstrahl. Wer möchte heute, wo der Schicksalstag hereingebrochen ist, eine That, ein Wort vermissen, deren Geburtsstunde hinter den Iden des März gelegen? In der Oede der späteren Zeit glichen sie den nie versiegenden Quellen eines Jungbrunnens, wie ihn die Sage von Wolfdietrich uns schildert.

Man wird einst sprechen von einem Jahrhundert Bismarcks. Denn nicht mit dem Tage, da er sein Amt antrat, und nicht mit dem Tage, da er es verlassen mußte, sind die Grenzen seines Wirkens gezogen. All die Kraft, die frei geworden ist in den Siegen von Leipzig und Waterloo, faßt in ihm sich zusammen. Die geschichtlichen Ideen eines ganzen Menschenzeitalters sind in ihm verkörpert, und wenn wir dem letzten Grunde nachgehen, so muß es sich zeigen, daß das Geheimnis seiner Größe zugleich das Geheimnis der ihm dargebrachten Liebe ist; er steht dem Volke menschlich nahe wie kein andrer zuvor, weil in ihm die nationalen Eigenschaften des Deutschen wundersam plastisch hervortreten, weil hinter dämonischer Willenskraft die Liebe sich birgt. Der köstlichste Wein gedeiht auf Vulkanen, begeisternde Ideen erzeugt nur ein heller Kopf, der über glühendem Herzen steht.

Wenn die Größe eines Bismarck dem deutschen Volke nahetreten, wenn sie mit der Bewunderung zugleich Sympathien des Herzens erwecken sollte, so mußten die Strahlen der Größe sich brechen in dem Prisma des Humors. In der Hamburger Dramaturgie hat sich Lessing eindrücklich dagegen verwahrt, das Wort „Humor" wie „Laune" zu übersetzen: „Ich glaube es unwidersprechlich beweisen zu können, daß Humor und Laune ganz verschiedene Dinge, ja in gewissem Verstande ganz entgegengesetzte Dinge sind. Laune kann zu Humor werden, aber Humor ist, außer in diesem einzigen Falle, nie Laune." Es ist in der That der Humor nicht das Produkt einer wechselnden Stimmung, sondern er ist eine stehende Stimmung, er ist die Grundstimmung des Gemütes, aber eines gebildeten Gemütes; er ist die Gemütlichkeit, wie wir Deutsche es nennen. Hinter der Komik, die erscheint, verbirgt sich ein tiefer Ernst und zugleich die durchbildete Weisheit der besonnensten Weltanschauung. Die Alten, so paradox es klingt, kannten ihn nicht, weil sie die Trauer und die Sehnsucht nicht kannten gleich uns. Luther und Shakespeare und nach ihnen Bismarck sind die weitaus größten Repräsentanten jener germanischen Weltauffassung, die den tiefen Ernst und den heitern Frohsinn in dem Brennpunkt des Gemütes vereint.

Fürst Bismarcks „Werke" liegen nicht wie die des Reformators und des klugen William vor uns in Leinwand gebunden. Seine Reden und die Briefe, die man gesammelt hat, sind nur spärliche Zeugen seiner reichen Thätigkeit. Frühzeitig schon haben Männer, die in seiner Umgebung weilten, den reichen Goldgehalt erkannt, welchen die Worte

bargen, die ihm im heiteren, geselligen Verkehr, im häuslichen Kreise oder im Kreise politischer Freunde, im Quartier von Paris oder am parlamentarischen Abend im Kanzlerpalais entströmten, und es ist ein hoher Genuß, behaglich zu verfolgen, wie immer und überall die Grundstimmung jenes Humors, der zu lächeln weiß und zu weinen, aus den Worten und Thaten des Mannes, den man den „Eisernen" nennt, hervorbricht. Im Schlachtengetümmel, als der Entscheidungskampf wogte um die Herrschaft in Deutschland, da lobte er Moltkes Feldherrnblick, der von zwei Zigarren die bessere wählte, und als die Wogen der Opposition gegen den Thron Wilhelms I. tobten, als ihn, den verhaßten Junker, der Grimm seiner Gegner empfing, da reicht er liebenswürdig dem feindlichen Führer einen Olivenzweig, den er in Avignon gebrochen, um ihn den Feinden als Friedenszeichen anzubieten. Während eine Welt mit staunendem Blick zusieht, wie auf den böhmischen Schlachtfeldern Graf Bismarck die Folgerungen seiner Eisentheorie zieht, schreibt er der treuen Gattin daheim von den schönen Tagen der jungen Liebe, da sie fast vor 19 Jahren dieselbe Strecke durchfuhren, und gleich darauf giebt er mit den klaren, bestimmten Strichen des gottbegnadeten Künstlers ein Bild der braven Soldaten, ohne deren Tapferkeit alle Politik zerschellen mußte: „Unsere Leute sind zum Küssen; jeder so todesmutig, ruhig, folgsam, gesittet, mit leerem Magen, nassen Kleidern, nassem Lager, wenig Schlaf, abfallenden Stiefelsohlen, freundlich gegen alle, kein Plündern und Sengen, bezahlen, was sie können, und essen verschimmeltes Brot; es muß doch ein reiner Fond von Gottesfurcht im gemeinen Manne bei uns sitzen, sonst könnte das alles nicht sein."

Und am 3. September 1870, am Tage nach dem gewaltigsten Ereignis der deutschen Geschichte, schreibt er „an sein liebes Herz" in der Heimat so schlicht und demütig, so einfach und rührend bescheiden, als ob er selbst keinen Anteil habe an den Erfolgen. Er erzählt von Bill und Herbert, von seinen Neffen Hans und Fritz, und von dem Mächtigen, das seine und ganz Deutschlands Seele gepackt hält, spricht er mit den kurzen Worten: „Es ist ein weltgeschichtliches Ereignis, ein Sieg, für den wir Gott dem Herrn in Demut danken wollen und der den Krieg entscheidet, wenn wir auch den letzteren gegen das kaiserlose Frankreich fortführen müssen." Es ist nicht Pose, die in diesen Zeilen sich ausdrückt; sie galten ja nicht der Oeffentlichkeit, sondern sie sprachen der Vertrauten, der er sich wahr und klar zeigt, die innersten Gefühle aus, und sie sind Zeugen jenes tiefen, aus dem Herzblut quellenden Humors, den in gleicher Tiefe unter den Sterblichen nur noch der englische Dichter besaß. Und wieder ein anderes Mal bricht aus ihm der zornige Humor des Ritters Götz hervor, als er auf dem Marktplatz zu Jena von den Kommissaren des Kaisers spricht, der grimmige Humor des Gekränkten, der in scheinbar so weitem Gegensatz steht und doch in so naher Verwandtschaft zu jenem weichen, tiefen Humor, mit dem er die Episode von Königgrätz erzählt: „Dort hatte ich nur noch eine einzige Zigarre in der Tasche, und die hütete ich während der ganzen Schlacht

wie ein Geizhals seinen Schatz. Ich gönnte sie mir nämlich augenblicklich selber noch nicht. Mit glühenden Farben malte ich mir die wonnige Stunde aus, in der ich sie nach der Schlacht in Siegesruhe rauchen wollte. Aber ich hatte mich verrechnet." — „Und was machte Ihnen einen Strich durch die Rechnung?" — „Ein armer Dragoner. Hilflos lag er da, beide Beine waren ihm zerschmettert und er wimmerte nach einer Erquickung. Ich suchte in allen Taschen nach; ich fand nur Geld, und das nutzte ihm nichts. Doch halt, ich hatte ja noch eine kostbare Zigarre! Die rauchte ich ihm an und steckte sie ihm zwischen die Zähne. Das dankbare Lächeln des Unglücklichen hätten Sie sehen sollen! So köstlich hat mir noch keine Zigarre geschmeckt als diese, die ich — nicht rauchte."

Die Macht des Gemütes ist die Schöpferin des Humors, wie sie allein das echte Künstlertum schafft; die leichte Grazie der Franzosen mag Bismarck fremd gewesen sein, der Ernst deutscher Lebensauffassung durchdringt selbst die Aeußerungen heiteren geselligen Lebens. Vielleicht hat niemand tiefer und inniger das Leben und Weben der Natur und ihre Beziehung zum menschlichen Leben erfaßt wie der „Mann von Eisen". „Ich habe Freude am Waldleben, an Wald und Natur. Nehmen Sie mir den Zusammenhang mit Gott und ich bin ein Mensch, der morgen einpackt und nach Varzin ausreißt und seinen Hafer baut!" Und so durchstreift er jetzt sinnend und träumend den Wald und die sonnigen Wiesen und ruht das Herz im Anblick der herrlichen Schöpfung, jetzt wiederum erzählt er vergnügt den Seinen, wie die Dohlen ihren Kindern das Fliegen lehren, wie sie dieselben später an der Küste zur Würmer-Fütterung führen und wie sie als vornehme Leute zum Winter in die Stadt, in die Türme von Stolp und Schlawe ziehen. Und er erzählt, wie ihm im fernen Lande im Kriege die von goldener Abendsonne bestrahlten Stämme im Traume erschienen. Unübertroffen sind die Schilderungen Bismarcks von seinem Zuge durch die schwedische Waldeinsamkeit, in denen immer wieder „die Lebensfreude" durch die träumerische Stimmung blitzend bricht. Nur ein tiefes Gemüt vermag so zu schildern wie er. Es ist nicht der erkältende „Witz", der sich hervordrängt, auch das bon mot entsteht nicht um seiner selbst willen; es drängt sich ungesucht, wie selbstverständlich, heran, um oft die Situation mit einem hellen Strahl zu klären. Und Bismarcks Humor ist niemals verletzend; wenn er Wunden schlagen muß, so trifft er scharf und schneidig wie ein Hieb mit stählerner Klinge, aber er zerrt und bohrt nicht an der Wunde und quält nicht mit unnötiger Grausamkeit. In der ergreifendsten Szene seines Lebens, als wohl manchem der Gedanke an die furchtbaren Wunden des Krieges ein Wort des Vorwurfs gegen den Urheber all des Unglücks in den Mund gelegt hatte, da sieht er in dem gefangenen Kaiser nur den unglücklichen Besiegten: „Unsere Unterhaltung war schwierig, wenn ich nicht Dinge berühren wollte, die den von Gottes gewaltiger Hand Niedergeworfenen schmerzlich berühren mußten." Als aber zu Versailles der französische Hochmut, ungelehrig gegen die Entscheidung des Himmels

und der guten deutschen Waffen, sich ungeberdig den berechtigten Forderungen des deutschen Staatsmannes widersetzt und die Forderung der Kriegsentschädigung mit den erregten Worten beantwortet: „Das ist ja eine wahre Beraubung, eine Schlechtigkeit“, da kam jener zornige Humor zur Geltung, der schneidend auf den Gegner niederfährt: „Ich bedauere, diese Worte nicht zu verstehen, ich sehe, daß ich des Französischen doch nicht mächtig genug bin. Wir werden von jetzt ab deutsch reden müssen, umsomehr, als ich keinen Grund erkennen kann, warum wir das nicht von Anfang an gethan haben.“ Und Graf Bismarck sprach von da an deutsch, bis Thiers so erhebliche Zugeständnisse machte, daß Bismarck lächelnd sagte: „Auf dieser Basis bin ich bereit, die Verhandlungen in französischer Sprache wieder aufzunehmen.“

Aus dem lebendigen Gefühl für das Reale und seine Zusammenhänge, aus der tiefen Kenntnis des Lebens und der Natur wird die klare Gegenständlichkeit, die Plastik Bismarckscher Ausdrucksweise verständlich. Seine Bilder und Vergleiche entstammen dem Leben, nicht der Reflexion, und seine Schilderungen geben die Wirklichkeit, nichts aber, was, von des Gedankens Blässe angekränkelt, gewissermaßen erst den zweiten Aufguß des Seins darstellt. Die Bestimmtheit des Ausdrucks, die Prägnanz eines Wortes, das oft mit einem hellen Lichtschein dort die ganze Situation aufhellt, wo andere mühseliger Auseinandersetzung bedürfen, gleicht der Goethes, des anderen großen Meisters unserer Sprache. Der Hochzeitsbrief aus Gastein, vom 28. Juli 1863, an die ferne Gattin gerichtet, die Briefe aus Südfrankreich, aus den Pyrenäen und Biarritz sind Meisterstücke gegenständlicher Schilderung und schimmernden Humors, und es ist kaum ein Zufall, daß das Stichwort, welches Bismarck in den schweren Parteikampf der Konfliktszeit und in die Laufbahn treiben sollte, die ihn zum Größten führte, in der Wendung bestand: „Die Birne ist reif“. Wie köstlich schildert er die Fahrt in der Diligence nach Bayonne: „Ziemlich unbehaglich eingepackt zwischen niedlichen Spanierinnen, mit denen ich kein Wort sprechen konnte. Soviel Italienisch verstanden sie aber doch, daß ich ihnen meine Zufriedenheit mit ihrer Außenseite klar machen konnte.“ Und gleich darauf, indem er es beklagt, soviel Schönes ohne die Gattin zu sehen, die prächtige Schilderung von San Sebastian: „Denke Dir das Siebengebirge mit dem Drachenfels ans Meer gestellt; daneben den Ehrenbreitenstein und zwischen beiden dringt ein Meeresarm, etwas breiter als der Rhein, ins Land und bildet hinter den Bergen eine runde Bucht. In dieser badet man in durchsichtig klarem Wasser, so schwer und salzig, daß man von selber obenauf schwimmt und durch das breite Felsenthor ins Meer sieht oder landeinwärts, wo die Bergketten immer höher und blauer ragen.“ Das ist schlichte, aber echte Poesie, und mit den Augen des Poeten sieht, mit dem Griffel des Poeten schildert Bismarck die Gletscher und Schneegipfel der Maladetta, des Pic de Sauvegarde und des Pic de Picade wie „die Pforten der Hölle“, den „gouffre d'enfer“ von Superbagnères.

Mit derselben gegenständlichen Klarheit erfaßt und schildert Bismarck auch die Personen. Er kannte ja die Menschen wie kaum ein anderer. Man hat von ihm gesagt, daß er die Menschen verachte — das ist nicht wahr. Er hat nur die Kleinheit und Kleinlichkeit verachtet, die Engherzigkeit und das Strebertum, er hat aber das Herz stets weit geöffnet für die, die den echten Kern des Menschentums bewahrt hatten; von der hohen Warte des Erfolges und der Macht, begabt mit einem durchdringenden Blick für das innere Wesen der Menschen, erkannte er, besser als andere, die treibenden Motive — die Menschen zu verachten hat er auch dann nicht gelernt, als man ihn „wie einen Pestkranken" floh. Wo er selbst Wahrheit und Klarheit fand, da liebte er die Menschheit und noch nie ist einem Manne ein solch herrlicher Grabspruch geworden, wie er ihn seinem greisen kaiserlichen Freunde nachrief: „Die heldenmütige Tapferkeit, das nationale, hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserem dahingeschiedenen Herrn verkörpert waren, mögen sie ein unzerstörbares Erbteil unserer Nation sein, welches der aus unserer Mitte geschiedene Kaiser uns hinterlassen hat." Die treue, über das Grab hinausreichende Freundschaft zu Motley und Roon war ein weiteres Zeichen seines Glaubens an die Menschheit. Und wiederum mag das innige Verhältnis zu den Seinen dafür zeugen, daß kalte Menschenverachtung nicht in demselben Herzen mit so viel Gemütstiefe die Wohnung teilen kann. Wer jemals die herrlichen blauen Augen Bismarcks hat aufleuchten sehen, wenn sie dem kindlichen Spiele der Enkel folgten, oder wer sie in zärtlicher Besorgnis auf der treuen Lebensgefährtin ruhen sah, wer das herrliche Trostschreiben las, das er an die um ihr Kind trauernde Schwester schrieb, wer Zeuge der Güte war, mit der er die kleinen Sorgen der Umgebung teilte, wer die persönliche Anhänglichkeit kennt, die Alle ihm widmeten, die das Leben in seine Nähe gestellt hatte, der weiß, daß die Menschenverachtung ihm höchstens eine Schale war, hinter der er die eigene Weichheit rauh zu verbergen gesucht hat.

Wie im deutschen Wesen der Humor zur Geltung drängt, so wird das deutsche Gemüt in seiner ganzen reichen Fülle sich dann erst in voller Pracht erschließen, wenn echte Religion die Grundlage bildet. Allerdings darf der starre dämonische Glaube nicht als gleichwertig gelten, jener Glaube, um dessentwillen Könige an den Stufen der Altäre ermordet und ganze Völker aus den Geschlechtern der Lebenden ausgelöscht wurden. Religiös kann, wie Bismarck selbst in seinem wundervollen Brief an Andrae-Roman es ausgesprochen hat, auch der sein, der nicht sonntäglich die Kirche besucht, sondern im stillen Kämmerlein andächtig mit seinem Herrgott verkehrt und seine Thaten nach seinem Willen richtet. Dieser Brief findet billig an dieser Stelle seinen wörtlichen Abdruck; er ist geschrieben worden im Dezember 1865, als die Kampfeshitze des Parlamentes Bismarck zu jener bekannten Herausforderung an Rudolf Virchow trieb:

„Lieber Andrae,

wenn auch meine Zeit knapp bemessen ist, so vermag ich doch nicht, mich der Beantwortung einer Interpellation zu versagen, die mir in Berufung auf Christi Namen aus ehrlichem Herzen gestellt wird. Es ist mir herzlich leid, wenn ich gläubigen Christen Aergerniß gebe, aber gewiß bin ich, daß das in meinem Berufe nicht ausbleiben kann; ich will nicht davon reden, daß es in den Lagern, welche mir mit Notwendigkeit politisch gegenüberstehn, ohne Zweifel zahlreiche Christen giebt, die mir auf dem Wege des Heils weit voraus sind, und mit denen ich doch vermöge dessen, was beiderseits irdisch ist, im Kampf zu leben habe; ich will mich nur darauf berufen, daß Sie selbst sagen: Verborgen bleibt von Thun und Lassen in weiten Kreisen nichts. Wo ist der Mann, der in solcher Lage nicht Aergernis geben sollte, gerechtes und ungerechtes? Ich gebe Ihnen mehr zu, denn Ihre Aeußerung vom verborgen bleiben ist nicht richtig. Wollte Gott, daß ich außer dem, was der Welt bekannt wird, nicht andre Sünden auf meiner Seele hätte, für die ich nur im Vertrauen auf Christi Blut Vergebung hoffe!

Als Staatsmann bin ich nicht einmal hinreichend rücksichtslos, meinem Gefühl nach eher feig, und das, weil es nicht leicht ist, in den Fragen, die an mich treten, immer die Klarheit zu gewinnen, auf deren Boden das Gottvertrauen wächst. Wer mich einen gewissenlosen Politiker schilt, thut mir Unrecht und soll sich sein Gewissen auf diesem Kampfplatze erst selbst einmal versuchen. Was die Virchow'sche Sache anbelangt, so bin ich über die Jahre hinaus, wo man in dergleichen von Fleisch und Blut Rat nimmt; wenn ich mein Leben an eine Sache setze, so thue ich es in demjenigen Glauben, den ich mir in langem und schweren Kampfe, aber in ehrlichem und demütigen Gebete vor Gott gestärkt habe, und den mir Menschenwort, auch das eines Freundes im Herrn und eines Dieners Seiner Kirche nicht umstößt.

Was Kirchenbesuch anbelangt, so ist es unrichtig, daß ich „niemals ein Gotteshaus besuche". Ich bin seit fast 7 Monaten entweder abwesend oder krank; wer also hat diese Beobachtung gemacht? Ich gebe bereitwillig zu, daß es öfter geschehn könnte, aber es ist nicht so sehr aus Zeitmangel, als aus Rücksicht auf meine Gesundheit, daß es unterbleibt, namentlich im Winter, und denen, die sich in dieser Beziehung zum Richten an mir berufen fühlen, will ich gern genauere Auskunft darüber geben; Sie selbst werden es mir ohne medicinische Details glauben. Ueber die Lucca-Photographie würden auch Sie vermutlich weniger streng urteilen, wenn Sie wüßten, welchen Zufälligkeiten sie ihre Entstehung verdankt hat. Außerdem ist die jetzige Frau von Rhaden, wenn auch Sängerin, doch eine Dame, der man ebensowenig wie mir selbst jemals unerlaubte Beziehungen geschlechtlicher Art nachgesagt hat. Demungeachtet würde ich, wenn ich in dem richtigen Augenblicke das Aergernis erwogen hätte, welches viele und treue Freunde an diesem Scherze genommen haben, aus dem Bereiche des auf uns gerichteten

Glases zurückgetreten sein. Sie sehen aus der Umständlichkeit, mit der ich Ihnen Auskunft gebe, daß ich Ihr Schreiben als ein wohlgemeintes auffasse und mich in keiner Weise des Urteils derer, die mit mir denselben Glauben bekennen, zu überheben strebe. Von Ihrer Freundschaft und von Ihrer eignen christlichen Erkenntnis aber erwarte ich, daß Sie den „Urteilenden“ Vorsicht und Milde bei künftigen Gelegenheiten empfehlen; wir bedürfen deren alle und wenn ich unter der Vollzahl der Sünder, die des Ruhmes vor Gott mangeln, hoffe, daß Seine Gnade auch mir in den Gefahren und Zweifeln meines Berufs den Stab demüthigen Glaubens nicht nehmen werde, an dem ich meinen Weg zu finden suche, so soll mich dieses Vertrauen weder harthörig gegen tadelnde Freundesworte noch zornig gegen liebloses und hoffärtiges Urteil machen.“

Als Bismarck gestorben war, da haben klerikale Blätter es gewagt, Zweifel daran auszusprechen, ob dieser Mann vor Gott bestehen könne: „Napoleon hat doch noch im Tode sein stolzes Haupt gebeugt vor den Schrecken der Unendlichkeit; er hat sich mit dem ewigen Richter versöhnt. Wie aber Bismarck mit seinem Richter stand, das weiß nur er und der ewige Richter. Für uns Lebende bot er das Bild des verwundeten Löwen, der sich grollend zurückzog in den dunkelsten Winkel seiner Höhle, um einsam zu sterben. Das ist nicht der Tod, wie er einem Christen zu wünschen ist. Nirgendwo hat man gelesen, daß der Altreichskanzler in seinen letzten Tagen geistlichen Trost gesucht oder seine Gedanken ins Jenseits gerichtet habe. Was wird droben sein? Wer das ernsthaft bedenkt, der muß von Herzen dem heimgegangenen Lenker der Geschichte Europas wünschen, daß Gott ihm ein gnädiger Richter sei.“ Wer nicht den Standpunkt des orthodoxen Klerikalismus teilt, der wird allerdings glauben, daß der Herrgott da droben, der ja wohl dem alten Fritz seinen Skeptizismus verzieh und dem greisen Goethe seine pantheistischen Träume nachsah, auch wohl für Otto von Bismarck ein Plätzlein finden wird in seinem Himmel. Das deutsche Volk, das einen reinen Gottesglauben sich bewahrt hat, wird noch immer meinen, der schönste Tod sei der, der auf dem Schlachtfelde der Pflicht erlitten wird. Niemand stirbt seliger und Gott wohlgefälliger, als der Mann, der zurückblickend auf sein Leben sich sagen darf: Ich habe treu meinem Volke und meinem Vaterlande gedient. Niemand ist gewisser eines verzeihenden Richters, als wer gewuchert hat mit seinem Pfunde, wie es Bismarck gethan. Gott kümmert sich nicht um Weihrauch und Formelkram; er sieht das Wollen und Vollbringen, und das Werkzeug, das er zu großen Thaten erkor, schleudert er nicht fort, wenn es verbraucht ist. Das hat Goethe wohl verstanden, als er seinen „Faust“ schrieb; wie an seinem Grabe Mephisto jammert, daß die „Engel mit der Beute himmelwärts geflogen“, so wird, auch wenn kein Kaplan an Bismarcks Totenbette stand, doch sein Unsterbliches in Glorie dort weilen, wo sein Kaiser weilt, und manches deutsche Herz wird träumen, wenn in stiller dunkler Nacht ein Stern herniederleuchtet, daß es sein treues wachsames Auge sei.

Man hat Bismarck zum Rationalisten, sogar zum Freigeist stempeln wollen, aber man hat Unrecht daran gethan. Wenn das Wort Geltung hat: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", so darf schon die große soziale Botschaft, die ein Werk aus seiner Feder ist, und die von thätigem christlichen Geiste diktierte soziale Gesetzgebung als ein Beweis dienen, daß Bismarck ein Christ im schönsten Sinne des Wortes gewesen. Und liefert sein ganzes Leben nicht den gleichen Beweis? Oscar Pank, der sein Seelsorger war durch lange Jahre, hat den Einfluß der frommgläubigen Fürstin Johanna als maßgebend dafür angesehen, daß der tolle pommersche Junker von einst trotz der rationalistischen Einflüsse, unter denen seine Jugend verrann, ein gläubiger Christ geworden ist. Diesen Wandel hat er selbst deutlich geschildert in dem Brief, den er von Frankfurt aus an seine Gattin am 3. Juli 1859 gerichtet hat: „Vorgestern war ich zu Mittag in Wiesbaden bei * und habe mit einem Gemisch von Wehmut und altkluger Weisheit die Stätten früherer Thorheit angesehn. Möchte es doch Gott gefallen, mit Seinem klaren und starken Weine dies Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner 21jähriger Jugend nutzlos verbrauste und schale Neigen zurückließ. Wo und wie mögen * und Miß * jetzt leben, wie viele sind begraben, mit denen ich damals liebelte, becherte und würfelte, wie hat meine Weltanschauung doch in den 14 Jahren seitdem so viele Verwandlungen durchgemacht, von denen ich immer die grade gegenwärtige für die rechte Gestaltung hielt, und wie vieles ist mir jetzt klein, was damals groß erschien, wie vieles jetzt ehrwürdig, was ich damals verspottete! Wie manches Laub mag noch an unserm innern Menschen ausgrünen, schatten, rauschen und wertlos welken, bis wieder 14 Jahre vorüber sind, bis 1865, wenn wir's erleben! Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben wie damals, ohne Gott, ohne Dich, ohne Kinder — ich wüßte doch in der That nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemde; und doch sind die meisten meiner Bekannten so und leben. Wenn ich mich bei dem Einzelnen frage, was er für Grund bei sich haben kann weiter zu leben, sich zu mühen und zu ärgern, zu intriguieren und zu spionieren, ich weiß es wahrlich nicht. Schließe nicht aus diesem Geschreibsel, daß ich grade besonders schwarz gestimmt bin, im Gegenteil, es ist mir, als wenn man an einem schönen Septembertage das gelbwerdende Laub betrachtet; gesund und heiter, aber etwas Wehmut, etwas Heimweh, Sehnsucht nach Wald, See, Küste, Dir und Kindern, alles mit Sonnenuntergang und Beethoven vermischt."

Es ist nicht vorübergehende Stimmung, die aus diesen Zeilen spricht; es ist vielmehr der Ausdruck einer lebendigen Ueberzeugung. So schreibt er im August desselben Jahres von einer Reise nach Rüdesheim: „Es ist etwas seltsam Träumerisches, so in stiller warmer

Nacht im Wasser zu liegen, vom Strom langsam getrieben, und den Himmel mit Mond und Sternen und seitwärts die waldigen Berggipfel und Burgzinnen im Mondlicht zu sehn und nichts als das leise Plätschern der eignen Bewegnug zu hören; ich möchte alle Abend so schwimmen. Dann trank ich sehr netten Wein und saß lange mit Lynar rauchend auf dem Balkon, den Rhein unter uns. Mein kleines Testament und der Sternenhimmel brachten uns auf christliche Gespräche, und ich rüttelte lange an der Rousseau'schen Tugendhaftigkeit seiner Seele, ohne etwas andres, als daß ich ihn zum Schweigen brachte. Er ist als Kind mißhandelt von Bonnen und Hauslehrern, ohne seine Eltern recht kennen zu lernen und hat auf Grund ähnlicher Erziehung ähnliche Ansichten aus der Jugend mitgebracht wie ich."

Zweifellos hat Fürst Bismarck Wandlungen durchgemacht — nur jener Glaube ist von Wert, der im Kampfe errungen ist, — ein gläubiger Dogmatiker ist er nie gewesen, wohl aber, wie auch Busch versichert, ein tief religiöser Geist, der fest an Gott, an eine göttliche Weltordnung und persönliche Fortdauer nach dem Tode glaubt, seine Pflicht aus dem Glauben herleitet und seine Kraft und deren Erfolg aus ihm zu schöpfen gewohnt ist. Vor allem besaß Bismarck eine starke Empfindung für die Endlichkeit und Wertlosigkeit des Erdenlebens in allen seinen Erscheinungen. So nur konnte er im August 1863 den herrlichen Trostbrief an seinen Schwager schreiben, der seinen Sohn durch einen Unglücksfall verloren hatte: „Ein solcher Schlag geht über den Bereich menschlicher Tröstung hinaus, und doch ist es ein natürliches Verlangen, denen, die man liebt, im Schmerz nahe zu sein und mit ihnen gemeinschaftlich zu klagen. Es ist das einzige, was wir vermögen. Ein schwereres Leid konnte Dich nicht wohl treffen; ein so liebenswürdiges und freudig gedeihendes Kind auf diese Weise zu verlieren und mit ihm alle Hoffnungen zu begraben, die die Freude Deiner alten Tage werden sollten, darüber wird die Trauer nicht von Dir weichen, so lange Du auf dieser Erde lebst; das fühle ich Dir nach mit tiefem schmerzlichen Anteil. Wir sind in Gottes gewaltiger Hand rechtlos und hülflos, so weit Er selbst uns nicht helfen will, und können nichts thun, als uns in Demut unter Seine Schickung beugen. Er kann uns alles nehmen, was Er gab, uns völlig vereinsamen lassen, und unsre Trauer darüber würde um so bittrer sein, jemehr wir sie in Hader und Auflehnen gegen des allmächtige Walten ausarten lassen. Mische Deinen gerechten Schmerz nicht mit Bitterkeit und Murren, sondern vergegenwärtige Dir, daß Dir ein Sohn und eine Tochter bleibt, und daß Du mit ihnen, und selbst in dem Gefühl, ein geliebtes Kind 15 Jahre lang besessen zu haben, Dich als gesegnet betrachten mußt im Vergleich mit den vielen, welche Kinder niemals gehabt und Elternfreuden nicht gekannt haben. Ich will Dir nicht mit schwachen Trostgründen lästig werden, sondern Dir nur in diesen Zeilen sagen, wie ich als Freund und Bruder Dein Leid wie mein eigenes fühle und bis ins Innerste davon ergriffen bin. Wie verschwinden alle kleinen Sorgen und Verdrießlich-

keiten, welche unser Leben täglich geleiten, neben dem ehernen Auftreten wahren Unglücks, und ich empfinde wie ebensoviele Vorwürfe die Erinnerung an alle Klagen und begehrlichen Wünsche, über welche ich oft vergessen habe, wie viel Segen Gott uns giebt, und wie viel Gefahr uns umringt, ohne zu treffen. Wir sollen uns an diese Welt nicht hängen und nicht in ihr heimisch werden; noch 20 oder 30 Jahre im glücklichsten Falle, und wir beide sind über die Sorgen des Lebens hinaus, und unsere Kinder sind an unserm jetzigen Standpunkt angelangt und gewahren mit Erstaunen, daß das eben so frisch begonnene Leben schon bergab geht. Es wäre das An- und Ausziehen nicht wert, wenn es damit vorbei wäre; erinnerst Du Dich noch dieser Worte eines Stolpmünder Reisegefährten? Der Gedanke, daß der Tod ein Uebergang zu einem anderen Leben ist, wird Deinen Schmerz freilich wenig lindern, denn Du konntest glauben, daß Dein geliebter Sohn Dir die Zeit hindurch, die Du auf dieser Erde noch lebst, ein treuer und lieber Begleiter sein und Dein Andenken hier in Segen fortpflanzen werde. Der Kreis derer, die wir lieben, verengt sich und erhält keinen Zuwachs, bis wir Enkel haben. Man schließt in unsern Jahren keine neuen Verbindungen mehr, die uns die absterbenden ersetzen könnten. Laß uns darum um so enger in Liebe zusammen halten, bis auch uns der Tod von einander trennt, wir jetzt Deinen Sohn von uns. Wer weiß wie bald!"

Schon bei seinem ersten Auftreten im Jahre 1849 rief der jugendliche Bismarck aus: „Ich hoffe es noch zu erleben, daß das Narrenschiff der Zeit an dem Felsen der christlichen Kirche scheitert, denn noch steht der Glaube an das offenbarte Wort Gottes im Volke fester als der Glaube an die alleinseligmachende Kraft eines Artikels der Verfassung." Ergreifend geradezu ist die Darstellung, die General von Gerlach in seinem Tagebuche von dem Zweikampf giebt, den Bismarck mit dem bekannten Abgeordneten von Vincke im März des Jahres 1852 ausgefochten hat. General Gerlach verzeichnet darüber: „23. März. Es kommt nun doch zum Duell von Vincke und Bismarck. Gestern Abend war Bismarck bei mir, sehr liebenswürdig über sein Duell; vorher Stollberg, der davon sehr bewegt, es dennoch für notwendig erklärte. Büchsel (der Hofprediger) hatte Bismarck das heilige Abendmahl verweigert — er (Bismarck) war mit Hans Kleist bei ihm gewesen; ich kann das nicht richtig finden, er ist im Stande der Notwehr und gerechten Krieges. Kleist hat Büchsel vergebens zugeredet. Heut morgen schrieb ich an Alvensleben, um auf Schulenburg-Wolfsburg (Vinckes Schwiegervater) zu wirken, und an Eberhard Stolberg, Bismarcks Sekundant, um dem, was von dort kommen könnte, eine günstige Aufnahme zu verschaffen. — 28. März. Seitdem ist Bismarcks Duell, ohne das etwas herausgekommen, vorübergegangen, und zwar am 25. März. Büchsel hat ihm das heilige Abendmahl am Tage vorher gereicht, und er hat vor dem ersten Schuß ein Gebet gesprochen. Auf Vincke soll dies doch Eindruck gemacht haben." Als Vincke seinen

Gegner beten sah, mochten die Vorstellungen seines Schwiegervaters v. d. Schulenburg, daß dieser Ehrenhandel nicht blutig verlaufen dürfe, in seiner Seele Wurzel fassen, und da er als Geforderter den ersten Schuß hatte, ließ er an der Ziellosigkeit dieses Schusses seine Versöhnung erkennen. Darauf schoß auch Bismarck in die Luft. Bei dem Leibesumfang des Herrn von Vincke und Bismarcks Geübtheit im Schießen würde er den Gegner bei ernstlichem Willen schwerlich gefehlt haben."

Bismarck war kein eifriger Kirchengänger. Er selbst hat es ja in dem Brief an Andrae-Roman in voller Offenheit ausgesprochen, aber das Abendmahl hat er dennoch in jedem Jahre wenigstens zweimal genommen. Sein Seelsorger berichtet darüber: „Das heilige Abendmahl pflegt Bismarck mit seiner gesamten Familie in seinem Hause zu nehmen. Er kann es nicht vertragen, wenn er in der Kirche von so vielen angegafft wird wie ein Tier im zoologischen Garten"; es irritiert ihn und raubt ihm die innere Andacht und Sammlung. Insbesondere die Zeit der Charwoche und des Osterfestes läßt er niemals vorübergehen, ohne das Sakrament zu empfangen, und es hat etwas Tiefergreifendes, wie er in der Beichte demütig vor Gott sich beugt und nach beendeter Feier mit stummem Kuß die Seinen umarmt." Noch wenige Monate vor seinem Tode hat er in gleicher Weise das Abendmahl genommen.

In hohem Grade charakteristisch ist es, daß am Morgen nach der Schlacht von Sedan, als der Kanzler von dem General Reille zu der bekannten Zusammenkunft mit Napoleon abberufen wurde, auf dem Tische, nahe dem Bette, in dem er die Nacht geschlafen hatte, die „Tägliche Losung und Lehrtexte der Brüdergemeinde für 1870" lagen und daß am Boden ein anderes Andachtsbuch lag, „Die tägliche Erquickung für gläubige Christen". Sein Diener hat versichert, daß der Kanzler vor dem Einschlafen in diesen Schriften stets zu lesen pflege, und Moritz Busch, der lange Jahre in der Nähe Bismarcks weilte, fügt gleichfalls hinzu, daß der Fürst diese Gewohnheit seit vielen Jahren besaß.

Besonders stark hat sich das religiöse Gefühl in Bismarck umgesetzt in das Bewußtsein seiner Pflicht, zu kämpfen und auszuhalten, aber seine Kraft zu handeln und zu dulden von Gott abzuleiten. In der berühmten Tischrede vom 28. September 1870 zu Ferrières sprach er es aus:

„Wenn ich nicht mehr Christ wäre, diente ich dem Könige keine Stunde mehr. Wenn ich nicht meinem Gott gehorchte und auf ihn rechnete, so gäbe ich gewiß nichts auf irdische Herren. Warum soll ich mich angreifen und unverdrossen arbeiten in dieser Welt, mich Verlegenheiten und Verdrießlichkeiten aussetzen und übler Behandlung, wenn ich nicht das Gefühl habe, Gottes wegen meine Schuldigkeit thun zu müssen. Wenn ich nicht an eine göttliche Weltordnung glaubte, welche diese deutsche Nation zu etwas Gutem und Großem bestimmt hätte, so würde

ich das Diplomatengewerbe gleich an den Nagel hängen oder das Geschäft gar nicht übernommen haben. Ich weiß nicht, wo ich mein Pflichtgefühl hernehmen soll, wenn nicht von Gott. Orden und Titel reizen mich nicht. Der entschlossene Glaube an ein Leben nach dem Tode — deshalb bin ich Royalist, sonst wäre ich von Natur Republikaner. Ich habe die Standhaftigkeit, die ich zehn Jahre lang an den Tag gelegt habe gegen alle möglichen Absurditäten, nur aus meinem entschlossenen Glauben. Nehmen Sie mir diesen Glauben und Sie nehmen mir das Vaterland. Wenn ich nicht ein strammgläubiger Christ wäre, wenn ich die wundervolle Basis der Religion nicht hätte, so würden Sie einen solchen Bundeskanzler gar nicht erlebt haben." Schon 1847 rief Bismarck im preußischen Landtage aus: „Schmälern wir dem Volke nicht sein Christentum, indem wir ihm zeigen, daß es für seine Gesetzgeber nicht nötig sei; nehmen wir ihm nicht den Glauben, daß unsere Gesetzgebung aus der Quelle des Christentums schöpft und daß der Staat die Realisierung des Christentums bezwecke, wenn er auch diesen Zweck nicht immer erreicht."

Den Glauben an ein künftiges Leben hat Fürst Bismarck ganz besonders lebhaft in seiner Rede vom 1. März 1870 betont, als es sich um das Verlangen handelte, daß die Todesstrafe aufgehoben werde. Damals sagte er: „Wenn ich den Eindruck, den ich von der Diskussion habe, resümiere, so ist es einmal der der Ueberschätzung des Wertes, welchen die Gegner der Todesstrafe dem Leben dieser Welt, und der Bedeutung, welche sie dem Tode beilegen. Ich kann mir denken, daß jemandem, der an eine Fortsetzung des individuellen Lebens nach dem leiblichen Tode nicht glaubt, die Todesstrafe härter erscheint als demjenigen, der an die Unsterblichkeit der ihm von Gott verliehenen Seele glaubt; aber wenn ich die Frage näher ins Auge fasse, so kann ich auch das kaum annehmen. Für jemand, der des Glaubens nicht ist — zu dem ich mich von Herzen bekenne —, der Tod sei ein Uebergang von einem Leben in das andere, und wir seien im stande, auch dem schwersten Verbrecher auf seinem Grabe die trostreiche Versicherung zu geben: mors janua vitae, für jemand, der diese Ueberzeugung nicht teilt, müssen die Freuden dieses Lebens einen solchen Wert haben, daß ich ihn fast um die Empfindungen, die sie ihm bereiten, beneide. Ich will Sie hier nicht auf den tragischen Monolog von Hamlet verweisen, der alle die Gründe anführt, die ihn bewegen sollten, nicht weiter zu leben, wenn die Möglichkeit nicht wäre, nach dem Tode vielleicht zu träumen, vielleicht doch noch etwas zu erleben — wer weiß was! Wer aber darüber mit sich einig ist, daß diesem Leben kein anderes folgt, der kann dem Verbrecher, welcher, um mit dem Dichter zu reden, festen Blickes vom Rabensteine blicket, in das Nichts hineinsieht, für den Tod die Ruhe, der Schlaf ist, den Hamlet ersehnt, der traumlose, nicht zumuten, bei solcher Auffassung in der engen Zelle eines Gefängnisses, beraubt von allem, was dem Leben einen Reiz verleihen kann, das Phosphoreszieren seines Gehirns ein Zeit lang fortzusetzen."

Wie Bismarck an seinem Gott hängt, so hat ihn auch Gott geschützt und ihn zu wundervollen Thaten gefördert! — — —

Die Abneigung Bismarcks gegen eine geräuschvolle, vor der Menge sich brüstende Frömmigkeit ist noch zu Tage getreten in den letzten Bestimmungen, die er für seine Beisetzung traf. Er wollte nicht aufgebahrt sein im Dom zu Berlin; er wollte nicht von der wohlberedten Geistlichkeit gepriesen werden um seiner Thaten willen. Der einfache, schlichte Pfarrer seiner Gemeinde hat ihm die Leichenrede gehalten, und sein Grabspruch lautet: „Ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelm I." Er wollte begraben sein still und einfach unter den Bäumen, die ihm ihren Schatten gaben, in dem Boden, der ihn gastlich trug und denen nahe, die ihm nahe standen; er wollte scheiden wie er gelebt und wollte ruhen wie er geschieden, einfach, schlicht, anspruchslos. In der Grabschrift zog er die Grenze nicht aus eigenem Wollen, denn er hat sich nicht müde und schwach gefühlt, als man Verzicht leistete auf seinen Dienst, sondern ein fremder Wille hat ihm verboten, den Erben das zu sein, was er den Ahnen war. Es lag eine grandiose Tragik in seinem Ende, in leisem Klang an König Lear gemahnend, der auch ledig der Krone doch in jedem Zoll ein König blieb. Ihm, der einst mitten gestanden in dem brausenden Treiben der Welt, blieb so ein Abschluß seiner Thaten vorbehalten, wie ihn der Landmann findet, der das Feld bestellte, und der Reitersmann, der nach beendetem Kriege den Abend unter den Seinigen verbrachte. Wenn auf einem Grabe nichts anderes steht als der Name Beethoven, wenn ein schlichtes Kreuz den Namen Goethe zeigt, so ist es genug; sie brauchen keinen Dom und keine wohlgeformte Grabschrift aus der Feder höfischer Dichter. Das Wort, das Bismarcks Grabstätte ziert, ist einfach und gerade: Die Grabschrift ist ein Lebensinhalt zugleich und ein Buch, aus dessen Tiefe Jahrhunderte schöpfen werden; es ist in aller Schlichtheit ein die Jahrhunderte überragendes Stück Weltgeschichte. „Denn in den wenigen Silben", so führte einmal ein deutsches Blatt in Oesterreich aus, „spricht sich nicht bloß die Fülle der Thatsachen, sondern auch Bismarcks Wesen aus, jenes gewaltige, treue, in sich geschlossene Wesen, das in gleicher Vollkommenheit das Jahrhundert der Menschheit nur einmal bescheert. Die Worte sind rührend und schmerzlich; sie sind ein letztes Vermächtnis der Liebe, der Treue und in ihrer dürftigen Beschränkung noch eine glanzvolle Probe der höchsten Weisheit." Der Dichter, der sinnend vor dem Steine stehen wird, mag sich des Prometheus erinnern, der den Menschen das Licht gab und dann an die Felsen geschmiedet wurde; er wird die Musik des heiligen Trostes aus dem Grabe des letzten Titanen vernehmen. Treue für Treue; es war des großen Kaisers unsterbliches Verdienst, dem Mann, der das Reich erschaffen sollte, in schwersten Zeiten, in Sturm und Drang die Treue gehalten zu haben. Diesem Verdienste ordnete Bismarcks bis zum Grunde gehende Weisheit all den Ruhm seiner Thaten unter und wir empfinden eine erhabene Rührung, da der sterbende Riese noch einmal das Geschenk seines Lebens dem bei den

Vätern ruhenden viel geliebten alten Herrn vermacht. — In die Rede aber, die bei der kirchlichen Feier zu Berlin in der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche der Superintendent Faber hielt, mögen diese einleitenden Worte ausklingen:

„Herr Gott, ewiger, allmächtiger Vater, vor Dein Angesicht kommt ein Volk in Trauer um den Mann, durch den es zum Volk geworden ist, und Deutschland weint um seinen größten Sohn. Das tiefe Leid wird wiederum wach, in dem wir vor zehn Jahren dem unvergeßlichen Heldenkaiser Klagerufe nachriefen und bald darauf dem Liebling der Nation den Lorbeer des Helden und die Palme des Dulders legten auf sein frühes Grab. Es ist uns, als sollte die gewaltige Zeit, in der Du durch Deine auserwählten Rüstzeuge der Weltgeschichte eine Wende gabst zu Deutschlands Heil, im letzten Abendrot verglimmen, nun da der alte große Kanzler heimgegangen ist zu seinem alten großen Kaiser. Aber die Hoffnung blickt milde in unser Abschiedsweh hinein, daß Du, o Herr, ein Volk nicht verlassen wirst, das Du solcher Männer würdigtest, und daß ein Volk, das so um seinen Helden trauert, einer gesegneten Zukunft nicht entbehren wird. So ist denn mächtiger als unsere Trauer unser Herzensdank, daß Du uns diesen gewaltigen Mann geschenkt hast in seiner urwüchsigen Kraft, seinem eisernen Willen, seinen bahnbrechenden Gedanken. Du bist es, der ihn zubereitet hat zu den unvergleichlichen Aufgaben seines Lebens, der ihn seinem hochherzigen Könige zuführte und es gab, daß ihre Herzen und Geister sich verstanden in Kampf und Not, in Sieg und Ruhm, bis der Tod sie schied. Durch Dich ist es geschehen, daß der König ihm das Höchste schenkte, was Fürsten zu vergeben haben, ein unbedingtes Vertrauen, und daß er seinem Könige das Köstliche gab, was ein Unterthan zu bieten hat, Wahrheit und Treue bis in den Tod. Deß wird Dich die Gemeinde deutscher Zunge loben bis in fernste Tage und die Harfen ihrer Sänger Dich rühmen in immer neuen Liedern, daß Du durch ihn und alle jene treuen großen Männer, die König Wilhelm in ernsten Krieges- und in edlen Friedenswerken zur Seite standen, uns Dein Wohlgefallen erwiesen und uns herzlich geholfen hast, und hast ihm scharfe Schwerter in die Hände gegeben, Strafe zu üben unter den Völkern, die sich wider uns setzten, und ihre Könige und Erben zu binden mit den eisernen Ketten und Ringen der Heeresmacht und hernachmals mit dem sanften Bande der Ehrerbietung vor wahrer Größe, daß sie anerkennen mußten das Recht des wiedererstandenen Deutschen Reiches und das Recht des zu Ehren gekommenen deutschen Namens. Weil alles, was des Patrioten Brust mit freudigem Hochgefühl schwellt, mit dem Namen Bismarck verbunden ist, darum danken wir Dir, daß Du ihn uns gegeben hast. Aber auch deß wollen die Heiligen fröhlich sein, preisen und rühmen auf ihren Lagern, daß Du uns in dem entschlafenen Fürsten ein leuchtendes Vorbild deutscher Treue und Kraft geschenkt hast, daran sich je und je die Jugend begeistern, der Volksgeist sich stählen, die Volksseele sich erquicken kann, also daß auch in späteren Tagen sein Name ein Zauber bleiben wird, die Feiglinge zu beschämen, die Schwachen

zu ermutigen, die Starken zu entflammen zu manneskühner That. Insonderheit opfern wir unseren Lobpreis dafür, daß Du den teuren Toten mit dem Besten begnadigt hast, was es giebt auf Erden. Ueber seine Erfolge und Ehren weit hinaus, hinaus über die Freude an der That und dem heißen Ringen, hinaus über die Freude an Sieg und herrlichem Gelingen, ja selbst über die Liebe seiner Familie und seines Vaterlandes hinaus hast Du ihm das Beste darin geschenkt, daß er Deinen eingeborenen Sohn erkannt hat als seinen Herrn und Heiland, und daß er, der vor Dir doch nur ein armer Sünder war, erlöst ist durch das Kreuz dessen, der mit dem scharfen Schwerte des Geistes den Fürsten der Finsternis geschlagen und durch sein heiliges Verdienst alle dunklen Mächte gebunden hat, daß sie nichts vermögen wider die Kinder Gottes. Wir preisen Deine heilige Führung, daß es unser alter Kanzler gewußt hat, daß der Tod die Thür zum Leben ist, und wir vertrauen Deiner Barmherzigkeit, daß Du ihn aus den Eichenhainen des Sachsenwaldes heimgeführt hast zu den Lebensbäumen des Paradieses. In seinem Sinne aber ist es, daß wir Dich, allmächtiger Vater, in dieser heiligen Stunde anrufen für unseren Kaiser und Herrn, daß Du auch ihn alle Zeit segnen wolltest mit treuen und weisen Ratgebern, die ihm kräftiglich helfen, das Erbe der Väter in Frieden zu wahren und auszugestalten; in seinem Sinne ist es, zu beten für sein heißgeliebtes Preußenland, darin die Wurzeln seiner Kraft geborgen waren, und für das ganze deutsche Reich, das auf fester Grundlage aufzubauen seines Lebens höchster Ertrag gewesen ist. O Herr, laß Dein Angesicht leuchten über das teure Vaterland, daß alles, was darin gerecht, werde gut, wachse und erblühe, und alles, was darin anders oder besser werden muß, sich wandle nach Deinem Wohlgefallen, gieb uns sonderlich zu dem hochnötigen Liebes- und Friedenswerke an unserem Volke gute Menschen und flammende Herzen! Und auch das ist im Geiste des Heimgegangenen, daß wir, o Vater des Lichts, Dir heute von neuem geloben, wir wollen Dich fürchten, auf daß wir sonst nichts in der Welt zu fürchten brauchen, wir wollen Glauben halten, wir wollen darauf sein, daß wir alle lieben und besser werden, Altar, Thron und Herd soll uns heilig bleiben. Mit Gott für Kaiser und Reich, das soll unsere Losung bleiben, Dein Wort soll uns Schild und Sonne sein. Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit, er soll auch unsere Hoffnung sein im Leben und im Sterben. Amen."

Erstes Kapitel.

Die erste Jugend.

Als Napoleons Gestirn zur Rüste ging, erhob sich am Firmament hellleuchtend der Stern Otto von Bismarcks. Noch waren die Freiheitskriege nicht beendet, aber doch war die Gewißheit bereits geschaffen, daß das Unwetter, das ein Vierteljahrhundert lang über der Welt gelagert hatte, sich zerstreuen und niemals wiederkehren sollte. Der Knabe, der am 1. April 1815 zu Schönhausen in der Altmark geboren wurde, sollte berufen sein, dereinst die Rache zu nehmen an dem dritten Napoleon für das, was der erste Napoleon an Deutschland gesündigt hat.

Am 11. April erschien in der Spenerschen Zeitung zu Berlin folgende Entbindungsanzeige:

„Die gestern erfolgte glückliche Entbindung meiner Frau von einem gesunden Sohn verfehle ich nicht, allen Verwandten und Freunden unter Verbittung des Glückwunsches bekannt zu machen.
Schönhausen, den 2. April 1815. Ferd. v. Bismarck."

Es war ein schlichter, mit Glücksgütern nicht besonders reich gesegneter Landwirt, der diese Anzeige erlassen hatte. Er hatte einst bei dem Leibkarabinier-Regiment gestanden und als Rittmeister seinen Abschied genommen. Seine Gattin, die Mutter Otto v. Bismarcks, war Luise Wilhelmine Mencken, die Tochter des Kabinettsrats Mencken. Von seinen Eltern erzählt Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen":

Ged. u. Er. I. Mein Vater war vom aristokratischen Vorurteile frei, und sein inneres Gleichheitsgefühl war, wenn überhaupt, nur durch die Offizierseindrücke seiner Jugend, keineswegs aber durch Ueberschätzung des Geburtsstandes modifiziert. Meine Mutter war die Tochter des in den damaligen Hofkreisen für liberal geltenden Kabinettsrats Friedrich des Großen, Friedrich Wilhelm II. und III. aus der Leipziger Professorenfamilie Mencken, welche in ihren letzten, mir vorhergehenden Generationen nach Preußen in den auswärtigen und den Hofdienst geraten war. Der Freiherr von Stein hat meinen Großvater Mencken als einen ehrlichen, stark liberalen Beamten bezeichnet. Unter diesen Umständen waren die Auffassungen, die ich mit der Muttermilch einsog, eher liberal als reaktionär, und meine Mutter würde, wenn sie meine ministerielle Thätigkeit erlebt hätte, mit der Richtung derselben kaum einverstanden gewesen sein, wenn

sie auch an den äußern Erfolgen meiner amtlichen Laufbahn große Freude empfunden haben würde. Sie war in bureaukratischen und Hofkreisen groß geworden; Friedrich Wilhelm IV. sprach von ihr als „Minchen" im Andenken an Kinderspiele.

Am 15. Mai fand die Taufe statt. Nur das erste Jahr seiner Kindheit verlebte Bismarck in Schönhausen. Schon im Jahre 1816 siedelten die Eltern nach Kniephof in Pommern über; durch Erbschaft und Vergleich waren sie in den Besitz der Rittergüter Kniephof, Jarchelin und Külz gekommen. In Kniephof wuchs der kleine Bismarck unter den Augen seiner Eltern auf, in einer Umgebung, die eine Reihe landwirtschaftlicher Reize bot. Das Herrenhaus selbst war einfach und unansehnlich, doch war der schöne Garten und der Karpfenteich des Gutes weithin berühmt. In dieser Umgebung blieb der Knabe bis zum 6. Lebensjahre, und eine Reihe von niedlichen Zügen ist uns aus dieser kurzen Periode erhalten. Einige dieser Züge mögen an dieser Stelle Platz finden:

Aus seiner frühesten Kindheit erzählt eine zur Familie gehörige Dame: Otto saß am Nebentisch und wartete mit vorgebundener Serviette auf das Essen — das ihm von Kindheit an vortrefflich schmeckte — den Rücken gegen die Tafel gekehrt, an welcher die Eltern mit den Gästen Platz genommen hatten. Der glückliche Vater betrachtete den Sohn mit den zärtlichsten Blicken und rief dann der Gemahlin entzückt zu: „Minchen, sieh doch den Jungen, wie er da sitzt und mit den Beenekens baumelt!" Und so baumelte denn der kleine Otto ganz vergnügt mit den „Beenekens" weiter zur Freude seines Vaters. Einst fragte ihn die Mutter beim Gutenachtsagen: „Hast Du Dein Süppchen schon gegessen?" Er lief davon und kam nach einer Weile zurück mit einem fröhlichen „Ja!" Er hatte es nämlich vergessen und sich erst bei Lotte Schmeling erkundigt. Nach Kinderart hatte Otto die Leidenschaft, alles, was ihm eßbar dünkte, zu kosten. Die Mutter nahm ihn dann scharf ins Verhör. „Otto, was hast Du gegessen? Du riechst nach Medizin!" rief die Mutter einst. Das Kind besann sich eine Weile, dann sagte es ruhig: „In des Vaters Stube stand am Fenster eine Flasche, die nahm ich an den Mund, ich habe aber nicht davon getrunken, weil sie zu sehr stankte." Er blieb ruhig, nett und freundlich, und obwohl ihn das ganze Haus verzog, wurde er nicht unartig. Der Vater war das Herz, die Mutter der Verstand des Hauses.

Mit sechs Jahren wurde Otto v. Bismarck in die Plamannsche Erziehungsanstalt zu Berlin gebracht, wo sich sein älterer Bruder Bernhard bereits befand. Die Eltern mochten glauben, daß die geistige und körperliche Gewandtheit durch Verkehr mit Altersgenossen mehr gefördert werde, daß sie unter Fremden weniger verzogen werden würden als daheim, wo namentlich der Vater sich nur ungemein schwer für eine gewisse Strenge entschloß. Bismarck hat später nur mit geringer Freude an den Aufenthalt in jener Anstalt gedacht, die, nach Jahnschen Grundsätzen geleitet, die individuelle Eigenart der Zöglinge so wenig in Rücksicht zog, daß er sie später oft geradezu als Zuchthaus schilderte und noch im Jahre 1872 in herbem Tone bemerkte:

Meine Geschlechtsfolge besteht aus der Abwechselung einer geprügelten mit einer prügelnden Generation. Die Geprügelten, zu denen gehöre ich — es waren die Gelehrten, die Büchersammler; — sie vermehrten die Hausbibliothek. Da

sie hart erzogen wurden, machten sie es an ihren Kindern durch Liberalität wieder gut. Unsere Kinder natürlich sehen aber wieder ein, daß man sie hätte straffer zügeln müssen, und prügeln unsere Enkel!

Immerhin erkannte er doch noch in seinen „Erinnerungen" an, daß er aus dieser Schule deutsch-nationale Eindrücke mitgebracht habe. In der Anstalt bestand das Prinzip, die Jugend vor allen Dingen abzuhärten, sie nach Art der Spartaner auszubilden. Noch nach langen Jahren klagte Bismarck:

Immer habe es im Institut nur Milch und Brot zum Frühstück, Brot mit Salz zum zweiten Frühstück und zur Vesper gegeben und mittags immer „elastisches Fleisch, nicht gerade hart, aber der Zahn konnte damit nicht fertig werden." Und Mohrrüben — „roh aß ich sie recht gern, aber gekocht und harte Kartoffeln darin, viereckige Stücke!"

Bismarck traf um Ostern 1822 in der Anstalt ein. Einer seiner Mitschüler, der sich damals in der Knabenschar befand, welche den neuen Zögling begrüßte, hat später über diese Szene erzählt:

Wir befanden uns auf dem Mittelflur, als die nach der Straße führende Hausthür sich aufthat und der Kutscher des Herrn von Bismarck in dem damals üblichen weiten Mantel mit lang herabhängendem Rundkragen eintrat, Otto, gleichfalls in einen solchen Mantel gehüllt, auf dem Arme tragend. Er war schon damals ein hochaufgeschossener Knabe und ragte weit über das Haupt des Kutschers hinaus. Wir eilten auf Otto zu, aber er verzog keine Miene und sah nur mit imponierendem Ernst von oben herab auf uns nieder. — „Wie kommt es nur" — diese Frage knüpft der Erzähler an jene Mitteilung — „daß dieses Bild mir nach mehr als fünfzig Jahren klar im Gedächtnis geblieben ist, dieses Bild eines Knaben, von dem ich sonst aus jener Zeit nichts, durchaus gar nichts weiß? — War das eine Ahnung davon, daß er einst so hoch über uns gestellt sein werde?"

Das Leben in der Anstalt hat in allgemeinen Zügen Ernst Krigar, ein Mitschüler Ottos, in seinem Schriftchen geschildert: „Kleine Mitteilungen aus der Jugendzeit des Fürsten Bismarck":

J. E. Krigar, Kl. Mitt. Des Morgens wurden wir durch das Läuten einer kleinen Glocke Punkt 6 Uhr geweckt. Unser Frühstück bestand in Milch und etwas Brot. Um 7 Uhr begannen die Lehrstunden, jedoch fand zuvor eine kurze religiöse Erbauung statt. Es wurde ein Choral gesungen; der Direktor Plamann hielt einen kurzen Vortrag; darauf begann der Unterricht. Um 10 Uhr konnten wir uns eine halbe Stunde im Garten beim zweiten Frühstück erholen, welches aus Brot und Salz bestand; im Sommer erhielten wir noch etwas Obst dazu. Mittags 12 Uhr wurde zu Tisch geläutet. Alles strömte nach dem großen Saal, wo Frau Direktor Plamann und eine Nichte derselben jedem Lehrer und jedem Schüler selbst die Portionen auftrugen. Das Essen war überaus einfach, aber kräftig und gut zubereitet. Wer noch Verlangen nach einer zweiten Portion hatte, mußte mit seinem Teller selbst zur Frau Plamann gehen und darum bitten. Wer seine Portion nicht aufessen konnte oder wollte, mußte nach Tische im Garten auf der Terrasse mit seinem Teller so lange stehen, bis der Rest vollständig verzehrt war. Täglich hatten wir das Schauspiel, daß drei bis vier Schüler dort aufgestellt wurden. Von 2 Uhr nachmittags dauerten die Lehrstunden wieder bis 4 Uhr. Jetzt war Vesper; es gab wieder Brot und Salz; bis 7 Uhr wurde dann weiter unterrichtet. Von dieser Zeit an wurden die aufgegebenen Arbeiten oder Spiele im Freien vorgenommen. Das Abendessen bestand in der Regel aus Warmbier oder belegten Butterbroten. Die Unterrichtszeit würde uns oft sehr lang geworden sein, wenn sie nicht wenigstens durch zwei Stunden Turnen gekürzt worden wäre. Diese Stunden

waren stets die größte Erholung für uns, und ganz besonders fesselte uns der Fechtunterricht bei dem Lehrer Ernst Eiselen.

Noch eine Szene aus jenen Tagen der ersten Kindheit, die sein Genosse Ernst Krigar erzählt, möge hier Platz finden:

Zu Weihnachten hatte einer unserer Mitschüler von seinen Eltern „Beckers Erzählungen aus der alten Welt" zum Geschenk erhalten; das Buch wurde von uns so fleißig gelesen, daß das eine Exemplar lange nicht ausreichte, unsere Wißbegierde zu stillen. Bald hatte sich denn auch eine größere Zahl von Schülern dies Buch von ihren Eltern schenken lassen. Jetzt wurde der Trojanische Krieg vorgenommen. Der erste, welcher diesen ganzen Teil des Buches auswendig konnte, war Otto v. Bismarck. Am Ende des Gartens der Anstalt, jetzt nach der Königgrätzer Straße zu, stand ein schön gewachsener Lindenbaum. Es war dies der einzige Baum im Garten der Anstalt, zu dem hinaufzuklettern wir die Erlaubnis hatten. Dies war in den Freistunden unser liebster Aufenthalt. — „Nach der Linde!" hieß es, wenn irgend etwas Wichtiges mitzuteilen oder zu beraten war. Sie bildete den Mittelpunkt des Gartens für uns. — Otto v. Bismarck übernahm in der Regel das Vorlesen des Trojanischen Krieges und wählte sich dazu häufig seinen Lieblingssitz auf der Linde. Wir Zuhörer, soweit wir Platz hatten, bestiegen ebenfalls den Baum, die übrigen lagerten sich unter demselben. Mit welcher Aufmerksamkeit folgten wir dem Vorleser, mit welcher Begeisterung wurden die Heldenthaten der Griechen vor Troja aufgenommen! Es dauerte nicht lange, so hatte jeder von uns den Namen eines dieser Helden. Bismarck konnte kein anderer als der Telamonier Ajax sein.

In der That war der junge Otto ein rechter Sohn der märkischen Erde. Frisch, lebendig, leicht empfänglich für alle Eindrücke, ein aufopfernder Kamerad, tapfer und resolut stellte er sich gern auf die Seite der Schwachen und unternahm manch hitzige Fehde mit den Stärkeren.

Sechs Jahre hat der Aufenthalt in der Plamannschen Anstalt gedauert. Jetzt ist das Haus verschwunden, in dem sie sich befand, ein neuer Prachtbau erhebt sich in der östlichen Häuserflucht der Königgrätzerstraße 88, und nur eine Tafel kündet noch: „Hier stand die Bismarcklinde im Garten der Plamannschen Erziehungsanstalt, deren Zögling der Fürst war 1822—27."

In jene Zeit muß eine Ferienreise gefallen sein, die mit ihm die Eltern nach Thüringen unternahmen. Denn in einer Rede am 31. Juli 1892 sagte Bismarck:

In Thüringen habe ich als Kind zuerst — das nordische Flachland in Brandenburg und Pommern sieht ja ganz anders aus — Felsen, Berge und Burgen mit ihren geschichtlichen Erinnerungen kennen gelernt. Die ersten Eindrücke der Kindheit haben um den Begriff Thüringen in meinen Empfindungen einen Nimbus der Romantik gewebt, der getragen wurde namentlich durch die Erinnerungen an die Wartburg, an ihre Vorzeit, an Luther, an die Reformation. Rede v. 31. 7. 1892

Im Herbst 1827 zogen die Eltern für einen großen Teil des Jahres nach Berlin und nahmen ihn auch in ihre in der Behrenstraße 39 gelegene Wohnung mit. Zu gleicher Zeit verließ er die bisher in Berlin besuchte Schule, um in die Untertertia des Friedrich Wilhelm-Gymnasiums einzutreten. Hier gewann vor allem der spätere Direktor des grauen Klosters Professor Dr. Bonnell Einfluß auf ihn. Diesen ausgezeichneten Mann erfüllte schon am Tage der Aufnahme das Wesen und die Haltung des Knaben mit tiefer Zuneigung für ihn.

Die neu Aufgenommenen saßen im Schulsaale auf mehreren Bänken hintereinander, sodaß die Lehrer während der Einleitungsfeier Gelegenheit hatten, die neu Aufgenommenen sämtlich durchzumustern. Otto von Bismarck saß mit sichtlicher Spannung, mit freundlichem Knabengesicht und hell leuchtenden Augen frisch und munter unter seinen Kameraden, sodaß ich bei mir dachte: Das ist ja ein nettes Jungchen, den will ich besonders ins Auge fassen.

Als Bonnell als Direktor zum grauen Kloster versetzt wurde, folgte ihm Bismarck. Am 31. März 1831, einen Tag vor seinem 16. Geburtstag, wurde er dann von Schleiermacher in der Dreifaltigkeitskirche eingesegnet. Noch als greiser Mann erzählte Bismarck:

Noch weiß ich genau das Plätzchen in der Kirche, wo ich unter den Konfirmanden gesessen habe; und als ich dann aufgerufen wurde und vor den Altar treten sollte, pochte mir gewaltig das Herz. Den Spruch, welchen Schleiermacher mir mitgegeben, glaube ich ziemlich richtig sagen zu können: „Was Ihr thut, das thut dem Herrn, und nicht den Menschen;" aber die Stelle, wo er steht, habe ich vergessen. Nicht war, ein besseres Wort konnte mir nicht mitgegeben werden. Der Spruch soll mein Leitstern bleiben." Es ist die Stelle Kolosser 3, 23: „Alles was Ihr thut, das thut von Herzen, als dem Herrn, und nicht den Menschen.

Bald darauf wurde der Knabe der Pensionär seines Direktors, der am Königsgraben Nr. 4 wohnte. Auch aus dieser Zeit besitzen wir ein Urteil des trefflichen Pädagogen über seinen Zögling:

Er bewegte sich freundlich, anspruchslos und durchaus zutraulich in meiner einfachen Häuslichkeit, die sich damals auf meine Frau und meinen einjährigen Sohn beschränkte. Er zeigte sich in jeder Beziehung liebenswürdig. Er ging des Abends fast niemals aus; wenn ich zu dieser Zeit zuweilen nicht zu Hause war, so unterhielt er sich freundlich und harmlos plaudernd mit meiner Frau und verriet eine starke Neigung zu gemütlicher Häuslichkeit. Er hatte unser ganzes Herz gewonnen, und wir brachten ihm alle Liebe und Sorgfalt entgegen, so daß sein Vater später, nach seinem Scheiden von uns, äußerte, daß der Sohn sich in keinem Hause so wohl wie bei uns befunden habe.

Wie groß die Anhänglichkeit war, die Bismarck noch in späten Jahren für seinen alten treuen Lehrer bewahrte, beweist folgende Episode, die wiederum Bonnell erzählt:

Der 17. April 1871 war der Tag, an welchem die Stadt Berlin die zum erstenmal versammelten Abgeordneten des deutschen Reichstages in dem großen Festsaale des neuen Rathauses begrüßte. Ich war auch dazu eingeladen. In dem großen Gedränge der Abgeordneten und Notabilitäten jeder Art zog natürlich Bismarck die Aufmerksamkeit am meisten auf sich. Plötzlich steht der große Mann vor mir und reicht mir in gewohnter Freundlichkeit beide Hände. Die Hitze des Saales hatte mein Gesicht gerötet; deshalb drückte er seine Freude darüber aus, mich so wohl zu finden. Ich kann dies Ew. Durchlaucht zurückgeben, sagte ich, und doch haben Sie einen bedeutenden Teil der Weltgeschichte nicht bloß durchgemacht, sondern gemacht. — Nun, erwiderte er, ich habe so etwas an ihren Fäden gesponnen. Darauf folgten noch andere freundliche Worte, Erkundigungen nach meiner Frau u. s. w.

Die Zeitungen schilderten dann in den nächsten Tagen den Eindruck, den dieser Vorgang auf die im Rathaussaale Versammelten gemacht hatte. In dem Bericht des einen Blattes hieß es: „Wer ist der kleine alte Herr, mit dem Bismarck so lange spricht, zu dem er sich fast herabzubeugen scheint? Es ist

der Direktor Bonnell, der einst des Fürsten Lehrer war. Es thut einem wohl zu sehen, wie respektvoll der große Schüler noch heute vor seinem alten Lehrer steht. — —

Bonnell ist auch der Lehrer der beiden Söhne Bismarcks später geworden. Als diese im März 1869 die Reifeprüfung bestanden hatten, lud der Vater am 9. März die Prüfungskommission zu Tische. Die Unterhaltung bewegte sich so ungezwungen wie immer in diesem Hause. Da erhob sich der Kanzler mit dem Glase und sprach etwa folgendes:

Vor 38 Jahren um dieselbe Zeit habe ich das Abiturientenexamen bestanden, und zwar vor demselben Manne und unter Leitung desselben Mannes, der jetzt meine beiden Söhne zu demselben Ziele geleitet hat. Ich weiß, was ich ihm verdanke. Mögen auch meine Söhne ihm stets ein dankbares Andenken bewahren. Indem ich Sie, verehrte Anwesende, auffordere, auf das Wohl meines alten lieben Lehrers, des Direktors Bonnell, anzustoßen, verbinde ich zugleich den Dank an die übrigen Lehrer meiner beiden Söhne.

Nur an einer Thatsache nahm das junge Gemüt Bismarcks Anstoß, an einer Thatsache jedoch, die weniger in der Anstalt selbst als in dem damaligen Geiste Berlins begründet war.

Die in meiner Kindheit empfangenen Eindrücke waren wenig dazu angethan, mich zu verjunkern. In der nach Pestalozzischen und Jahnschen Grundsätzen eingerichteten Plamannschen Erziehungsanstalt war das „von" vor meinem Namen ein Nachteil für mein kindliches Behagen im Verkehre mit Mitschülern und Lehrern. Auch auf dem Gymnasium zum grauen Kloster habe ich einzelnen Lehrern gegenüber unter dem Adelshasse zu leiden gehabt, der sich in einem großen Teile des gebildeten Bürgertums als Reminiszenz aus den Zeiten vor 1806 erhalten hatte. Aber selbst die aggressive Tendenz, die in bürgerlichen Kreisen unter Umständen zum Vorschein kam, hat mich niemals zu einem Vorstoße in entgegengesetzter Richtung veranlaßt. Ged. u. Er. I

Freundlichere Episoden aus seiner Schülerzeit hat Bismarck später wiederholt erzählt, so die von Trine Neumann, die ihm und seinem Bruder, wenn die Eltern abwesend waren, die Wirtschaft führte:

Trine Neumann stammte von meinem väterlichen Gute Schönhausen in der Altmark. Sie hatte uns Jungen herzlich lieb und that alles, was sie uns an den Augen absehen konnte. So machte sie uns zu abend fast immer unser Leibgericht: Eierkuchen. Wenn wir gegen Abend ausgingen, ermahnte Trine Neumann uns regelmäßig: „Bliewt hüt nich so lang ut, dat min Kauken nich afbacken!" und regelmäßig, wenn wir endlich nach Hause kamen, hörten wir die gute Trine schon von weitem wie einen Rohrsperling schimpfen: „Na wart, Jungens, ut Euch wart in'n Leben nix Vernünftiges — die Kauken sind all wedder afbackt!" Aber der Zorn der guten Trine war immer bald verraucht, wenn sie sah, wie vortrefflich ihre „afbackten Kauken" uns Jungens schmeckten.

Auch von Bällen jener Jahre weiß Bismarck launig zu erzählen. „Ich besinne mich, obwohl ich damals noch sehr klein war, es muß im Jahre 1821 oder 1822 gewesen sein — da waren die Minister noch sehr große Tiere, angestaunt, geheimnisvoll. Da war einmal bei Schuckmann große Gesellschaft, was man damals Assemblée nannte. Was war der als Minister für ein schrecklich großes Tier! Da gingen meine Eltern auch hin. Ich weiß noch wie heute. Meine Mutter hatte lange Handschuhe an, bis hier her (er zeigte es am Oberarm), ein Kleid mit kurzer Taille, aufgebauschte Locken zu beiden Seiten und auf dem Kopfe eine große Straußenfeder. — Später war da ein Gesandter in Berlin, der gab auch solche Bälle, wo bis um 3 Uhr getanzt wurde, und wo es nichts zu essen setzte. Da weiß ich, daß ich und ein paar gute Freunde oft hingingen, zuletzt lehnten wir jungen Leute uns auf. Als es spät wurde, zogen

wir Butterbrote aus der Tasche und verzehrten sie. Hernach, das nächste Mal, gab es zu essen, aber wir waren nicht wieder eingeladen."

Am 14. April 1832 bestand der Jüngling, wenig über 17 Jahre alt, das Examen der Reife mit dem Zeugnis No. 2. Seine Mitschüler in der Prima haben ihm später im Festsaal der Anstalt ein Denkmal gesetzt, eine Büste des Kanzlers auf einem Sockel aus schwarzem Marmor.

In die „Muluszeit" fällt wohl folgender Streich, den der übermütige Jüngling in Schönhausen ausführte:

Dort steht am Rande eines Schilfgrabens, der den Park einfaßt, eine steinerne Figur, die den Herkules mit der Keule, die eine Hand auf den Rücken gelegt, darstellt. Als Otto eines Tages mit der Flinte über der Schulter vom Birschgange heimkehrte und den nackten griechischen Halbgott, der ihm in respektwidriger Weise den Rücken zuwendete, erblickte, zuckte es ihm in den Fingern, einmal seine Birschflinte auf die Kehrseite des Herkules abzudrücken. Alsbald riß er das Gewehr von der Schulter, legte an und zielte. Nach wenig Augenblicken zeigte der Herkules auf seiner Hinterseite eine Schußnarbe, die er heutigen Tages noch trägt. Einige Tage nach jenem Vorfall ging Herr von Bismarck mit seinem Sohne durch den Park und bemerkte die Verunglimpfung, welche dem steinernen Heros zugefügt worden war. Mit ernster Miene fragte, auf die Narbe deutend, der Vater: „Otto, bist du das gewesen?" In heiterer Laune antwortete dieser unbefangenen Tones: „Ja Papa; aber ich dachte nicht, daß es ihm so wehe thun würde. Er hat gleich mit der Hand nach hinten unterhalb des Rückens gefaßt, wo er sie noch hält."

Zweites Kapitel.

Bismarck als Jurist und Landwirt.

Am 10. Mai 1832 zog Otto v. Bismarck als Student der Rechte in Göttingen ein; das flotte Burschenleben erfaßte ihn trotz aller sorglichen mütterlichen Mahnungen bald genug, und wenn er auch anfangs noch eine ganze Anzahl von Kollegien besuchte, so ist doch niemals darüber Klage geführt worden, daß er sie allzu häufig besucht habe. Wehmütig hat er jener schönen Zeiten am 29. Juni 1893 gedacht, als er bei seiner Durchfahrt nach Kissingen von den Vertretern der Stadt und der Universität und einer vieltausendköpfigen Menge am Bahnhof begrüßt wurde. Das Haupt mit der grünen Mütze des Korps Hannovera bedeckt, erwiderte er auf die Anfrage des Rektors:

Er danke herzlich für die freundliche Begrüßung in der alten Musenstadt. Vor sechzig Jahren sei er in die Thore von Göttingen eingezogen als flotter, frischer Student, und er müsse sagen, von allen den Orten, denen er seine Bildung verdanke, sei ihm Göttingen noch jetzt der liebste, da so schöne Jugenderinnerungen ihn an unsere Stadt bänden. Zuviel gearbeitet freilich habe er hier nicht. Jetzt sei die Zeit eine andere, sie erfordere auch von der studierenden Jugend ernsten Fleiß. Man rede jetzt so viel von einem Normalarbeitstage. Auch der Student möge sich einen solchen angewöhnen. Das mache in vier Studienjahren mehr als 4000 Arbeitsstunden, und in solchen könne man recht viel lernen. Er erwiderte die freundliche Begrüßung mit einem Hoch auf Göttingen und die Studentenschaft. Penzler Bd. V.

Die Wahl der Korporation, der Bismarck beitrat, hat nicht ausschließlich von Zufälligkeiten abgehangen, sondern auch von ganz bestimmten Empfindungen und Ueberzeugungen. Er erzählt ja in seinen „Erinnerungen“, daß er wohl die Schule als Pantheist und wenn nicht als Republikaner, so doch mit der Ueberzeugung verlassen habe, daß die Republik die vernünftigste Staatsform wäre, daß jedoch die angeborenen preußisch-monarchischen Gefühle niemals ausgetilgt worden seien und daß seine geschichtlichen Sympathien auf Seite der Autorität gestanden haben; Harmodios und Aristogeiton sowohl wie Brutus galten seinem „kindlichen Rechtsgefühl“ als Verbrecher und Tell als ein Rebell und Mörder:

Doch blieb mein deutsches Nationalgefühl so stark, daß ich im Anfang der Universitätszeit zunächst zur Burschenschaft in Beziehung geriet, welche die Pflege Ged. u. Er. I

des nationalen Gefühls als ihren Zweck bezeichnete. Aber bei persönlicher Bekanntschaft mit ihren Mitgliedern mißfielen mir ihre Weigerung, Satisfaktion zu geben, und ihr Mangel an äußerlicher Erziehung und an Formen der guten Gesellschaft, bei näherer Bekanntschaft auch die Extravaganz ihrer politischen Auffassungen, die auf einem Mangel an Bildung und an Kenntnis der vorhandenen, historisch gewordenen Lebensverhältnisse beruhte, von denen ich bei meinen siebzehn Jahren mehr zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte als die meisten jener durchschnittlich älteren Studenten. Ich hatte den Eindruck einer Verbindung von Utopie und Mangel an Erziehung. Gleichwohl bewahrte ich innerlich meine nationalen Empfindungen und den Glauben, daß die Entwickelung der nächsten Zukunft uns zur deutschen Einheit führen werde; ich ging mit meinem amerikanischen Freunde Coffin die Wette darauf ein, daß dieses Ziel in 20 Jahren erreicht sein werde.

In mein erstes Semester fiel die Hambacher Feier (27. Mai 1832), deren Festgesang mir in der Erinnerung geblieben ist, in mein drittes der Frankfurter Putsch (3. April 1833). Diese Erscheinungen stießen mich ab, meiner preußischen Schulung widerstrebten tumultarische Eingriffe in die staatliche Ordnung; ich kam nach Berlin mit weniger liberaler Gesinnung zurück, als ich es verlassen hatte, eine Reaktion, die sich wieder abschwächte, nachdem ich mit dem staatlichen Räderwerke in unmittelbare Beziehung getreten war. Was ich etwa über auswärtige Politik dachte, mit der das Publikum sich damals wenig beschäftigte, war im Sinne der Freiheitskriege, vom preußischen Offizierstandpunkt gesehen. Beim Blick auf die Landkarte ärgerte mich der französische Besitz von Straßburg, und der Besuch von Heidelberg, Speier und der Pfalz stimmte mich rachsüchtig und kriegslustig.

Aehnliche Gedanken hat Bismarck auch in seiner Rede auf dem Marktplatz in Jena ausgesprochen, als er erzählte, daß er die Universität mehr mit burschenschaftlichen als mit landsmannschaftlichen Empfindungen bezogen habe. Und auch die in den „Erinnerungen" erwähnte Wette mit dem Amerikaner Coffin hat er wiederholt erzählt:

In Göttingen, da wettete ich einmal mit einem Amerikaner, ob Deutschland in zwanzig Jahren einig sein würde. Wir wetteten um 25 Flaschen Champagner, die der geben sollte, der gewinne. Wer verlor, sollte übers Meer kommen. Er hatte für nicht einig gewettet, ich für einig. Darauf besann ich mich 1853 und wollte hinüber, um meine verlorene Wette zu bezahlen. Wie ich mich aber erkundigte, war er tot. Er hatte gleich so einen Namen, der kein langes Leben versprach — Coffin, Sarg. Das Merkwürdigste dabei ist, daß ich damals — 1833 — schon den Gedanken und die Hoffnung gehabt haben muß, die jetzt mit Gottes Hilfe wahr geworden ist, obwohl ich damals mit den Verbindungen, die das wollten (den Burschenschaften), nur im Gefechtszustande verkehrte.

Bismarck ist nicht sofort in das Korps eingetreten. Zu Anfang verkehrte er vielmehr in einem Kreise von Mecklenburgern, die keine eigentliche Verbindung bildeten. Mit ihnen machte er auch alsbald eine fröhliche Fahrt nach dem Harz. Schon damals lernte er seinen Freund Lothrop Motley kennen und auch mit anderen Söhnen des neuen Weltteiles verkehrte er intim. Ueber sein Vorleben giebt es eine ganze Anzahl von Anekdoten, die jedoch keineswegs als beglaubigt gelten dürfen. Thatsache ist es, daß er am 7. Dezember 1832 als Fuchs bei den Hannoveranern eintrat, nachdem er vorher mit vier Mitgliedern dieses Korps das bekannte Renkontre gehabt hatte. Schon am nächsten Tage hatte er seine erste Mensur mit einem Mitgliede der „Brunsvigia" und

es sind dieser Mensur noch recht viele andere gefolgt, so daß man später sogar von 28 oder 35 erzählt hat. Beglaubigt, weil von Bismarck selbst erzählt, ist folgende Episode:

Bismarck erzählte bei Tische, daß er bei all seinen 28 Mensuren in Göttingen stets unverletzt davongekommen sei. Jemand erwiderte: „Aber einmal haben Exzellenz doch etwas abgekriegt; wie hieß doch der kleine Hannoveraner? — nicht wahr: Biedenfeld?“ — „Biederweg“, berichtigte Bismarck, „er war auch nicht klein, sondern beinahe so groß wie ich. Das kam aber nur davon, weil seine Klinge absprang; sie war wahrscheinlich schlecht eingeschraubt. Das abspringende Stück fuhr mir ins Gesicht und schrammte mich“ — er faßte nach der linken Wange, wo noch eine kleine Narbe zu erkennen war — „der Blutige war also nicht kommentmäßig und wurde auch für ungültig erklärt.“

Aus den Universitätsakten ergiebt sich, daß Bismarck im Jahre 1833 als Unparteiischer ein Pistolenduell leitete, daß ihm bald darauf unter Androhung der Relegation eine Mensur mit drei anderen verboten wurde und daß er darauf im Mai wieder aus ähnlichen Gründen zweimal Karzer erhielt und das Consilium abeundi unterschreiben mußte. Als er einmal mit mehreren Kommilitonen einen Ausflug nach Jena machte, wurde er von dem dortigen Universitätsrichter ausgewiesen. Am 11. September 1833 verließ Bismarck Göttingen mit folgendem Abgangszeugnis:

Wir Prorektor und Senat der Königlich Großbritannisch-Hannoverschen Georg-Augusts-Universität bezeugen hierdurch, daß der Studierende Leopold Eduard Otto v. Bismarck aus Schönhausen am 10. Mai 1832 als der Rechte Beflissener unter die Zahl der hiesigen Studierenden aufgenommen ist und sich von der Zeit an bis jetzt Studierens halber hierselbst aufgehalten hat. Hinsichtlich seines Betragens wird bemerkt, daß außer einigen wenigen erheblichen Rügen (die oben bereits aufgezählten) Karzerstrafen gegen ihn erkannt worden sind. Gegeben unter meiner des jetzigen Prorektors Unterschrift und unter Beidrückung des Universitätssiegels. Gieseler.

Gleichzeitig wurde ihm gestattet, eine in Göttingen verwirkte Karzerstrafe in Berlin abzusitzen, wohin sich jetzt der junge Studiosus begab. Schon am 20. Mai 1835 bestand er das Auskultatorexamen und am 4. Juni trat er als Protokollführer bei dem Stadtgericht in Berlin ein. Ursprünglich war es wohl seine Absicht gewesen, sich gleich der diplomatischen Karriere zu widmen, es war der Einfluß des Ministers Ansignon, der ihn davon zurückhielt und ihm riet, zunächst sein Examen als Regierungsassessor zu machen. Bismarck erzählt aus dieser Zeit:

Die Personen und die Einrichtungen unserer Justiz, in der ich zunächst beschäftigt war, gaben meiner jugendlichen Auffassung mehr Stoff zur Kritik als zur Anerkennung. Die praktische Ausbildung des Auskultators begann damit, daß man auf dem Kriminalgericht das Protokoll zu führen hatte, wozu ich von dem Rate, dem ich zugewiesen war, Herrn von Brauchitsch, über die Gebühr herangezogen wurde, weil ich damals über den Durchschnitt schnell und lesbar schrieb. Von den „Untersuchungen“, wie die Kriminalprozesse bei dem damals geltenden Inquisitionsverfahren genannt wurden, hat mir eine den nachhaltigsten Eindruck hinterlassen, welche eine in Berlin weitverzweigte Verbindung zum Zweck der unnatürlichen Laster betraf. Die Klubeinrichtungen der Beteiligten, die Stammbücher, die gleichmachende Wirkung des gemeinschaftlichen Betreibens des Verbotenen durch alle Stände hindurch — alles das bewies schon 1835 eine Demoralisation, welche hinter den Ergebnissen des Prozesses gegen die Geb. u. Er. I.

Heinze'schen Eheleute (Oktober 1891) nicht zurückstand. Die Verzweigungen dieser Gesellschaft reichten bis in hohe Kreise hinauf. Es wurde dem Einflusse des Fürsten Wittgenstein zugeschrieben, daß die Akten von dem Justizministerium eingefordert und, wenigstens während meiner Thätigkeit an dem Kriminalgerichte, nicht zurückgegeben wurden.

Nachdem ich vier Monate protokolliert hatte, wurde ich zu dem Stadtgerichte, vor das die Zivilsachen gehörten, versetzt und aus der mechanischen Beschäftigung des Schreibens unter Diktat plötzlich zu einer selbständigen erhoben, der gegenüber meine Unerfahrenheit und mein Gefühl mir die Stellung erschwerten. Das erste Stadium, in welchem der juristische Neuling damals zu einer selbständigen Thätigkeit berufen wurde, waren nämlich die Ehescheidungen. Offenbar als das Unwichtigste betrachtet, waren sie dem unfähigsten Rate, namens Prätorius, übertragen, und unter ihm der Bearbeitung der ganz grünen Auskultatoren überlassen worden, die damit in corpore vili ihre ersten Experimente in der Richterrolle zu machen hatten, allerdings unter nomineller Verantwortlichkeit des Herrn Prätorius, der jedoch ihren Verhandlungen nicht beiwohnte. Zur Charakterisierung dieses Herrn wurde uns jungen Leuten erzählt, daß er in den Sitzungen, wenn behufs der Abstimmung aus einem leichten Schlummer geweckt, zu sagen pflegte: „Ich stimme wie der Kollege Tempelhof", und gelegentlich darauf aufmerksam gemacht werden mußte, daß Herr Tempelhof nicht anwesend sei.

Ich trug ihm einmal meine Verlegenheit vor, daß ich, wenige Monate über 20 Jahre alt, mit einem aufgeregten Ehepaare den Sühneversuch vornehmen solle, der für meine Auffassung einen gewissen kirchlichen und sittlichen Nimbus hatte, dem ich mich in meiner Seelenstimmung nicht adäquat fühlte. Ich fand Prätorius in der verdrießlichen Stimmung eines zur Unzeit geweckten, älteren Herrn, der außerdem die Abneigung mancher alten Bürokraten gegen einen jungen Edelmann hegte. Er sagte mit geringschätzigem Lächeln: „Es ist verdrießlich, Herr Referendarius, wenn man sich auch nicht ein bischen zu helfen weiß; ich werde Ihnen zeigen, wie man das macht." Ich kehrte mit ihm in das Terminszimmer zurück. Der Fall lag so, daß der Mann geschieden sein wollte, die Frau nicht, der Mann sie des Ehebruchs beschuldigte, die Frau mit thränenreichen Deklamationen ihre Unschuld beteuerte und trotz aller Mißhandlung von seiten des Mannes bei ihm bleiben wollte. Mit seinem lispelnden Zungenanschlage sprach Prätorius die Frau also an: „Aber Frau, sei Sie doch nicht so dumm; was hat Sie denn davon? Wenn Sie nach Hause kommt, schlägt Ihr der Mann die Jacke voll, bis Sie es nicht mehr aushalten kann. Sage Sie doch einfach „ja", dann ist sie mit dem Säufer kurzer Hand auseinander." Darauf die Frau weinend und schreiend: „Ich bin eine ehrliche Frau, kann die Schande nicht auf mich nehmen, will nicht geschieden sein." Nach mehrfacher Replik und Duplik in dieser Tonart wandte sich Prätorius zu mir mit den Worten: „Da sie nicht Vernunft annehmen will, so schreiben Sie, Herr Referendarius," und diktierte mir die Worte, die ich wegen des tiefen Eindrucks, welchen sie mir machten noch heut auswendig weiß: „Nachdem der Sühneversuch angestellt und die dafür dem Gebiete der Moral und Religion entnommenen Gründe erfolglos geblieben waren, wurde wie folgt weiter verhandelt." Mein Vorgesetzter erhob sich und sagte: „Nun merken Sie sich, wie man das macht, und lassen Sie mich künftig mit dergleichen in Ruhe." Ich begleitete ihn zur Thüre und setzte die Verhandlung fort. Die Station der Ehescheidungen dauerte, so viel ich mich erinnere, vier bis sechs Wochen, ein Sühneversuch kam mir nicht wieder vor. Es war ein gewisses Bedürfnis vorhanden für die Verordnung über das Verfahren in Ehescheidungen, auf welche Friedrich Wilhelm IV. sich beschränken mußte, nachdem sein Versuch, ein Gesetz über Aenderung des materiellen Eherechts zustande zu bringen, an dem Widerstande des Staatsrates gescheitert war. Dabei mag erwähnt werden, daß durch jene Verordnung zuerst in den Provinzen des Allgemeinen Landrechts der Staatsanwalt ein-

geführt worden ist, als defensor matrimonii und zur Verhütung von Kollusionen der Parteien.

Ansprechender war das folgende Stadium der Bagatellprozesse, wo der ungeschulte junge Jurist wenigstens eine Uebung im Aufnehmen von Klagen und Vernehmen von Zeugen gewann, wo man ihn im ganzen aber doch mehr als Hülfsarbeiter ausnutzte, als mit Belehrung förderte. Das Lokal und die Prozedur hatten etwas von dem unruhigen Verkehre an einem Eisenbahnschalter. Der Raum, wo der leitende Rat und die drei oder vier Auskultatoren mit dem Rücken gegen das Publikum saßen, war von hölzernen Gittern umgeben, und die dadurch gebildete viereckige Bucht war von der wechselnden und mehr oder weniger lärmenden Menge der Parteien rings umflutet.

Am bekanntesten aus jener Zeit ist folgende Anekdote:

Der Auskultator Otto v. Bismarck vernimmt eines Tages einen echten Berliner zu Protokoll, der durch seine Unverschämtheit endlich die Fassung des Protokollführers so erschüttert, daß dieser aufspringt und ihm zuruft: „Herr, menagieren Sie sich, oder ich werfe Sie hinaus!" Der anwesende Stadtgerichtsrat klopft dem erhitzten Auskultator freundschaftlich auf die Schulter und flüstert beruhigend: „Herr Auskultator, das Hinauswerfen ist meine Sache!" Die Vernehmung wird fortgesetzt, es dauert aber gar nicht lange, so springt Bismarck wieder auf und donnert: „Herr, menagieren Sie sich, oder ich lasse Sie durch den Herrn Stadtgerichtsrat hinauswerfen!"

Bismarck wurde natürlich auch bei Hofe eingeführt. Dort begegnete er zum ersten Male dem Prinzen von Preußen, seinem späteren kaiserlichen Freunde und Herrn. Bismarck erzählt darüber:

Meine erste Begegnung mit ihm war im Winter 1834/35 auf einem Hofballe gewesen. Ich stand neben einem Herrn von Schack aus Mecklenburg, der, wie ich, lang gewachsen und auch in Justizreferendarien-Uniform war, was den Prinzen zu dem Scherz veranlaßte, die Justiz suche sich jetzt die Leute wohl nach dem Gardemaße aus. Dann zu mir gewandt, fragte er mich, weshalb ich nicht Soldat geworden sei. „Ich hatte den Wunsch," erwiderte ich, „aber die Eltern waren dagegen, weil die Aussichten zu ungünstig seien." Worauf der Prinz sagte: „Brillant ist die Karriere allerdings nicht, aber bei der Justiz auch nicht." Während des Ersten Vereinigten Landtages, dem er als Mitglied der Herrenkurie angehörte, redete er mich in den vereinigten Sitzungen wiederholt in einer Weise an, die sein Wohlgefallen an der damals von mir angenommenen politischen Haltung bezeugte. Ged. u. Er. I

Ueber seine Tanzkünste hat Bismarck in dem Kapitel über seine Frankfurter Zeit sehr liebenswürdig geplaudert:

Durch einen Zufall wurde ich damals auf den gesundheitlichen Nutzen des Tanzens aufmerksam, das ich mit 27 Jahren aufgegeben hatte in dem Gefühle, daß dieses Vergnügen nur „der Jugend" anstehe. Auf einem der Hofbälle bat mich eine mir befreundete Dame, ihren abhanden gekommenen Tänzer für den Kotillon zu suchen und, da ich ihn nicht fand, zu ersetzen. Nachdem ich die erste Schwindelbesorgnis auf dem glatten Parkett des Weißen Saales überwunden hatte, tanzte ich mit Vergnügen und fand nachher einen so gesunden Schlaf, wie ich ihn lange nicht genossen hatte. In Frankfurt tanzte alle Welt, voran der 65jährige Gesandte Monsieur Marquis de Tallenay, nach Proklamierung des Kaisertums in Frankreich: Monsieur le Marquis de Tallenay, und ich fand mich leicht in diese Gewohnheit, obschon es mir am Bunde nicht an Zeit zum Gehen und Reiten fehlte. Auch in Berlin, als ich Minister geworden war, versagte ich mich nicht, wenn ich von befreundeten Damen aufgefordert oder von Prinzessinnen zu einem Tanze befohlen wurde, bekam aber stets sarkastische Bemerkungen des Königs darüber zu hören, der mir zum Beispiel sagte: „Man Ged. u. Er. I.

macht es mir zum Vorwurf, einen leichtsinnigen Minister gewählt zu haben. Sie sollten den Eindruck nicht dadurch verstärken, daß Sie tanzen." Den Prinzessinnen wurde dann untersagt, mich zum Tänzer zu wählen. Auch die andauernde Tanzfähigkeit des Herrn von Keudell hat mir, wenn es sich um seine Beförderung handelte, bei Seiner Majestät Schwierigkeit gemacht. Es entsprach das der bescheidenen Natur des Kaisers, der seine Würde auch durch Vermeiden unnötiger Aeußerlichkeiten, welche die Kritik herausfordern könnten, zu wahren gewöhnt war. Ein tanzender Staatsmann fand in seinen Vorstellungen nur in fürstlichen Ehrenquadrillen Platz; im raschen Walzer verlor er bei ihm an Vertrauen auf die Weisheit seiner Ratschläge.

Die Rechtspflege hat Bismarck nur wenig Befriedigung gebracht. Er blieb ihr auch nur ein Jahr lang treu und ging dann, „um den Umweg zur Diplomatie abzukürzen", zur Verwaltung über. Zunächst ließ er sich nach Aachen versetzen, wo er dem Regierungspräsidenten Grafen Arnim-Boytzenburg unterstellt wurde. Hier aber ergriff ihn die lebhafte Geselligkeit des Badelebens mit aller Macht, er widmete sich weniger den Berufspflichten als dem Vergnügen, und namentlich war es ihm eine Lust, mit fröhlichen Genossen Reiseausflüge zu unternehmen. Aber die Befürchtung, zu „verbummeln", trieb ihn wohl alsbald, um seine Versetzung nach Potsdam einzukommen. Hier arbeitete er fleißig bis zu Ostern 1838. Aus dieser Zeit stammt ein Gutachten von ihm, das in hohem Maße bezeichnend für seine damaligen Anschauungen ist. Es bezog sich auf die Abfindung von Besitzern, deren Grundstücke wegen „projektierter öffentlicher Verbesserungsarbeiten" dem Enteignungsverfahren unterworfen werden sollten. Der Potsdamer Regierungsreferendar bezeichnete es in seiner Beurteilung der Sache klar und offen als eine Ungerechtigkeit, wenn Eigentümer durch Zwangsverfahren zur Entäußerung ihres Besitztums genötigt würden. „Wie", hieß es in dem Gutachten, „soll man diesem Schalksnarren von Zeitgeist, der heute als langweiliger Philister mit Brille, Schreibärmeln und Pantoffeln daherschleicht, morgen als Junker Dampf mit Höllenlärm über die Fluren braust, einen Freipaß geben durch alle Gefilde, daß er alle Spuren lieber Erinnerungen unter seine Füße trete? — Nein! Sie können es mir gar nicht mit Geld bezahlen, wenn Sie den Park meines Vaters in einen Karpfenteich oder das Grab meiner seligen Tante in einen Aalsumpf verwandeln."

Dieser kraftvolle Schlußsatz ging bald unter den Regierungsbeamten und auch in weiteren Kreisen von Mund zu Mund und war die erste Aeußerung Bismarcks, welche, wie später so manche andere, zum geflügelten Worte wurde.

Aus der Potsdamer Zeit datiert ein kostbarer Brief an seinen Vater:

Lieber Vater!

Brf. v. 25. 1. 1838. Ich danke herzlich für Deine und Mutters Weihnachtsgeschenke und hoffe, daß es mit Deinem Befinden ebenso gut und mit Mutters besser geht, als es bei Abgang ihres Briefes an Lienchen der Fall war; es ist doch wie vorherbestimmt, daß sie gerade immer zu Weihnachten krank sein muß. Bei Theodor war an jenem Abend alles sehr munter und wurde viel gescherzt. Belows und der Präsident Kleist waren da; letzterer bekam eine sehr gut angezogene Themis,

deren Leib aus Spickgänsen bestand, während sie ein Radiermesser als Schwert führte. Unser Freund K...... hatte mir einen recht häßlichen Nußknacker zugedacht, die Adressen aber in seiner Konfusion so falsch über einander gelegt, daß das Untier zuletzt auf ihm selbst sitzen blieb, was ihn sehr in Verlegenheit brachte und um so spaßhafter war, als einem jeden sogleich die Aehnlichkeit zwischen dem Nußknackerprofil und dem K......s auffiel. Die Halstücher, welche Mutter mir geschenkt, habe ich für 5 Thaler gekauft; indessen ist das Geld noch bei Herrlichs, denn zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich bei meiner Anwesenheit in Berlin zu Weihnachten sie nicht besucht habe, und nachher mochte ich nicht hingehen, weil ich mich fürchtete, zumal da es nun ausgesehen hätte, als käme ich nur des Geldes wegen. Es ist dies gewiß recht schlecht von mir, aber ich schob den Besuch immer auf, bis ich nach der Post ging, teils weil die Jägerstraße da gerade auf dem Wege liegt, teils weil ich dann nicht gar zu lange dazubleiben brauchte; wenn ich dann aber so weit kam, so war es jedesmal schon zu spät; sobald ich wieder nach Berlin komme, werde ich den Versuch machen, sie zu besänftigen.

Hier habe ich jetzt außerordentlich viel zu thun; die Aachener Regierung scheint mir ein besseres Zeugnis gegeben zu haben, als ich verdiente, denn Wilke sagte mir schon, ehe er nur eine Zeile von meiner Hand gesehen hatte, viel Schmeichelhaftes über meine Gewandtheit im Arbeiten und hat mich von Hause aus keinem Rate zugeteilt, sondern läßt mich unter seiner eigenen Leitung, in Vertretung eines kranken Assessors, selbständig arbeiten. Das ist recht gut, aber wenn ich mich im Sofa zurücklege, so kann ich beide Arme bis zur Schulterhöhe auf Aktenhaufen ruhen lassen.

In das Militär bin ich noch nicht eingetreten . . . Ich werde zu der Kompagnie des Herrn v. Arnim gehen, da er mir der zivilste unter seinen Kollegen zu sein scheint. Auf seinen und anderer Offiziere Rat habe ich meinen Eintritt noch aufgeschoben, weil ich vom Augenblick des Eintretens bis zum Frühjahrsmanöver täglich exerzieren muß; gleichviel ob ich 14 Tage oder 3 Monat vorher eintrete, muß die Dressur bis zum Manöver fertig sein. Ich werde daher so spät wie möglich, etwa im März eintreten. Mit der Regierung werde ich ohnehin eher fertig als mit dem Dienstjahr und kann dann meine schriftlichen Examenarbeiten ebenso gut hier als in Berlin machen. Es ist mir jetzt sehr viel lieber, daß ich mich nicht gleich zum diplomatischen Examen gemeldet habe; denn da ich einmal so weit bin, gewährt mir das Assessorexamen doch eine viel solidere Sicherheit; es mag mir hernach gehen, wie es will, mein Fortkommen bleibt immer gesichert. Das Geld, was Du mir für die Reise wiedergegeben, habe ich durch Bernhard mit vielem Dank erhalten, ebenso 4 Spickgänse, die bereits das Zeitliche gesegnet haben. Ich muß jetzt schließen und mich eiligst auf die Regierung begeben. Noch habe ich vergessen zu sagen, daß Theodor mir eine sehr hübsche Tasse und Liendchen eine seidene Weste zu Weihnachten geschenkt hat. Ist es bei Euch auch so kalt? seit 4 Wochen ist alles weiß hier und des Morgens oft 18 Grad Kälte. Wir haben mehrere hübsche Schlittenfahrten gemacht, unter anderm mit Lassewitzens und Schenks nach Baumgartenbrück, wo wir sehr munter waren. Wilhelm Schenk hat einen schrecklich dicken Sohn bekommen, den wir nächstens taufen werden. Angenehm ist mir eigentlich die Aussicht nicht, daß ich wahrscheinlich manche Gesellschaften in Berlin werde besuchen müssen; man hat mich ohne mein Wissen und Willen auf die Liste derjenigen garçons gesetzt, die unter Leitung des Prinzen Friedrich nächstens einen Ball geben werden; ich erfuhr es erst, als die Liste schon dem Kronprinzen eingereicht war, der, wie es heißt, um sich zu revanchieren, 2 große Bälle geben wird. — Es sind hier eine außerordentliche Menge von Unglücksfällen auf dem Eise vorgekommen; Muttern wird es gewiß beruhigen, daß ich niemals Schlittschuh laufe. Lebe recht wohl, lieber Vater, grüße Muttern herzlich und Malwinchen, es freut mich, daß Mutter mit der Wandel so zufrieden ist.

Dein gehorsamer Sohn

Bismarck.

Ged. u. Er. I. Der Geschäftsgang der beiden Kollegien, in Potsdam wie in Aachen, war für meine Strebsamkeit nicht ermutigend gewesen. Ich fand die mir zugewiesene Beschäftigung kleinlich und langweilig, und meine Arbeiten auf dem Gebiete der Mahlsteuerprozesse und der Beitragspflicht zum Bau des Dammes in Rotzis bei Wusterhausen haben mir kein Heimweh nach meiner damaligen Thätigkeit hinterlassen. Dem Ehrgeiz der Beamtenlaufbahn entsagend, erfüllte ich gerne den Wunsch meiner Eltern, in die festgefahrene Bewirtschaftung unserer pommerschen Güter einzutreten. Auf dem Lande dachte ich zu leben und zu sterben, nachdem ich Erfolge in der Landwirtschaft erreicht haben würde, vielleicht auch im Kriege, wenn es einen gäbe. Soweit mir auf dem Lande Ehrgeiz verblieb, war es der des Landwehr-Lieutenants.

Es waren Geldsorgen, die in der nächsten Zeit und noch für lange Jahre das Leben Bismarcks auf das härteste beeinflußten. Die genauen Abrechnungen, die wir später in vielen seiner Briefe finden, und die notgedrungene Genauigkeit, mit der er bis zuletzt seine Ausgaben berechnen mußte, haben ihn später in den Ruf einer übertriebenen Sparsamkeit gebracht. Dieser Ruf ist niemals begründet gewesen. Es war der harte Zwang, der ihn nötigte, auf seine Mittel Rücksicht zu nehmen, die eigentlich niemals der Höhe der Anforderungen entsprachen, die aus Rücksichten des Amtes oder der Repräsentation an ihn gestellt wurden. Die Lasten, die auf den elterlichen Gütern aus den Zeiten der Freiheitskriege lagen, die Erziehung der Kinder, langwierige und schwere Krankheiten der Gattin hatten die Verhältnisse des alten Herrn von Bismarck ernstlich zerrüttet, so daß die Gefahr, den Familienbesitz zu verlieren, drohend heraufzog. Da entschlossen sich beide Söhne, die einzelnen Güter selbst zu verwalten. Otto v. Bismarck entsagte darum dem Staatsdienst und seinen Hoffnungen auf die diplomatische Karriere. Auch andere Gründe machten ihm den Entschluß freilich nicht allzu schwer.

Im Frühjahr 1838 war Bismarck als Freiwilliger bei den Garde-Jägern in Potsdam eingetreten, die zweite Hälfte seiner Militärzeit diente er bei dem zweiten pommerschen Jäger-Bataillon in Greifswald ab, um hier gleichzeitig auf der nahe bei der Stadt gelegenen landwirtschaftlichen Hochschule zu Eldena Vorlesungen zu hören. Aus dieser Zeit berichtet ein Studien- und Waffengenosse:

Herr von Bismarck schien seine Gründe zu haben, eine etwas reservierte Haltung zu bewahren, die nur hin und wieder durch den Verkehr mit älteren Korpsstudenten, seltener durch gesellschaftliche Berührung mit einer oder der anderen der geachtetsten Familien in Greifswald unterbrochen wurde. Die vom Scheitel bis zur Sohle vornehme Erscheinung war gleichsam von einem unsichtbaren Kreise, einer schwer zu beschreibenden geistigen Atmosphäre umgeben, welche alle Elemente, die Herr von Bismarck nicht selbst heranzog oder denen er sich nicht selbst freiwillig hingab, ohne einen erkennbaren Zwang von sich fern hielt und alles, was mit niedriger Denkart oder hohler Selbstüberschätzung auch nur einen entfernten Grad von Verwandtschaft verriet, mit unverhohlenem Widerwillen und mit Verachtung von sich wies.

Auf die Zeit des Aufenthaltes zu Greifswald warf die Nachricht von dem Tode der geliebten Mutter einen tiefen Schatten. Sie hatte schon lange vorher gekränkelt und alle möglichen Kuren versucht. So

schreibt einmal Bismarck in einem Brief, der die zärtlichste Sorge atmet, an den Vater:

Mit Mutters Befinden steht es noch ganz in derselben Art wie bei Abgang meines vorigen Briefes. Die eingetretene Schwäche hat nicht nachgelassen, und M(utter) ist infolgedessen meist bettlägerig; sie hatte mehrere Anfälle von Heißhunger, von denen sie viel ausstehen mußte, doch hat derselbe seit vorgestern nachgelassen. Heute traten vor Mittag eine Zeitlang sehr heftige Schmerzen ein; in diesem Augenblick geht es besser, indessen bleibt sie den ganzen Tag zu Bett. Brf. v. 25. 8. 1838.

Die beiden Brüder Bismarck teilten den Besitz der pommerschen Güter so, daß Külz von Bernhard, die beiden anderen Besitzungen von Otto übernommen wurden. Mit eisernem Fleiß gingen beide Brüder an die Hebung der väterlichen Güter und resigniert gab sich Otto dem Gedanken hin, fortan als schlichter Landmann unter drückenden Verhältnissen sein Leben hinzubringen. Aber zu Anfang wenigstens konnte er dennoch von den fröhlichen Gewohnheiten, die er aus der Studienzeit herübergenommen hatte, nicht lassen; das heftig pulsierende Blut der Jugend drängte nach Bethätigung und so wurde er der wilde Junker von Kniephof. Daß aber die Kraft, die er in sich fühlte, nicht nutzlos verzettelt wurde, beweist nicht nur der Aufschwung, den die Güter unter seiner Leitung alsbald nahmen, sondern jene glanzvolle That, die ihm den ersten Orden, die Rettungsmedaille, eingebracht hat. Im Jahre 1841 noch war er unter Versetzung zur Kavallerie zum Landwehroffizier befördert worden. Im folgenden Jahre während des Sommers wurde er zu einer Uebung bei dem vierten pommerschen Ulanenregiment eingezogen. In der Stadtchronik von Lippehne befindet sich, in jener Zeit von dem Ortspfarrer Stöhr niedergeschrieben, folgende Stelle:

1842. Freitag den 24. Juni (Johannistag) gegen 5—6 Uhr nachmittags ließ der zur Uebung hier anwesende Lieutenant von Bismarck, zweiter Sohn des Rittmeisters a. D. von Bismarck, Gutsbesitzer auf Kniephof bei Naugard, in Begleitung der Herren Lieutenants von Klitzing, von Schneuden 2c. seine Pferde im hiesigen Wendelsee, zwischen der Brücke und der rechts derselben von der Stadt aus gelegenen Gotthardtschen Gerberbank durch seinen Bedienten Johann August Ferdinand Hildebrandt und den Ulanen Wilhelm Kühl, beide aus Jarchelin bei Naugard, schwemmen. Die Herren Lieutenants standen auf der Brücke. Hildebrandt ritt mit seinem Pferde zuerst in den See. Unstreitig dadurch, daß der Reiter die Zügel ungleich gefaßt, fing das Pferd an, im Kreise zu gehen. Indem der Reiter es herumreißen wollte, bäumte es auf und warf ihn in die Tiefe. Der Ulan Kühl sah dies und ritt schnell hinzu. Da aber das Vorland unter dem Wasser hier steil endet, so stürzte er über den Kopf des schnell heruntersinkenden Pferdes. Nun zog der Herr Lieutenant von Bismarck schnell seinen Uniformrock aus, sprang von dem mindestens fünfzehn Fuß über dem Wasserspiegel hohen Brückengeländer in den See, riß zuerst den Kühl auf das Vorland zurück und brachte, im übrigen vollständig bekleidet und mit Glacéhandschuhen versehen, den Hildebrandt, der schon Wasser geschöpft hatte, aus der Tiefe wassertretend glücklich auf das Vorland, stellte, von ihm umfaßt, diesen, sobald er auf dem Vorland Grund erhalten hatte, auf, brachte ihn, nachdem er stehend zum Bewußtsein gekommen war, glücklich an das Ufer und bemühte sich, das eine noch im See schwimmende Pferd um die Gerberbank nach dem Gotthardtschen Garten zu treiben, was glücklich gelang. An derselben Stelle des Sees, wo schon mancher beim Schwemmen der Pferde seinen Tod fand, rettete

der edle Otto von Bismarck mit völliger Verleugnung aller Gefahr des eigenen Lebens, mit seltenem Mut und ausgezeichneter Kraftanstrengung das Leben zweier Menschen.

Thatsächlich befinden sich in diesem Berichte einige Irrtümer, insofern als Bismarck nicht zwei Menschen, sondern nur einen, seinen späteren langjährigen Reitknecht Hildebrandt, rettete, ohne auch vorher seinen Rock abzulegen.

Im Jahre 1866 schrieb der Pfarrer Stöhr auf das vergilbte Blatt der Chronik noch folgende Randbemerkung: Was hätte man gen teilt, als ich vor dem Herrn Lieutenant v. Bismarck im Hause No. 206 in der Stube links der Eingangsthüre saß und ihn nach seinem werten Stand und Namen fragte, um die nachstehende That hier niederschreiben zu können, wenn ich ihm hätte sagen können: „Wie Sie heute Ihren Reitknecht aus dem hiesigen Wendelsee gezogen haben, so werden Sie einst Deutschland aus den trüben Wassern des alle geistige Entwickelung niederhaltenden Katholizismus und der österreichisch-habsburgischen Hauspolitik reißen und retten?"

Am Ufer des Wendelsees ist ein Denkmal errichtet, das Otto v. Bismarcks kühne That verherrlicht. Ihm selbst wurde nach jener That die Rettungsmedaille am Bande verliehen, die später Anlaß zu jener bekannten Szene in Frankfurt gab. Dort fragte ihn ein mit vielen Ordenssternen geschmückter österreichischer Staatsmann in spöttischem Tone, was die seltsame Gestalt der Denkmünze eigentlich bedeute, worauf Bismarck ihn mit den Worten abfertigte: „Je nun, ich habe die Gewohnheit, mitunter einem Menschen das Leben zu retten."

Ueber seine Orden und ihre Wertschätzung plaudert Bismarck:

Ged. u. Er. I. Ich gestehe, daß ich mich, als ich (1842) meine erste Auszeichnung, die Rettungsmedaille, erhielt, erfreut und gehoben fühlte, weil ich damals ein in dieser Beziehung nicht blasierter Landjunker war. Im Staatsdienste habe ich diese Ursprünglichkeit der Empfindung schnell verloren; ich erinnere mich nicht, bei späteren Dekorierungen ein objektives Vergnügen empfunden zu haben, sondern nur die subjektive Freude über die äußerliche Bethätigung des Wohlwollens, mit welchem mein König meine Anhänglichkeit erwiderte oder andere Monarchen mir den Erfolg meiner politischen Werbung um ihr Vertrauen und ihr Wohlwollen bestätigten. Unser Gesandter v. Jordan in Dresden antwortete auf den scherzhaften Vorschlag, eine seiner vielen Dekorationen abzutreten: „Je vous les cède toutes, pourvu que vous m'en laisserez une pour couvrir mes nudités diplomatiques." In der That gehört ein grand cordon zur Toilette eines Gesandten, und wenn es nicht der des eigenen Hofes ist, so bleibt die Möglichkeit, wechseln zu können, für elegante Diplomaten ebenso erwünscht, wie für Damen bezüglich der Kleider. In Paris habe ich erlebt, daß unverständige Gewaltthaten gegen Menschenmassen plötzlich stockten, weil sie auf „un monsieur décoré" stießen. Orden zu tragen ist für mich, außer in Petersburg und Paris, niemals ein Bedürfnis gewesen; an beiden Orten muß man auf der Straße irgend ein Band am Rock zeigen, wenn man polizeilich und bürgerlich mit der wünschenswerten Höflichkeit behandelt werden will. Sonst habe ich in jedem Falle nur die durch die Gelegenheit gebotenen Dekorationen angelegt; es ist mir immer als eine Chinoiserie erschienen, wenn ich wahrnahm, wie krankhaft der Sammlertrieb in Bezug auf Orden bei meinen Kollegen und Mitarbeitern in der Bureaukratie entwickelt war, wie Geheime Räte, welche schon die ihnen aus der Brust quellende Ordenskaskade nicht mehr gut beherrschen konnten, den Abschluß irgend eines kleinen Vertrages anbahnten, weil sie zur Vervollständigung ihrer Sammlung noch des Ordens des mitkontrahierenden Staates bedurften.

Bismarcks Bruder war Landrat in Naugard geworden. Um so einsamer fühlte sich der jüngere Bruder selbst, um so eifriger suchte er

in wilden Zerstreuungen einen Ersatz für die Thätigkeit, die ihm versagt war, denn Bismarck war im Grunde wie jeder Mann von Genie ehrgeizig, die Ruhe war ihm verhaßt, er wollte sich umwehen lassen von den Stürmen des Lebens. Die kleinlichen Verhältnisse eines pommerschen Landjunkers konnten ihm nicht genügen. So machte er noch einmal den Versuch, sich dem Staatsdienst zu widmen, aber bald fühlte er, daß die starre Welt der Bureaukratie nicht seine Welt sei. Der Haß gegen die bureaukratische Methode hat ihn auch später niemals verlassen.

Die Neigung zu befremdendem Eingreifen in die verschiedensten Lebens- Ged. u. Er. I
verhältnisse war unter dem damaligen väterlichen Regimente vielleicht größer als heute, aber die Organe zum Eingreifen waren weniger zahlreich und standen an Bildung und Erziehung höher als ein Teil der heutigen. Die Beamten der Königlichen hochlöblichen Regierung waren ehrliche, studierte und gut erzogene Beamte, aber ihre wohlwollende Thätigkeit fand nicht immer Anerkennung, weil sie sich ohne lokale Sachkunde auf Details zersplitterte, in betreff deren die Ansichten des gelehrten Stadtbewohners am grünen Tische nicht immer der Kritik des bäuerlichen gesunden Menschenverstandes überlegen waren. Die Mitglieder der Regierungs-Kollegien hatten damals multa, nicht multum zu thun, und der Mangel an höheren Aufgaben brachte es mit sich, daß sie kein ausreichendes Quantum wichtiger Geschäfte fanden und in ihrem Pflichteifer sich über das Bedürfnis der Regierten hinaus zu thun machten, in die Neigung zur Reglementiererei, zu dem, was der Schweizer „Befehlerle" nennt, gerieten.

Die Abneigung gegen die bureaukratische Hochnäsigkeit veranlaßte Bismarck, recht bald auf das Potsdamer Amt zu verzichten. Der Anlaß ist in folgender Episode geschildert.

Ein unglückliches Familienereignis im Hause seines Bruders machte es dringend notwendig, daß er diesen in seiner Stellung als Landrat auf einige Zeit vertrete. Er begab sich zu seinem obersten Vorgesetzten, um den erforderlichen Urlaub hierzu nachzusuchen. Der Herr Präsident ließ ihn eintreten, that dann aber so, als habe er die Anwesenheit des Eingetretenen gar nicht bemerkt, sondern stellte sich ans Fenster und trommelte mit den Fingern auf den Scheiben. Unserm Bismarck stieg über diese Nichtachtung das Blut zu Kopfe. Doch in solchen Fällen nie um die zu ergreifenden Maßnahmen verlegen, beschloß er, die Rücksichtslosigkeit des hohen Herrn seinerseits mit gleicher Waffe abzuweisen. Scheinbar ganz gleichmütig trat er an das andere Fenster des Zimmers und begann dort, zuerst leise, dann immer stürmischer den Marsch des alten Dessauer zu trommeln. Das wirkte. Der Herr Präsident fuhr aus seiner vornehmen Ruhe auf und herrschte den lustig weiter trommelnden Referendarius, zornige Blicke auf ihn werfend, an:

„Was wünschen Sie?"

„Als ich eintrat", lautete die gemessene Antwort, „hatte ich den Wunsch, mir einen Urlaub zu erbitten, jetzt bitte ich um meinen Abschied."

Bismarck ließ den verblüfften Herrn Präsidenten stehen, ging nach Hause und packte seine Koffer. Er wollte nicht so ledern werden wie seine Vorgesetzen.

In den Briefen aus jenen Jahren zeigt sich ein kräftiger Humor, zugleich aber auch jene scharfe Beobachtungsgabe und jenes Interesse an den Einzelheiten, das bei Bismarcks Briefen charakteristisch geblieben ist. Zugleich aber auch atmen diese Briefe eine gewisse Ruhelosigkeit, da wir ihn denn bald in England und Frankreich, bald an den Meeresgestaden treffen.

So schreibt er aus London:

Lieber Vater!

Brf. v. 28. 7. 1812. Seit ich Dir zuletzt aus York schrieb, habe ich vieles Merkwürdige gesehen. In York ist weiter nichts interessant als der imposant schöne Münster mit vielen alten Denkmälern, die nirgends so gut erhalten sind als hier, weil nie fremde Truppen im Lande. Außerdem sah ich die Kasernen und Ställe des Husarenregiments Prinz Albrecht, dessen Oberst der wegen seines Duellprozesses vor dem Oberhause bekannte Lord Cardigan ist. Die Offiziere waren, obgleich ich keinen von ihnen kannte, äußerst artig, luden mich zu Mittag ein und zeigten mir alles. Die Pferde dieser Husaren sind durchschnittlich bedeutend schwerer und größer als die unserer garde du corps; die Ration der Remontepferde, welche noch gar nichts thaten, ist fast 4 Metzen Hafer und 12 Pfund Heu. Bei Hull und York ist die Gegend wenig hügelig, aber doch hübsch durch das fortlaufende Grün der prächtigen Hutungen, der über ganz England zusammenhängenden Hecken und der vielen kleinen Baumgruppen, ähnlich der Umgegend von Hamburg. Die Häuser liegen größtenteils in kleinen Weilern im Gebüsch zerstreut. Merkwürdig war mir die Abwesenheit aller Scheunen. Alles Getreide steht in Mieten von vielleicht 20 bis 50 unserer Stiege, und neben der verdeckten Tenne ist nur soviel Scheunenraum, um eine Miete unterzubringen. Nach Manchester zu wird die Gegend gebirgig und schön in anderer Art, etwa wie der Unterharz. Die Eisenbahn geht abwechselnd über die Dächer kleiner Städte und durch die Tunnels von 3 bis 4 englischen Meilen Länge. In Manchester machte ich die Bekanntschaft eines Maschinenbauers, die mir sehr nützlich wurde. Ich habe durch seine Vermittlung die größte Maschinenfabrik der Welt und andere interessante Manufakturen, die sonst nicht leicht gezeigt werden, gesehen. Ueberhaupt kann ich nicht genug die außerordentliche und meine Erwartung weit übertreffende Höflichkeit und Gefälligkeit der Engländer rühmen; auch die geringsten Leute sind artig, sehr bescheiden und verständig, wenn man mit ihnen spricht. Diejenigen, die viel mit Fremden in Berührung kommen, Lohnkutscher, Lastträger, haben natürlich viel Neigung zu prellen, geben sich aber, wenn sie sehen, daß man Sprache und Gebrauch kennt und entschlossen ist, sich nicht einschüchtern zu lassen. Im ganzen finde ich das Leben sehr viel wohlfeiler, als ich erwartete, nur muß man sich an das Gewöhnliche halten, nichts Besonderes fordern, was nicht von selbst gereicht wird, und nie essen, als wenn man sehr hungrig ist. Denn wenn man morgens oder abends eine Tasse Thee trinkt und mittags 1 Löffel Suppe nimmt, so bezahlt man ebenso gut seine halbe Krone (25 Sgr.) für die Mahlzeit, als wenn man vier Pfund von den 5 oder 6 stehenden Sorten kalten Fleisches, die es zu jeder Tageszeit giebt, nebst Fisch, Käse, Bier, Eier und zu Mittag, was es sonst giebt, dazu gegessen hat. Es ist das Land für starke Esser. Die Abwechslung in der Küche ist gering; Roastbeef, Hammel, Schinken (gekocht), Speckseite, gebratenes Lamm, Kalb, Eier und Kartoffeln stehen zu jedem Frühstück auf dem Tisch, des Mittags kommt Fisch und eine infame Obsttorte dazu. Die Suppen sind mit schwarzem und rotem Pfeffer so gewürzt, daß wenige Fremde sie essen können. Portionsweise wird nie gegessen, sondern von jeder dieser Fleischsorten stehen, auch beim Frühstück, die kolossalsten Stücke, wie wir sie gar nicht kennen, vor Dir, und Du schneidest und issest davon, so viel und so wenig Du Lust hast, ohne Einfluß auf die Bezahlung. Ich habe in den Wirtshäusern, wenn ich darin Abendessen und Frühstück, jedes aus vorgedachten Gerichten nebst Thee bestehend, genossen und geschlafen hatte, stets 8 bis 9 shilling, also mit Trinkgeld etwa 3 Thlr. bis 3 Thlr. 10 Sgr. bezahlt, und es fiel mir bei diesen schweren Nebenmahlzeiten nicht ein, zu Mittag zu essen; ich glaube, daß ich bei Manger oder Krause nicht so wohlfeil abgekommen wäre mit einer Nacht und bei weitem nicht die Lebensmittel für das Geld gehabt hätte wie hier, und dabei bin ich stets in den ersten Hotels gewesen. Wein trinkt man an öffentlichen Orten sehr wenig, auch ist er schlecht und teuer, a crown (1 Thlr. 20 Sgr.), der bei uns 20 Sgr. kosten

würde. Rauchen ist fast überall, auch in Privatzimmern (durch die Wirte) verboten; auf der Eisenbahn bei 13 Thlr. 10 Sgr. Strafe; desto besser, denn Zigarren sind schändlich schlecht und zahlen 3½ Thlr. pro Hundert Zoll. Lebe herzlich wohl, ich schreibe bald mehr.

Dein gehorsamer Sohn

Otto.

Besonders liebenswürdig sind seine Briefe an die Schwester. So schreibt er ihr:

Mademoiselle!

Soeben erhalte ich von Glaser Deine Stiefel, und während sie eingenäht werden, schreibe ich Dir, daß ich mich hier leidlich amüsiere und Dir in der Quadrille ein Gleiches wünsche. Es hat mich angenehm überrascht zu hören, daß Du mit N . . . . . . kratze, kratze, Trulle! tanztest. Wenn die Stiefel so nicht recht sind, so thut es mir leid, Du hast gar nichts darüber geschrieben, wie sie sein sollten, ich habe sie Dir ganz wie die alten machen lassen. Morgen geh ich mit Arnim nach Schönhausen, wo wir übermorgen eine kleine Jagd machen! Der Vater hat zwar erlaubt, einen Hirsch zu töten, aber es ist fast schade in jetziger Jahreszeit. Seit gestern friert es hier wieder. Bei Euch Samojeden soll ja haushoch Schnee liegen; ich komme in meinem ganzen Leben nicht wieder hin. Neues giebt es hier nicht; alles Trauer, der König von Schweden ist nun auch tot, ich fühle immer mehr, wie ich allein stehe in der Welt. Zu Eurer Quadrille wird von hier wohl nur Puttkamer kommen, dessen Eifersucht es mir neulich gelungen ist rege zu machen. Sorge doch dafür, daß in Kniephof Eis gefahren wird und möglichst voll, sonst mußt Du den Champain im Sommer lauwarm trinken. Grüße alle herzlich, namentlich den Vater. Brf. v. 7. 2. 1844.

B.

Liebe Malbewine!

Bloß weil Du es bist, will ich von einem meiner wenigen Grundsätze abgehen, indem ich einen Gratulationsbrief purement pour féliciter schreibe. Selbst kommen kann ich zu Deinem Geburtstag nicht, weil mein Vizekönig noch nicht hier ist, um mich abzulösen; ohnehin würde ich riskieren, daß Du nach Deines ungläubigen Bräutigams Vorbild überzeugt sein würdest, ich käme in Geschäften zu Euch und nicht um Deinetwillen. Genau betrachtet weiß ich übrigens nicht recht, was ich Dir wünschen soll, denn eigentlich kannst Du so bleiben; nur wollte ich, daß Du zwei Schwägerinnen mehr hättest, eine, die nun fort ist, und die andere, die nicht kommen will. — Lebe wohl, mein Herz, grüße Vater, Arnim, Antonie 2c., in etwa 14 Tagen hoffe ich Euch zu sehen, bis dahin zähle und küsse. Brf. v. 27. 6. 1844.

Dein treuer Bruder

Bismarck.

Aus Norderney schreibt er an den Vater:

. . . . Am Montag ging erst das Weserschiff, mit dem ich fahren wollte, und ich fand dazu eine sehr gute Reisegesellschaft in der Familie des Kriegsministers Grafen Kielmansegge, mit denen ich erst von Hannover nach Nienburg zu Lande und von da in 2 Tagen zu Schiff hierher kam; in gedachter Familie befanden sich 3 sehr artige Töchter, unter die ich mein Herz während der Reise mit strenger Gerechtigkeit verteilt habe. Außerdem war und ist ein sehr liebenswürdiger alter Herr v. d. Wisch, Minister des Innern in Hannover, mit uns, für den ich ein großes Tendre gefaßt habe; ich habe selten soviel Verstand mit so angenehmen Manieren gesehen. Als wir in See kamen, fing es heftig zu regnen an, und etwa 2 Meilen von der Insel Wangerog liefen wir auf einer Sandbank fest, so daß wir die Nacht über liegen bleiben mußten, um die Flut abzuwarten. Während der Zeit überfiel Brf. v. 8. 8. 1844.

uns das tollste Gewitter, welches ich je gesehen habe; zum Glück ganz ohne Wind, aber wohl 2 Stunden mit wenig unterbrochnem Donner und Blitz. Ich war mit Herrn von Friesen aus Rammelburg und dem Kapitän allein auf dem Verdeck, als ein betäubender Schlag mit Donner und Blitz ganz zugleich fiel; Friesen und ich taumelten auseinander und jeder dachte vom Andern, er brennte; der Strahl hatte einige Schritt von uns den Kettenkasten getroffen, und an der aushängenden Kette seinen Weg ins Wasser genommen. In derselben Minute erfolgten noch 3 ähnliche Schläge in der unmittelbarsten Nähe des Schiffes, so daß die ganze See um uns her aufbraufte. Einige Damen wurden ohnmächtig, andere weinten, und die Stille in der Herrenkajüte wurde nur durch das laute Beten eines Bremer Kaufmanns unterbrochen, der mir vorher viel mehr auf seine Weste als auf seinen Gott zu geben schien. Als ich mich nach dem Schlage, der das Schiff traf, mit der Frage an den Kapitän wandte, wo der Blitz wohl sitzen möchte, war dieser Mann gänzlich außer stande zu antworten; er war blaublaß im Gesicht, die Lippen bebten ihm wie im Fieberfrost, und er war fast ohne Besinnung. Ich hätte wohl sehen mögen, was für Kommando er hätte geben können, wenn das Schiff etwa in Brand geraten wäre; gegen mich geriet r in eine abergläubische Aufregung, die er erst späterhin zu äußern im stande war, weil ich zur Beruhigung der alten Gräfin K., die in größtem Schreck an die Thür stürzte, einige Scherze über den Donner machte. Uebrigens stand unsre Partie wirklich schlecht, da das Schiff der einzige anziehende Punkt für die Blitze war, das Gewitter gerade über uns, und wenn wir brannten, oder der Kessel, die größte Eisenmasse, zerschlagen wurde, so faßte unser Boot noch nicht den vierten Teil der Gesellschaft, und wir waren 2 Meilen vom Lande. Das Gebet des Herrn rettete uns diesmal noch.

Gleichfalls aus Norderney ist folgender Brief an die Schwester:

Teure Kleine!

Brf. v. 9. 9. 1844. Seit 14 Tagen hatte ich mir vorgenommen, Dir zu schreiben, ohne bisher in dem Drange der Geschäfte und Vergnügungen dazu gelangen zu können. Wenn Du neugierig bist, welches diese Geschäfte sein möchten, so bin ich wirklich bei der Beschränktheit meiner Zeit und dieses Papieres außer stande, Dir ein vollständiges Bild davon zu entwerfen, da ihre Reihenfolge und Beschaffenheit, je nach dem Wechsel der Ebbe und Flut, täglich die mannigfaltigsten Abänderungen erleidet. Man badet nämlich nur zur Zeit des höchsten Wassers, weil dann der stärkste Wellenschlag ist, eine Zeit, die zwischen 6 morgens und 6 abends täglich um eine Stunde später eintritt — und in angenehmer Abwechselung die Vorzüge eines windkalten, regnichten Sommermorgens bald in Gottes herrlicher Natur unter den erhebenden Eindrücken von Sand und Seewasser genießen läßt, bald in meines Wirtes Mousse Ounen Fimmen fünf Fuß langem Bett unter den behaglichen Empfindungen, die das Liegen auf einer Seegrasmatratze in mir zu erwecken pflegt. Ebenso wechselt die table d'hôte ihrer Zeit nach zwischen 1 und 5 Uhr, ihren Bestandteilen nach zwischen Schellfisch, Bohnen und Hammel an den ungeraden, und Seezunge, Erbsen und Kalb an den geraden Tagen des Monats, woran sich im ersten Falle süßer Gries mit Fruchtsauce, im zweiten Pudding mit Rosinen anschließt. Damit das Auge den Gaumen nicht beneidet, sitzt neben mir eine Dame aus Dänemark, deren Anblick mich mit Wehmut und Heimweh füllt, denn sie erinnert mich an Pfeffer in Kniephof, wenn er sehr mager war, sie muß ein herrliches Gemüt haben, oder das Schicksal war ungerecht gegen sie, auch ist ihre Stimme sanft, und sie bietet mir zweimal von jeder Schüssel an, die vor ihr steht. Mir gegenüber sitzt der alte Graf B . . . ., eine jener Gestalten, die uns im Traum erscheinen, wenn wir schlafend übel werden; ein dicker Frosch ohne Beine, der vor jedem Bissen den Mund wie einen Nachtsack bis an die Schultern aufreißt, so daß ich mich schwindelnd am Rand des Tisches halte. Mein anderer Nachbar ist ein russischer Offizier; ein guter Junge, gebaut wie ein Stiefelknecht, langer schlanker

Leib und kurze krumme Beine. Die meisten Leute sind schon abgereist, und unsere Tischgesellschaft ist von 2 bis 300 auf 12 bis 15 zusammengeschmolzen. Ich selbst habe mein Deputat an Bädern nun auch weg und werde mit dem nächsten Dampfschiff, welches übermorgen den 11. erwartet wird, nach Helgoland abgehen und von dort über Hamburg nach Schönhausen kommen. Ich kann indes den Tag meiner Ankunft nicht bestimmen, weil es nicht gewiß ist, daß das Dampfschiff übermorgen kommt; in den Bekanntmachungen ist diese Fahrt zwar angesetzt, sie pflegen aber die letzten Reisen, wie man mir sagt, oft fortzulassen, wenn sie keine hinreichende Anzahl von Passagieren erwarten, um ihre Kosten zu decken. Die Bremer Dampfschiffe gehen schon lange nicht mehr, und zu Lande mag ich nicht reisen, weil die Wege so schlecht sind, daß man erst am dritten Tage nach Hannover kommt, auch sind die Postwagen abscheulich. Wenn also das Dampfboot übermorgen ausbleibt, so beabsichtige ich den Donnerstag mit einem Segelboot nach Helgoland zu fahren; von dort ist zweimal wöchentlich Verbindung nach Hamburg, ich weiß aber nicht, an welchen Tagen. Der Vater schrieb mir, daß Ihr am 15. nach Berlin gehen würdet; wenn ich mich also in Hamburg überzeuge, daß ich nicht bis zum 15. per Dampf bei Euch eintreffen kann, so werde ich das Potsdamer Boot zu benutzen suchen und direkt nach Berlin gehen, um mit Euch für Kunst und Industrie zu schwärmen. Wenn Du diesen Brief noch zeitig genug erhältst, was ich bei der Langsamkeit der hiesigen Posten kaum glaube, so könntest Du mir mit zwei Zeilen nach Hamburg, alte Stadt London, Nachricht geben, ob Vater seinen Reiseplan etwa geändert hat. Soeben meldet mir der Jäger des Kronprinzen, daß ich für heute auf die Annehmlichkeiten der table d'hôte verzichten soll, um zum letztenmale bei JJ. KK. HH. zu essen, wo man im ganzen besser lebt. Dieser Hof ist überhaupt sehr liebenswürdig, für jetzt die einzige angenehme Gesellschaft hier. Die Kronprinzessin ist eine sehr heitere und liebenswürdige Dame, tanzt gern und ist munter wie ein Kind. Gestern machten wir im dicksten Nebel eine Landpartie in die Dünen, kochten draußen Kaffee und späterhin Pellkartoffeln, sprangen wie die Schuljugend von den Sandbergen und, obgleich inkl. Prinzessin nur 4 Paar, tanzten wir, bis es finster wurde, auf dem Rasen und machten wie die Tollen bockspringende Ronden um unser Feuer, kindlich und champêtre, on ne peut pas plus. Dergleichen Partien, auch Seefahrten, bei denen die Herrschaften gewöhnlich krank wurden, haben wir öfter gemacht, und ich muß sagen, daß diese Hofgesellschaft vor den meisten übrigen hier wenigstens den Vorzug der Ungezwungenheit hatte. Unser Freund M. . . . scheint indessen diese Ansicht nicht zu teilen und sieht stets gelangweilt und verdrießlich aus; nur bei Whist und Zigarren scheint er sich etwas heimischer zu fühlen. Im ganzen ist es mir doch lieb, daß ich ihn nicht geheiratet habe; er ist meist ansteckend langweilig, seltene lichte Augenblicke ausgenommen. Das Baden gefällt mir hier sehr, und so einsam es ist, bleibe ich nicht ungern noch einige Tage. Der Strand ist prächtig, ganz flach, ebener, weicher Sand ohne alle Steine, und Wellenschlag, wie ich ihn weder in der Ostsee noch bei Dieppe je gesehen habe. Wenn ich eben noch bis an die Kniee im Wasser stehe, so kommt eine haushohe Welle (die Häuser sind hier nicht so hoch wie das Berliner Schloß), dreht mich zehnmal rundum und wirft mich 20 Schritt davon in den Sand, ein einfaches Vergnügen, dem ich mich aber täglich con amore so lange hingebe, als es die ärztlichen Vorschriften irgend gestatten. Mit der See habe ich mich überhaupt sehr befreundet; täglich segle ich einige Stunden, um dabei zu fischen und nach Delphinen und Seehunden zu schießen, von letzteren habe ich nur einen erlegt; ein so gutmütiges Hundegesicht, mit großen schönen Augen, daß es mir ordentlich leid that. Vor 14 Tagen hatten wir Stürme von seltener Heftigkeit; einige zwanzig Schiffe aller Nationen sind an den Inseln hier gestrandet, und mehrere Tage lang trieben unzählige Trümmer von Schiffen, Utensilien, Waren in Fässern, Leichen, Kleider und Papiere an. Ich selbst habe eine kleine Probe gehabt, wie Sturm aussieht; ich war mit einem fischenden Freunde, Tonte Hams, in 4 Stunden nach der Insel Wangerog gefahren; auf dem Rückwege

wurden wir in dem kleinen Boot 24 Stunden umhergeschaukelt und hatten schon in der ersten keinen trocknen Faden an uns, obgleich ich in einer angeblichen Kajüte lag; zum Glück waren wir mit Schinken und Portwein hinreichend verproviantiert, sonst wäre die Fahrt sehr verdrießlich gewesen. Herzliche Grüße an Vater und meinen Dank für seinen Brief, desgl. an Antonie und Arnim. Leb wohl, mein Schatz, mein Herz, mein . . .

Dein treuer Bruder
Bismarck.

Köstlich ist auch eine Schilderung des ländlichen Lebens, die Bismarck in einem Briefe an seinen Vetter giebt:

Brf. v. 4. 12. 1844. Nächstdem lebe ich hier mit dem Vater lesend, rauchend, spazierengehend, helfe ihm Neunaugen essen und spiele zuweilen eine Komödie mit ihm, die es ihm gefällt, Fuchsjagd zu nennen; wir gehen nämlich bei starkem Regen, oder jetzt sechs Grad Frost, mit Ihle, Bellin und Karl hinaus, umstellen mit aller jägermäßigen Vorsicht, lautlos unter sorgfältiger Beachtung des Windes einen Kieferbusch, von dem wir alle, und vielleicht auch der Vater, unumstößlich überzeugt sind, daß, außer einigen Holz suchenden Weibern, kein lebendes Geschöpf darin ist. Darauf gehen Ihle, Karl und zwei Hunde unter Ausstoßung der seltsamsten und schrecklichsten Töne, besonders von Seiten Ihles, durch den Busch, der Vater steht regungslos und aufmerksam mit schußfertigem Gewehr, genau als wenn er wirklich ein Tier erwartete, bis Ihle dicht vor ihm schreit: „hu, la, la, he, he, faßt, häh, häh!" in den sonderbarsten Kehllauten. Dann fragt mich der Vater ganz unbefangen, ob ich nichts gesehen habe, und ich sage mit einem möglichst natürlich gegebenen Anflug von Verwunderung im Tone: nein, nicht das mindeste! Dann gehen wir, auf das Wetter schimpfend, zu einem andern Busch, dessen vermutliche Ergiebigkeit an Wild Ihle mit einer recht natürlich gespielten Zuversicht zu rühmen pflegt, und spielen dal segno. So geht es 3—4 Stunden lang, ohne daß in Vater, Ihle und Fingal die Passion einen Augenblick zu erkalten scheint. Außerdem besehen wir täglich zweimal das Orangeriehaus und einmal die Schäferei, vergleichen stündlich die vier Thermometer in der Stube, rücken die Zeiger des Wetterglases und haben, seit das Wetter klar ist, die Uhren nach der Sonne in solche Uebereinstimmung gebracht, daß nur die an der Bibliothek noch einen einzigen Schlag nachthut, wenn die andern a tempo ausgeschlagen haben. Karl V. war ein dummer Kerl! Du begreifst, daß bei so mannigfaltigen Beschäftigungen mir nur wenig Zeit bleibt, Predigers ꝛc. zu besuchen; da sie keine Stimme im Kreistage haben, so bin ich auch noch gar nicht dagewesen, es war nicht möglich.

Vorher schon hatte sich die Schwester mit dem Landrat Oskar von Arnim-Kröchlendorf vermählt, im Winter folgte dann die Vertretung des Bruders in den Landratsgeschäften des Naugarder Kreises. Aus dieser Zeit erzählt er der Schwester:

Liebe Kleine!

Brf. v. 22. 2. 1845. Ich bin wohlbehalten hier angekommen, ohne besondere Unfälle, außer daß ich von Stettin mit einer jungen, recht hübschen und etwas koketten Frau bis Naugard allein fahren mußte; ein 5stündiges tête à tête der Art wird zuletzt ermüdend. In Naugard fand ich viel Schnee, viel Akten und viel Kinder, die Zähne bekommen. Schnee liegt hier mehr, als Du je auf einem Haufen beisammen gesehen hast; ich teile Dir dies mit, damit Du gelegentlich in einer Unterhaltung über das Wetter eine Bemerkung über den viel stärkeren Schneefall in Hinterpommern anbringen kannst. Die Posten werden von 6—8 Pferden mühsam geschleppt. Ferner habe ich bemerkt, daß es sehr leicht ist, Landrat zu sein; ich kam vorgestern Abend an, und wenn nicht übermorgen ein Termin wäre, so hätte ich gestern sehr gut wieder auf 8 Tage verreisen können. Die hiesige Welt ist, wie ich höre, mit den eifrigsten Vorbereitungen zu einem Plather

Maskenfeste beschäftigt, sogar Müttern von 8 Kindern, wie Frau v. Knobelsdorf, und Schönheiten, die meine Wiege umstanden, wie Frau von Vorman, zuckt es unwiderstehlich im Sprunggelenk; sie können der Versuchung nicht Herr werden, ihren Reizen durch bunte Mieder und gezwickelte Strümpfe noch für einen Abend aufzuhelfen, fahren im tollsten Schneegestöber nach Naugard, um die graziösen Touren einer altdeutschen Quadrille einzustudieren. — . . . Mit besonderem Kouvert übersende ich Dir einige von den blonden Leberwürsten, welche vor etwas länger als Jahresfrist Oskars Herz mit Dir zu teilen den Vorzug hatte, und will wünschen, daß Du zur Frühstückszeit bevorzugte Nebenbuhlerinnen in ihnen findest. Für heut leb wohl, mein Lieb, und schreibe ja bald an Vater und dann auch an

Deinen treuen Bruder

Bismarck.

Am 1. April feierte Bismarck seinen dreißigsten Geburtstag, über den er der Schwester berichtet:

Madame!

Nur mit Mühe widerstehe ich der Neigung, einen ganzen Brief mit landwirtschaftlichen Klagen anzufüllen, über Nachtfröste, krankes Vieh, schlechten Raps und schlechte Wege, tote Lämmer, hungrige Schafe, Mangel an Stroh, Futter, Geld, Kartoffeln und Dünger; dazu pfeift Johann draußen eben so konsequent wie falsch einen ganz infamen Schottischen, und ich habe nicht die Grausamkeit, es ihm zu untersagen, da er ohne Zweifel seinen heftigen Liebeskummer durch Musik zu beschwichtigen sucht. Das Ideal seiner Träume hat vor kurzem auf Zureden der Eltern ihm abgesagt und einen Stellmacher geheiratet. Ganz mein Fall, bis auf den Stellmacher, der noch im Schoße der Zukunft raspelt. Ich muß mich übrigens, hol mich der D . . ! verheiraten, das wird mir wieder recht klar, da ich mich nach Vaters Abreise einsam und verlassen fühle, und milde, feuchte Witterung mich melancholisch, sehnsüchtig, verliebt stimmt. Mir hilft kein Sträuben, ich muß zuletzt doch noch H. E. heiraten, die Leute wollen es alle so, und nichts scheint natürlicher, da wir beide zusammen übrig geblieben sind. Sie läßt mich zwar kalt, aber das thun sie alle; weiß der D . . woran es liegt; am Ende steckt noch ein Pollak (laß Dir den Ausdruck von O. erklären) von Neigung für meine ungetreue Stellmacherin in mir; eine Schwäche, aber um derentwillen ich anfange mich zu achten; es ist hübsch, wenn man seine Neigungen nicht mit den Hemden wechseln kann, so selten letzteres auch geschehen mag! Daß ich am 1. mehrfachen Damenbesuch mit würdevollem Anstande ertragen habe, wird Dir Vater mitgeteilt haben. Frau v. Dewitz aus Mesow, Fr. v. Lettow und Mad. Hehn haben mir nachträglich aus verschiedenen Gründen das Bedauern ausgesprochen und versprochen, mich zu besuchen, wenn die Wege besser wären.

Brf. v. 9. 4. 1845.

Als ich von Angermünde kam, war ich durch die Fluten der Zampel von Kniephof abgesperrt, und da mir niemand Pferde anvertrauen wollte, so mußte ich die Nacht über in Naugard bleiben mit vielen Handlungs- und anderen Reisenden, die ebenfalls auf das Sinken der Gewässer warteten. Nachher waren die Brücken auf der Zampel, Ukley und Rega fortgerissen, so daß Knobelsdorf und ich, die Regenten zweier großer Kreise, hier auf einen kleinen Fleck von Wasser eingeschlossen waren und ein anarchisches Interregnum von Schievelbein bis Damm herrschte. Noch am 1. wurde einer meiner Wagen mit 3 Faß Spiritus von den Fluten fortgerissen, und ich bin stolz darauf sagen zu können, daß in meinem Nebenfluß der Zampel ein Theerfahrer mit seinem Pferde ertrank. Außerdem sind in Gollnow mehrere Häuser eingestürzt, ein Sträfling im Zuchthause hat sich wegen Prügel aufgehängt, und mein Nachbar, der Gutsbesitzer Krause in Klein-Luistikow, sich wegen Futtermangel erschossen, 3 Wittwen und 1 unmündiges Kind trauern in thränenlosem Schmerz an der blutigen Bahre des Selbstmörders. Eine ereignisvolle Zeit! Es steht zu erwarten, daß noch einige unsrer Bekannten von der Bühne abtreten werden, da dieses Jahr mit

seiner schlechten Ernte, den niedrigen Preisen und dem langen Winter für den verschuldeten Besitzer schwer durchzuhalten ist. B. v. D .... in H. hat so gut wie falliert, und das alte Untier, sein Schwiegervater, der General K ...., der sehr viel Geld hat und nichts ausgiebt, ist weder durch die Bitten seines Sohnes noch seiner eignen Tochter zu bewegen, einen Schilling zu geben oder zu borgen, um das Gut für letztere zu erhalten. Was sollen die armen Leute nachher angeben? sage selbst. Aehnlich wird es vermutlich noch mit andern kommen, ohne daß sie geizige Schwiegerväter hätten. Morgen erwarte ich Bernhard zurück und bin froh, daß ich die Landratsgeschäfte los werde, die im Sommer recht angenehm, aber bei diesem Wetter und Regen sehr unbehaglich sind. Den 16. komme ich, wenn Oskar nicht anders schreibt, nach Kröchlendorf und von dort zu Dir.

Neues kann ich Dir von hier nicht melden, als daß ich mit Bellin noch zufrieden bin, das Thermometer jetzt, 10 Uhr abends, + 6 Grad zeigt, Odin noch auf der rechten Vorderpfote lahm geht und mit rührender Liebe seiner Rebecca tagelang Gesellschaft leistet, die ich wegen Mangel an Häuslichkeit an die Kette gelegt habe. Gute Nacht, m'amie, je t'embrasse.

Dein 2c. 2c. Bismarck.

Bald darauf erhielt die Schwester folgenden Brief:

Teuerste Kreusa!

Brf. v. 27. 4. 1845. Ich habe nicht den geringsten Schlüssel mitgenommen und kann Dir aus Erfahrung sagen, daß es niemals zu dem mindesten Resultat führt, nach Schlüsseln zu suchen, weshalb ich mich in solchen, bei meiner Ordnungsliebe sehr seltenen Fällen stets ohne Aufenthalt an den Schlosser wende, um einen neuen machen zu lassen. Bei wichtigen wie z. B. Geldspinden hat man dabei zugleich die Abwechslung, den Bart und sämtliche Schlösser, die man schließen soll, ändern zu lassen. Ich sehe kommen, daß ich meinen Brief bald schließen werde, nicht aus Bosheit, weil Du mir nur eine Seite geschrieben hast, es wäre peinlich, wenn ich glauben könnte, daß Du mich für so indigne rachsüchtig hieltest; sondern aus Schläfrigkeit. Ich bin den ganzen Tag in der Sonne geritten und gegangen, habe gestern in Plathe tanzen sehen und viel Montebello getrunken; ersteres giebt mir Magensäure, das andere Ziehen in den Waden. Nimm dazu eine beim Schlucken schmerzliche Anschwellung des Zäpfchens, einen leichten Anflug von Kopfschmerz, krumme Beine und Sonnenstich, so begreifst Du, daß mich weder der Gedanke an Dich, mein Engel, noch das melancholische Geheul eines wegen übermäßiger Jagdlust eingesperrten Hühnerhundes länger wach zu halten im stande ist. Nur das will ich Dir noch sagen, daß das Kränzchen nicht sehr besucht, eine recht niedliche Fräulein Schmeling, Schwester von der Marwitz, dort war und wieder sämtliche junge und alte Frauen in Wochen liegen, außer Frau von N ......, die kleine, die ein hellblaues Atlaskleid trug, und daß ich übermorgen zu einem ästhetischen Thee in Cardemin bin mit Lektüre, Gebet und Ananasbowle. Schlaf wohl, meine Angebetete ..., es ist 11 ...

K(niephof) 27./4. 45. Bismarck.

Im Oktober des Jahres 1845 trat Bismarck zu einer kurzen Tagung in den pommerschen Provinziallandtag ein. Bald darauf machte er eine Landwehrübung mit, bei deren Antritt er wieder der Schwester seine Gefühle ausdrückt:

Liebe Kleine!

Brf. v. 21. 8. 1845. Sehr mit Packen zur Landwehrübung beschäftigt, will ich Dir nur zwei Zeilen schreiben, da ich in der nächsten Zeit nicht recht dazu kommen werde. Ich habe seit bald nach dem Wollmarkt unseren vagabondierenden Landrat vertreten, viel Feuer, viel Termine mit ... Bauern bei starker Hitze und viele Reisen in sandigen Kienhaiden gehabt, so daß ich des Landratspielens vollkommen überdrüssig bin und meine Pferde auch. Nun bin ich kaum acht Tage

in Ruh und muß schon wieder dem Vaterlande als Soldat dienen; Du siehst, how men of merit are sought after, the undeserver may &c. Ich habe mir leider noch ein Pferd anschaffen müssen, da meine nicht zum Exerzieren gehen; indes will ich es mit Grosvenor als Reserve versuchen. Letzterer zieht übrigens im Wagen wie ein alter Karossier, ich werde ihn daher auch nächstens bezahlen, kannst Du Oscar sagen (sobald die Rapsgelder eingehen), was ich mir fest vorgenommen hatte, nicht zu thun, wenn er nicht zöge.

(Tintenflecke.)

Verzeih vorstehendes Arabische, ich habe keine Minute Zeit, um diesen Zettel noch mal zu schreiben, denn ich soll in einer Stunde fahren und muß noch sehr packen. Wir stehen in den nächsten 14 Tagen in Grüssow bei Stargard, nachher bei Fiddichow und Bahn, Schwedt gegenüber. Willst Du mir schreiben, so adressiere nach Stargard, Poste restante, wobei ich auf jede Ausrede wegen langen Stillschweigens verzichte und vorkommenden Falls auch ein Gleiches von Deiner Seite erwarte. Lebe wohl, mein Mantelsack erwartet mich gähnend, um gepackt zu werden, und rund um mich her sieht es militärisch blau und weiß aus.

Wenn wir bei Fiddichow stehen, könnte mich Oscar in Bahn besuchen, ich werde ihm Nachricht geben.

K(niephof), 21. Aug. 1845. Dein treuer Bruder

Bismarck.

Drei Monate später eilte Bismarck an das Sterbelager seines Vaters und wenige Stunden nach seiner Ankunft, am 22. November, drückte er ihm die Augen zu. Aber dem traurigen Ereignis ist bald das glücklichste Ereignis in Bismarcks Leben gefolgt. Bismarck war nach dem Tode seines Vaters nach Schönhausen übergesiedelt, das er fortan neben Kniephof übernahm, während der Bruder Jarchelin erhielt. Vom Kreise Jerichow wurde er im März zum Deichhauptmann ernannt und bald darauf folgte seine Wahl zum Stellvertreter des Abgeordneten der Ritterschaft für den sächsischen Provinziallandtag in Merseburg. Der eigentliche Abgeordnete war Herr von Brauchitsch. Gleichzeitig liefen allerlei Pläne einher, die seine Anstellung in Ostpreußen bei den Meliorationsarbeiten betrafen. Bismarck lehnte hier ab, weil er nicht „auf das bescheidene, sichere Los“, welches sich ihm jetzt biete, verbunden mit der Aussicht auf den Landtag, verzichten wollte. Das Amt des Deichhauptmanns hatte übrigens auch seine Mühen und Sorgen, wie sich aus dem nachstehenden Briefe ergiebt:

Liebe Arnimen!

Ich habe in diesen Tagen soviel Briefe schreiben müssen, daß mir nur noch ein halber mit Kaffee befleckter Bogen geblieben ist, den ich Dir deshalb aber nicht vorenthalten will. Meine Existenz hier ist nicht die vergnüglichste gewesen. Inventarien anfertigen ist langweilig, namentlich wenn man von den Schurken, den Taxatoren, 3 mal aus nichtigen Gründen im Stich gelassen wird und tagelang vergeblich warten muß. Außerdem ist mir ein Beträchtliches an Korn verhagelt (den 17.), und endlich habe ich noch immer einen höchst widerwärtigen Husten, obgleich ich seit Angermünde keinen Wein getrunken und mich vor jeder Erkältung sorgfältig in acht genommen habe, über Mangel an Appetit nicht klagen kann und schlafe wie ein Dachs. Dabei verhöhnt mich jeder wegen meines gesunden Aussehens, wenn ich behaupte, an der Brust zu leiden. Morgen Mittag werde ich Redekin besuchen, übermorgen nach Magdeburg gehen und von dort nach ein- bis zweitägigem Aufenthalt mich unaufhaltsam in Deine Arme stürzen. Von hier kann ich Dir weiter nichts Neues melden, als daß die Vegetation bei meiner Ankunft im Vergleich mit Angermünde

Brf v. 22. 5. 1846.

14 Tage vor war, und die Saaten im ganzen mittelmäßig stehen. Die Folgen der Ueberschwemmung machen sich leider auf eine sehr verdrießliche Weise im Garten bemerklich. Außer den vielen Hölzern, die ich im Winter schon als ausgegangen aus dem Bosquet genommen habe, zeigt sich nun, daß sämtliche noch übrigen Akazien und über die Hälfte der Eschen trocken sind, so daß wenig bleibt; 17 von den Linden am untern Ende der großen Allee sind entweder schon todt oder doch augenscheinlich sterbend. Ich lasse diejenigen, an denen sich noch ein oder das andre Blatt zeigt, köpfen, und will sehen, ob sie mit dieser Operation zu retten sind. Obst-, besonders Pflaumenbäume, gehen auch viele verloren. Im Felde und besonders in den Wiesen sind viele Stellen, wo die Vegetation ausbleibt, weil die obere fruchtbare Erdschicht fortgeschwemmt ist. Bellins und die sonstigen Schönhäuser lassen sich empfehlen, erstere leiden sehr von der Hitze heut, Sultan nicht minder. 21 Grad im Schatten. Viele Grüße an Oscar.

Schönhausen 22. [Mai 1846.]

Dein schwindsüchtiger Bruder
Bismarck.

Im Sommer 1846 machte Bismarck eine Reise in den Harz in Gesellschaft des ihm befreundeten jungen Ehepaares von Blanckenburg und des Fräuleins Johanna von Puttkamer, die einst bei der Hochzeit dieses Paares Brautjungfer gewesen war und die er dort kennen gelernt hatte. Als stillverlobtes Liebespaar kehrten die beiden wieder zur Heimat zurück. Aber es hat noch eine Zeitlang gedauert, ehe sie an das Ziel ihrer Wünsche gelangten, denn der Ruf, den der Junker von Kniephof genoß, machte die Zustimmung der frommen christlichen Eltern Johannas höchst unwahrscheinlich. Als Bismarck brieflich frank und frei um die Hand der Tochter anhielt, äußerte sich der Vater so wenig erfreut, daß er später den Eindruck dieser Stunde zusammenfaßte: „Ich hab' ihn mit der Axt vor den Kopf geschlagen." Die Mutter aber jammerte, daß der Wolf immer die frömmsten Schafe fresse; sie protestierte und weinte, bis schließlich Bismarck selbst auf dem Plane erschien. Mit den Worten „All right" zeigte Bismarck seiner Schwester an, daß er gesiegt habe. Und bald darauf folgte ein Brief, der sie bestätigte:

Malinka!

Brf. v. 16. 1. 1847. Ich zeige Dir nunmehr alles Ernstes meine Verlobung an, die kein Geheimnis mehr ist. Ich erhielt in der vorigen Woche einen Brief von hier, der mir freistellte, herzukommen und die Antwort zu hören. Am Montag kam ich früh durch Angermünde, fuhr spurlos durch Naugard, und Dienstag den 12. um Mittag war ich verlobt. Alles nähere, das maßlose Erstaunen der Kassuben, von denen die, welche nicht gleich rundum überschlugen, noch immer haufenweis auf dem Rücken liegen, den Verdruß der alten Damen, daß auch keine sagen kann: ich habe eine Silbe davon geahnt u. s. w. will ich Dir mündlich erzählen. Einstweilen bitte ich nur Dich und Oscar, Euch in wohlwollende Verfassung für meine zukünftige Frau zu setzen, die Dir selbst noch schreiben wird. Reinfeld liegt hier dicht bei Polen, Bütow ist die nächste Stadt, man hört die Wölfe und die Cassuben allnächtlich heulen, und in diesem und den 6 nächsten Kreisen wohnen 800 Menschen auf der Quadratmeile; polish spoken here. Ein sehr freundlich Ländchen. Herzliche Grüße an O.

Dein treuer Bruder
Reinfeld, 16. 1. 47. Bismarck.

Sobald ich nach Hause reise, siehst Du mich; wann, das weiß ich noch nicht.

Drittes Kapitel.

Der erste Schritt in die Politik.

Ehe noch die Trauung erfolgte, wurde der vereinigte preußische Landtag eröffnet und Bismarck mußte an Stelle des erkrankten Brauchitsch eintreten. So viel Zeit er aber erübrigen konnte, brachte er natürlich bei der Braut in Reinfeld zu. Von dort stammt folgende amüsante Schilderung:

. . . . . Solche Schneegestöber, wie hier alle Tage sind, giebt es bei uns im Dezember nicht, und die westpreußischen Berge, die man in der Ferne sieht, präsentieren sich wie lauter Chamounix und Montblanc. Unter diesen Umständen würdest Du Oscar, wenn Du noch Braut wärst, auch nicht entlassen haben; verzeih daher mir und dem Gegenstande meiner Zärtlichkeit, wenn ich statt meiner Person nur meine feierlichsten Versprechungen schicke, allen Pflichten eines rechtschaffenen Paten in Bezug auf die Erbin Deiner inneren und äußeren Schönheit getreulich nachzukommen. Der Zustand von Frau von Puttkamer ist in der That beunruhigend. Sie ist entschieden wassersüchtig und bekommt oft bei anscheinendem Wohlbefinden die fabelhaftesten Zufälle urplötzlich; sprich mit Herrn v. P., der Dich doch wohl, wenn er auch aus den Rrrummelsburger Wäldern stammt, besuchen wird, nicht davon, er könnte glauben, daß es schlimmer ist als bei seiner Abreise, was nicht der Fall ist. Er scheint sich aber über den Zustand seiner Frau nicht klar zu sein. Brf. v. 14. 4. 1847.

Die Einsamkeit ist hier immer groß, bei dem jetzigen Zustand der Wege aber total, und das ist mir lieb. Denn die umwohnenden Kassuben mit ihrem Gebell haben wenig, was die Last ihrer Gesellschaft erträglich macht. Ihre Konversation besteht darin, daß sie in abgemessenen Perioden ein klagendes Geheul ausstoßen, eine Gefühlsäußerung, die ich durch den Zustand ihrer Personen und ihres Landes vollkommen gerechtfertigt finde und der ich meine Teilnahme nicht versage, ohne auf die Dauer lebhaft davon unterhalten zu werden. Für den Sprachkundigen mag in ihren unartikulierten Tönen etwas wie Niedergeschlagenheit über die letzten 6 Ernten und Besorgnis vor der diesjährigen liegen. Was meine Person anbetrifft, so befinde ich mich körperlich ziemlich wohl, bis auf einen leisen Kopfschmerz, den Schwiegermutter dadurch unterhält, daß sie mir zu allen Tageszeiten mit gewaltsamer Freundlichkeit starken Rheinwein einflößt in der aufrichtigen Ueberzeugung, daß ich mit gegohrnen Getränken gesäugt und großgezogen sei und 1 Quart oder 2 zu meinem täglichen Unterhalt bedürfe. Im übrigen befinde ich mich in einem Zustande behaglicher Zufriedenheit, wie ich ihn seit vielen Jahren auf die Dauer nicht gekannt hatte, und sehe

mit der Sorglosigkeit eines Studenten in den Tag hinein, ärgere mich auch sehr über alle kümmerlichen Nachrichten, die ich gelegentlich von Kniephof erhalte. Deine Schwägerin grüßt sehr, wie sie sagt, und ich bitte O. und Bernhard ein gleiches zu thun.

Dein treuer Bruder

Bismarck.

Noch vor der Hochzeit war also Bismarck zum berühmten Parlamentarier geworden. Am 11. April war der Landtag eröffnet worden, der als der erste Vereinigte Landtag in der Geschichte fortlebt. Dort sprach am 17. Mai der junge Deichhauptmann nur ein paar Worte, aber diese Worte sind ein Glaubensbekenntnis für alle Zeiten gewesen. Der Abgeordnete v. Saucken behauptete, die preußische Volkserhebung von 1813 sei nicht nur aus dem Hasse gegen die napoleonische Fremdherrschaft hervorgegangen, sondern zum gleichen Teile zurückzuführen auf die Hoffnung einer zu erlangenden Verfassung. Da erklärte Bismarck:

Rede v. 17. 5. 1847. Ich fühle mich gedrungen, dem zu widersprechen, was auf der Tribüne sowohl als außerhalb dieses Saales so oft laut geworden ist, als von Ansprüchen auf Verfassung die Rede war: als ob die Bewegung des Volkes von 1813 andern Gründen zugeschrieben werden müßte, und es eines andern Motivs bedurft hätte, als der Schmach, daß Fremde in unserm Lande geboten. (Lautes Murren.) Es heißt meines Erachtens der Nationalehre einen schlechten Dienst erweisen (wiederholtes Murren), wenn man annimmt, daß die Mißhandlung und Erniedrigung, die die Preußen durch einen fremden Gewalthaber erlitten, nicht hinreichend gewesen seien, ihr Blut in Wallung zu bringen und durch den Haß gegen die Fremdlinge alle andern Gefühle übertäubt werden zu lassen. (Großer Lärm.)

Als die Abgeordneten Krause und Gier dagegen Verwahrung einlegten, daß jemand, der die Zeit von 1813 nicht mit durchgekämpft habe, ein derartiges Urteil fälle, bestieg Abgeordneter v. Bismarck unter großem Lärm nochmals die Tribüne zu folgender Erklärung:

Ich kann allerdings nicht in Abrede stellen, daß ich zu jener Zeit nicht gelebt habe, und es that mir stets aufrichtig leid, daß es mir nicht vergönnt gewesen, an dieser Bewegung teilzunehmen; ein Bedauern, das vermindert wird durch die Aufklärung, die ich soeben über die damalige Bewegung empfangen habe. Ich habe immer geglaubt, daß die Knechtschaft, gegen die damals gekämpft wurde, im Auslande gelegen habe: soeben bin ich aber belehrt, daß sie im Inlande gelegen hat, und ich bin nicht sehr dankbar für diese Aufklärung! (Einige Stimmen: Bravo!)

In seiner nächsten Rede vom 1. Juni protestierte er gleichfalls gegen die Auffassung, als ob nur der Liberalismus das Volk vertrete. Einer der Vorredner hatte gesagt: „Ein Volk wird seinen Entwickelungsgang gehen, ob durch Paragraphen unterstützt oder einzig und allein gestützt auf das ewig unveräußerliche Recht.“ Da betonte Bismarck, daß nur das monarchische Prinzip ein Rechtsboden in Preußen sein könne. Er ist auch damals kein Anhänger eines absoluten Herrschertums gewesen und er ist es auch später nie geworden:

Ged. u. Er. I. Auch die unumschränkte Autorität der alten preußischen Königsmacht war und ist nicht das letzte Wort meiner Ueberzeugung. Für letztere war allerdings auf dem Ersten Vereinigten Landtage diese Autorität des Monarchen staats=

rechtlich vorhanden, aber mit dem Wunsche und dem Zukunftsgedanken, daß die unumschränkte Macht des Königs selber ohne Unterstützung das Maß ihrer Beschränkung zu bestimmen habe. Der Absolutismus bedarf in erster Linie Unparteilichkeit, Ehrlichkeit, Pflichttreue, Arbeitskraft und innere Demut des Regierenden; sind sie vorhanden, so werden doch männliche oder weibliche Günstlinge, im besten Falle die legitime Frau, die eigene Eitelkeit und Empfänglichkeit für Schmeicheleien dem Staate die Früchte des Königlichen Wohlwollens verkürzen, da der Monarch nicht allwissend ist und nicht für alle Zweige seiner Aufgabe gleiches Verständnis haben kann. Ich bin schon 1847 dafür gewesen, daß die Möglichkeit öffentlicher Kritik der Regierung im Parlament und in der Presse erstrebt werde, um den Monarchen vor der Gefahr zu behüten, daß Weiber, Höflinge, Streber und Phantasten ihm Scheuklappen anlegten, die ihn hinderten, seine monarchischen Aufgaben zu übersehen und Mißgriffe zu vermeiden oder zu korrigieren. Diese meine Auffassung hat sich um so schärfer ausgeprägt, je nachdem ich mit den Hofkreisen mehr vertraut wurde und gegen ihre Strömungen und gegen die Opposition des Ressortpatriotismus das Staatsinteresse zu vertreten hatte. Letzteres allein hat mich geleitet, und es ist eine Verleumdung, wenn selbst wohlwollende Publizisten mich beschuldigen, daß ich je für ein Adelsregiment eingetreten sei. Die Geburt hat mir niemals als Ersatz für Mangel an Tüchtigkeit gegolten; wenn ich für den Grundbesitz eingetreten bin, so habe ich das nicht im Interesse besitzender Standesgenossen gethan, sondern weil ich im Verfall der Landwirtschaft eine der größten Gefahren für unsern staatlichen Bestand sehe. Mir hat immer als Ideal eine monarchische Gewalt vorgeschwebt, welche durch eine unabhängige, nach meiner Meinung ständische oder berufsgenossenschaftliche Landesvertretung soweit kontrolliert wäre, daß Monarch oder Parlament den bestehenden gesetzlichen Rechtszustand nicht einseitig, sondern nur communi consensu ändern können, bei Oeffentlichkeit und öffentlicher Kritik aller staatlichen Vorgänge durch Presse und Landtag.

Bismarcks Opposition wurde durch persönliche Empfindungen noch verschärft, so daß er, der in seinen Kreisen ganz als liberal gegolten hatte, zum extremsten Konservativen wurde:

Aus meiner ständisch-liberalen Stimmung, für die ich in Pommern kaum Verständnis und Teilnahme, in Schönhausen aber die Zustimmung von Kreisgenossen wie Graf Wartensleben-Karow, Schierstädt-Dahlen und andern fand, denselben Elementen, die zum Teil zu den später unter der neuen Aera gerichtlich verurteilten Kirchen-Patronen gehörten, aus dieser Stimmung wurde ich wieder entgleist durch die mir unsympathische Art der Opposition des Ersten Vereinigten Landtags, zu dem ich erst für die letzten sechs Wochen der Session wegen Erkrankung des Abgeordneten von Brauchitsch als dessen Stellvertreter einberufen wurde. Die Reden der Ostpreußen Saucken-Tarputschen, Alfred Auerswald, die Sentimentalität von Beckerath, der rheinisch-französische Liberalismus von Heydt und Mevissen und die polternde Heftigkeit der Vinckeschen Reden waren mir widerlich, und auch wenn ich die Verhandlungen heut lese, so machen sie mir den Eindruck von importierter Phrasen-Schablone. Ich hatte das Gefühl, daß der König auf dem richtigen Wege sei und den Anspruch darauf habe, daß man ihm Zeit lasse und ihn in seiner eignen Entwicklung schone. Ged. u. Er.

In den Junidebatten, in denen die Stellung der Juden zur Verhandlung kam, hat Bismarck mit großer Schneidigkeit sich gegen die Emanzipation dieser Leute gewehrt. Vom Standpunkte der christlichen Staatsauffassung aus erklärte er:

Ich bin der Meinung, daß der Begriff des christlichen Staats so alt sei, wie das ci-devant heilige römische Reich, so alt, wie sämtliche europäische Staaten, daß er gerade der Boden sei, in welchem diese Staaten Wurzel geschlagen haben, und daß jeder Staat, wenn er seine Dauer gesichert sehen, Red. v. 15. 6. 1857.

wenn er die Berechtigung zur Existenz nur nachweisen will, sobald sie bestritten wird, auf religiöser Grundlage sich befinden muß. Für mich sind die Worte: „Von Gottes Gnaden", welche christliche Herrscher ihrem Namen beifügen, kein leerer Schall, sondern ich sehe darin das Bekenntnis, daß die Fürsten das Szepter, welches ihnen Gott verliehen hat, nach Gottes Willen auf Erden führen wollen. Als Gottes Willen kann ich aber nur erkennen, was in den christlichen Evangelien offenbart worden ist, und ich glaube, in meinem Rechte zu sein, wenn ich einen solchen Staat einen christlichen nenne, welcher sich die Aufgabe gestellt hat, die Lehre des Christentums zu realisieren, zu verwirklichen. Ich gestehe ein, daß ich voller Vorurteile stecke, ich habe sie, wie gesagt, mit der Muttermilch eingesogen, und es will mir nicht gelingen, sie wegzudisputieren; denn, wenn ich mir als Repräsentanten der geheiligten Majestät des Königs gegenüber einen Juden denke, dem ich gehorchen soll, so muß ich bekennen, daß ich mich tief niedergedrückt und gebeugt fühlen würde, daß mich die Freudigkeit und das aufrechte Ehrgefühl verlassen würden, mit welchen ich jetzt meine Pflichten gegen den Staat zu erfüllen bemüht bin. Ich teile diese Empfindung mit der Masse der niederen Schichten des Volkes und schäme mich dieser Gesellschaft nicht. Warum es den Juden nicht gelungen ist, in vielen Jahrhunderten sich die Sympathie der Bevölkerung in höherem Grade zu verschaffen, das will ich nicht genau untersuchen. Ich will ein Beispiel geben, in welchem eine ganze Geschichte der Verhältnisse zwischen Juden und Christen liegt. Ich kenne eine Gegend, wo die jüdische Bevölkerung auf dem Lande zahlreich ist, wo es Bauern giebt, die nichts ihr Eigentum nennen auf ihrem ganzen Grundstücke; von dem Bette bis zur Ofengabel gehört alles Mobiliar dem Juden, das Vieh im Stalle gehört dem Juden, und der Bauer bezahlt für jedes einzelne seine tägliche Miete; das Korn auf dem Felde und in der Scheune gehört dem Juden, und der Jude verkauft dem Bauern das Brot-, Saat- und Futterkorn metzenweis. Von einem ähnlichen christlichen Wucher habe ich wenigstens in meiner Praxis noch nie gehört.

Acht Tage später, am 26. Juni, wurde der Vereinigte Landtag geschlossen. Aus seiner Erinnerung hieran erzählt Bismarck:

Ged. u. Er. I. Bei den Hoffestlichkeiten, die während des Vereinigten Landtags stattfanden, wurde ich von dem Könige und der Prinzessin von Preußen in augenfälliger Weise gemieden, jedoch aus verschiedenen Gründen, von der letztern, weil ich weder liberal noch populär war, von dem erstern aus einem Grunde, der mir erst später klar wurde. Wenn er bei Empfang der Mitglieder vermied, mit mir zu sprechen, wenn er im Cercle, nachdem er der Reihe nach jeden angeredet hatte, abbrach, sobald er an mich kam, umkehrte oder quer durch den Saal abschwenkte: so glaubte ich annehmen zu müssen, daß meine Haltung als royalistischer Heißsporn die Grenzen überschritt, die er sich gesteckt hatte. Daß diese Auslegung unrichtig, erkannte ich erst einige Monate später, als ich auf meiner Hochzeitsreise Venedig berührte. Der König, der mich im Theater erkannt hatte, befahl mich folgenden Tags zur Audienz und zur Tafel, mir so unerwartet, daß mein leichtes Reisegepäck und die Unfähigkeit der Schneider des Ortes mir nicht die Möglichkeit gewährten, in korrektem Anzuge zu erscheinen. Mein Empfang war ein so wohlwollender und die Unterhaltung auch auf politischem Gebiete derart, daß ich eine aufmunternde Billigung meiner Haltung im Landtage daraus entnehmen konnte. Der König befahl mir, mich im Laufe des Winters bei ihm zu melden, was geschah. Bei dieser Gelegenheit und bei kleinern Diners im Schlosse überzeugte ich mich, daß ich bei beiden allerhöchsten Herrschaften in voller Gnade stand, und daß der König, wenn er zur Zeit der Landtagssitzungen vermieden hatte, öffentlich mit mir zu reden, damit nicht eine Kritik meines politischen Verhaltens geben, sondern nur seine Billigung den andern zur Zeit nicht zeigen wollte.

Am 28. Juli hat Bismarck die Braut heimgeführt. Die Hochzeitsreise führte die Neuvermählten über Dresden, Prag, Wien und Salz-

burg nach Italien und auf der Heimreise durch die Schweiz und Rheinlande. In Venedig traf Bismarck mit dem König Friedrich Wilhelm IV. zusammen. Dort ereignete sich die Episode, deren wir eben gedachten. Seit jener Zeit hat König Wilhelm IV. dem jungen Edelmann das beste Gedenken bewahrt, und das Vertrauen, das er ihm später geschenkt hat, ist sicherlich zurückzuführen auf die freimütige Art, in der Bismarck in Venedig seine Ueberzeugungen vortrug.

Friedlich im jungen Eheglück floß dem Paare die nächste Zeit dahin, dann aber schäumten die Wellen der Revolution auch hinüber bis in ihr Heim und aus dem idyllischen Leben von Schönhausen wurde Bismarck jäh hinausgerissen in die Stürme, die damals die Welt durchtobten.

Viertes Kapitel.

Die Revolutionszeit.

Nicht nur der Charakter einzelner Persönlichkeiten schwankt unstet in der Geschichte, sondern auch die Auffassung einzelner Ereignisse und ganzer Epochen. Das ist natürlich; denn wie überall sich Licht und Schatten vereinen, so wird der Eine die dunklen Seiten der Ereignisse übersehen, um auf die glücklichen Folgen zu weisen, der Andere aber wird nur den Schatten wahrnehmen und den Gewinn schmähen, der nicht in sympathischer Weise erworben worden ist. Wir alle blicken mit Abscheu auf die Thaten eines Robespierre, eines Saint-Just oder Marat, und dennoch wird niemand verkennen, welche ungeheuren Fortschritte die große französische Revolution gebracht hat. Es ist müßig, der Vorsehung gegenüber die Rolle des Splitterrichters zu spielen und ihr vorzurechnen, wie der schöne Gewinn auch erzielt werden konnte ohne Königsmord und Guillotine; so würde es kindlich sein, das Jahr der deutschen Revolution lediglich nach dem Barrikaden-Kampf der Märztage zu beurteilen und darüber zu vergessen, daß es uns eine Reihe hoch zu bewertender Erfolge, daß es uns vor allem ein maßvolles konstitutionelles Leben gebracht hat, und auch das ist nicht zu vergessen, daß in jenem Jahre der Schicksals-Wende eine ungeheure Fülle von Idealismus und geistiger Hochkraft lebendig wurde, die dem doppelten Ziele entgegenstrebte, dem Volke das Recht der Mündigkeit zu verleihen und den deutschen Stämmen das langersehnte und langentbehrte Geschenk der nationalen Einigung zu sichern.

Wenn Otto von Bismarck in jenen Zeiten eine Stellung einnahm, die im Widerspruch zu stehen scheint mit dem, was er in künftigen Tagen selbst zur Vollendung gebracht hat, und wenn ein Gegensatz sich erhob zwischen ihm und den Schwärmern der Paulskirche, so ist dies begründet in den Anschauungen, die festwurzelten in der altpreußischen Tradition und von der neuen Gestaltung der Dinge nur eine starke Minderung der preußischen Königsrechte befürchteten, dann aber auch in der tiefen Abneigung des Aristokraten gegen die Männer der Straße, die an der Spitze von Pöbelscharen für Freiheit und Recht zu kämpfen

vorgaben. Das hat vor allem deutlich Albrecht von Roon in den Briefen aus jener Zeit ausgesprochen. Das lesen wir auch in den Memoiren, die Heinrich Abeken uns zurückließ. Für den treuen Roon sind die Revolutionäre nur eine „schwankende, ordnungslose, offenbar von fremden Meuterern aufgestachelte Menge", eine niederträchtige Partei, die gar keine Wurzel im eigentlichen Volke hatte: „Zwei- oder dreihundert Böswillige hetzen, tausend Hungrige und Trunkene lassen sich hetzen, fünf- bis sechstausend sehen dem Spektakel zu und bezahlen leider nicht selten mit ihrer Haut, was jene verschuldet." Für Männer wie Roon und Bismarck ist in jenen Tagen jede Konzession, die der König macht, ein Zeichen der Schwäche; nur freiwillig dürfen Preußens Könige geben, nicht gezwungen. „Mit tiefem Schmerze", so schreibt Oldwig von Natzmer in seinem Tagebuche, „mußte jeder gute Preuße und jeder treue Diener des Königs die Unentschiedenheit in der obersten Leitung erblicken." Und wir wissen es längst, daß der reale Gewinn des Jahres 1848 gesichert worden wäre auch ohne die Ereignisse des 18. März und daß die schweren Verluste, die jener Tag gebracht hat, durch nichts ausgeglichen werden konnten. Ja in gewissem Sinne haben die Empörer nur ein reaktionäres Werk vollbracht, indem sie die schnelle Entwickelung, die der freie Entschluß des Königtums geboren hatte, durch ihr Treiben aufhielten; denn thatsächlich ist dem blutigen Abendschein des 18. März die Nacht gefolgt und erst nach langen Jahren konnte ein neues, goldenes Morgenrot heraufziehen.

Als die ersten Nachrichten der Berliner Ereignisse zu Otto von Bismarck drangen, da wurde er von heftigem Grimm erfaßt; er hat selbst später geschildert, wie er unter diesen Eindrücken ernstlich krank geworden sei und wie ihn vor allen Dingen das Bewußtsein quälte, nicht mit seinem eigenen Leben sich vor das gefährdete Königtum stellen zu können. Damals schrieb er an den König jenen Brief, den Friedrich Wilhelm „ein köstlich Zeichen unwandelbarer Preußentreue" nannte und durch den ganzen Sommer auf seinem Arbeitstisch liegen hatte.

Es ist bezeichnend, daß er selbst gesteht, zu Anfang habe die Kunde von den Berliner Ereignissen nicht so wegen ihrer politischen Tragweite einen Eindruck auf ihn gemacht, als wegen der Ermordung der Soldaten in den Straßen. Er glaubte, politisch werde der König, sobald er frei sei, bald Herr der Sache werden.

Auch bis zu dem schlichten Wohnsitz Bismarcks, Schönhausen, schlug die Revolution ihre Wellen. Er erzählt darüber:

Am 20. meldeten mir die Bauern in Schönhausen, es seien Deputierte aus dem dreiviertel Meilen entfernten Tangermünde angekommen, mit der Aufforderung, wie in der genannten Stadt geschehen war, auf dem Turme die schwarz-rot-goldene Fahne aufzuziehen, und mit der Drohung, im Weigerungsfalle mit Verstärkung wiederzukommen. Ich fragte die Bauern, ob sie sich wehren wollten; sie antworteten mit einem einstimmigen und lebhaften „Ja", und ich empfahl ihnen, die Städter aus dem Dorfe zu treiben, was unter eifriger Beteiligung der Weiber besorgt wurde. Ich ließ dann eine in der Kirche vorhandene weiße Fahne mit schwarzem Kreuz, in Form des eisernen, auf dem Ged. u. Er. I.

Turme aufziehen und ermittelte, was an Gewehren und Schießbedarf im Dorfe vorhanden war, wobei etwa 50 bäuerliche Jagdgewehre zum Vorschein kamen. Ich selbst besaß mit Einrechnung der altertümlichen einige zwanzig und ließ Pulver durch Boten von Jerichow nach Rathenow holen.

Dann fuhr ich mit meiner Frau auf umliegende Dörfer und fand die Bauern eifrig bereit, dem Könige nach Berlin zu Hilfe zu ziehen, besonders begeistert einen alten Deichschulzen Krause in Neuermark, der in meines Vaters Regiment „Karabiniers" Wachtmeister gewesen war. Nur mein nächster Nachbar sympathisierte mit der Berliner Bewegung, warf mir vor, eine Brandfackel in das Land zu schleudern, und erklärte, wenn die Bauern sich wirklich zum Abmarsch anschicken sollten, so werde er auftreten und abwiegeln. Ich erwiderte: „Sie kennen mich als einen ruhigen Mann, aber wenn Sie das thun, so schieße ich Sie nieder." — „Das werden Sie nicht," meinte er. — „Ich gebe mein Ehrenwort darauf," versetzte ich, „und Sie wissen, daß ich das halte, also lassen Sie das."

Bismarck selbst ist dann aus Schönhausen zur Hauptstadt geeilt, entschlossen, sich vor der Brust seines Königs niedermetzeln zu lassen. Dort hat ihn auch Roon getroffen, der am 22. März an seine Gattin schrieb: „Nun noch zum Schluß die tröstliche Nachricht, daß die Beerdigungsszene, wie mir eben Otto von Bismarck und andere berichten, ohne Störung vorübergegangen ist. Der König hat sich auf dem Balkon gezeigt mit dem Ausdruck des Leidens. Was werden soll und wird, bleibt dennoch ungewiß."

Aus diesen Tagen der Erregung hat Fürst Bismarck erzählt:

Ged. u. Er. I. Ich fuhr zunächst allein nach Potsdam, wo ich am Bahnhofe Herrn von Bodelschwingh sah, der bis zum 19. Minister des Innern gewesen war. Es war ihm offenbar unerwünscht, im Gespräch mit mir, dem „Reaktionär", gesehen zu werden; er erwiderte meine Begrüßung mit den Worten: „Ne me parlez pas" (sprechen Sie nicht mit mir). — „Les paysans se lèvent chez nous" (die Bauern bei uns stehen auf!), erwiderte ich. „Pour le Roi?" (für den König?) — „Oui" (ja!). — „Dieser Seiltänzer", sagte er, die Hände auf die thränenden Augen drückend. In der Stadt fand ich auf der Plantage an der Garnisonkirche ein Biwak der Garde-Infanterie; ich sprach mit den Leuten und fand Erbitterung über den befohlenen Rückzug und Verlangen nach neuem Kampfe. Auf dem Rückwege längs des Kanals folgten mir spionartige Zivilisten, welche Verkehr mit der Truppe gesucht hatten und drohende Reden gegen mich führten. Ich hatte vier Schuß in der Tasche, bedurfte ihrer aber nicht. Ich stieg bei meinem Freunde Roon ab, der als Mentor des Prinzen Friedrich Karl einige Zimmer in dem Stadtschlosse bewohnte, und besuchte im „Deutschen Hause" den General v. Möllendorf, noch steif von den Mißhandlungen, die er erlitten, als er mit den Aufständischen unterhandelte, und General v. Prittwitz, der in Berlin kommandiert hatte. Ich schilderte ihnen die Stimmung des Landvolkes; sie gaben mir dagegen Einzelheiten über die Vorgänge bis zum 19. morgens. Was sie zu berichten hatten und was an späteren Nachrichten aus Berlin hergelangt war, konnte mich nur in dem Glauben bestärken, daß der König nicht frei war.

Prittwitz, der älter als ich war und ruhiger urteilte, sagte: „Schicken Sie uns keine Bauern, wir brauchen sie nicht, haben Soldaten genug; schicken Sie uns lieber Kartoffeln und Korn, vielleicht auch Geld, denn ich weiß nicht, ob für die Verpflegung und Löhnung der Truppen ausreichend gesorgt werden wird. Wenn Zuzug käme, würde ich aus Berlin den Befehl erhalten und ausführen müssen, denselben zurückzuschlagen." — „So holen Sie den König heraus!" sagte ich. Er erwiderte: „Das würde keine große Schwierigkeit haben; ich bin stark genug, Berlin zu nehmen, aber dann haben wir wieder Gefecht; was

können wir thun, nachdem der König uns befohlen hat, die Rolle des Besiegten anzunehmen? Ohne Befehl kann ich nicht angreifen."

Vergebens hat dann Bismarck sich angestrengt, „einen Befehl zum Handeln, der von dem unfreien Könige nicht zu erwarten war, von einer anderen Seite zu beschaffen." Er suchte zu dem Prinzen von Preußen zu gelangen, doch wurde er an die Prinzessin gewiesen, da Prinz Wilhelm selbst sich verborgen hielt. Sie empfing ihn im Dienerzimmer und erklärte in lebhafter Erregung, daß sie die Rechte ihres Sohnes wahren müsse. Bismarck schloß daraus, daß sie mit einem Thronwechsel rechne und mit der Aussicht, während der Minderjährigkeit ihres Sohnes die Regentschaft zu führen. Auch Prinz Friedrich Karl ergriff nicht, wie Bismarck forderte, die Initiative. Er fühlte sich zu jung zu so verantwortungsreichem Werke. So versuchte Bismarck, zum Könige zu gelangen. Er erzählt darüber:

Prinz Karl gab mir im Potsdamer Schlosse als Legitimation und Paß das nachstehende offene Schreiben: Ged. u. Er. I.

„Ueberbringer — mir wohlbekannt — hat den Auftrag, sich bei Seiner Majestät meinem Allergnädigsten Bruder persönlich nach Höchstdessen Gesundheit zu erkundigen und mir Nachricht zu bringen, aus welchem Grunde mir seit 30 Stunden auf meine wiederholten eigenh. Anfragen, „ob ich nicht nach Berlin kommen dürfe", keine Antwort ward.

Potsdam, 21. März 1848, Karl Prinz v. Preußen."
1 Uhr N. M.

Ich fuhr nach Berlin. Vom Vereinigten Landtage her vielen Leuten von Ansehen bekannt, hatte ich für ratsam gehalten, meinen Bart abzuscheren und einen breiten Hut mit bunter Kokarde aufzusetzen. Wegen der gehofften Audienz war ich im Frack. Am Ausgange des Bahnhofes war eine Schüssel mit einer Aufforderung zu Spenden für die Barrikadenkämpfer aufgestellt, daneben ein baumlanger Bürgerwehrmann mit der Muskete auf der Schulter. Ein Vetter von mir, mit dem ich beim Aussteigen zusammengetroffen war, zog die Börse. „Du wirst doch für die Mörder nichts geben," sagte ich, und auf einen warnenden Blick, den er mir zuwarf, „und Dich vor dem Kuhfuß nicht fürchten?" Ich hatte in dem Posten schon den mir befreundeten Kammergerichtsrat Meier erkannt, der sich auf den „Kuhfuß" zornig umwandte und dann ausrief: „J Jotte doch, Bismarck! Wie sehen Sie aus! Schöne Schweinerei hier!"

Die Bürgerwache im Schlosse fragte mich, was ich dort wolle. Auf meine Antwort, ich hätte einen Brief des Prinzen Karl an den König abzugeben, sagte der Posten, mich mit mißtrauischen Blicken betrachtend, das könne nicht sein, der Prinz befinde sich eben beim Könige. Ersterer mußte also noch vor mir von Potsdam abgereist sein. Die Wache verlangte den Brief zu sehen, den ich hätte, ich zeigte ihn, da er offen und der Inhalt unverfänglich war, und man ließ mich gehen, aber nicht ins Schloß. Im Gasthof Meinhard, parterre, lag ein mir bekannter Arzt im Fenster, zu dem ich eintrat. Dort schrieb ich dem Könige, was ich ihm zu sagen beabsichtigt hatte. Ich ging mit dem Briefe zum Fürsten Boguslaw Radziwill, der freien Verkehr hatte und ihn dem Könige übergeben konnte. Es stand darin unter anderem, die Revolution beschränke sich auf die großen Städte, und der König sei Herr im Lande, sobald er Berlin verlasse. Der König antwortete nicht, hat mir aber später gesagt, er habe den auf schlechtem Papier schlecht geschriebenen Brief als das erste Sympathiezeichen, das er damals erhalten, sorgfältig aufbewahrt.

Auf meinen Gängen durch die Straßen, um die Spuren des Kampfes anzusehen, raunte ein Unbekannter mir zu: „Wissen Sie, daß Sie verfolgt werden?" Ein anderer Unbekannter flüsterte mir unter den Linden zu: „Kommen

Sie mit"; ich folgte ihm in die Kleine Mauerstraße, wo er sagte: „Reisen Sie ab, oder Sie werden verhaftet." „Kennen Sie mich?" fragte ich. „Ja," antwortete er, „Sie sind Herr von Bismarck." Von welcher Seite mir die Gefahr drohen sollte, von welcher die Warnung kam, habe ich nie erfahren. Der Unbekannte verließ mich schnell. Ein Straßenjunge rief mir nach: „Kiek, det is och en Franzos!" eine Aeußerung, an die ich durch manche spätere Ermittelung erinnert worden bin. Mein allein unrasierter langer Kinnbart, der Schlapphut und Frack hatten dem Jungen einen exotischen Eindruck gemacht. Die Straßen waren leer, kein Wagen sichtbar; zu Fuß nur einige Trupps in Blusen und mit Fahnen, deren einer in der Friedrichstraße einen lorbeerbekränzten Barrikadenhelden zu irgend welcher Ovation geleitete.

Nicht wegen der Warnung, sondern weil ich in Berlin keinen Boden für eine Thätigkeit fand, kehrte ich an demselben Tage nach Potsdam zurück und besprach mit den beiden Generalen Möllendorf und Prittwitz noch einmal die Möglichkeit eines selbständigen Handelns. „Wie sollen wir das anfangen?" sagte Prittwitz. Ich klimperte auf dem geöffneten Klavier, neben dem ich saß, den Infanteriemarsch zum Angriff. Möllendorf fiel mir in Thränen und vor Wundschmerzen steif um den Hals und rief: „Wenn Sie uns das besorgen könnten!" „Kann ich nicht," erwiderte ich; „aber wenn Sie es ohne Befehl thun, was kann Ihnen denn geschehen? Das Land wird Ihnen danken und der König schließlich auch." Prittwitz: „Können Sie mir Gewißheit schaffen, ob Wrangel und Hedemann mitgehen werden? Wir können zur Insubordination nicht noch Zwist in die Armee bringen." Ich versprach, das zu ermitteln, selbst nach Magdeburg zu gehen und einen Vertrauten nach Stettin zu schicken, um die beiden kommandierenden Generale zu sondieren. Von Stettin kam der Bescheid des Generals von Wrangel: „Was Prittwitz thut, thue ich auch." Ich selbst war in Magdeburg weniger glücklich. Ich gelangte zunächst nur an den Adjutanten des Generals von Hedemann, einen jungen Major, dem ich mich eröffnete und der mir seine Sympathie ausdrückte. Nach kurzer Zeit aber kam er zu mir in den Gasthof und bat mich, sofort abzureisen, um mir eine Unannehmlichkeit und dem alten General eine Lächerlichkeit zu ersparen; derselbe beabsichtige, mich als Hochverräter festnehmen zu lassen. Der damalige Oberpräsident von Bonin, die höchste politische Autorität der Provinz, hatte eine Proklamation erlassen des Inhalts: „In Berlin ist eine Revolution ausgebrochen; ich werde eine Stellung über den Parteien nehmen." Diese „Stütze des Thrones" war später Minister und Inhaber hoher und einflußreicher Aemter. General Hedemann gehörte dem Humboldtschen Kreise an.

Bismarck kehrte nach Schönhausen zurück, aber schon am 25. zog es ihn wieder an die Stätte der Gefahr. Im Schlosse hörte er die Anrede, die der Monarch an die Offiziere richtete:

Bei den Worten: „Ich bin niemals freier und sicherer gewesen als unter dem Schutze meiner Bürger," erhob sich ein Murren und Aufstoßen von Säbelscheiden, wie es ein König von Preußen inmitten seiner Offiziere nie gehört haben wird und hoffentlich nie wieder hören wird. Mit verwundetem Gefühl kehrte ich nach Schönhausen zurück.

Bismarck hat später seine Anschauungen niedergelegt in einem Brief an den Generallieutenant von Prittwitz vom Mai 1848:

„Jeder, dem ein preußisches Herz in der Brust schlägt, hat gewiß gleich
Brf. v. 2 5. 1848. uns Unterzeichneten mit Entrüstung die Angriffe der Presse gelesen, welchen in den ersten Wochen nach dem 19. März die Königlichen Truppen zum Lohn dafür ausgesetzt waren, daß sie ihre Pflicht im Kampfe treu erfüllt und auf ihrem befohlenen Rückzuge ein unübertroffenes Beispiel militärischer Disciplin und Selbstverleugnung gegeben hatten. Wenn die Presse seit einiger Zeit eine schicklichere Haltung beobachtet, so liegt der Grund davon b i der dieselbe

beherrschenden Partei weniger in einer ihr seither gewordenen richtigen Erkenntnis des Sachverhältnisses, als darin, daß die schnelle Bewegung der neuern Ereignisse den Eindruck der ältern in den Hintergrund drängt und man sich das Ansehn giebt, den Truppen wegen ihrer neuesten Thaten die früheren verzeihen zu wollen. Sogar bei dem Landvolk, welches die ersten Nachrichten von den Berliner Ereignissen mit kaum zu zügelnder Erbitterung aufnahm, fangen die Entstellungen an Consistenz zu gewinnen, welche von allen Seiten und ohne irgend erheblichen Widerspruch teils durch die Presse, teils durch die bei Gelegenheit der Wahlen das Volk bearbeitenden Emissäre verbreitet worden sind, so daß die wohlgesinnten Leute unter dem Landvolk bereits glauben, es könne doch nicht ohne allen Grund sein, daß der Berliner Straßenkampf von den Truppen, mit oder ohne Wissen und Willen des vielverleumdeten Thronerben, vorbedachter Weise herbeigeführt sei, um dem Volke die Concessionen, welche der König gemacht hatte, zu entreißen. An eine Vorbereitung auf der andern Seite, an eine systematische Bearbeitung des Volkes, will kaum einer mehr glauben. Wir fürchten, daß diese Lüge, wenigstens im Bewußtsein der untern Volksschichten, auf lange Zeit hin zu Geschichte werde, wenn ihr nicht durch ausführliche, mit Beweisen belegte Darstellungen des wahren Hergangs entgegengetreten wird, und zwar sobald als möglich, da bei dem außer aller Berechnung liegenden Lauf der Zeit heut und morgen neue Ereignisse eintreten könnten, welche die Aufmerksamkeit des Publikums durch ihre Wichtigkeit dergestalt in Anspruch nähmen, daß Erklärungen über die Vergangenheit keinen Anklang mehr fänden.

Es würde unsrer Meinung nach von dem erheblichsten Einfluß auf die politischen Ansichten der Bevölkerung sein, wenn sie über die unlautere Quelle der Berliner Bewegung einigermaßen aufgeklärt werden könnte, sowie darüber, daß der Kampf der Märzhelden zur Erreichung des vorgeschützten Zweckes, nämlich der Verteidigung der von Sr. Majestät versprochenen constitutionellen Institutionen ein unnötiger war. Ew. Excellenz als Befehlshaber der ruhmeswürdigen Truppen, welche bei jenen Ereignissen thätig waren, sind unsres Erachtens vorzugsweise berufen und im Stande, die Wahrheit über dieselben auf überzeugende Weise ans Licht zu bringen. Die Ueberzeugung, wie wichtig dies für unser Vaterland sein und wie sehr der Ruhm der Truppen dabei gewinnen würde, muß uns zur Entschuldigung dienen, wenn wir Ew. Excellenz so dringend als ehrerbietig bitten, eine, insoweit die dienstlichen Rücksichten es gestatten, genaue und mit Beweisstücken versehene Darstellung der Berliner Ereignisse vom militärischen Standpunkt so bald als möglich der Oeffentlichkeit übergeben zu lassen."

Nicht den Zielen, die erreicht werden sollten, widerstrebte im letzten Grunde Otto von Bismarck; auch er hatte damals schon ein Herz für die Einigung des deutschen Vaterlandes, aber er glaubte, daß dieses Ziel weder zu erreichen sei durch eine ungeordnete Menge noch durch die Reden der Abgeordneten, durch Beschlüsse und Jubelfeste; doch er war Realpolitiker genug, sich später in das Unabänderliche zu fügen und nicht in unnötigen Klagen über das Geschehene seine Kraft preiszugeben, er entwickelte sich zum konstitutionellen Politiker, der getreu wie jeder Liberale an der Verfassung festhielt. Vor allem, das beweist jeder Schritt, den er unternahm, und jedes Wort, das er sprach, wollte er das Königtum schützen, nicht gegen die Revolution allein, sondern auch gegen jene kühlen Freunde, die über den herrschenden König und seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm, hinweg einen Wandel der Dinge herbeiführen wollten durch die Thronentsagung der beiden ältesten Söhne der Königin Luise.

Ged. u. Er. I. Während der Zweite Vereinigte Landtag zusammentrat, nahm Georg von Vincke im Namen seiner Parteigenossen und angeblich in höherem Auftrage meine Mitwirkung für den Plan in Anspruch, den König durch den Landtag zur Abdankung zu bewegen und mit Uebergehung, aber im angeblichen Einverständnis des Prinzen von Preußen, eine Regentschaft der Prinzessin für ihren minderjährigen Sohn herzustellen. Ich lehnte sofort ab und erklärte, daß ich einen Antrag des Inhaltes mit dem Antrage auf gerichtliches Verfahren wegen Hochverrats beantworten würde. Vincke verteidigte seine Anregung als eine politisch gebotene, durchdachte und vorbereitete Maßregel. Er hielt den Prinzen wegen der von ihm leider nicht verdienten Bezeichnung „Kartätschenprinz“ für unmöglich und behauptete, daß dessen Einverständnis schriftlich vorliege. Damit hatte er eine Erklärung im Sinne, welche der ritterliche Herr ausgestellt haben soll, daß er, wenn sein König dadurch vor Gefahr geschützt werden könne, bereit sei, auf sein Erbrecht zu verzichten. Ich habe die Erklärung nie gesehen und der hohe Herr hat mir nie davon gesprochen. Herr von Vincke gab seinen Versuch, mich für die Regentschaft der Prinzessin zu gewinnen, schließlich kühl und leicht mit der Erklärung auf, ohne Mitwirkung der äußersten Rechten, die er als durch mich vertreten ansah, werde der König zum Rücktritt zu bestimmen sein. Die Verhandlung fand bei mir im Hôtel des Princes, parterre rechts, statt und enthielt beiderseits mehr, als sich niederschreiben läßt.

Von diesem Vorgange und von der Aussprache, welche ich von seiner Gemahlin während der Märztage in dem Potsdamer Stadtschlosse zu hören bekommen hatte, habe ich dem Kaiser Wilhelm niemals gesprochen und weiß nicht, ob andere es gethan haben. Ich habe ihm diese Erlebnisse verschwiegen auch in Zeiten wie die des vierjährigen Konflikts, des österreichischen Krieges und des Kulturkampfes, wo ich in der Königin Augusta den Gegner erkennen mußte, welcher meine Fähigkeit, zu vertreten was ich für meine Pflicht hielt, und meine Nerven auf die schwerste Probe im Leben gestellt hat.

Dagegen muß sie ihrem Gemahl nach England geschrieben haben, daß ich versucht hatte, zu ihm zu gelangen, um seine Unterstützung für eine kontrarevolutionäre Bewegung zur Befreiung des Königs zu gewinnen; denn als er auf der Rückkehr am 7. Juni einige Minuten auf dem Genthiner Bahnhof verweilte und ich mich in den Hintergrund gezogen hatte, weil ich nicht wußte, ob er in seiner Eigenschaft als „Abgeordneter für Wirsitz“ mit mir gesehen sein wollte, erkannte er mich in den hintersten Reihen des Publikums, bahnte sich den Weg durch die vor mir Stehenden, reichte mir die Hand und sagte: „Ich weiß, daß Sie für mich thätig gewesen sind, und werde Ihnen das nie vergessen.“

Den Schmerz, den Bismarck damals empfand, als nach schweren Wehen der Untergang des alten Preußen beschlossen schien, hat er austönen lassen in seiner Rede vom 2. April 1848, als im Landtag der Antrag eingebracht worden war, dem König für die gegebenen Zusicherungen in einer Adresse den Dank der Stände auszusprechen:

Rede v. 2. 4. 1848. „Ich bin einer der wenigen, welche gegen die Adresse stimmen werden, und ich habe um das Wort nur deshalb gebeten, um diese Abstimmung zu motivieren und Ihnen zu erklären, daß ich die Adresse, insoweit sie ein Programm der Zukunft ist, ohne weiteres acceptiere, aus dem alleinigen Grunde, weil ich mir nicht anders helfen kann (Gelächter). Nicht freiwillig, sondern durch den Drang der Umstände getrieben, thue ich es; denn ich habe meine Ansicht seit den sechs Monaten nicht gewechselt; ich glaube, daß dies Ministerium das einzige ist, welches uns aus der gegenwärtigen Lage einem geordneten und gesetzmäßigen Zustande zuführen kann, und aus diesem Grunde werde ich demselben meine geringe Unterstützung überall widmen, wo es mir möglich ist. Was mich aber veranlaßt, gegen die Adresse zu stimmen, sind die Aeußerungen

von Freude und Dank für das, was in den letzten Tagen geschehen ist. Die Vergangenheit ist begraben, und ich bedaure es schmerzlicher als viele von Ihnen, daß keine menschliche Macht im stande ist, sie wieder zu erwecken, nachdem die Krone selbst die Erde auf ihren Sarg geworfen hat. Aber wenn ich dies, durch die Gewalt der Umstände gezwungen, acceptiere, so kann ich doch nicht aus meiner Wirksamkeit auf dem Vereinigten Landtage mit der Lüge scheiden, daß ich für das danken und mich freuen soll über das, was ich mindestens für einen irrtümlichen Weg halten muß. Wenn es wirklich gelingt, auf dem neuen Wege, der jetzt eingeschlagen ist, ein einiges deutsches Vaterland, einen glücklichen oder auch nur gesetzmäßig geordneten Zustand zu erlangen, dann wird der Augenblick gekommen sein, wo ich dem Urheber der neuen Ordnung der Dinge meinen Dank aussprechen kann; jetzt aber ist es mir nicht möglich!"

Bismarck fügt in seinen Erinnerungen hinzu:

Ich wollte mehr sagen, war aber durch innere Bewegung in die Unmöglichkeit versetzt, weiter zu sprechen, und verfiel in einen Weinkrampf, der mich zwang, die Tribüne zu verlassen. Ged. u. Er. I.

Die Adresse wurde jedoch fast einstimmig angenommen. So wie hier stand Bismarcks Auffassung im Widerspruch zu dem siegreichen Liberalismus auch in der Frage, die später noch so oft ihn auf die Rednertribüne führen sollte, in der Behandlung der Polen. Die Mieroslawski und Genossen waren zu einer Art von Volksheldentum emporgestiegen; sie waren die Hauptheter gewesen in den Barrikadenkämpfen, ihnen und ihrer Provinz wandten sich die erklärten Sympathien der liberalen Regierung zu; es wurde ihnen sogar die verhängnisvolle Zusage einer nationalen Reorganisation des Herzogtums Polen erteilt. Bismarcks preußisches Herz wurde hierdurch im Innersten getroffen, und so sprach er im Landtag in kurzen und markigen Worten die Ueberzeugung aus, daß das Werk der Regierung nur zwei für Preußen gleich traurige Alternativen in Aussicht stelle. Ehe aber Bismarck noch seine Ansicht entwickeln konnte, wurde er vom Minister Auerswald unterbrochen und trotz aller Versprechungen wurde die polnische Angelegenheit in einer Weise behandelt, daß alsbald die Polen offen die Fahne der Empörung hoben, um die königliche Zusage in ihrem Sinne ins Werk zu setzen. Es hat sich hier wie noch immer gezeigt, daß das Verderben seinen Gang nahm, wenn man Bismarcks Warnungen und Ratschläge in den Wind schlug. Wir kennen ja noch das, was Bismarck sagen wollte, er hat es am 20. April des Unglücksjahres in einer Zuschrift an die Magdeburger Zeitung der Oeffentlichkeit übergeben. Und auch hier tritt die Weitsicht des jungen Politikers so glänzend hervor, daß die Worte auch nach 30 Jahren noch ihre Treffsicherheit behielten:

„Die Befreiung der wegen Landesverrats verurteilten Polen ist eine der Errungenschaften des Berliner Märzkampfes und zwar eine der wesentlichsten. Die Berliner haben die Polen mit ihrem Blute befreit und sie dann eigenhändig im Triumph durch die Straßen gezogen. Zum Dank dafür standen die Befreiten bald darauf an der Spitze von Banden, welche die deutschen Einwohner einer preußischen Provinz mit Plünderung und Mord, mit Niedermetzelung und barbarischer Verstümmelung von Weibern und Kindern heimsuchten. So hat deutscher Enthusiasmus wieder einmal zum eigenen Schaden fremde Kastanien aus dem Feuer geholt. Ich hätte es erklärlich gefunden, wenn der erste Aufschwung deutscher Kraft und Einheit sich damit Luft gemacht hätte, Frankreich Brf. v. 20. 4. 1848.

das Elsaß abzufordern und die deutsche Fahne auf dem Dom zu Straßburg aufzupflanzen. Aber es ist mehr als deutsche Gutmütigkeit, wenn wir uns mit der Ritterlichkeit von Romanhelden vor allem dafür begeistern wollen, daß deutschen Staaten das Beste von dem entzogen werde, was deutsche Waffen im Laufe der Jahrhunderte in Polen gewonnen hatten. Das will man jubelnd verschenken einer schwärmerischen Theorie zu Liebe . . . . . Eine nationale Entwickelung des polnischen Elements in Posen kann kein anderes vernünftiges Ziel haben als das, der Herstellung eines unabhängigen polnischen Reiches zur Vorbereitung zu dienen." Bismarck führt dann weiter aus, daß die Polen vor Erreichung dieses letzten Zieles nicht rasten würden und könnten, gleichviel ob man ihnen ganze Provinzen Preußens oder nur den polnischen Teil von Posen ausliefere.

„Wie kann aber ein Deutscher weinerlichem Mitgefühl und unpraktischen Theorien zu Liebe dafür schwärmen, dem Vaterlande in nächster Nähe einen rastlosen Feind zu schaffen, der viel gieriger nach Eroberung auf unsere Kosten sein muß, als der russische Kaiser . . . . Schutz gegen Rußland brauchen wir von Polen nicht, wir sind uns selbst Schutz genug. Ich halte daher unsere jetzige Politik in Bezug auf Posen für die bedauerlichste Don Quixoterie, die je ein Staat zu seinem und seiner Angehörigen Verderben begangen hat."

Als der vereinigte Landtag geschlossen worden war, fühlte sich Bismarck durch die Vorgänge in Berlin, gegen die er vergebens anzukämpfen versucht hatte, derart niedergeschlagen, daß er sich weder in den verfassunggebenden preußischen Landtag noch in das Frankfurter Parlament wählen ließ. Denn er erwartete weder hier noch dort die Lösung der großen Fragen, die immer drängender heraufzogen und ihre Lösung erst durch ihn selbst finden sollten. Seine politische Thätigkeit bestand in der nächsten Zeit in der Veranstaltung zahlreicher Versammlungen, in denen er Adel und Landleute anzufeuern suchte im monarchischen Sinne, und in der Abfassung von Artikeln für große und kleine Zeitungen, unter denen damals die Kreuzzeitung zum erstenmale als ein einflußreiches Organ hervortrat. Aber auch am Königshofe hatte sein mutiges und entschlossenes Auftreten seine Früchte getragen. So sehen wir ihn während des Sommers des schweren Jahres wiederholt nach Sanssouci in das Königsschloß befohlen. Er begrüßt den aus England heimkehrenden Prinzen von Preußen, gegen den sich einst der ganze Haß der Demokratie gekehrt hatte, auf der Wildparkstation bei Potsdam. Er wird herbeigeholt, um dem Könige in der unerträglichen Lage die Mittel zur Abhilfe zu raten.

Ged. u. Er. I. Mein erster Besuch in Sanssouci kam unter ungünstigen Aspekten zustande. In den ersten Tagen des Juni, wenige Tage vor dem Abgange des Ministerpräsidenten Ludolf Camphausen, befand ich mich in Potsdam, als ein Leibjäger mich in dem Gasthofe aufsuchte, um mir zu melden, daß der König mich zu sprechen wünsche. Ich sagte unter dem Eindruck meiner frondierenden Gemütsstimmung, daß ich bedauerte, dem Befehle Sr. Majestät nicht Folge leisten zu können, da ich im Begriffe sei, nach Hause zu reisen, und meine Frau, deren Gesundheit besonderer Schonung bedürfe, sich ängstigen würde, wenn ich länger als verabredet ausbliebe. Nach einiger Zeit erschien der Flügeladjutant Edwin von Manteuffel, wiederholte die Aufforderung in Form einer Einladung zur Tafel und sagte, der König stelle mir einen Feldjäger zur Verfügung, um meine Frau zu benachrichtigen. Es blieb mir nichts übrig, als mich nach Sanssouci zu begeben. Die Tischgesellschaft war sehr klein, enthielt, wenn ich mich recht erinnere, außer den Damen und Herren vom Dienste nur Camp-

hausen und mich. Nach der Tafel führte der König mich auf die Terrasse und fragte freundlich: „Wie geht es bei Ihnen?" In der Gereiztheit, die ich seit den Märztagen in mir trug, antwortete ich: „Schlecht." Darauf der König: „Ich denke, die Stimmung ist gut bei Ihnen." Darauf ich, unter dem Eindrucke von Anordnungen, deren Inhalt mir nicht erinnerlich ist: „Die Stimmung war sehr gut, aber seit die Revolution uns von den königlichen Behörden unter königlichem Stempel eingeimpft worden, ist sie schlecht geworden. Das Vertrauen zu dem Beistande des Königs fehlt." In dem Augenblicke trat die Königin hinter einem Gebüsche hervor und sagte: „Wie können Sie so zu dem Könige sprechen?" — „Laß mich nur, Elise," versetzte der König, „ich werde schon mit ihm fertig werden;" und dann zu mir gewandt: „Was werfen Sie mir denn eigentlich vor?" — „Die Räumung Berlins." — „Die habe ich nicht gewollt," erwiderte der König. Und die Königin, die noch in Gehörsweite geblieben war, setzte hinzu: „Daran ist der König ganz unschuldig, er hatte seit drei Tagen nicht geschlafen." — „Ein König muß schlafen können," versetzte ich. Unbeirrt durch diese schroffe Aeußerung sagte der König: „Man ist immer klüger, wenn man von dem Rathause kommt; was wäre denn damit gewonnen, daß ich zugäbe, „wie ein Esel" gehandelt zu haben? Vorwürfe sind nicht das Mittel, einen umgestürzten Thron wieder aufzurichten, dazu bedarf ich des Beistandes und thätiger Hingebung, nicht der Kritik." Die Güte, mit der er dies und Aehnliches sagte, überwältigte mich. Ich war gekommen in der Stimmung eines Frondeurs, dem es ganz recht sein würde, ungnädig weggeschickt zu werden, und ging vollständig entwaffnet und gewonnen.

Auf meine Vorstellungen, daß er Herr im Lande sei und die Macht besitze, die bedrohte Ordnung überall herzustellen, sagte er, er müsse sich hüten, den Weg des formellen Rechtes zu verlassen; wenn er mit der Berliner Versammlung, dem Tagelöhnerparlamente, wie man sie damals in gewissen Kreisen nannte, brechen wolle, so müsse er dazu das formelle Recht auf seiner Seite haben, sonst stehe seine Sache auf schwachen Füßen, und die ganze Monarchie laufe Gefahr, nicht bloß von inneren Bewegungen, sondern auch von außen her. Vielleicht hat er dabei an einen französischen Krieg unter Beteiligung deutscher Aufstände gedacht. Wahrscheinlicher aber ist mir, daß er gerade mir die Besorgnis, seine deutschen Aussichten Preußens zu schädigen, in dem Moment, wo er meine Dienste gewinnen wollte, nicht aussprach. Ich erwiderte, daß das formale Recht und seine Grenzen in der vorliegenden Situation verwischt erschienen und von den Gegnern, sobald sie die Macht hätten, ebenso wenig respektiert werden würden wie am 18. März, ich sähe die Situation mehr in dem Lichte von Krieg und Notwehr als von rechtlichen Argumentationen. Der König beharrte jedoch dabei, daß seine Stellung zu schwach werde, wenn er von dem Rechtsboden abweiche, und der Eindruck ist mir geblieben, daß er dem von Radowitz bei ihm gepflegten Gedankengange, dem schwarz-rot-goldenen, wie man damals sagte, die Möglichkeit der Herstellung der Ordnung in Preußen zunächst unterordnete.

Auf Bismarcks Rat ist später der tüchtige Graf Brandenburg an die Spitze der Regierung berufen worden; seinem Einfluß verdanken wir wohl auch in erster Linie den Entschluß des Königs, die Truppen unter Wrangel in Berlin einrücken zu lassen und so der Epoche der Revolution ein wenig rühmliches Ende zu bereiten.

In jene Zeit fällt die erste Begegnung Bismarcks mit Beust, von der dieser selbst in seinen Erinnerungen erzählt:

„Es war meine erste Begegnung mit Fürst Bismarck. Ich war befreundet A. ³/₄ Jahrh. 1848
mit dem späteren Gesandten in Dresden, Herrn von Savigny, dessen Wohnung sich dicht neben dem von mir bewohnten Hause in der Wilhelmstraße befand. Eines Morgens, als ich ihn besuchte, empfing er mich mit den Worten: „Ich habe einen Besuch im Haus, Herrn von Bismarck, von dessen Auftreten auf

dem Vereinigten Landtage Sie gehört haben müssen." Gleich darauf trat Herr v. Bismarck ein, im Schlafrock, mit der langen Pfeife. Das Gespräch wandte sich sofort der eben eingegangenen Nachricht von der Erschießung Robert Blums zu, wobei ich die Ansicht äußerte, es sei dies vom österreichischen Standpunkt ein politischer Fehler. Als ich diese Aeußerung that, fiel Bismarck sofort mit den Worten ein: „Ganz falsch, wenn ich einen Feind in der Gewalt habe, muß ich ihn vernichten." Dieses Ausspruchs habe ich mich mehr als einmal erinnert."

Daß Bismarck nicht durchaus in der Politik aufging, so sehr sie auch sein Gemüt unter ihrer Herrschaft hielt, beweisen die Briefe aus jener Zeit, die großenteils den köstlichen Humor zeigen, der bis an sein Lebensende sein Eigentum war. So schreibt er an seinen Bruder am 22. Juli aus Reinfeld:

Lieber Bruder!

Brf. v. 22. 7. 1848 In dieser scheußlichen Zeit muß man an alten Gewohnheiten festhalten, um sich mit ihr in Widerspruch zu setzen, und darum schreibe ich Dir einen feierlichen Gratulationsbrief zu Deinem Geburtstag. Möge Heil und Segen Dich auf allen Wegen u. s. w. Meine Schwiegermutter überlegt seit 2 Stunden quer durch das ganze Haus, ob sie einen Boten nach Kietow schicken soll oder nicht, und da die Ortsveränderungen, mit denen diese Ueberlegung verbunden ist, nicht ohne einigen Lärm abgehn, so hinderten sie und die Fliegen mich am Wiedereinschlafen, so daß ich mich in dem nur in einer so abnormen Periode der Geschichte möglichen Fall befinde, Dir des Morgens um 5½ zu schreiben. Ich lebe hier sonst in ziemlicher Vergessenheit der Zeitereignisse ein pastoral-idyllisches Leben. Nur hin und wieder zeigt ein Funke, daß unter der Asche angenommner Ruhe die ganze Glut der Begehrlichkeit nach 6 M. Land noch bei den Tagelöhnern lebendig ist; ein Herr v. Stojentin, cassirter Offizier, spielt den O'Connel, namentlich bei den Cassuben, indem er eine fortlaufende Steuer von den armen Tagelöhnern erhebt, die sich bisher schon gegen 800 Thlr. belaufen hat, und für die er in Berlin, angeblich für die Eigentumsverleihung thätig, recht vergnüglich lebt. Der Bretschneider Regel von hier hat sich verlauten lassen, er wolle garnicht wieder herkommen, weil er sich vor Unannehmlichkeiten fürchtet, wenn er den Leuten kein Eigentum mitbringt; er ist in Berlin bereits wieder Bäckergesell, nachdem er hier früher einem Bäcker aus der Lehre gelaufen. In der Stolper Gegend haben sie, die Katenleute, eine große Versammlung gehabt, um einen neuen Abgeordneten nach Berlin zu schicken, da ihr jetziger, der Krüger Moldenhauer, sich „unter die Herrn begeben habe". Wir fahren heut Mittag nach Reddentin, bleiben dort bis Donnerstag, finden dann Kleist aus Kiekow hier vor und werden, wie ich denke, am 3ten August in kleinen Tagereisen unsre Rückfahrt antreten. Johanna befindet sich den Umständen nach wohl . . . Wie lange wird sich denn wohl Dein Brautstand noch prolongieren; steht schon etwas darüber fest? Meine herzlichsten Empfehlungen an die zukünftige Schwägerin; ich hoffe, daß sich auf unsrer Rückreise Gelegenheit findet, Johanna mit ihr bekannt zu machen, da ich gern bei Dir oder in Zimmerhausen einen Ruhetag halten möchte. Leb wohl und grüße alle Deine Schwiegerväter und -mütter. Gott gebe, daß Dein 39. Jahr uns eine bessre Zukunft bringt, als das 38ste hoffen läßt.

Dein treuer Bruder

B.

Im November, als bereits der dichte Nebel sich zu verziehen und der König seine Thatkraft wiederzugewinnen begann, schrieb Bismarck an seinen Bruder aus Potsdam:

Lieber Bruder!

Aus den Zeitungen wirst Du bereits ersehn haben, in welcher Art die lang vorbereitete, mühsam gegrabene Mine in Berlin endlich gesprungen ist. Die Versammlung hat, um ihrem Permanenzbeschluß Nachdruck zu geben, über Nacht eine Besatzung von 15 Mitgliedern im Saal gelassen — heut wird man ihnen vermutlich durch Vermittlung der Theaterintendantur das Lokal nehmen. Zur Unterstützung dieser Absicht rücken um 2 Uhr sämtliche unter Wrangel stehende Truppen von allen Seiten ein, um 5 Uhr nimmt Wrangel sein Hauptquartier im Berliner Schloß, indem man von der Idee ausgeht, daß des Königs Straßenpflaster für des Königs Truppen frei ist und das Joch der unwürdigen Mitregierung des Herrn Rimpler mit festem Entschluß brechen wird; alles in streng gesetzlichen und vertragsmäßigen Schranken. Man wird dann die fliegenden Corps entwaffnen und die Bürgerwehr reorganisieren. Ob dies alles ohne Konflikt abläuft, ist sehr zweifelhaft; nach der bisherigen erschreckten Haltung der Demokraten aber möglich; ob wünschenswert, darüber sind die Meinungen geteilt. Der bei Weitem größte Theil der Bürgerwehr hat bereits erklärt, daß er sich nicht gegen preußische Truppen schlagen werde; die Schützengilde dagegen und die fliegenden Corps haben sich zur Disposition des Rumpfparlaments gestellt. Viele Demokraten sind schon hier durchgereist, halb flüchtend, unter dem Vorwande, die Provinzen zu insurgieren; das wird höchstens in Thüringen und auf der anderen Seite in Schlesien glücken. Rhein und Westfalen sind jetzt die festeste Stütze der Monarchie; wie lächerlich, und doch entschieden wahr, außer Trier und den Kölner Bummlern. Der König ist fest entschlossen, seine Zusagen unter allen Umständen zu halten, aber dem Gesetz nach allen Seiten hin, auch gegen die Versammlung, Gehorsam zu verschaffen. Das wäre schon vor Wochen geschehn, ohne das Ministerium von Verrätern, welches vor diesem war. Johanna ist noch immer kränklich und mein Kind schreit sehr. Die Versammlung scheint schon gestern Abend nicht mehr in beschlußfähiger Anzahl (201) gewesen zu sein; stündlich fallen welche ab, die nüchtern werden, und kommen hier an. Die andern trösten sich zum Teil mit der Hoffnung, der König werde alles zurücknehmen, sie können sich garnicht das Ende des Souveränetätstraumes denken. Wenn erst klar wird, daß in Brandenburg Diäten bezahlt werden und in Berlin nicht, so bleiben höchstens 130 réfractaires übrig, vielleicht auch nur die 54 selbstbewußten und wirklichen Linken; die andern bummeln so mit beiher. Sie haben Aufrufe in ihre Wahlkreise erlassen „Staatsstreich, Camarilla, Absolutismus, Ermahnung zu gesetzmäßiger, aber thatkräftiger Haltung ꝛc." Einliegend der Protest der ausgetretenen Deputierten. Wollt Ihr dort etwas thun, so richtet eine Dankadresse an das Ministerium dafür, daß es die Freiheit der Beratungen zu sichern bemüht ist. Dergleichen geschieht bei uns auch und ist sehr wünschenswert, um die Schwachen zu stärken, die auf Löschpapier und Druckerschwärze viel Wert legen. Leb wohl, ich habe zu thun, und schreib mir bald nach Schönh(ausen). Brf v. 10. 11. 1818.

Dein treuer Bruder

B

Den Protest laß doch so viel möglich verbreiten.

Am nächsten Tage schreibt Bismarck wiederum an seinen Bruder:

Lieber Bruder!

Ich sitze hier teils als Abgeordneter unsrer Ritterschaft bei Bülow in Berlin, teils als Hof- und Kammerintrigant hier. Bis jetzt passiert weiter nicht viel, als ununterbrochne Entwaffnung in Berlin, durch welche man bisher, nachdem etwas über die Hälfte der Stadtteile abgesucht ist, zwischen 80 und 90 Prozent der in diesen Theilen ausgegebenen Gewehre zurückerhalten hat. Die gekränkte Eitelkeit der Berliner fängt an einer nüchternen Beurteilung Platz zu machen, der passive Widerstand erweist sich mehr und mehr als Deckmantel der Schwäche, das Militär nebst Ruhe und Ordnung erweist sich als populär, und die Zahl der Grimmigen ist ziemlich bis auf den eigentlichen Kern wirklicher Fanatiker, Brf. v. 11. 1818.

Schurken und Barrikadisten geschmolzen. Dagegen hat der Appellationssenat des Kammergerichts in Betracht der politischen Verhältnisse und des Belagerungszustandes mit 18 gegen 13 Stimmen beschlossen, einen Stillstand der Rechtspflege eintreten zu lassen, ein Beispiel, welches Nachahmer finden wird. Ich glaube, man will sich für jetzt darauf beschränken, denen, die keinen Dienst thun, auch kein Gehalt zu zahlen, und aus den Ersparnissen Hülfsarbeiter zu besolden. Im Uebrigen ist hier in den höchsten und hohen Stellen Alles fest entschlossen, den betretenen Weg auf jede Gefahr hin zu Ende zu gehn, da man die Ueberzeugung hegt, daß jeder Gedanke an Umkehr den unvermeidlichen Untergang des Thrones und der gesetzlichen Ordnung herbeiführen würde. Die Sache steht auf der Degenspitze. Der Kaiser hat wiederholentlich 300000 Hülfstruppen anbieten lassen, was man indessen entschieden ablehnt. Denn da der König in der That nicht daran denkt, seine Versprechungen zurückzunehmen oder zu verkürzen, so glaubt er durch den gesunden Sinn und die Disciplin der großen Masse die Sache allein halten zu können. In der That ist unter allen Truppenteilen der Geist ohne Tadel, und die Landwehren der Havelberger, Ruppiner, Prenzlauer, Treuenbrietzer Bataillons strömen in doppelt so großer Menge als sie gefordert sind, freiwillig zusammen; sogar die Bataillons des 20. Regiments haben die loyalsten Adressen geschickt und den König gebeten, er möge ihnen nicht die Schande anthun, sie zu Hause zu lassen. In Altsachsen und am Harz ist dagegen die Stimmung weniger ungeteilt und in den Städten fast überall schlecht. Halberstadter Landwehroffiziere haben bereits einen revolutionären Aufruf an ihre Kameraden erlassen, sitzen aber auch schon auf dem Stern in Magdeburg. Ein Berliner Landwehroffizier, der in Uniform die Truppen hat aufwiegeln wollen, sollte heut früh erschossen werden, wenn sich nicht über Nacht die Sache durch Begnadigung günstiger für ihn gestellt hat. . . . .

In weiteren Briefen aus jenen Tagen heißt es:

Brf. v. 14. 11. 1848. Potsdam 14. In Berlin ist heut Standrecht proklamiert. Die Truppen werden geneckt, und die Sache läßt sich grade so an, wie in der Woche vor dem 18. März. Heut rückt Cavallerie ein, zur Zerstreuung der Aufläufe. Du hast doch die 340 Exemplare der Königl. Proklamation erhalten? Die für Alvensleben waren irgendwo unterschlagen, am Sonnabend waren sie schon abgegangen, am Montag hatte er noch nichts. Die Bauern aus dem Teltower, Zauch-Belziger, Havelländischen Kreise haben dem Könige ihre Hülfe mit Lebensmitteln und bewaffnetem Zuzug angeboten und erklärt, sie hielten treu wie ihre Väter an ihm und seinem Hause und glaubten all den Lügen der Demokraten nicht. Laß doch das schleunigst dort auf dem Lande bekannt werden, durch Kreisblatt oder sonstwie; auf die Schwankenden wirken Beispiele ihrer Genossen. Ich hoffe, dieser Brief kommt glücklich durch Berlin. Leb wohl.

Der Zorn des temperamentvollen, seines Zieles bewußten jungen Politikers kommt ganz besonders in nachstehenden Zeilen an den „teuersten fratrem" zum Ausdruck:

Brf. v. 9. 12. 1848. . . . ., sonst bin ich seit dem September wie ein Perpendikel zwischen hier, Berlin, Potsdam und Brandenburg hin und hergegangen, so daß ich die Genthiner Chaussee nicht mehr von weitem sehn mag. Indessen schmeichle ich mir nicht ohne Nutzen, die Schwanzklemmer mitunter gepfeffert zu haben, und sehe mit Befriedigung auf mein Tagewerk zurück; nähere Details gelegentlich mündlich. Mit dem Wahlgesetz habe ich heftige, leider erfolglose Kämpfe gefochten; weder das für die zweite, noch weniger das für die erste Kammer ist haltbar. Aber es ist doch etwas Großes schon, wenn jemand, der unaufhaltsam in Schulden sank, dazu kommt, auch nur 1 Thaler zurückzulegen. Die Bildung des jetzigen Ministeriums, seine Erhaltung gegen innre Krankheiten und äußre Angriffe, namentlich die Frankfurter, das allmähliche Vordringen gegen das jetzt erreichte Ziel, waren Dinge, die sich scheinbar von selbst verstanden, aber bei dem furchtbar unterwühlten Terrain der höhern und höchsten Regionen, der

jämmerlichen Feigheit und dem kleinlichen sich kreuzenden Ehrgeiz unsrer Büreaukraten, doch Klippen, an denen man jeden Tag scheitern konnte. Der König allein hat nie den Mut und nie das Ziel aus den Augen verloren, seit ich ihn um Johanni zuerst wiedersah, obschon man jede Mine gegen ihn springen ließ und keine Lüge schonte, um ihn einzuschüchtern. Jedes einzelne Mitglied des Ministerium Pfuel halte ich, zunächst nach dem Premier Auerswald, für den lügenhaftesten Schurken und Verräter zwischen Tilsit und Trier; ich sage das ohne die Absicht zu beleidigen, als ruhiger Beobachter. — Ich glaube auch diesmal nicht, daß ich gewählt werde; die unsinnige Bestimmung mit den 40 Jahren zur 1. Kammer glaubte ich wäre längst in Vergessenheit, und ich weiß noch nicht, wer sie heimtückisch aus dem Actenstaub hervorgezogen hat. Anfang nächster Woche werde ich wohl wieder nach Potsdam müssen, um einige Wühlereien zu betreiben, nicht mit der Camarilla, sondern mit andern Gliedern einer „im Finstern schleichenden Partei". Wir sind hier wohl, nur schreit das kleine Wesen mehr, als mir angenehm ist. Mit der Jagd ist es ziemlich aus, ich lasse als kleinmodischer Bauer und Bellin als großmodischer Kossät die betreffenden Feldmarken noch nachdrücklich beschießen, und in der Heide wird alles niedergeschossen, nicht das Kind im Mutterleibe geschont. Ich kann schon gar keinen Wildbraten mehr sehn. Der Wechsel nebst Zubehör erfolgt anbei. Ueber Eure Demokraten hatte ich einen sehr gelungenen Artikel für die Gottseibeiuns-Zeitung geliefert, da mir aber Sigismond zuvorgekommen war, so unterblieb die Sache. Leb wohl. Die herzlichsten Grüße an Deine Malwine und Andre.

Dein treuer Bruder
von Bismarck.

Als später ein Jahr nach den Vorgängen der Revolution in dem Vereinigten Landtage der Antrag auf Amnestierung für die Rebellen gestellt wurde, da trat Bismarck folgerichtig gegen dieses erneute Zeichen der Schwächlichkeit auf. Nicht aus Unversöhnlichkeit gegen politische Gegner, so führte er aus, stimme er gegen den Antrag, aber die Begnadigung sei lediglich ein Recht der Krone und dürfe nicht von einer Majorität beschlossen sein. Sie dürfe auch nicht dem Monarchen abgezwungen werden; überdies werde durch einen solchen Akt das Rechtsbewußtsein im Volke auf das tiefste erschüttert, denn es handle sich doch in der That um Rebellen. Eine Gnadenbezeigung würde im Volke die Meinung verbreiten, als ob das ganze Staatsrecht auf der Barrikade beruhe, als ob ein jeder, dem das Gesetz mißfällt, das Recht habe, dies Gesetz als nicht vorhanden zu betrachten, als ob ein jeder, dem es gelingt, eine hinreichende Anzahl von Individuen zu sammeln, berechtigt sei, eine schwache Regierung einzuschüchtern und ihr zu imponieren oder sie durch Barrikaden über den Haufen zu werfen. Der Prinzipienstreit, der Europa in seinen Grundfesten erschütterte, lasse sich nicht vermitteln; die Prinzipien beruhen auf entgegengesetzten Grundlagen, die sich von Hause aus einander ausschließen. Das eine ziehe seine Rechtsquelle angeblich aus dem Volkswillen, in Wahrheit aber aus dem Faustrecht der Barrikaden. Das andere gründe sich auf einer von Gott eingesetzten Obrigkeit, einer Obrigkeit von Gottes Gnaden, und suche seine Entwickelung in der organischen Anknüpfung an den verfassungsmäßig bestehenden Rechtszustand. Dem einen dieser Prinzipien seien Aufrührer jeder der heldenmütigen Vorkämpfer für Wahrheit,

Freiheit und Recht, dem anderen seien sie Rebellen. Ueber diese Prinzipien könne nicht durch Majorität entschieden werden; über kurz oder lang müsse der Gott, der die Schlachten lenkt, die eisernen Würfel der Entscheidung darüber werfen. Der Soldat könne es nicht fassen, daß er einen und denselben Aufrührer mehrmals gefangen nehmen muß, daß derselbe sich ihm immer wieder von neuem entgegenstellen wird. Die weinerliche Sentimentalität des Jahrhunderts, die in jedem fanatischen Rebellen, in jedem gedungenen Barrikadenkämpfer einen Märtyrer findet, werde mehr Blutvergießen herbeiführen als eine starre und entschlossene Gerechtigkeit hätte thun können.

Charakteristisch für die Anschauungen, die der junge Abgeordnete in jenen Tagen hegte, sind einige Anekdoten, die Temme und v. Unruh in ihren Erinnerungen erzählen:

Temmes u. v. Unruhs Er.

Die Mitglieder der verschiedenen „Abteilungen" des Landtags wurden nämlich durch das Loos bestimmt und saßen nicht nach den Parteien geschieden beieinander, da dort keine politischen Fragen, sondern rein geschäftliche des Hauses erledigt wurden. In eine dieser Sitzungen (etwa zur Zeit der Belagerungsdebatte im Plenum) kam der kleine demokratische Abgeordnete d'Ester, der sich durch Bismarcks Ausfall gegen die „Tyrannenblut"=Sänger besonders getroffen fühlen mochte, „biergefrühstückt" an und wandte sich an den Abgeordneten für Westhavelland mit den Worten: „Herr v. Bismarck, Sie sind gegen uns unter allen Leuten Ihrer Partei immer artig und höflich gewesen. Wir wollen Ihnen darum ein Kartell vorschlagen: wenn wir die Oberhand behalten, so schonen wir Sie, ist's umgekehrt, so thun Sie das mit uns." Bismarck aber lehnte freundlich ab, indem er bemerkte: „Wenn Ihre Partei siegt, d'Esterchen, so ist es nicht mehr der Mühe wert, zu leben; kriegen wir dagegen die Oberhand, so wird gehenkt, aber Höflichkeit bis zur letzten Galgensprosse." In der Erinnerung an diesen Vorfall sagte v. Unruh zu Bismarck: „Nun, wissen Sie was, wenn Ihre Partei siegt, so nehmen Sie mich in Schutz, und kommt meine Partei oben, so werde ich Ihnen denselben Dienst leisten. Schlagen Sie ein." „Sehr gern", erwiderte Bismarck, dessen Achtung für Herrn v. Unruh bedeutend höher stand als für Herrn d'Ester, obwohl er auch den Sieg der Partei Unruh nicht fürchtete. Acht Jahre später sah sich Unruh veranlaßt, Bismarck an diese scherzhafte Abrede zu erinnern und seine Vermittelung in Anspruch zu nehmen, und Bismarck hielt Wort.

Es ist dem Könige Friedrich Wilhelm versagt geblieben, sich an der Energie seines jungen Beraters emporzurichten. Es hat ihm die Kraft gefehlt, jene Kraft, die sich ihm so willig darbot, nutzbar zu machen. Die Schuld des Königs hat Erich Marcks in seinem Buche über unseren ersten Kaiser festgestellt. Alle persönliche Verantwortung fällt auf den Monarchen selbst, wie stark die Verhältnisse sie milderten, wird man nicht vergessen, und daß das Alte zusammenbrach, war eine Notwendigkeit, aber daß es so zusammenbrach, ruhmlos, würdelos, schmachvoll, im tiefsten Unsegen, der sich schwer genug an Deutschland und Preußen gerächt hat, bleibt schließlich allein auf Friedrich Wilhelms Haut haften. Die ihn dabei mit Bitten und Drohungen vorwärts trieben, handelten, wie sie nach ihren Anschauungen mußten; die ihn schwächlich berieten, hätten an seinem königlichen Willen ein Gleichgewicht finden müssen; die seine halben Befehle auf die Straße trugen, führten doch schließlich nur aus, was er geboten hatte. Daß es ihm an

ernstem Widerspruch nicht gefehlt hat, hat Otto v. Bismarck bewiesen, aber wäre er berechtigt gewesen, selbst wenn er gekonnt hätte, in den entscheidenden Stunden dem Könige zuwider zu handeln, das Königtum gegen ihn selbst zu retten?

Seine Zeit war noch nicht gekommen. Erst der Mann, den er nach der trübsten Episode seines Lebens auf der Wildparkstation bei Potsdam begrüßte, der ernste, seines Zieles sichere Prinz Wilhelm von Preußen war berufen, den Schatz zu heben, den die Vorsehung in der Energie und in der genialen Fernsicht des märkischen Junkers dem preußischen Volke und dem deutschen Vaterlande vorbehielt.

* * *

An den Verhandlungen der Idealisten in der Frankfurter Paulskirche hat Bismarck, wie gesagt, nicht teilgenommen. Es wäre wohl auch ein wunderliches Bild gewesen, den Mann, der den Begriff der Realpolitik umbilden sollte in ungeahnter Weise, der überdies der schärfste Vertreter des Altpreußentums war, in der Mitte jener schwärmerischen, in ihren Hoffnungen zerfließenden Männer zu sehen, die sich im ersten deutschen Reichsparlamente zusammenfanden. Aber ein eigentümliches Schicksal und eine wundersame Verschränkung der Ereignisse hat es gefügt, daß dennoch später Otto von Bismarck in gewissem Sinne angeknüpft hat an die Tradition, die aus der Paulskirche stammte. Das allgemeine und gleiche Wahlrecht ist nach zwei Jahrzehnten etwa eingeführt worden, weil auch die Männer, die unter dem Szepter von Heinrich von Gagern und Simson sich vereinigt hatten, in diesem Recht die Grundlage des neu zu schaffenden Reiches und die einzige Möglichkeit erblickten, die partikularistischen Widerstände zu besiegen.

Aber Bismarck hat, auch wenn er der Frankfurter Tagung fern blieb, dennoch Zeit und Raum gefunden, Stellung zu nehmen zu der deutschen Verfassungsfrage. Am 21. April wurde von Rodbertus im Landtage der Antrag eingebracht, den König von Preußen um Annahme der deutschen Kaiserkrone und um Anerkennung der in Frankfurt vollendeten Verfassung zu ersuchen. Die Dringlichkeit der Frage wurde mit 216 gegen 113 Stimmen anerkannt. Da bekämpfte Bismarck den Antrag mit einer der bedeutendsten Reden, deren Schauplatz das Parlament der 40er Jahre überhaupt geworden ist. Unter zahlreichen Unterbrechungen führte er aus, daß die nichtigen Beschlüsse, mit denen die Nationalversammlung in Frankfurt ihren Oktroyierungsgelüsten Nachdruck zu verleihen versuchte, für ihn nicht vorhanden seien:

Mag in Belgien oder Frankreich, in Anhalt-Dessau oder dort, wo der morgenrötliche Glanz der Mecklenburgischen Freiheit strahlt, konstitutionell sein, was da will, hier ist nur das konstitutionell, was auf der preußischen Verfassung beruht ..... Ich würde mich des äußersten Leichtsinns zeihen müssen, wenn ich in einer so wichtigen Sache nach flüchtiger Diskussion eine ganze Verfassung in Bausch und Bogen annehmen wollte, die in allen Punkten der wichtigsten Aufgabe, welche wir haben, nämlich der Revision der preußischen Rede v. 21. 4. 1848.

Verfassung präjudizierlich ist; denn ich kann mir nicht denken, daß in Preußen und Deutschland zwei Verfassungen auf die Dauer nahe aneinander stehen können.

Daß Bismarck an dieser Anschauung schon nach 17 Jahren nicht mehr festgehalten hat, daß er sie als einen Irrtum erkannte, darf nicht als ein Vorwurf gelten; erst aus der freien Zustimmung der Fürsten konnte die Möglichkeit der späteren Zeit entstehen.

Die preußische Verfassung vom 5. Dezember rechne ich nicht unter die vorzüglichsten, von denen die Geschichte Nachricht giebt; ihr Hauptvorzug ist, daß sie da ist. Sie läßt der Regierung kaum den notdürftigen Bestand derjenigen Rechte, ohne welche sich überhaupt nicht regieren läßt. Auch sie erkennt das Prinzip an, daß der Einfluß einer jeden Volksklasse in demselben Maße steigen müsse, in welchem ihre politische Bildung und Urteilsfähigkeit abnimmt, und giebt damit ein sicheres Bollwerk gegen die Aristokratie der Intelligenz. Indes, die Frankfurter Verfassung hat noch tiefer aus dem Brunnen der Weisheit jener Theoretiker geschöpft, welche seit dem contrat social nichts gelernt und nichts vergessen haben, — jener Theoretiker, deren Phantome uns in sechs Monaten des vorigen Sommers mehr an Blut, Geld und Thränen gekostet haben, als ein dreiunddreißigjähriger Absolutismus. — Die Frankfurter Verfassung bringt uns unter ihren Geschenken zuerst das Prinzip der Volkssouveränität, sie trägt den Stempel derselben offen auf der Stirne, sie erkennt es an in der ganzen Art, wie die Frankfurter Versammlung uns diese Verfassung — ich würde mich, wenn ich zur Linken gehörte, des Ausdruckes „oktroyiert" bedienen — sie sanktioniert das Prinzip der Volkssouveränität am schlagendsten in dem Suspensiv-Veto des Königs, was der geehrte Vorredner Camphausen ausführlicher entwickelt hat, als ich es im stande und geneigt bin, zu thun. Die Frankfurter Versammlung veranlaßt den König, seine bisher freie Krone als Lehen von der Frankfurter Versammlung anzunehmen, und wenn diese Volksvertreter es dreimal beschließen, so hat der König und jeder andere Fürst, der Unterthan des engeren Bundesvolkes geworden ist, aufgehört zu regieren. Sie bringt uns zweitens die direkten Wahlen mit allgemeinem Stimmrecht.

Gegen diese Form der Wahl wendet sich Bismarck gleichfalls mit allem Nachdruck, und wiederum sollte er es sein, der sie später in die Verfassung einführte. Als das dritte Opfer bezeichnet er die jährliche Bewilligung des Budgets und hier sieht er allerdings die Gefahr voraus, gegen die er in der Konfliktszeit so mühsam ankämpfen mußte. Denn wiederum wurde es in die Hände der Majorität gelegt, die Staatsmaschine in jedem Augenblick zum Stillstehen zu bringen:

Es wird nicht lange dauern, so werden die Radikalen vor den neuen Kaiser hintreten mit dem Reichswappen und ihn fragen: „Glaubst Du, dieser Adler sei Dir geschenkt?" Die deutsche Einheit will ein jeder, den man danach fragt, sobald er nur deutsch spricht; mit dieser Verfassung aber will ich sie nicht. Die Frankfurter Krone mag sehr glänzend sein, aber das Gold, welches dem Glanze die Wahrheit verleiht, soll erst durch das Einschmelzen der preußischen Krone gewonnen werden, und ich habe kein Vertrauen, daß der Umguß mit der Form dieser Verfassung gelingen werde.

Auch in der folgenden Session der Zweiten Kammer, die am 7. August 1849 eröffnet wurde, vertrat Otto v. Bismarck das spezifische Preußentum. Bismarck war im Wahlkreise Westhavelland gewählt worden; der Haß der Menge hatte ihn in ganz besonderem Maße zu seinem Ziel erkoren; Bismarck selbst hat später über seine Erlebnisse

an parlamentarischen Abenden geplaudert. Wenn er auch vielleicht nicht direkt in Lebensgefahr geriet, so hat er doch die ganze Roheit des gegen ihn aufgehetzten Pöbels auskosten müssen. —

Die norddeutschen Königreiche Hannover und Sachsen hatten mit Preußen das „Dreikönigs-Bündnis" geschlossen. Herr von Radowitz machte der Kammer davon Mitteilung in einer Rede, die auf die Versammlung einen gewaltigen Eindruck übte, das Urteil Bismarcks aber in keiner Weise beirrte. Er hat selbst darüber an die „Kreuzzeitung" berichtet:

Jedes Wort kam klar und präzis, ohne Stottern und ohne Verwechseln zu Tage, und keines war zu viel oder zu wenig für den beabsichtigten Eindruck. Die anscheinende Impassibilität (Leidenschaftslosigkeit) des Redners stand in seltsamem Gegensatz zu der Aufgeregtheit der Zuhörer. Man glaubte einen Redner vor sich zu sehen, der klar und scharf auf dem Felde des kalten Verstandes mit Gründen siegender Logik entgegenstehende Ansichten entkräftet; die Versammlung merkte wohl kaum, daß nicht ihr Urteil berichtigt, sondern ihr Gefühl zur Begeisterung gesteigert, daß sie nicht überzeugt, sondern hingerissen wurde. . . . Der beste Beweis hiervon war, daß auch der offenbar schwache Punkt der Rede, nämlich die Art, wie sie die Einwürfe gegen den Inhalt der Verfassung abfertigte, mit dem größten Beifall aufgenommen wurde. Der oratorische Sieg war vollständig. Die Redner von Profession sahen mit unverhehltem Brotneide nach der Tribüne, die Herren aus Frankfurt blickten triumphierend um sich, als wollten sie sagen: seht, so sprachen wir dort alle. . . . Die Rührung war eine allgemeine, ohne daß wir in der gedruckten Rede gerade die Stelle bezeichnen könnten, über die jeder einzelne weinte. Ernst ergriffen war jeder von dem Eindruck, und namentlich unter den weichgeschaffenen Seelen des Zentrums waren wenig Augen trocken. Einem hohen Beamten der Finanz rollte ein Budget von Thränen über die gerötete Wange; bei einem der zentralsten Pfeiler der preußischen Regierung brachte das Bestreben, die sichtbaren Zeichen der Rührung zu unterdrücken, so ungewöhnliche Konstellationen der Gesichtszüge hervor, daß ein Spaßvogel, dem selbst dieser Augenblick nicht heilig war, meinte, jener müsse eben das Unglück gehabt haben, Oberschlesier statt Oberungar zu trinken. . . Am Schlusse der Rede stieg der Beifall zu pyramidaler Höhe, es war eine Begeisterung, wie sie nur die Ungarn empfunden haben können, als Maria Theresia unter sie trat. . . Hätte der Redner unter dem Klatschen von mehr als zweitausend Händen sich noch Gehör verschaffen können, er hätte von der Kammer alles, auch Millionen fordern können, es wäre sofort bewilligt worden." Ganz ähnlich äußerte sich Bismarck am 12. März 1869 einmal im Norddeutschen Reichstage über diese Rede, als er die Gefahren der parlamentarischen Beredsamkeit schildern wollte: „Ich darf an ein Beispiel erinnern von einem bekannten, jetzt verstorbenen Staatsmann — Herr v. Radowitz war es — selten habe ich einen so überwältigenden Eindruck eines Redners auf eine Versammlung gesehen, und die, welche Zeugen davon gewesen sind, werden mir bestätigen, wie von einzelnen Reden des Herrn v. Radowitz die Zuhörer aufs mächtigste ergriffen wurden und unverzüglich demgemäß beschlossen. Ich habe erlebt, daß ein neben mir sitzender Kollege die Ergriffenheit der ganzen Versammlung in dem Maße teilte, daß er Thränen darüber vergoß, und daß er meine etwas kühle Frage: „Worüber weinen Sie denn?" mit Entrüstung dahin beantwortete, daß er mich der Herzlosigkeit beschuldigte. Ich habe denselben Herrn am anderen Tage, wo die sofort in dreißigtausend Exemplaren gedruckte Rede vorlag, nachdem sie jede Diskussion tot gemacht hatte — denn es wurde weiter nichts gesprochen, als von dem gewaltigen Eindruck jener Rede — ich habe denselben Herrn am anderen Tage gefragt, was es denn gewesen sei, worüber ich hätte weinen müssen, wenn ich ein Herz besäße, und darauf antwortete er mir: „Wenn ich die Rede gedruckt lese, — ich weiß nicht, so macht

Ber. a. d. Kreuzztg.

sie nicht den Eindruck." Er konnte nicht einmal wiedergeben, was ungefähr darin stand, aber der Ausdruck des Gesichts, der Stimme, die überwältigende Persönlichkeit, die vor ihm gestanden, hatten ihn hingerissen.

Bismarck ergriff das Wort auch im Landtage, um zu erklären, daß er mit dem Vertrage nicht einverstanden sei:

Rede v. 6. 9. 1849. Ich kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß es das letztemal sein möge, daß die Errungenschaften des preußischen Schwertes mit freigebiger Hand weggegeben werden, um die nimmersatten Anforderungen eines Phantoms zu befriedigen, welches unter dem fingierten Namen von Zeitgeist die Völker mit seinem Geschrei betäubt, bis jeder sich vor dem Schatten des anderen fürchtet und alle vergessen, daß unter der Löwenhaut des Gespenstes ein Wesen steckt, von zwar lärmender, aber wenig furchtbarer Natur.

Bismarck führt weiter aus:

Was uns Deutsche im Jahre 1848 gehalten hat, war gerade das spezifische Preußentum. Es war der Rest des verketzerten Stockpreußentums, der die Revolution überdauert hatte, die preußische Armee, der preußische Schatz, die Früchte langjähriger intelligenter preußischer Verwaltung und die lebendige Wechselwirkung, die in Preußen zwischen König und Volk besteht. Es war die Anhänglichkeit der preußischen Bevölkerung an die angestammte Dynastie, es waren die alten preußischen Tugenden von Ehre, Treue, Gehorsam und die Tapferkeit, welche die Armee, von deren Knochenbau, dem Offizierkorps ausgehend, bis zu den jüngsten Rekruten durchziehen. Diese Armee hegt keine dreifarbigen Begeisterungen, in ihr werden Sie ebensowenig als in dem übrigen preußischen Volke das Bedürfnis nach einer nationalen Wiedergeburt finden. Sie ist zufrieden mit dem Namen Preußen und stolz auf den Namen Preußen... Unter diesen Scharen sind die Töne des Preußenliedes, des Dessauer und des Hohenfriedberger Marsches wohl gekannt und geliebt, aber ich habe noch keine preußischen Soldaten singen hören: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Das Volk, aus dem diese Armee hervorgegangen ist, dessen wahrster Vertreter die Armee ist, hat kein Bedürfnis, sein preußisches Königtum verschwimmen zu sehen in der fauligen Gährung süddeutscher Zuchtlosigkeit. Seine Treue haftet nicht an einem papiernen Reichsvorstand, nicht an einem Sechstel-Fürstenrat, sie haftet an dem lebendigen und freien Könige von Preußen, dem Erben seiner Väter. Dieses Volk, meine Herren, was es will, das wollen wir auch mit ihm. . . Wir alle wollen, daß der preußische Adler seine Fittige von der Memel bis zum Donnersberge schützend und herrschend ausbreite, aber frei wollen wir ihn sehen, nicht gefesselt durch einen neuen Regensburger Reichstag und nicht gestutzt an den Flügeln von jener gleichmachenden Heckenschere aus Frankfurt, von der wir sehr wohl uns erinnern, daß sie erst in Gotha zu einem friedlichen Instrumente umgeschmiedet wurde, während sie wenige Wochen vorher in Frankfurt als drohende Waffe gegen das Preußentum und gegen die Verordnungen unseres Königs geschwungen worden ist. Preußen sind wir und Preußen wollen wir bleiben; ich weiß, daß ich mit diesen Worten das Bekenntnis der preußischen Armee, das Bekenntnis der Mehrzahl meiner Landsleute ausspreche, und hoffe ich zu Gott, daß wir auch noch lange Preußen bleiben werden, wenn dieses Stück Papier vergessen sein wird wie ein dürres Herbstblatt.

Der Lohn, den diese Rede Bismarcks fand, war das berüchtigte Wort des Abgeordneten Beckerath vom 7. September: „Wo viel Licht ist, da muß auch viel Schatten sein. Das große deutsche Vaterhaus muß auch einen verlorenen Sohn haben."

Der preußische Standpunkt und die Sorge für sein engeres Vaterland hat, wie der Fürst es selbst nach langen Jahrzehnten eingeräumt hat, das Motiv seiner Stellungnahme gebildet. Es trat aber auch ein tiefes Mißtrauen gegen den Parlamentarismus an sich hinzu:

Wenn ich die damaligen preußischen Zustände, persönliche und sachliche, als nicht reif zur Uebernahme der Führung in Deutschland in Krieg und Frieden bezeichne, so will ich damit nicht gesagt haben, daß ich damals die Voraussicht davon mit derselben Klarheit gehabt habe, wie heute im Rückblick auf eine 40jährige seitdem verflossene Entwickelung. Meine damalige Befriedigung über die Ablehnung der Kaiserkrone durch den König lag nicht in der Beurteilung seiner Person, eher in einer stärkeren Empfänglichkeit für das Prestige der preußischen Krone und ihres Trägers, noch mehr aber in dem instinktiven Mißtrauen gegen die Entwickelung seit den Barrikaden von 1848 und ihren parlamentarischen Konsequenzen. Den letzteren gegenüber war ich mit meinen politischen Freunden unter dem Eindruck, daß die leitenden Männer in Parlament und Presse das Programm „es muß alles ruiniert werden" zum Teil bewußt, zum größeren Teil unbewußt förderten und ausführten und daß die vorhandenen Minister nicht die Männer waren, welche die Bewegung leiten oder hemmen konnten. Mein Standpunkt dazu unterschied sich damals nicht wesentlich von dem noch heute in Kraft stehenden eines parlamentarischen Fraktionsmitgliedes, begründet auf Anhänglichkeit an Freunde und Mißtrauen oder Feindschaft gegen Gegner. Die Ueberzeugung, daß der Gegner in allem, was er vornimmt, im besten Fall beschränkt, wahrscheinlich aber böswillig und gewissenlos ist, und die Abneigung, mit den eigenen Fraktionsgenossen zu dissentieren und zu brechen, beherrscht noch heute das Fraktionsleben; und damals waren die Ueberzeugungen, auf denen diese dem Staatsleben gefährlichen Erscheinungen beruhen, sehr viel lebhafter und ehrlicher, als sie heute sind. Ged. u. Er. I.

Bismarck hat schon damals in einer großen Anzahl politischer und wirtschaftlicher Fragen, die ihn noch später auf das eindringlichste beschäftigten, entschlossen Stellung genommen. Ganz besonders scharf hat er sich in der Frage ausgesprochen, die späterhin die Grundlage des Verfassungskonfliktes werden sollte, in der Frage des Steuerbewilligungsrechtes. Er hat die Ansicht, die er damals aussprach, festgehalten in allen späteren Aeußerungen. In seiner Rede vom 24. September 1849 entwickelt er das Recht der Krone im allgemeinen, um dann die Gefahren des Steuerverweigerungsrechtes darzustellen, das unvereinbar sei mit dem Bestehen und der Verfassung des Staates. Maßgebend sei nur, ob etwas für Preußen nützlich oder schädlich sei, aus Gründen der Theorie könne man Einrichtungen, auch wenn sie anderwärts bestehen, nicht nach Preußen übernehmen:

Die Berufungen auf das Ausland sind unser Unglück; geben Sie uns alles Englische, was wir nicht haben, geben Sie uns englische Gottesfurcht und englische Achtung vor dem Gesetze, die gesamte englische Verfassung, aber auch die gesamten Verhältnisse des englischen Grundbesitzes, englischen Reichtum und englischen Gemeinsinn, besonders aber ein englisches Unterhaus, kurz und gut alles, was wir nicht haben, dann will ich auch sagen, Sie können uns nach englischer Weise regieren. Aber aus dieser Möglichkeit würde ich noch immer keine Verpflichtung für die preußische Krone entnehmen, sich in die machtlose Stellung drängen zu lassen, welche die englische Krone einnimmt, die mehr als ein zierlicher Kuppelschmuck des Staatsgebäudes erscheint, während ich in der unsrigen den tragenden Mittelpfeiler desselben erkenne. . . . Es wird häufig auf unsern politischen Bildungsprozeß das Sprichwort angewandt: wenn wir schwimmen lernen wollen, müssen wir ins Wasser gehen; das mag wahr sein, aber ich sehe nicht ein, warum jemand, der schwimmen lernen will, gerade da hineinspringen soll, wo das Wasser am tiefsten ist. Die Grundlage unserer Verfassung bildet die Gleichberechtigung der Krone, der ersten und zweiten Kammer in der Gesetzgebung. Aendern Sie diese Gleichberechtigung zum Nach- Rede v. 24. 9. 1849.

teil der Krone, entziehen Sie die Gesetzgebung über Steuern, über deren Einnahme und Ausgabe, dieser allgemeinen Regel, so vernichten Sie die Selbständigkeit der Krone zu Gunsten von Mehrheiten, deren Geltung auf der gewagten Voraussetzung beruht, daß ein jeder einzelne der künftigen preußischen Abgeordneten in der Lage sein werde, sich über alle Fragen der Politik und Gesetzgebung ein unabhängiges und unbefangenes Urteil zu bilden.

Auch in rein wirtschaftlichen Fragen nahm Bismarck entschlossen Stellung; hier entwickelte er im Gegensatz zum „Geheimrats-Liberalismus" die Notwendigkeit des Innungszwanges und die Vorteile der Zünfte, wie er überhaupt sich als ein Gegner einer ungeschulten Gewerbefreiheit bekannte:

Es ist wahr, die Gewerbefreiheit mag manche Bequemlichkeit für das Publikum darbieten, sie liefert wohlfeile Waren, aber an dieser Wohlfeilheit klebt vergiftend das Elend und der Jammer des Handwerkers, der seinem Ruin entgegengeht, und ich glaube, es möchten uns unsre wohlfeilen Röcke aus dem Kleiderladen zuletzt unbehaglich auf dem Leibe sitzen, wenn ihre Verfertiger daran verzweifeln müssen, sich auf ehrliche Weise zu ernähren. (Bravo.) Es mag sein, daß der Zunftzwang, wenn er von den Handwerkern richtig benutzt wird, dahin führt, daß wir in vielen Fällen bessere, im ganzen aber teure Arbeit zu bezahlen haben werden. Indessen, wenn es recht ist, daß wir das wohlfeile englische Eisen teurer bezahlen, um den schlesischen Bergmann zu erhalten; wenn es recht ist, daß wir den Rotwein von Bordeaux, das naturgemäße Getränke des Norddeutschen, teurer bezahlen, um den sauren Reben von der Ahr und Nahe aufzuhelfen, so scheint es ebenso billig, daß wir zum Schutze der Handwerker, eines der unentbehrlichsten Glieder im Staatsorganismus, Maßregeln ergreifen, selbst dann, wenn diese Maßregeln für den Einzelnen drückend, beschränkend oder mit Kosten verbunden sein sollten.

Wiederum trat Bismarck in scharfen Gegensatz gegen die Anschauungen seiner Zeit, als er das Recht des preußischen Adels verteidigte.

Rede v. 24. 10. 1849. Wir finden Beispiele von dauernder Blüte und Macht der Staaten besonders häufig in denen, welche unter dem Einflusse einer erblichen Aristokratie gestanden haben . . . . . Schon die gebildeten Staaten des Altertums, abgesehen von ihrer speziellen Verfassung, hatten im wesentlichen durch die numerische Ueberlegenheit der Sklavenbevölkerung einen aristokratischen Charakter. Roms Verfall hat gleichen Schritt gehalten mit dem Verfall seiner Aristokratie; die glänzendsten Erinnerungen der deutschen Kaiserzeit führen uns einen mächtigen Reichsadel mit glänzendem Gefolge vor. Die mittelalterliche Blüte unsrer Städte fing an zu welken, von dem Augenblick, wo die patrizischen Geschlechter dem Andringen der Zünfte unterlagen. Venedig, Genua, Holland liefern Beispiele der Leistungsfähigkeit ihrer Aristokratien mit verhältnismäßig geringen Mitteln. Die Haltlosigkeit der Zustände sämtlicher Staaten des europäischen Kontinents läßt sich in ihrem Keim auf die Zeit zurückführen, wo die überwiegende Fürstengewalt den unabhängigen Adel unterdrückte, eine Richtung, welche sich in Preußen in dem Ausspruche Friedrich Wilhelms des Ersten verkörperte: ich etabliere die Souveränität comme un rocher de bronze. England ist einen glücklicheren Weg gegangen, es hatte keinen Richelieu, welcher die Köpfe abschlug, in denen eine Erbweisheit sondergleichen wohnt. Der Charakter der englischen Revolution ist der der Freiheit, der französischen der der Gleichheit. Noch heute, wenn Sie einen englischen Proletarier auf der Straße anreden, wird es Ihnen aus seiner Erscheinung entgegentreten, daß er sehr wohl das Gefühl männischer Unabhängigkeit hat, aber Ihre gesellschaftlich höhere Stellung als Gentleman unumwunden anerkennt. Wenn Sie dagegen einen Pariser Arbeiter anreden, so laufen Sie Gefahr, aus der Brutalität seiner

Antwort die Befürchtung hervortreten zu sehen, Sie möchten sich, weil Sie besser gekleidet sind, für mehr halten als ihn. Die englische Freiheit wird getragen durch das männliche Selbstbewußtsein, welches seinen eignen Wert stolz genug fühlt, um eine höhere Stellung über sich dulden zu können. Die französische Freiheit ist die chimärische Tochter des Neides und der Habsucht, welcher diese reichbegabte Nation seit 60 Jahren durch Blut und Aberwitz nachjagt, ohne sie erreichen zu können. Schließen wir uns dieser Jagd nicht an, unter dem Vorwande, daß sie populär sei. Wenn etwas populär ist, so ist es damit noch lange nicht gerecht und vernünftig. Ich bestreite, was hier so vielfach behauptet worden ist, daß der Adel in Preußen unpopulär sei. Aber auch für die wahre Freiheit, für die politische Unabhängigkeit, ohne welche die Freiheit in Preußen nicht bestehen kann, sind die Verdienste des preußischen Adels erheblich. Gehen Sie die Schlachtfelder durch, auf denen für den preußischen Ruhm und die Freiheit gestritten ist! Von dem Schlachtfelde an der Brücke bei Warschau, wo der große Kurfürst den Grund zur Unabhängigkeit Preußens legte, bis unter die Mauern von Rastatt werden Sie finden, daß überall die Wurzel preußischer Freiheit reichlich mit dem Blute seiner edlen Geschlechter getränkt ist. Die geworbene Armee, mit welcher Friedrich der Große Preußen vor Zerstückelung und Unterjochung schützte, wäre eine Unmöglichkeit gewesen, wenn der Adel nicht die Handhabe dazu geboten hätte in Gestalt des Offizier-Korps. Am Schlusse des Siebenjährigen Krieges standen Kadetten als Führer vor der Armee, die einzig Ueberlebenden ihrer Familien. Im Anfange dieses Jahrhunderts sind die Vorrechte des Adels, die er durch langjährigen Besitz als seine Rechte zu betrachten gewohnt war, durch die Gesetzgebung aufgehoben worden. Sie haben nicht gesehen, daß durch die Forderung dieser Opfer sich der Adel in eine Stellung hätte drängen lassen, welche der ähnlich wäre, welche die Demokratie jetzt der Regierung gegenüber einnimmt; nicht einmal zu einer mürrischen Fronde haben ihn diese Verluste getrieben, sondern als der König 1813 das Volk zu den Waffen rief, waren die Söhne des preußischen Adels in den Reihen derer, welche bereit waren, Gut und Blut einzusetzen für die Erhaltung des Königshauses und des Vaterlandes, deren Gesetzgebung ihnen diese großen Opfer angesonnen hatte. Auch in der neuesten Zeit dürfen Sie die Verdienste dieses Standes, sei es innerhalb des Offizier-Korps der Armee, sei es in denjenigen Stellungen, welche ihm der Grundbesitz anweist, um Unterdrückung der Anarchie und um Rettung Preußens von der schmählichsten Tyrannei nicht zu gering anschlagen.

Wegen seiner Rede über den preußischen Adel hat Bismarck in dem damals noch jungen Kladderadatsch einen Angriff erfahren, dessen Sinn nicht recht verständlich ist. Das Witzblatt brachte nämlich am 2. Dezember die Frage: „Wo kommandierte doch im Jahre 1809 ein gewisser Herr v. Bismarck?“ Der Angegriffene richtete sofort an Ernst Dohm, den Redakteur des erwähnten Blattes, einen schneidigen Brief von folgendem Wortlaut:

Ew. Wohlgeboren

haben mir in Ihrem geschätzten Blatte schon öfter die Ehre erzeigt, Sich mit meiner Person zu beschäftigen; in der letzten Nummer wenden Sie Ihre Theilnahme auch meiner Familie zu, und freue ich mich Ihre gefällige Anfrage, insoweit sie sich auf meine näheren Verwandten, die Angehörigen des Schönhauser Hauses, bezieht, dahin beantworten zu können, daß im Jahre 1809 einer derselben das Brandenburgische Cürassierregiment kommandierte, ein andrer Major im ehemaligen Regiment Göcking-Husaren war und 2 sich als Offiziere beim Schillschen Corps befanden. Weniger Werth für Ew. Wohlgeboren hat vielleicht die Notiz, daß von den 7 Mitgliedern dieser Familie, welchen es vergönnt war, an dem französischen Kriege teilzunehmen, 3 auf dem Schlachtfelde blieben und die 4 andern mit dem eisernen Kreuz heimkehrten. Alle

Brf. v. 2. 12. 1849.

diejenigen meines Namens, welche nicht aus dem Schönhauser Hause stammen, waren zu jener Zeit entweder westphälische oder, wie noch heut, nassauische und württembergische Unterthanen, und ist mir nicht bekannt, wo im Jahre 1809 einer von ihnen kommandiert hat. Sollten Ew. Wohlgeboren im Besitz näherer Data hierüber sein, so würde ich es dankbar erkennen, wenn Sie mir davon Mittheilung (machen) wollten, da ich mich für die Geschichte meiner Familie auch in ihren etwaigen unerfreulichen Beziehungen interessire. Was aber Veröffentlichungen in Ihrem Blatte betrifft, so verhülle ich mich, soweit meine Person dabei betheiligt ist, weder mit der zweiten Kammer in den Mantel stillschweigender Verachtung, noch würde ich jemals zu andern Mitteln der Abwehr greifen, als zu denen, welche die Presse gewähren kann; was aber Kränkungen meiner Familie anbelangt, so nehme ich bis zum Beweis des Gegenteils an, daß Ew. Wohlgeboren Denkungsweise von meiner eignen nicht so weit abweicht, daß Sie es als einen Zopf vorsündflutlichen Junkertums ansehn würden, wenn ich in Bezug auf dergleichen von Ihnen diejenige Genugthuung erwartete, welche nach meiner Ansicht ein Gentleman dem andern unter Umständen nicht verweigern kann.

Ich bitte Sie die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung vor Ihrer Person und Ihrem Blatte zu genehmigen, mit welcher ich die Ehre habe zu sein

Ew. Wohlgeboren
ergebenster Diener
von Bismarck-Schönhausen,
Behrenstr. 60.

Otto v. Bismarck ist mit seinen Anschauungen in jener Zeit durchweg in der Minderheit geblieben, aber wir sehen, daß in vielen Punkten ihm die Zukunft Recht gegeben hat. Für ihn selbst ist jene Zeit nicht fruchtlos geblieben, sein Charakter hat sich im Kampfe gestählt, so daß er wirklich das Versprechen vollauf lösen konnte, dereinst den Namen des preußischen Junkers zu Ehren zu bringen.

Fünftes Kapitel.

Bis zum Gang nach Olmütz.

Die von den preußischen Kammern revidierte Verfassung wurde von König Friedrich Wilhelm IV. vollzogen, und sie besteht mit wenigen Aenderungen noch heute zu Recht. An demselben Tage aber, an dem dieses Grundgesetz verkündet wurde, am 31. Januar 1850, war Bismarck in Rathenow zum Abgeordneten für das Volkshaus des Erfurter Unionsparlaments gewählt.

Gerade in Preußen aber fehlte es an jedem festen Plane, an jeder Entschlossenheit, die verschiedensten Ideen stürmten durcheinander und oft bewirkte der augenblickliche Einfluß eines Ratgebers, daß die Altäre von gestern wieder gestürzt wurden. Rückschauend hat vierzig Jahre später der greise Kanzler das Urteil gefällt, daß der latente deutsche Gedanke Friedrich Wilhelms IV. mehr als seine Schwäche die Schuld an den Mißerfolgen der Politik nach 1848 getragen habe.

Wenn Preußen und der König gar keinen Wunsch nach irgend etwas gehabt hätten, was sie vor 1848 nicht besaßen, sei es auch nur nach einer historischen mention honorable, wie es die Reden von 1840 und 1842 vermuten ließen; wenn der König keine Ziele und Neigungen gehabt hätte, für deren Verfolgung eine gewisse Popularität nützlich war, was hätte ihn dann abgehalten, nachdem das Ministerium Brandenburg festen Fuß gefaßt, den revolutionären Errungenschaften im Innern Preußens in ähnlicher Weise entgegenzutreten wie dem badischen Aufstande und dem Widerstande einzelner preußischer Provinzialstädte? Der Verlauf dieser Erhebungen hatte auch denen, die es nicht wußten, gezeigt, daß die militärischen Kräfte zuverlässig waren; in Baden hatte sogar die Landwehr aus Distrikten, die für unsicher galten, ihre Schuldigkeit nach Kräften gethan. Die Möglichkeit einer militärischen Reaktion, die Möglichkeit, wenn man einmal eine Verfassung oktroyierte, das zugrunde gelegte belgische Formular schärfer, als geschehen ist, im monarchischen Sinne zu amendieren, lag ohne Zweifel vor. Die Neigung, diese Möglichkeit auszunutzen, muß im Gemüte des Königs zurückgetreten sein vor der Besorgnis, dasjenige Maß von Wohlwollen in nationaler und liberaler Richtung zu verlieren, auf dem die Hoffnung beruhte, daß Preußen ohne Krieg und in einer mit legitimistischen Vorstellungen verträglichen Weise das Vorgewicht in Deutschland zufallen würde. Ged. u. Er. I.

Der große Irrtum jener Zeit lag nach Bismarcks Auffassung in einer Unterschätzung der Dynastien, die bei dem Könige sich zu einer

Ueberschätzung der auf den Barrikaden wirksamen Kräfte gesellte. Auch die Frankfurter Versammlung litt an dem gleichen Fehler, sie hielt die dynastischen Fragen für überwunden. Bismarck hat es daher als ein Glück betrachtet, daß der König die Kaiserkrone ausschlug:

Als der König am 3. April 1849 die Kaiserkrone ablehnte, aber aus dem Beschluß der Frankfurter Versammlung „ein Anrecht" entnahm, dessen Wert er zu schätzen wisse, war er dazu hauptsächlich bewogen durch den revolutionären oder doch parlamentarischen Ursprung des Anerbietens und durch den Mangel eines staatsrechtlichen Mandats des Frankfurter Parlaments bei mangelnder Zustimmung der Dynastien. Aber auch wenn alle diese Mängel nicht, oder doch in den Augen des Königs nicht, vorhanden gewesen wären, so würde unter ihm eine Fortbildung und Kräftigung der Reichsinstitutionen, wie sie unter Kaiser Wilhelm stattgefunden hat, kaum zu erwarten gewesen sein. Die Kriege, welche der letztere geführt hat, würden nicht ausgeblieben sein, nur würden sie nach der Konstituierung des Kaisertums, als Folge derselben, und nicht vorher, das Kaisertum vorbereitend und herstellend, zu führen gewesen sein. Ob Friedrich Wilhelm IV. zur rechtzeitigen Führung derselben hätte bewogen werden können, weiß ich nicht; es war das schon schwierig bei seinem Herrn Bruder, in dem die militärische Ader und das preußische Offiziersgefühl vorwiegend waren.

Die Frankfurter Nationalversammlung war jämmerlich zusammengebrochen; die gemäßigten Mitglieder hatten der Linken das Feld überlassen und in Stuttgart, wohin sie ihre Sitzungen verlegten, wurde der Rest durch ein von dem Märzminister Römer beordertes Militärkommando auseinandergejagt. Die Staatsform Deutschlands war somit die Anarchie geworden und vor den Großmächten lag die Aufgabe, eine neue Ordnung zu schaffen; aber sowohl Oesterreich wie Preußen hatten ein eigenes Programm, und die kommende Zeit war in der Hauptsache ausgefüllt mit den Kämpfen zwischen den beiden rivalisierenden Mächten.

Preußen hatte zuerst eine Einladung an die Königreiche erlassen, Bevollmächtigte zur Erwägung einer neuen Reichsverfassung nach Berlin zu schicken, in einer Zeit, als noch der Donner der demokratischen Revolution auf allen Seiten des Horizontes dröhnte. Aber Preußen hatte sich durch seinen Eingriff während der Aufstände eine starke Autorität in den kleineren Ländern erworben; Grund genug, um in Wien eine starke Eifersucht und ein wachsendes Mißtrauen wachzuhalten. Preußens Vorschläge wurden abgelehnt, Oesterreich hielt schon damals an dem Plan eines dreifach gegliederten Direktoriums fest. So kam Friedrich Wilhelm IV. auf den Gedanken, sein ganzes Unternehmen auf den Boden des alten Bundesrechtes vom Jahre 1815 zu stellen, das den deutschen Souveränen erlaubte, Bundesverträge aller Art abzuschließen. Zwar wohnte der Vertreter Oesterreichs noch der ersten Sitzung über den preußischen Verfassungsentwurf bei, aber er erklärte sofort, nicht weiter teilnehmen zu können. Auch zwischen den anderen Königreichen war nur zum Teil ein Einverständnis erzielt. Einzig und allein Hannover und Sachsen erklärten sich bereit zu einem Bunde mit Preußen, indem man sich gegenseitig Schutz und Beistand sicherte, einen gemeinsamen Verwaltungsrat einsetzte, dem deutschen Volke eine Verfassung verhieß und der Krone Preußens die Oberleitung der Bundes-

angelegenheiten übertrug. Aber gerade der letzte Punkt sollte noch zu Weiterungen führen, und auch aus anderem Grunde stellte es sich recht bald heraus, daß das neue Dreikönigsbündnis nur ein kurzes Dasein fristen werde. Immerhin war das Dreikönigsbündnis die Frucht der Mühen.

Auch in Wien blieb man nicht müßig. Fürst Schwarzenberg, der damalige Leiter der Politik, protestierte wuchtig gegen jeden Versuch, den Sonderbund ins Leben zu rufen, vor allem auch gegen die Einberufung des Reichstages, dessen Beschlüsse in jeder Hinsicht als null und nichtig erklärt wurden. In der That vereinigten sich die vier anderen Königreiche zu einem Gegenbunde, der seinerseits wiederum einen Verfassungsplan vereinbarte und in Wien und Berlin zur Annahme empfahl, ein Gegenentwurf, der in den wesentlichsten Punkten den österreichischen Forderungen nachgab. Das Ergebnis der langwierigen Verhandlungen war endlich der Vorschlag einer Nationalvertretung, welche aus den Kammern der Einzelstaaten zu wählen sei, je 100 Mitglieder aus Oesterreich, Preußen und der Gesamtheit der übrigen Staaten. In Berlin fand indes auch dieser Vorschlag keinen Beifall, vielmehr sah man sich veranlaßt, auf die schleunigste Verwirklichung des engeren Bundesstaates zu drängen. Allerdings hing nach dem Ausscheiden der Könige dieser Bundesstaat vollständig in der Luft, so daß man auch füglich nicht mehr von einer Reichsverfassung reden konnte; so erhielt der Bundesstaat den Titel einer Union und dem zum 20. März nach Erfurt berufenen Parlament sollte lediglich die Bestellung einer Unionsverfassung übertragen werden.

Bismarck war von vornherein entschlossen, sich um ein Mandat in seinem alten Kreise Rathenow zu bewerben. In seinem Wahlprogramm stellt er es als seine Aufgabe hin, den Bestrebungen der demokratischen Partei mit voller Entschiedenheit entgegenzutreten, die Feststellung der Bundesverfassung im wahrhaft konservativen Sinne zu erstreben und dahin zu wirken, daß der Zweck des Bundesstaates möglichst erreicht, aber nicht durch einseitige Verfolgung des Gedankens der deutschen Einheit die Stärke oder die Ehre Preußens gefährdet werde. Es heißt dann weiter in dem Programm: „Die Zeit ist vorüber, wo die Meinung Gehör fand, daß man den preußischen Staat schwächen oder auflösen dürfe, um Deutschland groß zu machen; die Stärke Preußens hat Deutschland gerettet; die Liebe und Treue zwischen dem preußischen Volke und seinem Königshause hat die Bestrebungen der Partei zu Boden geschlagen, welche in Unordnung und Anarchie die Freiheit und das Glück des Volkes sucht. Die Aufgabe ist jetzt, den Entwurf vom 26. Mai im Ganzen wie in allen seinen Teilen einer besonnenen, umfassenden, durch keine vorgefaßte Meinung verschränkten Prüfung zu unterwerfen und zu einer haltbaren Verfassung für den engeren Bundesstaat zu verarbeiten.“ Auch in einem weiteren Briefe an seine Wähler stellte sich Bismarck dem Erfurter Plane in gewissem Sinne skeptisch gegenüber: „Wir laufen dort Gefahr, die erheblichsten Opfer an unserer Macht und namentlich

an unserer Steuerkraft zu bringen, ohne etwas anderes zu erreichen, als eine Verminderung unserer Selbständigkeit zu Gunsten der kleinen Staaten."

In Erfurt wurde Bismarck, als einem der jüngsten Mitglieder, das Amt eines Schriftführers übertragen. Aus jener Zeit stammt die Mitteilung, daß Bismarck die schwarz-rot-goldenen Bändchen, mit denen die Plätze der einzelnen Abgeordneten geschmückt waren, von den Pulten der preußischen Conservativen gelöst und dafür schwarz-weiße Schleifen eingeknüpft habe. Jene dreifarbigen Bänder hatte Herr von Hagen besorgt, der als Möbelfabrikant die Einrichtung für die in der Augustinerkirche stattfindende Sitzung übernommen hatte und es lebhaft bedauerte, daß nirgends Fahnen, Wappen oder anderer Schmuck auf die in der Luft schwebenden großdeutschen Gedanken hinwiesen. Herr von Hagen selbst war Zeuge der Bismarckschen Thätigkeit. Am anderen Tage schilderte er Herrn von Radowitz den Vorgang mit der Bemerkung, daß er den betreffenden Herrn, der seine Idee so nachdrücklich perhorresziert hat, nicht kenne. Radowitz ließ sich den Betreffenden schildern und meinte dann: „Ach, das war der Bismarck, der Brausekopf! Na, er wird die Welt auch nicht umreißen!" Herr von Radowitz hat sich, wie die Zukunft bewies, recht stark geirrt. Als dann während der letzten Sitzung der Präsident Simson, bekanntlich ein getaufter Jude, die Liste der erwählten Schriftführer und unter diesen den Namen Bismarcks verlas, sagte der junge Deputierte, der eben vor der Tribüne stand, zu August Reichensperger: „Mein seliger Vater würde sich dreimal im Grabe herumdrehen, wenn er hörte, daß ich der Schreiber eines jüdischen Gelehrten geworden bin."

Die Thätigkeit Bismarcks als Schriftführer bestimmte es, daß er vielfach reine Formalbemerkungen, die nur die Protokolle, die Rednerliste, den Namensaufruf betrafen, damals gemacht hat. Seine erste größere Rede hielt er zu einem von den Herren Stahl und Gerlach eingebrachten Antrage auf Abänderung des Paragraphen, wonach die Regierung von einem Reichsvorstande an der Spitze eines Fürsten-Kollegiums geführt werden solle. Der Antrag wollte das Kollegium durch einen Vereinsrat ersetzen und bestimmte, daß das Vereinsparlament aus einem Fürstenhause und einem Volkshause bestehen sollte.

Schon vorher hatte Bismarck beantragt, den Ausdruck „Deutsches Reich" jedesmal durch „Deutsche Union" zu ersetzen. Er hatte dabei erinnert, daß schon einmal vor 1000 Jahren ein Landtag stattgefunden habe, der nach der Chronik abgehalten wurde, „um der Schinderei der Fürsprecher und Zungendrescher, deren Unwesen damals in Deutschland unerträglich geworden sei, ein Ende zu machen", und er hatte geschlossen mit der Bemerkung: „Sollte die Versammlung dieses Jahres hier ein ähnliches Resultat haben, dann werde ich glauben, daß die Raben vom Kyffhäuser vertrieben und daß der Tag der deutschen Einheit nahe herangekommen." In seiner Hauptrede über die Frage des Fürstenkollegiums sprach Bismarck die bemerkenswerten Sätze:

Wenn es doch einmal geschehen soll, daß wir auf den Leib der deutschen Einheit den fadenscheinigen Rock einer französischen Konstitution ziehen, so wird das an und für sich Schwerfällige des Mechanismus einer solchen Verfassung noch erschwert durch den Zuwachs eines neuen, nach Mehrheit entscheidenden und unauflöslichen gesetzgebenden Körpers in Gestalt eines Fürstenrates. . . . Es ist mir ein schmerzliches Gefühl gewesen, hier Preußen zu sehen, die diese Verfassung mit Wärme verteidigt haben, es ist mir ein demütigendes Gefühl gewesen, mir gegenüber die Fürsten, die ich in ihrem Rechtskreise ehre, die aber nicht meine Landesherren sind, mit obrigkeitlicher Gewalt bekleidet zu sehen, ein Gefühl, dessen Bitterkeit bei Eröffnung dieser Versammlung dadurch nicht gemindert wurde, daß ich die Sitze, auf denen wir tagen, mit Farben geschmückt sah, die nie die Farben des Deutschen Reiches gewesen sind, wohl aber seit zwei Jahren die Farben des Aufruhrs und der Barrikaden — Farben, die in meinem Vaterlande neben dem Demokraten nur der Soldat in trauerndem Gehorsam trägt. Meine Herren! wenn Sie dem preußischen, dem altpreußischen Geiste, nennen Sie ihn stockpreußisch, wenn Sie wollen, nicht mehr Konzessionen machen, als es bis jetzt in dieser Verfassung geschehen ist, dann glaube ich nicht an eine Verwirklichung derselben, und wenn Sie sich bemühen, diese Verfassung jenem preußischen Geiste aufzuzwängen, so werden Sie in ihm einen Bucephalus finden, der den gewohnten Reiter und Herrn mit mutiger Freude trägt, der aber den unberufenen Sonntagsreiter mitsamt seiner schwarz-rot-goldenen Zäumung auf den Sand setzt. (Lauter Beifall rechts.) Einen Trost gegen diese Eventualitäten finde ich indessen in dem festen Glauben, es wird nicht lange Zeit vergehen, so werden die Parteien zu dieser Verfassung stehen wie in einer Lafontaineschen Fabel zwei Aerzte zu dem Patienten, dessen Leiche sie verlassen: Der Eine sagt: „Er ist tot, ich habe es gleich gesagt!" Der Andere: „Hätte er meinen Rat befolgt, so würde er noch leben." Rede v. 15. 4. 1850.

Ungeheure Entrüstung der Linken folgte dieser wie allen anderen Reden Bismarcks, der sich aber schon jetzt als ein so glänzender und schlagfertiger Redner erwies, daß nur wenige noch wagten, mit ihm anzubinden.

Noch eine große Rede hielt Bismarck, als die Frage des Vereinsrechtes zur Verhandlung stand. Hier legte er gegen die beabsichtigte schrankenlose Freigabe der Vereinsbildung Verwahrung ein; er nannte diese sogenannten Grundrechte Eroberungen der Revolution, auf Kosten des allgemeinen Grundrechtes den Schutz der Obrigkeit zu finden. Er verlangte für die Regierung die Möglichkeit, die Bevölkerung und namentlich die urteilslosen Schichten zu sichern gegen die Agitation der Demokratie:

Darf eine Regierung beispielsweise ein Verfahren dulden wie dasjenige, welches angewandt wird, um die ländliche Bevölkerung und namentlich die Schichten, welche politisch urteilslos sind, für die Zwecke der Demokratie zu gewinnen? Irgend ein gewandter Demokrat nimmt einen Kreis in Entreprise, die Kosten werden ihm, ich weiß nicht woher, erstattet, und je nach der Ausdehnung des Kreises zwei oder drei routinierte Geschäftsreisende in Demokratie zur Disposition gestellt, die jeden Sonntag Nachmittag eine Versammlung im Kreise und zwar jedesmal an einem anderen Orte halten, nicht, wie die Konservativen die wunderliche Einrichtung haben, immer an demselben Orte, so daß der Kreis in fünf, sechs Distrikte zerlegt wird, davon jeder seine Volksversammlung hat. Diese Herren verstehen ihr Handwerk, sie wissen, was den Bauern lieb ist, sie fangen ihre Rede gewöhnlich damit an, daß sie sagen, „sie lieben und ehren den König, sie wären bereit, für ihn zu sterben, daß aber der König ganz denke wie sie, daß es nur Junker und Beamte seien, die der Ausführung der wohlwollenden Absichten des Landesherrn im Wege stünden." Es Rede v. 17. 4. 1850.

liegt auf der Hand, wie ein solches Unwesen auf die Begriffe des gemeinen Mannes verwirrend einwirkt, und man verschmäht kein Mittel. Die Berichte der Volksversammlungen werden ebensogut gedruckt wie die unsrer Versammlung, und jeder Einfaltspinsel, der den Mund aufgethan hat, bekommt einen gedruckten Bericht von seiner Rede vorgelegt, und ist stolz darauf, so schön gesprochen zu haben, wie der demokratische Emissar es hineingeschrieben hat. (Heiterkeit.) Ich glaube, daß das Vereinsrecht ein Recht ist, dessen Mißbrauch entschieden den Gebrauch übertrifft. Es wird oft gesagt, man solle nicht das Kind mit dem Bade ausschütten, was nicht gemißbraucht werde, sei auch nicht zu gebrauchen — und dergleichen Redensarten mehr. Dieses Recht aber wird so viel gemißbraucht, daß es ganz unbrauchbar ist, und ich kann mich gegen die üblen Folgen dieses Rechtes nicht mit jenem moralischen Vertrauen waffnen, welches von jener Seite gegen alle Fehler der Verfassung geltend gemacht wird, mit dem unbegrenzten Vertrauen auf den Edelmut der Menschen, welches ich so oft an dem verehrten Abg. von Crefeld zu bewundern Gelegenheit gehabt habe. Ich glaube, daß besonders das Vereinsrecht im stande ist, dieses Vertrauen auf das bitterste zu täuschen und den Vertrauenden zu nötigen, sich in dumpfer Mutlosigkeit in den Schleier der Schwermut zu hüllen. (Heiterkeit in der Versammlung.) Gerade in dem Vereinsrechte liegt vorzugsweise die Schneide jener Scheere, mit welcher die konstitutionelle Delila dem Simson der Monarchie die Locken verschneidet, um ihn den demokratischen Philistern wehrlos in die Hände zu liefern, mag dieser Prozeß nun 10 oder, wie in Frankreich, 18 Jahre dauern. Ich hoffe, daß die Anträge, die in Beschränkung der Vereine am weitesten gehen, Ihre Zustimmung finden werden . . . Ich hoffe das um so mehr, als ich hier so viele Staatsmänner sehe, die seit dem März 1848 Gelegenheit gehabt haben, zu probieren, wie es sich schrankenlosen Vereinen gegenüber regiert, die gerade in der Wirksamkeit der Vereine die einzige Entschuldigung dafür finden, daß sie nicht glaubten wagen zu dürfen, die Anarchie zu bewältigen, gleich ihren Nachfolgern. Ich gebe mich jener Hoffnung hin, da wir nach einer Erfahrung von zwei Jahren so manchen unter uns haben dürften, der vor der Revolution sein Licht so hell leuchten und so scharf auf die Mißbräuche des Staatsgebäudes, in welchem er eben wohnte, fallen ließ, daß dasselbe schließlich in Brand gerät, und der sich überzeugt haben dürfte, daß die Tendenz der Gesetzgebung, welche lediglich den Schutz der Verschwörer gegen die Obrigkeit im Auge hat, auf die Dauer nicht haltbar ist; so wie die Männer des konstitutionellen Rütli von Heppenheim sich überzeugt haben werden, daß die Flamme, welche sie liebten und für wohlthätig wärmend hielten, sie selbst verbrannt haben würde, wenn nicht das kalte Eisen der Reaktion löschend dazwischen ging. Ich möchte sie also bitten, meine Herren, alles zu thun, was nach den vorliegenden Anträgen, von denen ich bedaure, daß sie nicht noch weiter gehen, in Ihrer Macht steht, damit dieser Blasebalg der Demokratie nicht in den Händen verbleibe, um die Kohlen unter der Asche anzublasen. Lassen wir uns dadurch nicht täuschen, daß wir unsere Gegner hier nicht unter uns sehen, die Glut, dicht unter der Asche, ist leicht wieder anzufachen. Ich will die Demokratie nicht gerade das Reich der Geister nennen, aber die Geister, die verneinen, gehören ihr, und wie leicht davon ein Reich aufzureizen ist, werden wir noch erleben, mag es auch augenblicklich ruhig scheinen. Darum bitte ich Sie, stimmen Sie für jede Beschränkung.

In die Erfurter Zeit fällt ein persönlicher Konflikt Bismarcks, der für seine damalige Geistesrichtung ungemein bezeichnend ist. Bismarck war nämlich, im Gegensatz zu seinen späteren Anschauungen, in jenen Zeiten ein begeisterter Verehrer Oesterreichs. Er war der Meinung, daß dieses Land durchaus mit Preußen an die Spitze Deutschlands gehöre. Seiner Sympathie für Oesterreich gab er nun eines Tages einen merkwürdigen Ausdruck, der zu der angedeuteten Szene führte:

Auf der Journalistentribüne des Erfurter Volkshauses saßen nämlich u. a. zwei Journalisten, deren österreich-feindliche Berichte Bismarcks besonderes Mißfallen erregt hatten. Der eine dieser Herren war der Braunschweiger Ludwig v. Rochau, der begeisterte nationale Kämpfer und spätere Historiker, der wegen seiner Beteiligung an den burschenschaftlichen „Umtrieben" und namentlich an dem Frankfurter Attentat zu zwanzigjähriger Zuchthausstrafe verurteilt, aber nach Paris entflohen und erst im Jahr 1848 nach Deutschland zurückgekehrt war, wo er bis 1851 für Zeitungen schrieb. Er war damals in Erfurt ein ebenso untadeliger deutscher Patriot, wie später, da er als Historiker und Abgeordneter des norddeutschen Reichstags für Bismarcks Politik in trefflichen Schriften und Reden eintrat. Der Name des anderen Urhebers von Bismarcks Mißvergnügen ist von keiner Bedeutung. An diese beiden Herren richtete nun Bismarck ein amtliches Schreiben, welches unterzeichnet war: „Das Schriftführeramt des Volkshauses zu Erfurt, v. Bismarck." In diesem Schreiben zeigte er den Herren an, daß ihnen die Plätze auf der Journalistentribüne entzogen würden, wenn sie fortführen, ihre Berichte in einem Oesterreich feindlichen Sinne zu schreiben. Der eine Betroffene mit dem minder bekannten Namen wandte sich einfach an Dr. Simson mit der Anfrage, ob denn dieser erstaunliche Erlaß mit Wissen des Präsidenten des Volkshauses ergangen sei. Rochau dagegen hielt diese Frage für überflüssig, da er in dem Ukas des „Schriftführeramtes" nur eine unzweifelhaft ganz ungehörige Eigenmächtigkeit des ihm damals wenig sympathischen Abgeordneten v. Bismarck-Schönhausen erblickte. Er schrieb daher dem Herrn v. Bismarck einen recht scharfen und beleidigenden Brief. Fast zu gleicher Zeit empfing Präsident Simson die Nachricht von dem ungewöhnlichen Vorfall, nämlich durch das Schreiben des minder Berühmten und durch das persönliche Verlangen Bismarcks, ihm selbst volle Genugthuung gegen den frechen Rochau zu verschaffen. Simson richtete darauf an Bismarck vorläufig nur die Frage, ob dieser im Namen des „Schriftführeramtes des Volkshauses zu Erfurt" die beiden Schreiben an die beiden Gentlemen gerichtet habe, was Bismarck mit der Zuversicht einer guten und gerechten That bejahte. Darauf wurde der „Schriftführer des Volkshauses", der zugleich anklagte und verklagt war, vom Präsidenten auf eine frühe Abendstunde zu einer Unterredung unter vier Augen eingeladen. Von dem, was dann hier weiter vorgegangen ist, war Präsident Simson noch nach fast zwanzig Jahren, da er dem Verfasser dieses Ereignis erzählte, einigermaßen erregt: „Bis nach Mitternacht rangen wir förmlich gegeneinander in Worten, so daß die Wände erdröhnten," berichtete er etwa von dieser Szene. „Sie müssen sich eben diesen gewaltigen Mann um fast zwanzig Jahre jünger denken." Schließlich fügte sich aber Bismarck doch den Vorstellungen Simsons, indem er seinen Ukas zurücknahm. Simson dagegen entzog Herrn v. Rochau den Sitz auf der Berichterstattertribüne, da er sich zu einem Widerruf der an Herrn v. Bismarck-Schönhausen gerichteten Beleidigungen nicht verstehen wollte. Blum, Bd. I.

Am Schluße des Erfurter Tages schrieb Bismarck in Stahls Stammbuch die Worte ein, welche dieser selbst in einer Rede gebraucht hatte: „Darum ist unsere Losung nicht: Bundesstaat um jeden Preis, sondern: Unversehrtheit der preußischen Krone um jeden Preis."

Bismarcks Auffassung der ganzen recht wenig erfolgreichen Arbeit in Erfurt ergab sich aus einem halb humoristischen Briefe, den er aus der Sommerfrische in Schönhausen an Hermann Wagner richtete:

. . . Ich führe hier ein bodenlos faules Leben, rauchen, lesen, spazierengehn und Familienvater spielen; von Politik höre ich nur aus der Kreuzzeitung, so daß ich durchaus keine Gefahr heterodoxer Ansteckung laufe; meine Nachbarn sind nicht zum Umgang geeignet, und mir bekommt diese idyllische Einsamkeit sehr wohl; ich liege im Grase, lese Gedichte, höre Musik und warte, daß die Kirschen reif werden; es soll mich nicht wundern, wenn dieses Schäferleben Brf. v. 30. 6. 1850.

meinen nächsten politischen Leistungen in Erfurt (??) oder Berlin eine Färbung verleiht, die an Beckerath und an laue blütenschwangre Sommerlüfte erinnert. Das Preßgesetz habe ich nicht gelesen, dazu wird bei der Discussion noch Zeit sein; ich weiß daher nicht, ob ich Ihren Tadel ganz teile. Einen zuverlässigen Richterstand giebt es in Preußen nicht, und ein Schwert in den Händen der „Regirung" wird stets ein zweischneidiges sein. Der Fehler liegt meines Erachtens weniger in dem zu starken Einfluß der Beamten, als in ihrer Beschaffenheit; ein Staat, der sich von einer Bürokratie, wie die unsre, nicht durch einen heilsamen Gewittersturm losreißen kann, ist und bleibt dem Untergange geweiht, denn ihm fehlen die geeigneten Werkzeuge zu Functionen, die einem Staate obliegen, nicht bloß zur Ueberwachung der Presse. Ich kann nicht leugnen, daß mir einige Chalif-Omarsche Gelüste beiwohnen, nicht nur zur Zerstörung der Bücher außer dem christlichen „Koran", sondern auch zur Vernichtung der Mittel, neue zu erzeugen; die Buchdruckerkunst ist des Antichristen auserlesenes Rüstzeug, mehr als das Schießpulver, welches, nachdem es ursprünglich der Haupthebel, wenigstens der sichtbarste, zum Umsturz natürlicher politischer Ordnung und zum établissement des souveränen rocher de bronze war, jetzt mehr den Charakter einer heilsamen Arznei gegen die von ihm selbst hervorgerufenen Uebel annimmt, wenn es auch einigermaßen in die Apotheke jenes Arztes gehört, der den Gesichtskrebs durch Amputation des Kopfes heilte. Dies selbige Mittel auf die Presse anzuwenden, ist mehr ein Phantasiestück in Callots Manier, die Bürokratie aber ist krebsfräßig an Haupt und Gliedern, nur ihr Magen ist gesund, und die Gesetzexcremente, die sie von sich giebt, sind der natürlichste Dreck von der Welt. Mit dieser Bürokratie, incl. Richterstand, können wir eine Preßverfassung haben, wie die Engel, sie hilft uns doch nicht durch den Sumpf. Mit schlechten Gesetzen und guten Beamten (Richtern) läßt sich immer noch regieren, bei schlechten Beamten aber helfen uns die besten Gesetze nichts . . .

Von der Sommerfrische schreibt Bismarck auch an seine „geliebte Malle" einen köstlichen Brief:

Brf. v. 8. 7. 1850. Eigentlich giebt mir diese Reise, das sehe ich je näher desto mehr ein, eine Antwartschaft auf das neue Irrenhaus oder wenigstens auf zeitlebens Zweite Kammer. Ich sehe mich schon mit den Kindern auf dem Genthiner Perron, dann beide im Wagen ihre kindlichen Bedürfnisse rücksichtslos . . . befriedigend, nasenrümpfende Gesellschaft, Johanna geniert sich dem Jungen die Brust zu geben, und er brüllt sich blau, dann Legitimationsgedränge, Wirtshaus, mit beiden Brüllaffen auf dem Stettiner Bahnhof und in Angermünde 1 Stunde auf die Pferde warten, einpacken; und wie kommen wir von Kröchlendorf nach Külz? wenn wir in Stettin die Nacht bleiben müßten, das wäre schauderhaft. Ich habe das im vorigen Jahr mit Marie und ihrem Schreien durchgemacht. Ich war gestern so verzweifelt über alle diese Aussichten, daß ich positiv entschlossen war, die ganze Reise aufzugeben, und ich ging mit noch dem Entschluß zu Bett, wenigstens grade durchzufahren, ohne irgendwo anzuhalten. Aber was thut man nicht um den lieben Hausfrieden? Die jungen Vettern und Cousinen müssen sich kennen lernen, und wer weiß, wann Johanna Dich einmal wieder sieht; sie hat mich in der Nacht mit dem Jungen auf dem Arm überfallen, und mit allen Künsten, die uns um das Paradies brachten, natürlich erreicht, daß alles beim Alten bleibt. Aber ich komme mir vor wie einer, dem furchtbar Unrecht geschieht; im nächsten Jahre muß ich sicher mit drei Wiegen, Ammen, Windeln, Bettstücken reisen; ich wache schon um 6 Uhr in gelinder Wut auf und kann Abends nicht schlafen vor allen Reisebildern, die meine Phantasie mir in den schwärzesten Farben ausmalt, bis zu den „Landpartieen" in den Dünen von Stolpmünde. Und wenn man dafür noch Diäten bekäme, aber die Trümmer eines ehemals glänzenden Vermögens mit Säuglingen zu verreisen — ich bin sehr unglücklich.

Von Schönhausen ist auch ein Brief datiert, dessen Anlaß ganz besonders bezeichnend ist für die Schätzung, deren sich Bismarck damals in den Kreisen seiner Gegner erfreute. Die Kölnische Zeitung hatte nämlich aus Berlin folgende Räuber- und Mordgeschichte gebracht:

Die Herren Kreuzritter scheinen ihre Haltung noch nicht ganz wieder erlangt zu haben und begehen Ungeschicklichkeiten in ihrem Grimme. So äußerte neulich Bismarck-Schönhausen in zahlreicher Umgebung: daß ihm jetzt ein Giftmischer fehle. Kleist-Retzow saß daneben und schwieg! Der Scherz wird seine ärgerliche Seite haben! Köln. Ztg. v. 29. 9. 1850.

Tante Brüggemann und Onkel Dumont jrault es bereits vor der Aqua Toffana, die uns die reiche Erbschaft verschaffen soll. Ja, ja — —

Sie hat die Jungen,
Sie hat die Jungen,
Mit einer Jabel umgebrungen!

Bismarck schreibt an Wagner in folgender scharf sarkastischer Weise:

Aus Ihrem Zuschauer ersehe ich in meiner ländlichen Einsamkeit, wie sich die Kölner Zeitung schreiben läßt, daß ich einen Giftmischer suche. Da ich in Folge dessen fürchten muß, von Lesern des rheinischen Blattes mit unfrankirten Anstellungsgesuchen überhäuft zu werden, so erkläre ich, daß ich einen derartigen Wunsch, selbst im Scherz, neuerdings nie ausgesprochen habe. Auch bin ich seit Vertagung der Kammern nicht mit Herrn v. Kleist-Retzow in einer „zahlreichen Gesellschaft" gewesen, und sind mir überhaupt in den letzten Monaten nur solche „zahlreiche Gesellschaften" vor Augen gekommen, deren Mitglieder mir zu tief in der Wolle und, wie ich mir schmeichle, in ziemlich feiner, zu sitzen scheinen, als daß ich bisher von ihnen erwarten konnte, sie würden sich zu Correspondenten eines demokratischen Blattes hergeben. Brf. v. 6. 10. 1850.

Zur Beruhigung der Kölner Redaktion und Aller, die es sonst angeht, versichre ich ausdrücklich, daß ich mich augenblicklich in der eben so seltenen als angenehmen Lage befinde, Niemand vergiften zu wollen, namentlich seit unter meinen dermaligen politischen Gegnern die Neigung zum Selbstmorde eine befriedigende Verbreitung findet. Sonst könnte die Kölner Zeitung, wenn sie es nicht ohnehin wüßte, sich aus ihren eignen Correspondenz-Artikeln überzeugen, daß ein Giftmischer heut zu Tage dem, der ihn verwenden will, weniger als jemals fehlt. Der Verfasser jener Notiz ist wahrscheinlich derselbe Geschäftsreisende, welcher mir in diesem Sommer im Coupé erzählte, daß er vor zwei Tagen in Leipzig mit Herrn von Bismarck-Schönhausen gegessen habe, und meinen bescheidnen Zweifel an der Möglichkeit dieses Factums mit der Versicherung niederschlug, daß er Herrn v. B. sehr genau kenne und selbst über das Erfurter Parlament mit ihm gesprochen habe. Ich vermutete gleich in diesem Herrn einen Correspondenten der Kölnischen Zeitung.

v. Bismarck.

Aber Bismarck gab seinen Gegnern in der folgenden Zeit noch stärkeren Grund zum Mißtrauen und Haß. Seine Auffassung der Vorgänge, die zu der Demütigung Preußens in Olmütz führen, seine Verteidigung des dort geschlossenen Vertrages fand selbst in dem Lager seiner Freunde nur einen geteilten Beifall. Sicherlich hat Bismarck an dem viel getadelten Vertrage keine Freude gehabt und er hat es später oft genug ausgesprochen, daß er in dem Schritt von Olmütz eine Demütigung Preußens erblicke; aber gerade aus seiner realpolitischen Auffassung heraus vermochte er nicht die Dinge allein von der idealen Seite aus zu betrachten, sondern er mußte die Wirklichkeit ins Auge fassen und so zu der Erkenntnis gelangen, daß unter den gegebenen Voraus-

setzungen eine andere Möglichkeit als ein Zurückweichen nicht vorhanden war. Selbst ein so überzeugter Gegner des Vertrages wie Sybel muß resigniert zugeben, daß namentlich vom militärischen Standpunkte aus und bei der mangelhaften Fürsorge für die Kriegstüchtigkeit des Heeres es gut war, daß sich ein Manteuffel fand, um einen Frieden wie den Olmützer auf sich zu nehmen. Es ist eine eigentümliche Fügung der Geschichte und zugleich die höchste Rechtfertigung der Bismarckschen Auffassung, daß er, der Olmütz verteidigte, dereinst berufen sein sollte, für Olmütz die Rache zu nehmen.

Die Neugestaltung des Bundestages war selbstverständlich durch das einseitige Vorgehen Preußens und durch die Erfurter Union nicht erledigt worden, eine Lösung konnte, wenn nicht die Gewalt das letzte Wort sprechen sollte, immer nur herbeigeführt werden durch ein Einverständnis der beiden deutschen Großmächte. Leider aber war Friedrich Wilhelm IV. nicht ein Mann, der Kühnheit genug besaß, das verwirrte Gewebe mit einem einzigen Schwertschlage durchzuhauen. Er hätte sich wohl an die Spitze der Union stellen und Allem Trotz bieten können, aber das hätte den Bruch mit Oesterreich bedeutet. In Wien wiederum benutzte man geschickt die Stimmung der kleineren Staaten, um die preußischen Projekte zu durchkreuzen. Am 26. April lud Fürst Schwarzenberg im Namen der Präsidialmacht alle Regierungen ein, zum 10. Mai ihre Vertreter nach Frankfurt zu entsenden, um die alte Bundesverfassung von Neuem zu beleben. Er bedrohte zugleich mit der Exekution jeden Staat, der nicht an der Beratung teilnähme. Friedrich Wilhelms Antwort, die Berufung eines Fürstentages nach Berlin, machte wenig Eindruck; mit Oesterreich zugleich schickte Bayern, Sachsen, Hannover, Luxemburg und Dänemark seine Gesandten nach Frankfurt. So standen zwei Staatengruppen drohend einander gegenüber. Der Konflikt wurde verschärft durch die Schleswig-Holsteiner Frage, die ihren vorläufigen Abschluß durch einen Frieden fand, der wieder eine Demütigung des deutschen Volkes bedeutete, zumal er die Herzogtümer so gut wie vollständig dem dänischen Feinde auslieferte. Die weiteren Verhandlungen führten seitens Oesterreichs zu der Konzession, dem Nebenbuhler Gleichberechtigung im Bunde zu gewähren und den Bundestag aufzulösen, falls der König von Preußen die Erfurter Union preisgeben wolle. Aber Friedrich Wilhelm lehnte dieses Entgegenkommen ab, und so gelang es dem Fürsten Schwarzenberg, die russischen Sympathien, die vorher den Gegnern gehört hatten, auf seine Seite zu ziehen. Die kurhessische Frage, die zu der Flucht des Kurfürsten und seines Ministers nach Frankfurt zur Anrufung der Bundesexekution führte, verschärfte die herrschende Stimmung in hohem Grade, zumal als Schwarzenberg die Zustimmung des Zaren zu seinem Plane gewann, die „Revolution" in Cassel mit Hilfe des Bundestages niederzuwerfen, und als am 11. Oktober der Kaiser von Oesterreich und die Könige von Bayern und Württemberg in Bregenz ein Schutz- und Trutzbündnis gegen Preußen schlossen, mit der Verpflichtung, 200000 Mann ins Feld zu stellen. In jene kritischen

Tage fällt die Entsendung des Grafen Brandenburg nach Warschau. Er hatte den Auftrag, Rußland zu überzeugen, daß Preußen mit seinem Widerstande gegen den Bundestag keineswegs eine demokratische oder gar revolutionäre Politik treibe. Er sollte auch erklären, daß man in Berlin bereit sei, die Unionsverfassung preiszugeben und die hessischen Wirren durch Gesamtbeschlüsse aller deutschen Staaten zu ordnen. Gerade damals war die Spannung in Europa ganz gewaltig, in Preußen selbst war die Menge von kriegerischem Feuer beseelt, weil man die Regierung für entschlossen hielt, sich an die Spitze der deutschen Angelegenheiten zu stellen, das Gespenst des Bundestages zu verjagen, die geschichtliche Verbindung der Elbherzogtümer mit Deutschland wieder herzustellen, Kurhessen von der Herrschaft der Willkür zu befreien und dem deutschen Volke eine Volksvertretung zu gewähren. Aber man hatte in die Rechnung nicht den Faktor eingesetzt, der auch gerade damals von der höchsten Bedeutung war, den Charakter Friedrich Wilhelm IV. Als Brandenburg in Warschau keineswegs das Entgegenkommen fand, das er erhofft hatte, als Rußland namentlich in der Holsteiner Sache zu drängen begann, hielt der Abgesandte des Königs selbst es für angebracht, zur Anerkennung der Frankfurter Versammlung zu raten. Damals wurde auch Bismarck vom Könige berufen und um seinen Rat befragt. Er hat später erzählt, daß er besonders deshalb gegen eine kriegerische Entscheidung sich erklärte, weil Preußen der Waffenmacht seiner Feinde nicht gewachsen gewesen sei.

Hatte er doch in jenen Tagen eine Unterredung mit dem Kriegsminister General Stockhausen gehabt, in der dieser „alte, schneidige Soldat“ folgendes ausführte:

Wir müssen für den Augenblick den Bruch nach Möglichkeit vermeiden. Ged. u. Er. I.
Wir haben keine Macht, welche hinreichte, die Oesterreicher, auch wenn sie ohne sächsische Unterstützung bei uns einbrechen, aufzuhalten. Wir müssen ihnen Berlin preisgeben und in zwei Centren außerhalb der Hauptstadt, etwa in Danzig und in Westfalen, mobilisieren; vorwärts Berlin können wir erst in 14 Tagen etwa 70 000 Mann haben, und auch die würden nicht reichen gegen die Streitkräfte, die Oesterreich jetzt schon gegen uns in Bereitschaft hat. Es sei, fuhr er fort, vor allem nötig, wenn wir schlagen wollten, Zeit zu gewinnen, und deshalb zu wünschen, daß die bevorstehenden Verhandlungen im Abgeordnetenhause nicht den Bruch beschleunigten durch Erörterungen und Beschlüsse, wie man sich deren nach den herrschenden Stimmen in der Presse versehen müsse. Er bäte mich daher, in Berlin zu bleiben und auf die bereits anwesenden und nächstens eintreffenden befreundeten Abgeordneten vertraulich im Sinne der Mäßigung einzuwirken. Er klagte über die Verzettelung der Stämme, die in ihrer Friedensformation ausgerückt und verwendet wären und sich nun fern von ihren Ersatzbezirken und Zeughäusern befänden, teils im Inlande, zum großen Teil aber im Südwesten Deutschlands, also in Oertlichkeiten, wo eine schleunige Mobilmachung auf Kriegsfuß sich schwer ausführen lasse.

Die Erwägungen eines sachkundigen und ehrliebenden Generals, wie Stockhausen, konnte ich einer Kritik nicht unterziehen und vermag das auch heut noch nicht. Die Schuld an unsrer militärischen Gebundenheit, die er mir schilderte, lag nicht an ihm, sondern an der Planlosigkeit, mit der unsre Politik auf militärischem Gebiete sowohl wie auf diplomatischem in und seit den Märztagen mit einer Mischung von Leichtfertigkeit und Knauserei geleitet worden war. Auf militärischem namentlich war sie von der Art, daß man nach den getroffenen Maßregeln voraussetzen muß, daß eine kriegerische oder auch nur militärische

Lösung der schwebenden Fragen in letzter Instanz in Berlin überhaupt nicht in Erwägung gezogen wurde. Man war zu sehr mit öffentlicher Meinung, Reden, Zeitungen und Verfassungsmacherei präokkupiert, um auf dem Gebiete der auswärtigen, selbst nur der außerpreußischen deutschen Politik zu festen Absichten und praktischen Zielen gelangen zu können. Stockhausen war nicht im stande, die Unterlassungssünden und die Planlosigkeit unserer Politik durch plötzliche militärische Leistungen wieder gut zu machen, und geriet so in eine Situation, die selbst der politische Leiter des Ministeriums, Graf Brandenburg, nicht für möglich gehalten hatte. Denn derselbe erlag der Enttäuschung, welche sein hohes patriotisches Ehrgefühl in den letzten Tagen seines Lebens erlitten hatte. Es ist Unrecht, Stockhausen der Kleinmütigkeit anzuklagen, und ich habe Grund zu glauben, daß auch König Wilhelm I. zu der Zeit, da ich sein Minister wurde, meine Auffassung bezüglich der militärischen Situation im November 1850 teilte. Wie dem auch sei, mir fehlte damals jede Unterlage zu einer Kritik, die ich als konservativer Abgeordneter einem Minister, auf militärischem Gebiete als Landwehrlieutenant dem General gegenüber hätte ausüben können.

Wenn trotzdem das preußische Ministerium dem Könige zur Mobilmachung der gesamten Armee riet und hiermit überall die freudigste Zustimmung erweckte, so war dies nur das Produkt einer jener Wallungen, die über die Bedingungen der Wirklichkeit hinweggleiten. Es war besonders Graf Brandenburg, der zu einer Verständigung mahnte. Er brachte den Vorschlag Oesterreichs mit, die von Preußen geforderten freien Konferenzen über die deutsche Frage einzuberufen, und er hielt es für unmöglich, daß Preußen zugleich gegen Oesterreich und die Süddeutschen, vielleicht sogar auch gegen Rußland kämpfen könne, während auf seiner Seite kaum die Sympathien des beutehungrigen Frankreichs standen. Für eine kriegerische Entscheidung trat vor allem Prinz Wilhelm, der spätere König von Preußen, auf. Er fühlte sich als der berufene Heerführer in dem bevorstehenden Kriege, und seine Stimmung spricht am besten ein Schreiben aus, das er am 4. April des folgenden Jahres an seinen Freund, den General von Natzmer, sandte. Dieser hatte ihn daran erinnert, daß man in jenen Tagen der ärgsten Verwirrung mit Stolz die Begeisterung und Erhebung des Vaterlandes gesehen, daß man von dem Schwerte des Prinzen alles erwartet habe; er hatte an das Jahr 1813 erinnert und an die Demütigung, die 8 Jahre vorher die Haugwitz und Lombard Preußen zugefügt hatten, so daß Jena die Folge war. Der Prinz sagte in seiner Antwort: „Ja wohl, es war im vorigen November ein zweites 1813, nur vielleicht noch erhebender, weil nicht ein siebenjähriger fremdherrlicher Druck diese Erhebung hervorgerufen hatte. Es war ein allgemeines Gefühl, daß der Moment gekommen sei, sich die ihm durch die Geschichte angewiesene Stellung zu erobern. Es sollte noch nicht sein. Es muß wohl verfrüht gewesen sein und ich glaube, wir sehen die gehoffte Stellung für Preußen nicht mehr. Ich bin gewiß für den Frieden und für ein Handinhandgehen mit Oesterreich, doch beides muß mit Ehren geschehen und wir dürfen uns nicht, wie's geschieht, an das Gängelband nehmen lassen. Unser jetziges, momentan festeres Vertrauen wird sich gewiß wieder in Wohlgefallen auflösen. Das Kommando, das mir des Königs Vertrauen im November anwies, war recht gemacht, um zu glauben, daß man die Welt stürmen könnte. Ich sah mit großem Ver-

trauen den Ereignissen entgegen, obschon ich den Gegner nicht gering schätzte und großen Feldherren entgegenging, denn in dem Geist, der unsere Armee belebte, lag das Gefühl der Nachhaltigkeit."

Die Ereignisse drängten hart an einander. Graf Brandenburg starb unmittelbar, nachdem er eine Depesche nach Wien entsandt hatte, in der er das Entgegenkommen seiner Regierung gegen die österreichischen Anschauungen kundgab und der Abhaltung freier Konferenzen in Dresden zustimmte, der leitende Minister Herr von Radowitz nahm seinen Abschied und wurde durch Herrn von Manteuffel ersetzt; gleichzeitig jedoch wurde als Antwort auf die Rüstungen der Gegner die Mobilmachung Preußens durchgeführt. Es kam dann bei Bronzell zu dem bekannten Scharmützel zwischen den Exekutionstruppen des Bundes und Preußen, zu der drohenden Note, in der Schwarzenberg die Räumung Hessens forderte, zu der Anerkennung des Frankfurter Bundestages durch Rußland. Gleichzeitig rüstete Louis Napoleon an der Ostgrenze Frankreichs ein starkes Heer.

Noch klangen in der Thronrede, mit welcher die preußischen Kammern eröffnet wurden, kriegerische Töne. „Mit Stolz und Freude", hieß es da, „sehe ich, daß mein wehrhaftes Volk sich allenthalben erhebt wie ein Mann und sich meinem in Tapferkeit und Treue bewährten Heere anschließt. In kürzester Zeit werden wir stärker gerüstet dastehen als jemals in alten oder in neuen Zeiten. Wir suchen nicht den Krieg, wir wollen Niemandes Rechte schmälern, Niemandem unsere Vorschläge aufzwingen, aber wir fordern eine Einrichtung des Gesamtvaterlandes, die unserer gegenwärtigen Stellung in Deutschland und Europa angemessen ist und der Summe der Rechte entspricht, welche Gott in unsere Hand gelegt hat. Wir haben ein gutes Recht, das wollen wir verteidigen und so lange in kräftiger Rüstung unter den Waffen bleiben, bis wir der Geltung dieses Rechts gewiß sind. Das sind wir Preußen, das sind wir Deutschland schuldig!" Diese Ausführungen fanden bei den Abgeordneten jubelnde Zustimmung. Sie galten als ein Beweis dafür, daß Preußen zu einer energischen Haltung bereit sei.

Die Verhandlungen über die Regelung der hessischen Frage scheiterten. Am 25. November erfolgte von österreichischer Seite ein Ultimatum, als eben Manteuffel einen Vertrauten nach Wien gesandt hatte, um eine persönliche Konferenz der leitenden Minister zu beantragen. Dieser Antrag fand in Wien Entgegenkommen. Die Zusammenkunft fand in Olmütz statt und hier kam die viel berufene Punktation zustande. Danach sollten die Holsteiner Angelegenheiten durch eine gemeinsame Kommission der beiden Mächte erledigt werden. Die kurhessische Frage wollte man in freier Konferenz zu Dresden erörtern. Kassel sollte gemeinsam besetzt werden und beide Mächte abrüsten. Hinsichtlich des Inhaltes der Bundesreform gelangte man in Olmütz nur zu dem negativen Resultate, daß Preußen auf seine bisherigen Pläne Verzicht leistete.

Der schwächste Punkt in den Abmachungen war unstreitig die Zustimmung Preußens zur Abrüstung; denn ein bewaffnetes Preußen konnte auch bei den künftigen Verhandlungen seinen Wünschen in ganz anderer Weise Nachdruck verschaffen als ein ungerüstetes. Es kam noch hinzu, daß Oesterreich keineswegs seinerseits die gleichen Verpflichtungen übernahm, denn es behielt sich vor, 3 Bataillone jedes Infanterieregimentes, die gesamte Kavallerie und Artillerie, die 40000 Mann der Exekutionstruppe von Hessen und Holstein und die Streitkräfte seiner Verbündeten auf der vollen Kriegsstärke zu belassen. Prinz Wilhelm protestierte energisch gegen die Abrüstung und auch der junge Abgeordnete v. Bismarck erklärte es in der Kammer für wünschenswert, einen Aufschub eintreten zu lassen, wenn er auch andererseits die Gelegenheit der Debatte ergriff um nachzuweisen, daß die Unterwerfung von Olmütz keinen Flecken auf Preußens Ehre bedeute.

Manteuffel hatte eben in der Kammer den berühmten Ausspruch gethan: „Der Starke weicht wohl einen Schritt zurück, behält aber das Ziel fest im Auge und sieht, auf welchem anderen Wege er es erreichen kann.“ Er hatte damit nur den tiefsten Zorn der Abgeordneten erweckt, unter denen namentlich Georg von Vincke eine von patriotischer Begeisterung getragene Rede gegen das Ministerium hielt, das die preußische Ehre preisgegeben habe. Bismarck führte nun in seiner Erwiderung aus: er würde vor dem Kriege nicht zurückschrecken, ja er würde dazu raten, wenn jemand imstande wäre, ihm die Notwendigkeit desselben nachzuweisen oder ein würdiges Ziel, welches durch ihn erreicht werden soll und ohne den Krieg nicht zu erreichen ist.

Rede v. 3. 12. 1850.

Warum führen große Staaten heutzutage Krieg?

Die einzige gesunde Grundlage eines großen Staates, und dadurch unterscheidet er sich wesentlich von einem kleinen Staate, ist der staatliche Egoismus und nicht die Romantik, und es ist eines großen Staates nicht würdig, für eine Sache zu streiten, die nicht seinem eigenen Interesse angehört. Zeigen Sie mir also, meine Herren, ein des Krieges würdiges Ziel, und ich will Ihnen beistimmen. Es ist leicht für einen Staatsmann, sei es in dem Kabinette oder in der Kammer, mit dem populären Winde in die Kriegstrompete zu stoßen und sich dabei an seinem Kaminfeuer zu wärmen oder von dieser Tribüne donnernde Reden zu halten und es dem Musketier, der auf dem Schnee verblutet, zu überlassen, ob sein System Sieg und Ruhm erwirbt oder nicht. Es ist nichts leichter als das, aber wehe dem Staatsmann, der sich in dieser Zeit nicht nach einem Grunde zum Kriege umsieht, der auch nach dem Kriege noch stichhaltig ist. Ich bin der Ueberzeugung, Sie sehen die Fragen, die uns jetzt beschäftigen, nach einem Jahre anders an, wenn Sie sie rückwärts durch eine lange Perspektive von Schlachtfeldern und Brandstätten, Elend und Jammer, von 100000 Leichen und 100 Millionen Schulden erblicken werden. Werden Sie dann den Mut haben, zu dem Bauer auf der Brandstätte seines Hofes, zu dem zusammengeschossenen Krüppel, zu dem kinderlosen Vater hinzutreten und zu sagen: „Ihr habt viel gelitten, aber freut Euch mit uns, die Unionsverfassung ist gerettet (Heiterkeit); freut Euch mit uns, Hassenpflug ist nicht mehr Minister, unser Bayrhoffer regiert in Hessen“ (Bravo von der Rechten). Haben Sie den Mut, das den Leuten dann zu sagen, dann beginnen Sie diesen Krieg, aber von vielen Seiten, von manchen, wo ich erwartete, daß man mit klaren Augen in das blendende Licht sehen werde, sind diese Fragen identifiziert worden mit der preußischen Ehre, und darin glaubt man den Hebel gefunden

zu haben, der die trägste preußische Faust an den Degengriff führt; da glaubt man das Geheimnis gefunden zu haben, die preußische Armee für dasselbe Prinzip ins Gefecht zu führen, welches sie im März 1848 in den Straßen Berlins bekämpfte (Unruhe auf der Linken).

Meine Herren, es hat mir überraschend sein müssen, gerade den Mund derjenigen heute von Soldatenehre, von militärischen Sympathien überfließen zu sehen, welche während des Gefechts am 18. März mit ihren Sympathien, mit ihrem Rate nicht die Stelle trafen, wo das preußische Militär seine Ehre suchte, welche in der Adreßdebatte des zweiten Vereinigten Landtags und in der Adresse selbst für das wunde Soldatenherz keinen besseren Balsam hatten als die kühle Phrase: „Auf beiden Seiten schlagen Heldenherzen", auf beiden Seiten, auf Seiten der preußischen Armee und auch auf Seiten des Teiles des sogenannten Volkes, der ihr gegenüberstand. Aber, meine Herren, mögen Sie, ich will nicht sagen aus Mangel an Patriotismus, es mag jemand den Begriff des Patriotismus anders auffassen wie ich, mögen Sie es nicht verschmähen, den Stachel tiefer in das tapfere Herz des preußischen Soldaten in diesem Augenblick zu drücken, wo vermöge einer anderthalbjährigen verkehrten Politik, deren Träger (v. Radowitz) und mit ihm, meiner Ansicht nach, sein System gefallen ist, das preußische Militärgefühl schon tief genug verwundet ist; mögen Sie die Leidenschaften der Armee entflammen wollen, daß sie wie ein unbändiges Pferd mit der preußischen Staatsweisheit durchgehen; mögen Sie es versuchen, es wird Ihnen nicht gelingen, das preußische Heer, welches am 19. März, den Zorn des gereizten Siegers im Herzen, die geladene Waffe in der Hand, lediglich dem Befehle seines Kriegsherrn gehorchend, unter dem Hohn seiner Gegner die Rolle des Besiegten übernahm, zu einem Parlamentsheer zu machen; es wird stets das Heer des Königs bleiben und seine Ehre im Gehorsam suchen (Bravo auf der Rechten).

Ich habe das feste Vertrauen, und ich glaube, die Mehrzahl der Preußen hat es mit mir, daß das Ministerium, welches im November 1848 die Ehre des Vaterlandes gewahrt hat, daß der General, auf den die ganze Armee mit Achtung sieht und der an der Spitze des Kriegsministeriums steht, daß sie und ihre Kollegen auch wissen, was preußische Ehre ist und wie sie zu wahren sei.

Die preußische Ehre besteht nach meiner Ueberzeugung nicht darin, daß Preußen überall in Deutschland den Don Quixote spiele für gekränkte Kammercelebritäten, welche ihr lokale Verfassung für gefährdet halten. Ich suche die preußische Ehre darin, daß Preußen vor allem sich von jeder schmachvollen Verbindung mit der Demokratie entfernt halte, daß Preußen in der vorliegenden wie in allen Fragen nicht zugebe, daß in Deutschland etwas geschehe ohne Preußens Einwilligung (Heiterkeit), daß dasjenige, was Preußen und Oesterreich nach gemeinschaftlicher unabhängiger Erwägung für vernünftig und politisch richtig halten, durch die beiden gleichberechtigten Schutzmächte Deutschlands gemeinschaftlich ausgeführt werde.

. . . Wenn ich dem Ministerium gegenüber einen Wunsch aussprechen wollte, so wäre es der, daß wir nicht eher entwaffnen, als bis die freien Konferenzen ein positives Resultat gegeben haben; dann bleibt es noch immer Zeit, einen Krieg zu führen, wenn wir ihn wirklich mit Ehren nicht vermeiden können oder nicht vermeiden wollen (Beifall rechts).

. . . Wenn ich vorher von dieser Tribüne Oesterreich als Ausland und, wenn ich nicht irre, als verwegenes Ausland habe bezeichnen hören, so möchte ich fragen, mit welchem Rechte Sie behaupten, daß Hessen und Holstein uns nicht für Ausland gelten, wenn Sie Oesterreich als Ausland behandeln, das mit demselben Rechte zu Deutschland gehört? Ich hatte geglaubt, die Union, welche ich außerhalb dieser Kammer und bis ich wieder nach Berlin kam, von niemand anders als mit einem leisen Anflug von Heiterkeit habe nennen hören, wie eine Jugendphantasie, deren man sich mit dem angenehmen Gefühle erinnert, daß sie glücklicherweise ohne üble Folgen geblieben ist, diese Union, glaubte ich, wäre mit ihrem Träger gefallen. Der Träger der Union, der Schöpfer

dieser Verfassung vom 26. Mai, Herr v. Radowitz, ist aus dem Ministerium getreten, meiner Auffassung nach deshalb, weil das Ministerium das frühere als verkehrt erkannte System, das System Radowitz, hatte fallen lassen. Ich will den Nichtanwesenden hier nicht angreifen, ich würde es aber gern gesehen haben, wenn Herr v. Radowitz mir jetzt wie vor einem Jahre gegenüber säße ...

Ich will auf die Idee der Gültigkeit oder Ungültigkeit der Unionsverfassung hier nicht zurückkommen, wir haben das in Erfurt hinreichend besprochen, ich habe wie damals die Ueberzeugung, daß sie rechtsgültig bei uns, Gott sei dank, nicht besteht, und wenn sie bestände, so wäre sie nichts anderes, als eine Mediatisierung Preußens, nicht unter die Fürsten, sondern unter die Kammern der kleinen Staaten, und ein Krieg, für die Union von Preußen geführt, könnte mich nur lebhaft an jenen Engländer erinnern, der ein siegreiches Gefecht mit einer Schildwache bestand, um sich in dem Schilderhause hängen zu können, ein Recht, welches er sich und jedem freien Briten vindizierte. Sollten wir trotzdem dahin getrieben werden, für die Idee der Union Krieg zu führen, meine Herren, es würde nicht lange dauern, daß den Unionsmännern von kräftigen Fäusten die letzten Fetzen des Unionsmantels heruntergerissen würden, und es würde nichts bleiben als das rote Unterfutter dieses sehr leichten Kleidungsstückes. Am wenigsten kann ich glauben, daß die Staatsmänner, die im Sommer 1848 der Freundschaftsbezeugungen einer Handvoll Berliner Proletarier sich nicht erwehren konnten, stark genug sein würden, wenn einmal der Brand entzündet ist, im Kampfe mit der Uebermacht die dargebotene Hand der polnischen, italienischen, ungarischen und deutschen Demokraten zurückzuweisen.

... Gelingt es dem Ministerium nicht, diesen Krieg der Propaganda, diesen Prinzipienkrieg von uns fern zu halten, dann, meine Herren, bleibt dem Preußen nichts anderes übrig, als dem Befehle, der ihn in die Reihe der Krieger ruft, zu folgen, wenn auch in bitterem Schmerze und zu schmachvollem Untergange, selbst im Siege. Aber es möge jeder, der diesen Krieg hindern konnte und es nicht that, bedenken, daß das Blut, welches in solchem Kriege vergossen wird, in seinem Schuldbuche steht; möge ihn der Fluch jedes ehrlichen Soldaten treffen, der für eine Sache stirbt, die er im Herzen verdammt und verachtet, und möge dieser Fluch schwer auf seiner Seele lasten am Tage des Gerichts.

Aber, meine Herren, einen solchen Prinzipienkrieg — ich habe nicht gehört, daß irgend jemand nach ihm verlangt — ich gestehe, ich habe dies Wort seit lange zum erstenmal in dieser Kammer gehört: sollte niemand im Lande einen solchen Prinzipienkrieg verlangen als die Majorität der Kammer, so ist dies meiner Meinung nach kein Grund zum Kriege mit Oesterreich, sondern zum Kriege mit dieser Kammer. Dann wäre es Pflicht der Räte der Krone, sich zu erinnern, daß eine Kammer leichter mobil zu machen ist als eine Armee (Heiterkeit), und in einer Neuwahl das Volk zu fragen, ob es die Ansichten seiner Vertreter durch Wiederwahl gutheiße ... (Lärm. Präsident: Ich bitte um Ruhe) oder ob es durch seine Wahl zeigen will, daß es mit festem Vertrauen an dem Ministerium hängt, zu dessen Unterstützung — daran erinnern Sie sich, meine Herren — wir fast alle vor einem Jahre hierher geschickt wurden.

Otto von Bismarck hat an den Anschauungen, die er seiner Rede über Olmütz zu Grunde legte, nicht festgehalten. Schon in den ersten Zeiten seiner Frankfurter Thätigkeit kam er zu der Gewißheit, daß die deutsche Frage nur gelöst werden könne, wenn Preußen allein sie in die Hand nähme, aber er zog auch aus der Demütigung von Olmütz die Konsequenz, daß eine Wiederholung nur dann zu vermeiden sei, wenn Preußen in den Besitz einer starken bewaffneten Macht gelangte, mit der es auch, wenn es auf sich allein angewiesen bliebe, seine Grenzen sichern und verteidigen könnte.

Wie man selbst in den Kreisen, die amtlich oder persönlich dem Minister nahe standen, damals geurteilt hat, beweist ein Brief von Heinrich Abeken, der mit Manteuffel nach Olmütz gefahren war:

. . . Die Angelegenheiten meines Vaterlandes sind so tief gesunken, daß ich fürchte, daß alles Streben nach wahrer Freiheit, nationaler Ehre und Macht für den Augenblick aufzugeben ist, damit es nach dem Willen Gottes einst wiedergeboren werde, was wir vielleicht nicht mehr erleben. Aber spreche ich nicht gleich wieder von Politik! — Doch wer thäte das jetzt nicht! In unseren Tagen hat die Politik einen geheiligten Sinn. Sie bedeutet den Kampf zwischen Freiheit und Tyrannei, Civilisation und Barbarei, nicht wie in alter Zeit zwischen streitenden Parteien und kleinlichen Interessen der Kabinette und Minister. Heinr. Abeken Ein schlichtes Leben, 8. 12. 1850.

Ich wünsche, ich hätte Ihnen an Ihrem Geburtstag geschrieben, aber an dem Tage war ich fern von Berlin in Olmütz, wohin ich den Minister begleitet hatte wegen eines Versuches, den Frieden zu erhalten und den Krieg abzuwenden. Nun, der Krieg ist abgewandt. Mittel und Wege zu weisen, um ihn abzuwenden, daran hatte ich mehr Teil, als ich sagen möchte; ich bereue es jetzt. Denn was ich für das Beste zu raten meinte, ist so ausgeführt worden, daß ein beinahe größeres Unglück daraus entstanden ist, als selbst der schwerste Krieg es hätte bringen können. Das ist eine schmerzliche Erfahrung, eine sehr demütigende; aber wenn wir dankerfüllt annehmen, daß Gott unser Böses zum Guten wendet, so müssen wir uns auch mit Ergebung unterwerfen, wenn das Gegenteil eintritt, und warten in Glauben und Geduld.

Eine bezeichnende Episode lernen wir aus einem Briefe kennen, den Roons Frau in die Heimat gesandt hat:

Soll ich mich noch auf das politische Feld begeben? schreibt sie am 20. November 1850, ich wage es nicht, es führt zu weit, wollte ich Euch die Spannung, in der wir fortwährend leben, jeden Tag neue Ereignisse erwartend, den Zustand zwischen Furcht und Hoffnung schildern — ich würde Bogen vollschreiben können. Was werden die nächsten Tage bringen, was werden die Kammern beginnen, was wird ihnen der König sagen? Wird sich das Ministerium den Kammern gegenüber halten? . . . . Es ist, nachdem man Genaues über den Ministerrat vom 2. dieses Monats hört, unbegreiflich, daß der König nicht augenblicklich Manteuffel und Stockhausen entließ. Aber was ist bei uns nicht Alles geschehen und geschieht noch! — Die Geschichte mit dem Prinzen und dem Degen ist, mit Ausnahme des letzteren, wahr; das heißt, der Prinz hat im höchsten Unmut, nachdem er die längste Zeit die Scheingründe gegen den Krieg, welche Manteuffel, Stockhausen und Gerlach entwickelten, mit der heftigsten Unruhe angehört, gesagt: Nein, das kann ich nicht mehr mit anhören, da will ich ja lieber gleich meinen Abschied nehmen! — Darauf hat er sich wieder hingesetzt, an seinem Handschuh gepflückt und zähneknirschend die Geduld des Königs bewundert (der auf seiner Seite war, bekanntlich), während Manteuffel fortwährend von dem Schrecken eines Bruderkrieges, von unserm wahrscheinlichen Unvermögen, den Krieg siegreich zu führen ꝛc. docirt. Endlich sagt Stockhausen (der Kriegsminister!!): „Und es ist auch noch sehr die Frage, ob unsere Armee sich gegen die Oesterreicher schlägt!“ Bei diesen Worten springt der Prinz auf . . . . . und widerspricht im Namen der Armee einer derartigen Annahme in sehr heftigen Worten. Hierauf stürzt er hinaus, fiel seinem Adjutanten um den Hals und sagte schluchzend: „Es ist alles verloren — mit den Männern da drinnen ist nichts zu machen!“ — Wie die Dinge wenige Tage nachher die andere Wendung genommen (da dennoch mobil gemacht wurde), darüber schwebt noch ein Dunkel; es hat sich Alles wieder planirt. — Es ist kaum zu glauben und doch wahr! Und welche Rolle spielt bei allem diesem unser teurer König! Ach, es könnte einem das Herz abdrücken! Man hört jetzt schon wieder allerlei munkeln von Gewissensbissen wegen des Mobilmachungsbefehls. Und wenn es auch nicht wahr ist, so zeigt es doch deutlich von dem Denkw. Roons, Brf. v. 20. 11. 1850.

allgemeinen und gerechtfertigten Mißtrauen. Daß Graf Brandenburg mit und aus den heftigsten Gewissensbissen und gewiß mit tiefem Schmerze erkrankte und starb, bezeugten seine Phantasien, die furchtbar gewesen sein sollen. — —

Wann immer Bismarck in seinen späteren Reden als leitender Minister oder als Reichskanzler auf die Episode von Olmütz zurückkam, so stellte er sie immer hin in dem Licht einer seinem Vaterlande zugewiesenen Demütigung, aber immer hat er auch darauf gewiesen, daß die Verhältnisse jener Zeit einen anderen Ausweg unmöglich gemacht haben. Noch im Juli 1892 auf dem Marktplatze zu Jena sagte Bismarck:

Rede v. 31. 7. 1892. Es gehörte zu der göttlichen Fügung der deutschen Nation, auf die ich für die Zukunft Vertrauen habe, daß politische Zufälle, die niemand voraussehen konnte, den engen Zusammenhang zwischen Oesterreich und Rußland, der uns zur Zeit von Olmütz gegenüberstand, sprengten und zwar in einer Weise, daß wir die Trennung der Olmützer Verbindung für unseren nationalen Zweck politisch benutzen konnten. Hätten uns 1866 Oesterreich und Rußland in derselben Geschlossenheit gegenüber gestanden wie zur Zeit von Olmütz — Gott weiß allein, ob der Erfolg derselbe gewesen wäre und ob wir heute auf derselben Stufe ständen.

In seiner großen Rede aber vom 6. Februar 1888 erklärte er:

Rede v. 6. 2. 1888. Das Saldo, welches Rußland im preußischen Conto hatte, ist durch die Freundschaft, ich kann fast sagen Dienstfertigkeit Preußens, ist während der Regierung Nikolaus' ausgenützt und in Olmütz, kann ich sagen, getilgt worden. In Olmütz nahm der Kaiser Nikolaus nicht für Preußen Partei, er schützte uns nicht einmal vor üblen Erfahrungen, vor gewissen Demütigungen; der Gedanke, daß wir Rußland während seiner Regierung irgend welchen Dank schuldig waren, ist eine historische Legende.

Dem Tage von Olmütz sind die Beratungen in Dresden gefolgt. Preußens Wünsche gingen auch hier dahin, daß die Union anerkannt werde, daß man ihm einen Anteil im Präsidium des Bundestages einräume und daß Preußen und Oesterreich eine starke Exekutivgewalt erhielten, so daß künftig nur noch eine gemeinsame deutsche Politik möglich sei. Von dem deutschen Parlamente war aber keine Rede. Oesterreich dagegen, das an die Kriegsfurcht seines Rivalen glaubte und sich vollkommen als Herr der Lage fühlte, ging in seinen Forderungen bedeutend weiter. Schon die Eröffnungssitzung in Dresden am 23. Dezember war charakteristisch. Fürst Schwarzenberg ergriff gleich, wie selbstverständlich, den Vorsitz und sprach die einleitenden Worte. Darauf redete Herr von Beust als begrüßender Wirt und dann erst erhielt der preußische Ministerpräsident das Wort, dem sofort der bayerische Vertreter folgte, so daß sich Preußen, wie von selbst, inmitten der Kleinstaaten befand. Eine unendliche Reihe von Vorschlägen und Gegenvorschlägen wurden gemacht; das Resultat war dürftig genug. Die wichtigsten nationalen Bedürfnisse, wie die Reform des Bundes, eine Kriegsverfassung und die Schaffung einer deutschen Flotte blieben ohne jede Berücksichtigung. Der Wunsch Preußens nach einer Parität im Bundespräsidium blieb ohne Erfüllung und wenn auch die weitestgehenden österreichischen Vorschläge scheiterten, so konnte doch Oesterreich auch in diesen Verhandlungen sich als den Sieger betrachten.

Wenn die Dresdener Verhandlungen, urteilte später Bismarck, nicht dazu benutzt worden sind, im preußischen Sinne entweder ein höheres Resultat oder einen berechtigt erscheinenden Anlaß zum Kriege zu gewinnen, so ist mir niemals klar geworden, ob die auffällige Beschränkung unserer Ziele in Dresden von dem Könige oder von Herrn von Manteuffel, dem neuen auswärtigen Minister, ausgegangen ist. Ich habe damals nur den Eindruck gehabt, daß letzterer nach seinem Vorleben als Landrat, Regierungs-Präsident und Direktor im Ministerium des Innern sich in der Sicherheit seines Auftretens durch die renommierenden vornehmen Verkehrsformen des Fürsten Schwarzenberg geniert fühlte. Schon die häusliche Erscheinung beider in Dresden — Fürst Schwarzenberg mit Livreen, Silbergeschirr und Champagner im ersten Stock, der preußische Minister mit Kanzleidienern und Wassergläsern eine Treppe höher — war geeignet, auf das Selbstgefühl der beteiligten Vertreter beider Großmächte und auf ihre Einschätzung durch die übrigen deutschen Vertreter nachteilig für uns zu wirken. Die alte preußische Einfachheit, die Friedrich der Große seinem Vertreter in London mit der Redensart empfahl: „Sage Er, wenn Er zu Fuß geht, daß 100,000 Mann hinter ihm gehn", bezeugt eine Renommage, die man dem geistreichen Könige nur in einer der Anwandlungen von übertriebener Sparsamkeit zutrauen kann. Heute hat jeder 100,000 Mann, nur wir hatten sie, wie es scheint, zur Dresdner Zeit nicht verfügbar. Der Grundirrtum der damaligen preußischen Politik war der, daß man glaubte, Erfolge, die nur durch Kampf oder durch Bereitschaft dazu gewonnen werden konnten, würden sich durch publizistische, parlamentarische und diplomatische Heucheleien in der Gestalt erreichen lassen, daß sie als unserer tugendhaften Bescheidenheit zum Lohn oratorischer Bethätigung unserer „deutschen Gesinnung" aufgezwungen erschienen. Man nannte das später „moralische" Eroberungen; es war die Hoffnung, daß andere für uns thun würden, was wir selbst nicht wagten. Ged. u. Er. I.

Am 16. Mai wurde ein geheimer Allianzvertrag mit Oesterreich unterzeichnet, der die Waffenhilfe auch für die Regelung der italienischen Wirren in Aussicht stellte. Der alte, verschlafene Bundestag wurde zu neuem Leben galvanisiert, das lächerliche Resultat der erbitterten Kämpfe langer Jahre; man war auf den Standpunkt zurückgekommen, auf dem man vor der Revolution gestanden hatte, und wirklich erfreut konnte den Gang der Dinge nur einer begrüßen: der alte Metternich. Wenn wir aber dem Bundestage in einem Punkte Dank wissen dürfen, so ist er darin gegeben, daß er dem jungen Bismarck den Raum bot, sein diplomatisches Genie zu schulen und Erfahrungen zu sammeln, die für seine späteren Thaten die Rüstung bilden sollten.

Am 13. März 1867 hat Bismarck selbst den Wandel seiner Anschauungen dargelegt:

Ich kam nach Erfurt mit denjenigen politischen Anschauungen, die ich, ich möchte sagen, aus dem Vaterhause mitbrachte, geschärft in jener Zeit durch den Kampf gegen die Angriffe der Bewegung von 1848 auf Zustände, die mir wert waren. Im Jahre darauf, 1851, bin ich in die praktischen Geschäfte eingetreten und habe seitdem Gelegenheit gehabt, Erfahrungen in der praktischen Politik, sechzehn Jahre hindurch in Stellen, wo ich ohne Unterbrechung mit der großen Politik, namentlich aber mit der deutschen, beschäftigt war, sammeln zu können. Ich habe mich dabei überzeugt, daß aus dem Zuschauerraum die politische Welt — nicht bloß auf den Brettern, die die Welt bedeuten — anders aussieht, als wenn man hinter die Kulissen tritt, und daß der Unterschied nicht bloß an der Beleuchtung liegt. Ich habe an mir selbst wahrgenommen, daß man die Politik anders beurteilt, so lange man als Dilettant ohne das Gefühl schwerer persönlicher Verantwortlichkeit, etwa in den Mußestunden, die die anderweitige Be-

rufsart zuläßt, an ihr mitwirkt, als wo man im Gegenteil einer vollen Verantwortung für die Folgen jedes Schrittes, den man thut, sich bewußt ist. Ich habe in Frankfurt im Amte erkannt, daß viele der Größen, mit denen meine Erfurter Politik gerechnet hatte, nicht existierten, daß das Zusammengehen mit Oesterreich, wie es mir aus den Erinnerungen an die heilige Allianz, die durch die Traditionen der früheren Generationen mir überkommen waren, vorschwebte, — daß dieses nicht möglich war, weil d a s Oesterreich, mit dem wir rechneten, es war die Periode des Fürsten Schwarzenberg, überhaupt eben nicht existierte.

Sechstes Kapitel.

Die ersten Jahre in Frankfurt.

Als Otto von Bismarck in den diplomatischen Dienst eintrat und an ihm sich der wunderbare Wandel vom märkischen Deichhauptmanne zum Vertreter Preußens am Bundestage zu Frankfurt vollzog, da wurde ein bis dahin unerhörter Riß in den bureaukratischen Anschauungen des Beamtentums vollzogen. Ein Mann, der weder seine regelrechten Examina bestanden hatte, noch den korrekten Weg durch die Schreibstuben gewandert war, der vielleicht gerade durch eine gewisse Ungebundenheit seines Wesens einen scharfen Gegensatz zu der landesüblichen Methode bildete, war vorher in Altpreußen eine unbekannte Größe gewesen. Und es ist psychologisch merkwürdig, daß gerade der unentschlossenste aller Könige aus dem Hause der Hohenzollern es sein mußte, der mit einer Art natürlichen Instinktes den entschlossensten Charakter seiner Zeit entdeckte und zu sich heranzog. Schon bei der ersten Begegnung hat Friedrich Wilhelm IV. den tapferen Junker aus der Altmark ausgezeichnet; die schneidige Opposition, die er auf dem Landtage von 1847 gegen die großdeutschen Stürmer und Dränger und gegen die demokratischen Feinde des Königtums vertreten hatte, lenkte bereits die Aufmerksamkeit des Monarchen im besonderen Maße auf ihn; das treue und mannhafte Verhalten während der schweren Tage der Revolution ließ in ihm die beste Stütze der wankenden staatlichen Grundlagen ahnen. Und schon der 33jährige hatte seinem Könige in schwerer Stunde Rat erteilen müssen, schon in der Revolutionszeit mahnten Vertraute den König, den jungen Deichhauptmann zum Minister zu machen. Diesem Rat ist der Monarch nur deshalb nicht gefolgt, weil er in Bismarck noch die Schulung vermißte, vielleicht auch, weil er durch die Berufung eines Mannes, der in seinen Anschauungen so schroff und entschlossen war, die herrschende Erregung noch zu schüren fürchtete. „Roter Revolutionär! Riecht nach Blut! Vielleicht später zu gebrauchen“, oder, wie Bismarck versichert: „Nur zu gebrauchen, wenn das Bajonett schadenlos waltet“, lautete das Urteil des Königs. Wir dürfen es als ein Glück sondergleichen betrachten, daß thatsächlich dem jungen Politiker Gelegenheit geboten wurde, seine Anschauungen

über das Verhältnis Preußens zu den deutschen Bundesstaaten und zu den europäischen Mächten zu kontrollieren und zu regulieren, daß er vor allem einen tiefen Einblick gewann in die Menschen und in die Charaktere, die für die Geschicke der Welt entscheidend waren. So wie wir in Bismarcks Leben die Berufung nach Petersburg und Paris nicht missen möchten, so würde vielleicht, auch wenn die Frankfurter Zeit aus seiner Geschichte ausgelöscht bliebe, eine der wichtigsten Stufen gefehlt haben zu der Entwickelung, die seinem Genius wurde. Der schwankende Charakter Friedrich Wilhelm des Vierten hat allerdings wohl einer Stütze bedurft, und wenn Leopold v. Gerlach später einmal schrieb, Bismarcks Anstellung sei ganz sein Werk gewesen, so mag diese Auffassung im Grunde berechtigt gewesen sein.

Sybel I. Bismarck stand damals, so schreibt Sybel, mit 36 Jahren in der vollen Blüte des kräftigsten Mannesalters. Eine hohe Gestalt, welche die Mehrzahl der Menschenkinder um eine Kopfeslänge überragte, ein gesundheitstrahlendes Antlitz, ein von Intelligenz belebter Blick, in Mund und Kinn der Ausdruck unbeugsamen Willens, so erschien er damals den Zeitgenossen, in jedem Gespräche erfüllt von originellen Gedanken, farbigen Bildern, frappanten Wendungen, von gewinnender Liebenswürdigkeit im geselligen, von schneidender Ueberlegenheit im geschäftlichen Verkehr. Sein Bildungsgang war großenteils der eines Autodidakten gewesen; die frische Ursprünglichkeit seiner Natur hatte er weder durch mechanische Schulung, noch durch äußerlichen Dienstzwang einschnüren oder umschleifen lassen. . . . Bismarck pflegte gern zu erzählen, wie früh ihm durch gründliches Studium der Karte von Deutschland mit ihrem Farbenreichtum von 39 verschiedenen Landesgrenzen die Erkenntnis der Naturwidrigkeit eines solchen Gebildes aufgegangen sei. Vor allem aber widmete er sich, wie nach einem Vorgefühl des künftigen Wirkens, historischen Studien. Nach der eigenen weiteren Erfahrung sprach er den Grundsatz aus, für jeden Staatslenker sei ein richtig geleitetes Studium der Geschichte die wesentliche Grundlage des Wissens; hier allein sei zu lernen, was bei der Verhandlung mit anderen Staaten in jeder Frage erreichbar sei; in der Fähigkeit aber, die Grenzen des Erreichbaren zu erkennen, sei die höchste Aufgabe der diplomatischen Kunst bezeichnet. Sein ganzes späteres Leben bildet einen praktischen Kommentar zu diesem Satze. Hier hat er sowohl die Kühnheit geschöpft, die Ziele seiner Aktion sich möglichst hoch zu setzen, als die Besonnenheit, niemals im Siegesrausche über die Grenze des Erreichbaren hinaus zu schweifen.

Ganz im Sinne des Königs, von dem Bismarck später gesagt hat, er habe ihn für ein Ei gehalten, aus dem er einen Minister ausbrüten wollte, hat man oft von Bismarcks Frankfurter Lehrjahren geredet. In der That hat er schon, als er binnen wenigen Wochen sich auf dem neuen Boden orientiert hatte, in den ersten Schritten seines Wirkens eine politische Meisterschaft entwickelt, er war ein Staatsmann von Geburt. Eine freigebige Natur hatte ihn mit allen Erfordernissen des Herrscherberufes ausgestattet, mit rascher und durchdringender Auffassung aller Verhältnisse, mit scharfer Erkenntnis der Stärken und Schwächen jeder Position, mit sicherem Blick für die Brauchbarkeit der verschiedensten Menschen zur Förderung seiner Zwecke. Mit einer unerschütterlichen Willenskraft in der Verfolgung seiner Absichten verband er eine niemals versagende Elastizität des Geistes in der wechselnden Anwendung des jedesmal zweckmäßigen Verfahrens; ohne jemals einen systematischen Unterricht durchgemacht zu haben, besaß er die Fähigkeit, welche Thucydides von Themistokles rühmt, durch die Macht seiner Natur in kurzem Nachdenken das Erforderliche sofort zu treffen.

Ueber die entscheidende Unterredung mit dem Könige berichtet Bismarck selbst:

Nachdem ich auf die plötzliche Frage des Ministers Manteuffel, ob ich die Stelle eines Bundesgesandten annehmen wolle, einfach mit Ja geantwortet hatte, ließ der König mich zu sich bescheiden und sagte: „Sie haben viel Mut, daß Sie so ohne weiteres ein Ihnen fremdes Amt übernehmen.“ Ich erwiderte: „Der Mut ist ganz auf seiten Eurer Majestät, wenn Sie mir eine solche Stellung anvertrauen, indessen sind Eure Majestät ja nicht gebunden, die Ernennung aufrecht zu erhalten, sobald sie sich nicht bewährt. Ich selbst kann keine Gewißheit darüber haben, ob die Aufgabe meine Fähigkeit übersteigt, ehe ich ihr nähergetreten bin. Wenn ich mich derselben nicht gewachsen finde, so werde ich der erste sein, meine Abberufung zu erbitten. Ich habe den Mut zu gehorchen, wenn Eure Majestät den haben zu befehlen.“ Worauf der König: „Dann wollen wir die Sache versuchen.“

Es ist in hohem Maße erfreulich, daß wir über die Thätigkeit Bismarcks als Diplomat und über seine Entwickelung während der nächsten Jahre eine Reihe der wertvollsten Dokumente besitzen, die nicht in der Schreibstube des Geschichtsforschers, sondern in dem Arbeitszimmer eines Mannes erstanden sind, der selbst daran mitarbeitete, der Geschichte ihren Gang zu weisen: in dem Arbeitszimmer Bismarcks. Seine Staatsschriften und seine Briefe aus jener Zeit bieten ein überaus lebendiges Bild all der Persönlichkeiten nicht nur, mit denen ihn sein Stern zusammenführte, sondern sie beleuchten auch die ganze innere Geschichte Preußens und Deutschlands, sie zeigen uns die Misere des bundesstaatlichen Lebens und sie lassen uns mit doppeltem Dank die Entwickelung empfinden, die der Beobachter von damals aus eigener Kraft später seinem Volke gebracht hat. Ueberall bewundert man die Umsicht der jede Frage allseitig beleuchtenden Erörterung, den Mut in der Aufstellung des anzustrebenden Zieles, die unerschöpfliche Fülle immer neuer, den Gegner überraschender und verwirrender Evolutionen, und dabei den festen Pulsschlag einer stets vom Verstande geleiteten Energie. Noch befand er sich nicht in der leitenden Stellung, sondern hatte den Befehlen der vorgesetzten Behörde zu gehorchen; aber stets traf der Gang seiner Berichte in thatsächlicher Begründung und zwingender Logik so unwiderstehlich den Zweck, daß sich nur in seltenen Fällen dem Minister die Möglichkeit einer abweichenden Auffassung darbot. Herr von Manteuffel brummte wohl in aufkeimender Eifersucht: Der junge Schönhäuser scheint ja seiner Sache sehr gewiß zu sein, schrieb aber dann sein „Einverstanden“ unter den Bericht.

Durch die Frühreife des Talentes und die indizierte Beherrschung des Vorgesetzten erinnert Bismarck lebhaft an das Auftreten des Generals Bonaparte im Jahre 1796. In allem übrigen aber erscheint neben der Aehnlichkeit der tiefste Gegensatz der Charaktere zwischen beiden Männern. Statt der kolossalen, jedes andere Gefühl erdrückenden Selbstsucht des korsischen Imperators zeigt sich bei dem preußischen Beamten die patriotische Hingabe an den Staat, die unbedingte Pflichttreue gegen König und Vaterland. Seine Seele war erfüllt von dem Berufe, Preußen zu Macht und Blüte zu erheben; jeder Schritt seines Wirkens war abhängig von dieser einzigen und beherrschenden Aufgabe. War er früher Parteimann gewesen, so wurde er jetzt, im prägnantesten Sinne des Wortes, Diener des Staates. Gegen dessen Anforderung trat jede andere Rücksicht in den Hintergrund. Fragen höchster Bedeutung, Freihandel oder Schutzzoll, feudale oder demokratische Einrichtungen, Religionsfreiheit oder Hierarchie, Fragen also, die für viele tausend Menschen als bestimmende Prinzipien des ganzen Daseins gelten, waren für ihn nichts als je nach den Umständen ge- Sybel I.

brauchte Mittel für Preußens ferneres Emporwachsen, so daß ihn nicht selten seine Gegner den grundsatzlosesten Opportunisten aller Zeiten schalten. Wenn ferner Friedrich der Große, der ein langes Leben dem harten Dienste des Staatsinteresses widmete, im innersten Herzen der Ueberzeugung war, daß der Staat nur ein Mittel zur Erhaltung und Pflege der idealen Güter, der Schönheit und Wahrheit, der Kunst und Wissenschaft, sei: so war umgekehrt Bismarck auch hier Utilitarier, und so sehr er jene Güter zu schätzen verstand, so war doch stets seine erste und letzte Frage, in wie weit diese Kunst oder jene Wissenschaft dem preußischen Staatszweck nutze. Obgleich nicht ganz in diesen Zusammenhang gehörig, mag hier auch die Thatsache erwähnt werden, daß er, der weiter als irgend ein Mensch von religiösem Indifferentismus entfernt war, wiederholt seine ehemaligen Parteigenossen vor der damals üblichen Verquickung von Politik und Kirchentum warnte: ihr predigt damit, war sein Wort, die Menschen nicht in die Kirche hinein, sondern aus der Kirche hinaus, und schadet dem Staat, indem ihr dem Volke seine Religion verleidet.

Bismarck hat am Ende seines Aufenthaltes in Frankfurt über die Hauptfrage, die er dort zur Entwickelung bringen mußte und die ihre letzte Lösung vor Königgrätz fand, in einem Satze seines Briefes an seinen vorgesetzten Minister sein Schlußurteil gefällt: „Ich sehe in unserem Bundesverhältnis ein Gebrechen Preußens, welches wir früher oder später ferro et igni werden heilen müssen." Aber er hat sich schon frühzeitig zu dieser Erkenntnis durchgerungen, wenn er auch vielleicht noch glauben mochte, daß ein weniger blutiges Verfahren die Lösung des Rätsels bringen könne. Das aber, was er am schnellsten erkannte, war die ganze Nichtigkeit und Wichtigthuerei des Lebens am Bundestage und die Bedeutungslosigkeit der Fragen, die dort oft genug die Gemüter auf das bitterste erregten. Schon 8 Tage nach seinem Eintreffen in Frankfurt schrieb er an seine Frau die berühmten Worte:

Brf. v. 18. 5 1857. Der hiesige Verkehr ist im Grunde nichts als ein gegenseitiges mißtrauisches Ausspionieren und wenn man noch etwas auszuspionieren und zu verbergen hätte! Es sind lauter Lappalien, mit denen sich die Leute quälen, und diese Diplomaten sind mir schon jetzt mit ihrer wichtigthuenden Kleinigkeitskrämerei viel lächerlicher als der Abgeordnete der 2. Kammer im Gefühl seiner Würde. Wenn nicht äußere Ereignisse zutreten, und die können wir superklugen Bundestagsmenschen weder leiten noch vorherbestimmen, so weiß ich jetzt ganz genau, was wir in 1, 2 oder 5 Jahren zu stande gebracht haben werden, und will es in 24 Stunden zu stande bringen, wenn die andern nur einen Tag lang wahrheitsliebend und vernünftig sein wollen. Ich habe nie daran gezweifelt, daß sie alle mit Wasser kochen; aber eine solche nüchterne, einfältige Wassersuppe, in der auch nicht ein einziges Fettauge zu spüren ist, überrascht mich. Schickt den Schulzen X oder Herrn von ? arsky aus dem Chausseehause her, wenn sie gewaschen und gekämmt sind, so will ich in der Diplomatie Staat mit ihnen machen. In der Kunst, mit vielen Worten gar nichts zu sagen, mache ich reißende Fortschritte, schreibe Berichte von vielen Bogen, die sich nett und rund wie Leitartikel lesen, und wenn Manteuffel, nachdem er sie gelesen hat, sagen kann, was drin steht, so kann er mehr wie ich. Jeder von uns stellt sich, als glaube er vom anderen, daß er voller Gedanken und Entwürfe stecke, wenn er's nur aussprechen wollte, und dabei wissen wir alle zusammen nicht um ein Haar besser, was aus Deutschland werden wird, als Dutken Sommer. Kein Mensch, selbst der böswilligste Zweifler von Demokrat, glaubt, was für Charlatanerie und Wichtigthuerei in dieser Diplomatie hier steckt.

In dem Brief an Herrmann Wagner schreibt Bismarck schon wenige Tage später:

Die Oesterreicher (am Bundestage) sind intrigant unter der Maske burschikoser Bonhommie . . . . . . und suchen uns bei kleineren Formalien zu übertölpeln, worin bis jetzt unsere einzige Beschäftigung besteht. Die von den kleinen Staaten sind meist karikierte Zopfdiplomaten, die sofort die Berichtphysiognomie aufstecken, wenn ich sie nur um Feuer zur Zigarre bitte, und Blick und Wort mit Regensburger Sorgfalt wählen, wenn sie den Schlüssel zum A . . . fordern. Brf. v. 5. 6. 1851.

Die gleiche Stimmung tritt auch in dem ersten Brief hervor, den Bismarck an seinen Gönner Herrn von Gerlach schrieb. Auch hier sagte er von den Vertretern Oesterreichs:

Redensarten von der Notwendigkeit gemeinsamen und einheitlichen Verkehrs mit Preußen haben sie bis zum Ueberdrusse im Munde; wenn es sich darum handelt, unsere Wünsche zu fördern, so ist ein amtliches „nicht entgegen sein wollen", und ein heimliches Vergnügen, uns Hindernisse zu bereiten, das Einzige, was wir m. E. zu erwarten haben. Brf. v. 22. 6. 1851.

In sarkastischer Weise schildert er all die kleinen Gernegroßen in Frankfurt, um schließlich sein herbes Gesamturteil über die „superklugen Bundestagsmenschen" in die Worte zusammenzufassen:

Daß wir mit dieser ganzen Gesellschaft Deutschland reformieren und Europa durch die Regeneration unseres Vaterlandes staunende Teilnahme ablocken werden, glaube ich nicht. Die gemeinsame Gefahr von 1848 ist vergessen, und die gegenseitige Mißgunst und Empfindlichkeit wird schwerlich in irgend einer wichtigen Frage ein entschiedenes und einheitliches Vorgehen des Bundes aufkommen lassen, so lange neue Gefahren nicht plausibel vor Augen treten. Außer etwa zwei ist niemand in der Versammlung, für den das Recht als solches einen Wert hat und der überhaupt mehr von bestimmten Rechtsauffassungen, als von Gründen augenblicklicher Zweckmäßigkeit geleitet würde. Das Traurigste ist, daß es sich trotz der entente cordiale hier fast nur um die Parteistellung von österreichisch oder preußisch zu handeln scheint, während eine richtige Teilungslinie so liegen müßte, daß man entweder österreichisch und preußisch oder keines von beiden wäre. Die benachbarten Fürsten sind entschieden antipreußisch und aus dem Grunde österreichisch. . . . . Für sehr nützlich würde ich es halten, wenn man sich in Zeiten mit den deutsch-materiellen Fragen beschäftigte. Diejenige Stelle, die darin die Initiative ergreift, sei es der Bundestag, der Zollverein oder Preußen allein, wird einen großen Vorsprung in den Sympathien der Beteiligten haben, denn die Sachen, die sich in Zahl und Gewicht ausdrücken lassen, sind der Mehrheit der Deutschen wichtiger als Ihnen und mir, und wenn ich auch eine Gleichheit von Maß, Gewicht, Wechselrecht und dergleichen Schnurrpfeifereien nicht sehr hoch anschlage und für schwer ausführbar halte, so sollte man doch den guten Willen zeigen und zu Ehren des Handwerks etwas damit klappern, (und) das mehr von preußischer als von bundestäglicher Seite.

Wie ein roter Faden zieht sich durch sämtliche Briefe und Berichte Bismarcks aus Frankfurt die Ueberzeugung von der Notwendigkeit eines Bruches mit Oesterreich. So schreibt er an seinen vorgesetzten Minister schon am 29. 6. 51:

Meine Erwartungen von den Ergebnissen der Bundestagsverhandlungen waren nicht hoch, als ich herkam, aber sie haben sich seitdem vermindert; wir müssen ohne Zweifel, wie Ew. Excellenz in Ihrem Schreiben andeuten, die Probe durchmachen, und ich will in aufrichtigen Bemühungen dazu, soviel an mir liegen kann, nicht nachlassen; aber ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich annehme, daß wir abgesehen von dem außer der Berechnung liegenden Einfluß unvorher- Brf. v. 29. 6. 1851.

geschehener Ereignisse, über kurz oder lang dahin kommen werden, den Bundestag zwar als eine zweckmäßige Handhabe für gewisse allgemeine polizeiliche und militärische Maßregeln zu betrachten, auf eine organische Entwickelung deutscher Politik in ihm aber zu verzichten, und eine Befriedigung unserer Bedürfnisse in letzterer Beziehung mehr auf dem Wege der Separatverträge über Zölle, Gesetzgebung und Militärwesen zu suchen, innerhalb des uns durch die Natur angewiesenen geographischen Gebietes. Eine richtige Würdigung der gemeinsamen Interessen der deutschen Regierungen und der dadurch bedingten Notwendigkeit des Anschlusses an- und der Unterordnung untereinander ist hier so wenig vorhanden, daß der Bundestag eher das Bild eines bellum omnium contra omnes bei genauer Prüfung bietet, als das einer Verbindung zu anerkannt gemeinsamen Zwecken. Diese, wie ich glaube, unzweifelhafte Disposition der übrigen Staaten, einschließlich Oesterreichs, setzt uns in die Notwendigkeit, jenseitigen Wünschen aller Art niemals aus Gefälligkeit, sondern nur gegen gleichwertige Zugeständnisse zu entsprechen, auch dann, wenn ersteres ohne Unbequemlichkeit für uns geschehen könnte.

Bald darauf schreibt Bismarck wiederum an seinen Chef:

Brf. v. 12. 7. 1851. Mit der Phrase: „Ich kann meinen sechs blödsinnigen Vettern unmöglich alle Gouverneurstellen geben", fertigt der Fürst Schwarzenberg die österreichische Aristokratie ab, die er allerdings nicht im Staatsdienste anstellen, wohl aber in der örtlichen Organisation nutzbar machen sollte; anstatt das reiche Material für Gemeinde- und Provinzialzwecke, welches Oesterreich in seinem Adel und in städtischen Körperschaften besitzt, zu beleben und nutzbar zu machen, zerschlägt er es, um den subalternen Schreiber und den Gendarmen an die Stelle zu setzen. Wenn er sein System durchführt, so fürchte ich, daß er selbst noch den praktischen Beweis erlebt, wie wenig er den Namen eines Konservativen verdient. Den eisernen Reif, der das Staatswesen zusammenhalten soll, nach Zersetzung alles rechtlichen und organischen Bandes, sieht der Fürst allein in der Armee und deren korporativer Vereinzelung.

Bismarcks Thätigkeit war namentlich zu Anfang nicht anstrengend genug, um ihn von kleinen Ausflügen in die Umgebung abzuhalten. Er reiste nach Wiesbaden und vielfach an den Rhein, schwelgte in der frischen Bergluft des Taunus, fuhr nach Mainz und an die kleinen Höfe nach Darmstadt und Nassau, wurde von Gerlach nach Heidelberg entführt und verlebte mit ihm reizende Stunden in Wolfsbrunn und Neckar-Steinach und sendet von allen diesen Ausflügen stimmungsvolle Briefe an seine Lieben daheim.

Recht viel Mühe machten ihm jedoch die fürstlichen Besuche, die ihn stets zu einem lästigen Hofdienste zwangen. So schreibt er einmal an die Gattin:

Brf. v. 23. 8. 1851. . . . Ueber allen Geschäften ist die Poststunde heran, und ich will Dir doch lieber flüchtig schreiben als gar nicht. Seit Montag bin ich immer unterwegs. Zuerst großes Galadiner hier für den Kaiser von Oesterreich, wobei für 20,000 Thlr. Uniformen goldbeladen am Tisch saßen, dann nach Mainz, den König zu empfangen; er war sehr gnädig für mich, seit langer Zeit zum erstenmal wieder harmlos und heiter mit mir spaßend. Großes Souper, dann Arbeit mit Manteuffel bis gegen 2, dann Zigarre mit dem lieben alten Stolberg, um halb 6 wieder auf Parade, hier große Vorstellung, ich mit nach Darmstadt, dort Diner, nach dem ging der König nach Baden, ich nach 3 langweiligen Stunden mit dem dortigen ** am Abend wieder hierher. Mittwoch noch im Bett wurde ich zum Herzog von Nassau nach Bieberich geholt, aß dort. Spät abends kam ich zurück.

Auch den alten Metternich, der einst als ein Meister der europäischen Diplomatie galt, besuchte Bismarck auf seinem Schloß Johannisberg.

Es gelang ihm, die Zuneigung des argwöhnischen alten Herrn zu gewinnen. Er vertiefte sich mit ihm in ein längeres politisches Gespräch.

Eine sehr merkwürdige Aeußerung, die der Fürst Metternich dabei that, verflocht Bismarck noch am 15. Februar 1854 in einen vertraulichen Bericht an den Minister Manteuffel: Fürst Metternich machte in Johannisberg zu mir die Aeußerung: Preußen sei noch kein saturierter (gesättigter) Staat; es liege in Oesterreichs Interesse, daß Preußen „saturiert" werde, dann werde es im stande und geneigt sein, aufrichtig und ohne Rivalität mit Oesterreich zu gehen. Gewiß ein sehr wahres Wort, wenn man in Wien nur danach handeln wollte." Wie Bismarck aber die rasche Eroberung des alten argwöhnischen Zuchtmeisters von Europa fertig brachte, das erzählte er später dem Grafen Thun auf dessen erstaunte Frage: „Ich weiß nicht, was haben Sie nur dem alten Fürsten angethan, der hat ja in Sie wie in einen goldenen Kelch hinein gesehen und meinte, wenn Sie mit dem nicht zurecht kommen, so weiß ich wirklich nicht." „Ja," erwiderte Bismarck, „das will ich Ihnen erklären, ich habe seine Geschichten ruhig angehört und nur manchmal an die Glocke gestoßen, daß sie weiter klang. Das gefällt solchen redseligen Leuten." Blum II.

Am 3. Juli erhielt Bismarck in Frankfurt den Besuch des Prinzen Wilhelm von Preußen. Die Begrüßung durch den fürstlichen Herrn war ungemein freundlich. Damals that der Prinz die bekannte Frage an den Gesandten v. Rochow: „Und dieser Landwehrlieutenant soll Bundesgesandter werden?" Worauf die Antwort erfolgte: „Allerdings, und ich glaube, die Wahl ist gut. Herr v. Bismarck ist frisch, kräftig und wird gewiß allen Anforderungen Ew. Königlichen Hoheit entsprechen." An jenem Tage berichtete Bismarck an seine Gattin:

Ueber meine Ernennung oder Nichternennung weiß ich gar nichts, als was man mir bei meiner Abreise sagte, alles andre sind Möglichkeiten oder Vermuthungen. Das Schiefe in der Sache ist bisher nur das Stillschweigen auf Seite der Regierung mir gegenüber, indem es billig wäre, mich nachgerade wissen zu lassen, und zwar amtlich, ob ich mit Frau und Kind im nächsten Monat hier oder in Pommern wohnen werde. Sei vorsichtig in Deinen Reden gegen alle dort ohne Ausnahme, nicht bloß gegen *, namentlich in Urteilen über Personen, denn Du glaubst nicht, was man in dieser Art erlebt, wenn man erst einmal Gegenstand der Beobachtung wird; sei darauf gefaßt, daß hier oder in Sanssouci mit Sauce aufgewärmt wird, was Du etwa in den Bossatken oder in der Badehütte flüsterst. Verzeih, daß ich so ermahnend bin, aber nach Deinem letzten Brief muß ich etwas die diplomatische Heckenschere zur Hand nehmen. Wenn die *** und andre Leute in unserm Lager Mißtrauen säen können, so erreichen sie damit einen der Hauptzwecke ihrer Briefdiebstähle. Brf. v. 3. 7. 1851.

Ueberhaupt bereitet es ihm recht viel Verdruß, daß die Entscheidung darüber, ob er zum Nachfolger Rochows als Bundestagsgesandter ernannt werden soll, so lange sich verzögerte. Auch an Gerlach schreibt er über Gehässigkeiten, die man über ihn verbreitet hat. Er verwahrt sich namentlich gegen den Vorwurf, als sei er ein Spieler geworden.

Ew. Excellenz fragen Rochow, welche Bewandtnis es mit einem englischen Artikel über mein Spielen in Homburg hat. Der Schreiber desselben ist Mr. Hodgekins, Korrespondent der Daily News und einer der gekränkten Litteraten, mit denen ich meine Fehde in Erfurt hatte, indem ich ihm den Tribünenplatz entzog, weil er den von seinen Kollegen erfüllten Bedingungen nicht nachkommen wollte. Ich war bis zum Erscheinen jenes Artikels nur einmal in meinem Leben und zwar auf Rochows Wunsch und mit ihm in Homburg gewesen, habe Brf. v. 22. 6. 1851.

2 Minuten lang gespielt und mich dann entfernt. Ich spiele sonst seit meiner Verheiratung grundsätzlich gar nicht Hazard, auch nicht in Privatgesellschaft, weil es mir zu teuer ist, und meine Frau triumphiert schon, daß jener Bruch meiner Grundsätze mich sofort öffentlich als einen enragierten Spieler erscheinen läßt. Thun und Nostiz sind übrigens an der Roulette Stammgäste und spielen sehr hoch, letzterer glücklich, erstrer mit schlechtem Erfolg, und ich finde es in seiner Stellung überhaupt unschicklich.

Am 15. Juli wurde Bismarck definitiv zum Gesandten in Frankfurt ernannt. Einige Tage vorher hatte Rochow noch den jungen Diplomaten mit aller Energie empfohlen, indem er an den leitenden Minister schrieb:

Brf. Rochows a. Manteuffel

Es gehört für diesen Posten vornehmlich Entschiedenheit und Festigkeit des Charakters, Würde und Anstand im Lebenswandel, Wohlwollen im Umgang, reife Menschenkenntnis, Vorsicht im Ausdruck, die Gabe, Vertrauen zu erwecken und Achtung sich zu erwerben, sowie Geschäftserfahrung. Der ausgezeichnete Mann, welchen des Königs Majestät für die hiesige dornenvolle Aufgabe aus der Zahl mehrerer wahrer und hingebender Patrioten auszuersehen geruhte, besitzt so hervorleuchtende Verstandes- und Charakter-Eigenschaften, daß er das, was ihm vielleicht für den nächsten Moment an Erfahrung noch abgehen möchte, durch andere überwiegend nützliche Eigenschaften und selten anzutreffende große Gaben hinreichend ersetzt. Derselbe ist ganz unstreitig eine Zierde der preußischen Ritterschaft, ein Stolz derjenigen Wohlgesinnten, welche mit Mut und Hingebung für den Glanz der Krone sowie für die Ehre und Sicherheit des Vaterlandes unablässig arbeiten, ja ich möchte nicht anstehen, die Behauptung auszusprechen, daß eine solche Persönlichkeit in vieler Hinsicht für den hiesigen Posten zu gut ist, insofern nämlich so bewährte Eigenschaften mehr für ein thatkräftiges Einschreiten, für eine höchste Stelle im Innern des Vaterlandes vorzugsweise berufen zu sein scheinen.

Auch General v. Gerlach hatte sich für Bismarcks Anstellung verwandt. Die Bedenken entkräftete er mit dem Satze, den er in seinem Tagebuch niederschrieb: „Wer schwimmen lernen will, muß in das Wasser gehen; wir sind viel zu einseitig gewesen mit Anstellungen. Wo die Hauptsache vorhanden ist, wird sich das andere schon finden.“ Bismarck selbst erfuhr seine Anstellung erst im August und jetzt erst konnte er daran denken, seine Familie nach Frankfurt überzusiedeln. Sein Eintritt in die Geschäfte war nicht besonders erfreulich. So schreibt er an Manteuffel:

Brf. v. 6. 9. 1851.

Bei Herrn v. Rochows Abreise hat er mir keinerlei Mitteilungen über die Lage der schwebenden Angelegenheiten gemacht, nicht einmal eine Uebergabe fand statt. Er gab mir den Termin seiner Abreise noch am Abend vorher um 24 Stunden später an, als er sie beschlossen hatte, und schickte mir am anderen Morgen ein Abschiedsschreiben, worin er erklärte, daß er sich wegen des schönen Wetters entschlossen habe, einen Tag früher zu fahren. Ich konnte ihn nur noch einige Minuten auf dem Bahnhofe sehen und übernahm dann von Amtswegen die Geschäfte, ohne Mitteilung über deren Lage von seiten meines Vorgängers.

Am 27. August wurde Bismarck feierlich als preußischer Gesandter in die Bundesversammlung eingeführt, um acht Jahre lang auf diesem Vorposten den Intriguen standzuhalten, die auf die Herabsetzung Preußens gerichtet waren. Die ganze folgende Zeit ist reich illustriert durch seine privaten und amtlichen Briefe, deren Ton trotz aller Mühen und Unannehmlichkeiten fast durchweg einen frischen Humor atmet, und die von jener Beobachtungsgabe zeugen, die in der diplomatischen Laufbahn wohl das wichtigste Erfordernis ist. Seine Ernennung wurde in seinem eigenen

Vaterlande nur mit recht gemischten Gefühlen begrüßt. Man beurteilte ihn nach seinen Leistungen als Junker, nannte ihn einen diplomatischen Säugling und erwartete von ihm eine strikte Fortführung der Olmützer Politik. Er selbst hatte einmal nach langen Jahren im Reichstage erklärt:

Ich bin, ehe ich überhaupt in das Amt trat, in derselben Weise beurteilt worden, in Bezug auf jede politische Befähigung, wie ich jetzt beurteilt werde in Bezug auf mein Recht, ich möchte sagen, meine Pflicht, in wirtschaftlichen Dingen mitzureden. Ich erinnere mich, wie ich nach Frankfurt als Bundestagsgesandter ernannt wurde, kam in den Blättern die Bemerkung über mich: Dieser Mensch würde, wenn man ihm das Kommando einer Fregatte anvertraute oder eine chirurgische Operation zumutete, sagen: „Nun, ich habe es noch nicht probiert, ich will es einmal versuchen.“ Nun, diese chirurgische Operation ist nachher zu Ihrer Zufriedenheit, wie ich glaube, vollzogen worden. Brf. v. 21. 2. 1879.

Der „Kladderadatsch“ begrüßte Herrn v. Bismarcks Ernennung mit den Worten Zwickauers: Also Hörr von Büsmarck würd ßum Bundestag nach Frankfurt am Mäun geschückt. Ich glaube, sogleuch er würklich geschückt ist, würd dort Herr von Bismarck schön hausen.

Bismarck gehörte nicht zu denen, die an vorgefaßten Meinungen festhalten. Wie er an Jahren zunahm, so reifte er an Erfahrungen, und manche Altäre, die er früher aufgerichtet hatte, zerstörte er später mit eigener Hand.

Bismarcks erste Aufgabe in Frankfurt war es, die untergeordnete Stellung, in die Preußen nach dem Olmützer Vertrage geraten war und die ihren Ausdruck in den Tagen Rochows auch durch eine gewisse soziale Unterordnung des preußischen Vertreters unter den Grafen Thun gefunden hatte, zur Gleichberechtigung zu erheben. Für uns, die wir im neuen Reiche leben, müssen jene kleinlichen Intriguen, die damals den Inhalt der Frankfurter Vorgänge bildeten, einen leisen Anflug der Lächerlichkeit tragen, wir mögen mit Achselzucken über Rangstreitigkeiten fortgehen, die uns an die Regensburger Zeit erinnern; in der That aber gewann auch das Unscheinbare Bedeutung, und wenn Preußen am Schlusse der Zeit, die Bismarck in Frankfurt verbrachte, an Ansehen im Bunde wie in Europa unendlich gewonnen hatte, so greifen doch die letzten Wurzeln dieser Erscheinung zurück bis in jene Tage, in denen Bismarck selbstbewußt und entschlossen zuerst dem österreichischen Vertreter sich gegenüberstellte.

Es war eine unscheinbare Geschichte, die alsbald Bismarcks Namen in Preußen mit einer gewissen Popularität versah; noch heute lächelt man vergnügt über den Bericht von dem ersten Besuche, den der junge Gesandte seinem österreichischen Kollegen machte. Graf Thun soll ihn in gewohnter Weise recht formlos empfangen haben, indem er ruhig seine Zigarre weiter rauchte und es nicht für nötig fand, seinem Besuche einen Stuhl anzubieten. Dieser soll darauf aus seiner Tasche eine Zigarre genommen und die Exzellenz um Feuer ersucht haben. Als Kanzler erzählte Bismarck in Ferrières eine Anekdote, die gleichfalls die Zigarre zum Gegenstande hat.

Busch, Bismarck u. s. Leute. Bei den Sitzungen der Militärkommission (des Bundestages) hatte, als Rochow Preußen vertrat, Oesterreich allein geraucht. Rochow hätte als leidenschaftlicher Raucher es auch gern gethan, getraute sich aber nicht. Als ich nun hinzukam und nicht einsah, warum nicht, ließ ich mir von der Präsidialmacht Feuer geben, was von ihr und den anderen Herren mit Erstaunen und Mißvergnügen bemerkt zu werden schien. Es war offenbar für sie ein Ereignis. Für diesmal rauchten nun bloß Oesterreich und Preußen. Aber die anderen Herren hielten das augenscheinlich für so wichtig, daß sie darüber nach Hause berichteten. Auch nach Berlin muß man's geschrieben haben, denn es erfolgte eine Anfrage vom Hochseligen, der selber nicht rauchte und die Sache vermutlich nicht nach seinem Geschmacke fand. Die Sache erforderte an den kleineren Höfen reifliche Ueberlegung, und es dauerte wohl ein halbes Jahr, daß nur die beiden Großmächte rauchten. Darauf begann auch Schrenck, der bayrische Gesandte, die Würde seiner Stellung durch Rauchen zu wahren. Der Sachse Nostitz hatte ohne Zweifel auch große Lust dazu, aber wohl noch keine Erlaubnis von seinem Minister. Als er aber das nächstemal sah, daß der Hannoveraner Bothmer sich eine genehmigte, mußte er, der eifrig österreichisch war — er hatte dort Söhne in der Armee — sich mit seinem Nachbar schon verständigt haben, denn er zog jetzt ebenfalls vom Leder und dampfte. Nun waren noch der Württemberger (v. Reinhard) und der Darmstädter (v. Münch-Bellinghausen) übrig, und die rauchten überhaupt nicht. Aber die Ehre und die Bedeutung ihrer Staaten erforderten es gebieterisch und so langte richtig das folgendemal der Württemberger eine Zigarre heraus — und ich sehe ihn noch damit, es war ein langes, dünnes und hellgelbes Ding, Couleur Roggenstroh — und rauchte mit mürrischer Entschlossenheit als Brandopfer für das schwäbische Vaterland wenigstens halb. Nur Hessen-Darmstadt enthielt sich.

Bismarck sah sich auch oft genötigt, sich über Thuns Formlosigkeit in Berlin zu beschweren.

Brf. v. 6. 9. 1851. So präsidierte er in einer kurzen Jacke von hellem Sommerzeug, die zugeknöpft den Mangel einer Weste verdeckte, mit einer geringen Andeutung von Halsbinde, übrigens Nanking, und den Vortrag im Konversationston haltend. Im übrigen accentuiere er die Stellung der Präsidialgesandtschaft mehr als richtig und machte namentlich die Ausschußsitzung zu einer Geduldprobe für alle Teilnehmer, indem er die Eingänge, die er vorher nicht lese, stundenlang vortrage. Gegen einen der Gesandten sei er so ausfallend geworden, daß dieser ihn beauftragt habe, den Grafen Thun zu fordern. Er hat indessen die Sache beigelegt, obschon eine anderweitige Entwickelung ohne Zweifel pikanter gewesen wäre. Er hat auf meinen ersten Besuch im Mai eine Karte geschickt, seitdem ist er niemals wieder bei mir gewesen und hat meine zahlreichen Besuche, auch die amtlichen, nie erwidert. Wenn ich in Geschäften zu ihm komme, läßt er mich im Vorzimmer warten, um mir dann zu sagen: er habe eben einen sehr interessanten Besuch eines englischen Zeitungs-Korrespondenten gehabt. Selbst mit Herrn v. Rochow machte er es nicht anders; Wentzel sagt mir, daß er mit Rochow 20 Minuten dort antichambriert habe. Er steht nie von seinem Sitze auf, um jemand zu empfangen, bietet auch keinen Stuhl an, während er selbst sitzen bleibt und stark raucht. Ich teile Ew. Exzellenz das nur zu Ihrer Erheiterung mit; ich beobachte dieses seltene Exemplar von Diplomaten mit der Ruhe des Naturforschers und schmeichle mir, zu seiner gesellschaftlichen Glättung wenigstens in seiner Haltung mir gegenüber schon einiges beizutragen, ohne daß unser gegenseitiges Verhältnis den freundschaftlichen und vertraulichen Charakter verloren hat. Unbequemer wird der geschäftliche Verkehr aber allerdings durch die Notwendigkeit, jenem Benehmen gegenüber die Würde der amtlichen Stellung zu wahren.

Die Zurechtweisung, die Bismarck dem österreichischen Vertreter zu teil werden ließ, trug ihre Früchte, so daß später, als die Abberufung

des Grafen Thun beabsichtigt wurde, sein einstiger Gegner selbst den Wunsch aussprach, ihn in Frankfurt zu behalten. Sachliche Gegensätze ergab die gemeinsame Thätigkeit natürlich in Fülle. So trug Preußen einen Sieg davon mit seinem Antrage, Ost- und Westpreußen außerhalb des Bundes zu stellen; die Frage, ob der Bundestag militärisch geschützt werden solle, führte dagegen zu zahlreichen Weiterungen, die noch verbittert wurden durch die eigenmächtige und einseitige Veröffentlichung der Protokolle durch Oesterreich, eine Thatsache, die nicht gerade geeignet war, das gegenseitige Vertrauen zu heben. Schließlich hat auch hier Bismarck einen Sieg davongetragen.

Bismarcks persönliche Stellung wurde ganz wesentlich gehoben, als er sich entschlossen hatte, seine Familie nach Frankfurt kommen zu lassen. In den ersten Tagen des Oktober vollzog er „unter erschwerten Umständen und mit dem Intermezzo langer Ausschußsitzungen" den Umzug in die Bockenheimer Allee 40. Schon nach wenigen Tagen schreibt er an Manteuffel:

Seit ich Frau und Kinder hier habe, sehe ich Frankfurt mit viel mehr Behagen an, so weit mich die vielen Handwerker, die ich im Hause habe, dazu kommen lassen. Brf. v. 9. 10. 1851.

Und an Gerlach schreibt er:

Sie würden mich aber nachsichtig beurteilen, wenn Sie wüßten, wie jemand zu Mute ist, der, nachdem er 12 Jahr lang ein unabhängiger Landjunker, das heißt bodenlos faul gewesen ist, nun plötzlich vom Aufstehn bis zum Niederlegen galérien des Dienstes ist. Eine Viertelstunde bei meiner Frau zu sitzen und mit väterlichem Wohlgefallen dem Gebrüll der unnützesten beiden Kinder auf der Welt zuzuhören, ist mir ein seltner Genuß, wenn „aus dem schrecklichen Gewühle ein süß bekannter Ton mich zieht".

Aus späterer Zeit ist eine Schilderung erhalten, die uns die Häuslichkeit des jungen Diplomaten mit besonderer Anschaulichkeit vorführt:

Die gemütvolle Wärme und Innigkeit der Bismarckschen Häuslichkeit habe von Anfang an eine „gewählte Schar geistig regsamer Freunde angezogen". Hier fand auch Bismarck selbst „nach Arbeit und geschäftlichem Mißbehagen, die liebste Erholung in der Musik, durch welche ihn seine Gemahlin im Verein mit den Töchtern des bekannten Malers Jakob Becker von Worms zu erfreuen pflegte". Nach Schilderung der gemeinsamen Landpartien der Gäste des Bismarckschen Hauses, der jungen Attachés mit den jungen Künstlerinnen, heißt es weiter: „Am Theetisch, der abends die Heimgekehrten im lauschigen Gemach zu vereinigen pflegte, erschien mitunter auch der preußische Gesandte, lächelnd, wenn die Hausfrau statt des chinesischen Trankes ein Glas mit jener vortrefflichen Mischung aus Porterbier und Champagner ihm vorsetzte, welche von den Studenten „Menschenfreund" genant wird. Neckend oder ernst wußte er dann, oft nur mit einem hingeworfenen Wort, das Gespräch in seiner originellen Weise zu färben, und die ihm eigene sprühende Unterhaltungsgabe war in Frankfurt bald sprichwörtlich. „Er sagt stets das Unerwartete!" pflegten die Damen auszurufen, indem ihr Gesicht zugleich Stolz und weibliche Bewunderung für ihn ausdrückte. Auch bedurfte es dort, wo er im kleinen Kreise zugegen war, längst nach Mitternacht noch eines kräftigen Entschlusses, um das Behagen der Stunde durch den Aufbruch zu stören." Kohl, Jahrb. II., 1871.

Bei einem Feste vom 15. Oktober, das die Füsiliere des 29. Infanterieregiments gaben, brachte ein Unteroffizier das bekannte Hoch aus auf „Seine Exzellenz, den Herrn Lieutenant v. Bismarck".

In der europäischen Politik trat in jenen Tagen ein Ereignis ein, das die ganze europäische Lage auf das höchste beeinflussen sollte: der Staatsstreich Napoleons vom 2. Dezember. Bismarck hat sich über das Ereignis wiederholt ausgesprochen, und es ist von höchstem Interesse, mit welcher Klarheit er die Bedeutung desselben für die Gegenwart und die Zukunft erkannte. So schreibt er an Gerlach:

Brf. v. 25. 12. 1851. Der erste Eindruck, den mir der 2. Dezember machte, war ein gemischter, ähnlich dem, als das Gehöft eines mir bekannten Demokraten und Leuteschinders brannte. Der Anteil des Ormuzd in mir fand das Schauspiel peinlich, während Ariman in den dunkeln Winkeln meines Herzens ein uneingestandenes Behagen verbreitete, gemischt aus der befriedigten avidité d'émotions und dem Gedanken, daß es nicht mich, sondern gerade diesen traf. So dachte ich mir Frankreich unter dem Gesichtspunkte fiat experimentum in corpore vili; Gott zeigt uns, wohin das führt, wenn ein Volk das Festland der Legitimität steuerlos verläßt, um sich dem Mahlstrom der Revolution anzuvertrauen. Wie Hamlet, nachdem er den konstitutionellen Philister Polonius erstochen hat, zu seiner Mutter, so mag auch der Präsident von Frankreich sagen:

A bloody deed; almost as bad, good mother,
As kill a king, and marry with his brother
(Ein blutig Werk; so schlecht fast, Mütterlein,
Als Mord des Gatten und den Bruder frei'n),

wobei ich den hinkenden Vergleich dahin ausdehne, daß ich den Bruder durch den Vetter, Hamlets Stiefvater durch Louis Philippe, die Orleans wiedergegeben finde. . . . Der Bonapartismus ist bei uns in Preußen, möchte ich behaupten, älter als Bonaparte, nur in milderer deutscher Form; die letztere hat er einigermaßen abgestreift, als er sich in Gestalt der aus dem Königlich Westfälischen Bulletin übersetzten Hardenbergschen Gesetzgebung in mehr französischer Form einführte; jetzt finde ich ihn vorzugsweise durch das liberalisierende Beamtentum körperlich dargestellt; daß ich ihn in solcher Form nicht anfeinde, werden Sie von mir nicht vermuten. Wenn ich den Zustand der französischen Bevölkerung nach der Analogie derjenigen Wirkungen beurteile, wie ihn französische Herrschaft und Nachbarschaft auf die Anwohner des Mittel- und Oberrheins geübt haben, so möchte ich jede Hoffnung auf lange hin aufgeben, daß eine andere als eiserne Gewaltherrschaft dort (d. h. in Frankreich) möglich sei. Wenn unbotmäßiger Hochmut in Vereinigung mit neidischem Streben nach Geld und Gunst jeden anderen Regulator verloren haben, als die Furcht vor den Uebeln, die das Gesetz androht, so weiß ich nicht, wie dieses Volk anders regiert werden kann, als mit diktatorischer Handhabung des eisernen Scepters, mit welchem die Hand des rechtmäßigen Königs von Gott und Rechtswegen unter sie schlagen würde, während Bonaparte dadurch, daß er Frankreich diesen nützlichen Dienst erweist, am Charakter eines unberechtigten aventurier nichts verliert. Ich kann mich nicht recht in die Lage des Präsidenten denken, weil ich schon auf dem Wege dahin den Stab über mich brechen müßte und als Franzose nur mit Genehmigung des sanften Heinrich von Frohsdorf die Präsidentschaft hätte annehmen können. Als Preuße kann ich mich nicht freuen über den 2. Dezember, weil ich nun einen Feind, der krank war, erstarken sehe, mit der beiläufigen Folge, daß ein leichtsinniger und lügenhafter Freund, Oesterreich, einen Zuwachs von Unverschämtheit aus dieser Thatsache zieht. An Kriegsgelüste Bonapartes glaube ich nicht, ich bin sogar überzeugt, daß er alles aufbieten wird, den Frieden zu erhalten, weil Krieg die Armee von ihm lösen würde; aber ich kann mir nicht denken, daß er sich der Armee gegenüber auf die Dauer hält. Das Element,

welches ihn bei der nichtmilitärischen Bevölkerung trägt, Ermattung und Zerfahrenheit, fehlt im Heere.

So tief aber auch der Schatten war, den Napoleons That über den Kontinent warf, so trat seine Wirkung auf die deutschen Angelegenheiten doch erst später hervor. In Frankfurt hatte man sich ja vorläufig mit anderen Dingen zu beschäftigen. Hier galt es zunächst, die deutsche Nordsee-Flotte, die in dem Aufschwunge des Revolutionsjahres geschaffen und eingerostet war und an der das junge Deutschland mit besonderer Begeisterung hing, wieder zu vernichten. Die Versteigerung der Flotte durch Hannibal Fischer bildete eines der traurigsten Kapitel, die in der Leidensgeschichte unseres Vaterlandes verzeichnet sind. Auch hier trat Oesterreich wieder den preußischen Plänen entgegen, so daß Bismarck empört an seinen Chef schreiben mußte:

Ich glaube nicht, daß der Bundestag in seiner jetzigen Gestaltung das letzte Wort unserer Politik sein könne, vielmehr sehe ich in derselben nur eine Schale, innerhalb welcher sich das, was in der Unionspolitik an gesunden und praktischen Elementen lag, auszubilden hat, und welche von selbst abfällt, wenn der Kern reif ist. Solange aber die Unsicherheit der jetzigen politischen Lage gegenüber der Revolution ein enges Zusammengehen mit Oesterreich und vorausgesetzt, daß die österreichische Politik nicht angreifend gegen uns verfährt, eine Vertagung der zwischen beiden Staaten unvermeidlich vorhandenen Streitfragen gebietet, dürfte es allerdings durch die Notwendigkeit gegeben sein, solche Pläne, welche den Bestand des Bündnisses mit Oesterreich gefährden, nicht ostensibel zu Tage treten zu lassen. Indessen können wir an letzterem System nur dann festhalten, wenn Oesterreich eine ebenso rücksichtsvolle Haltung uns gegenüber in allen Punkten bewahrt. Brf. v. 19. 11. 1851.

In seinem Briefe an Gerlach beschwert er sich über die „verlogene, doppelzüngige und nichts weniger als bundesfreundliche Politik der Oesterreicher": „Was hier gelogen und intrigiert wird, den Rhein auf und ab, davon hat der ehrliche Altmärker gar keine Vorstellung. Diese süddeutschen Naturkinder sind sehr verderbt." Bismarck mußte immer wieder mit voller Energie die Rechte Preußens gegen die tückische Politik seiner Gegner wahren und es kam wohl einmal vor, daß er selbst mit einem Staatsstreich drohte, indem er in Berlin den Vorschlag machte, ihn für längere Zeit abzuberufen, ohne einen Nachfolger oder Vertreter zu bestimmen. Es ist nicht dazu gekommen, aber man begann bereits in Frankfurt zu bemerken, daß seit Bismarcks Erscheinen ein anderer Wind in der preußischen Politik wehe, und wenn Graf Thun sich frühzeitig schwach und krank fühlte, so lag der Grund sicherlich vor allem in den mannigfaltigen diplomatischen Niederlagen, die er durch den jungen Gesandten erlitt. Thatsächlich siegte Bismarck überall, auch der glückliche Ausgang der Zollvereinskrisis ist auf das Konto seines Verdienstes zu schreiben.

In dieser Frage ging Bismarck konsequent, aber ungleich geschickter vor als bei der Begründung der Frankfurter Union. Wiederum schloß er mit einzelnen Staaten einen wirtschaftlichen Sonderbund, aber jetzt erzwang er durch seine gewandte Diplomatie auch seine Anerkennung. Der Sieg war um so entscheidender, als Oesterreichs offenes Bestreben

darauf hinausging, den Zollverein zu sprengen und die Zolleinigung Deutschlands mit den gesamten Länderbesitzen des Kaiserstaates durchzuführen. Man hoffte vor allem, Preußen durch das dazwischenliegende Hannover und Oldenburg in zwei Zollstaaten zu zerreißen, und man war um so tiefer erbittert, als plötzlich der heimliche Abschluß dieses Vertrages zwischen den drei Staaten bekannt wurde. Preußen ging sogar noch weiter, es kündigte am 11. November den Zollverein und erklärte sich bereit, ihn nur auf Grund des Vertrages mit Hannover zu erneuern. Es lud zu diesem Zweck zu Konferenzen nach Berlin ein, während Fürst Schwarzenberg seinerseits eine Einladung nach Wien ergehen ließ. Oesterreich hatte die Absicht, mit den süddeutschen Staaten, beiden Hessen und Nassau eine besondere Zolleinigung abzuschließen und diese Länder zum Austritt aus dem Zollverein zu verpflichten. Eine Reihe von Dokumenten zeigt uns, mit welcher Entschlossenheit Bismarck die österreichischen Intriguen durchkreuzte. In das Treiben und die Anschauungen jener Zeit gestattet uns ein vertrauliches Schreiben an Manteuffel einen vollen Einblick. Da heißt es:

Brf. v. 29. 11. 1851. Dem Grafen Thun habe ich heute früh, in der Form rein privater Aussprache, die, nach meinem Dafürhalten unausbleiblichen beklagenswerten Folgen entwickelt, welche die angreifende Politik Oesterreichs gegen den Zollverein nach sich ziehen müsse. Er antwortete mir mit dem Tone freundschaftlicher Offenheit im ganzen ungefähr folgendes: Die unverhältnismäßigen Opfer, welche Preußen in dem Vertrage vom 7. September gebracht habe, seien der beste Beweis, daß es sich bei demselben weniger um die kommerzielle als um die politische Bedeutung handle. Wenn ich annehme, daß er ein ebenso guter Oesterreicher sei als ich Preuße, so werde ich natürlich finden, daß er es billige, wenn seine Regierung alles daransetze, um zu verhindern, daß Oesterreich in noch schrofferer Weise, als früher im Zollverein, von einer neuen, das ganze übrige Deutschland umfassenden Gemeinschaft ausgeschlossen werde. In Wien sei man weit davon entfernt, den Zollverein zerstören zu wollen, nur müsse derselbe Grundlagen annehmen, die einen Beitritt Oesterreichs, wenn nicht sofort ermöglichten, doch anbahnten. Den Zweck, die Zoll- und Handelsgesetzgebung auf den Bund zu übertragen, gestand er ein, und fand ihn ganz natürlich für Oesterreich; auch leugnete er keineswegs, Hock mit entsprechenden Aufträgen an die westdeutschen Höfe gesandt zu haben; er bedauerte, daß Preußen in dem Bunde nur ein Polizei- und Militär-Institut wolle. Ein überwiegender Einfluß Oesterreichs in Deutschland liege in der Natur der Dinge, solange Oesterreich ohne Selbstsucht sich Deutschland hingebe; breche es die letztere Bedingung, so werde Preußen an Oesterreichs Stelle treten; halte es jene Bedingung, so sei Preußens Aufgabe eine gleiche, mit Oesterreich gemeinsame Hingabe für die Interessen der Gesamtheit. Solange das gegenseitige Verhältnis nicht frei von partikularistischer Eifersucht sei, könne das jetzige gute Einvernehmen nicht ein Friede, sondern nur ein Waffenstillstand genannt werden. Er sprach wie Posa und entwickelte großdeutsche Schwärmerei; ich vervollständigte seinen Ideengang dahin, daß danach die Existenz Preußens und noch weiter der Reformation eine bedauerliche Thatsache sei, wir beide könnten sie aber nicht ändern, und müßten nach Thatsachen, aber nicht nach Idealen rechnen, und ich bäte ihn zu überlegen, ob die Ergebnisse, die Oesterreich auf den Hockschen Wegen wirklich erreichen werde, die Annehmlichkeit des preußischen Bündnisses aufwiegen würden; denn ein Preußen, welches, wie er sich ausdrückte, „der Erbschaft Friedrichs des Großen entsagte,“ um sich seiner wahren providentiellen Bestimmung als Reichs-Erz-Kämmerer hingeben zu können, bestehe in Europa nicht, und ehe ich zu einer derartigen Politik zu Hause riete, würde eine Entscheidung durch den

Degen vorhergehen müssen. Er verglich Preußen mit einem Manne, der einmal das Los von 100,000 Thlr. gewonnen hat, und nun seinen Haushalt auf die jährliche Wiederkehr dieses Ereignisses einrichte. Ich erwiderte ihm, wenn diese Ansichten in Wien so klar wären wie bei ihm, so sehe ich allerdings voraus, daß Preußen nochmals in der bewußten Lotterie werde setzen müssen; ob es gewinnen werde, stehe bei Gott. Diese Unterhaltung hat mir die Ueberzeugung befestigt, daß Oesterreich die Bedeutung unseres Bündnisses oder unserer Abneigung empfinden muß, ehe es den Wert davon einsehen oder nach dieser Einsicht handeln wird. Thun ist stets in seinen Meinungen das Daguerreotyp seines Chefs, und ich zweifle nicht, daß letzterer (Fürst Schwarzenberg) seine Politik in dem Sinne gegen Thun entwickelt hat, wie dieser heute gegen mich.

Auch der Tod des Fürsten Schwarzenberg schleifte die bestehenden Gegensätze zunächst nicht ab; so hielt man es für wünschenswert, Bismarck selbst zu beauftragen, nach Wien zu reisen, um die Beziehungen beider Kabinette so freundlich als möglich zu gestalten, unnötige Spannung zu heben und die Bedeutung der Zollfrage nicht mehr als nötig wachsen und auf andere Fragen Einfluß gewinnen zu lassen. Er sollte eben freundlich und eingehend für jeden sein, einen Abbruch und schroffe Zurückweisungen ebenso vermeiden wie eigentliche Verhandlungen, und in der Sache nichts nachgeben. Bismarcks Sendung wurde formell damit begründet, daß er den erkrankten Gesandten, den Grafen Arnim, zu vertreten habe. Von Wien aus schreibt er vertraulich an Gerlach unter anderem:

Die Erzählungen von dem steifen und zugeknöpften Wesen dieses Ministers habe ich nicht bestätigt gefunden; seine Haltung ist ruhig und besonnen, aber freundlich mit einem Anschein von Geradheit. . . . Graf Rechberg sieht mehr wie ein Kammergerichtsrat aus als wie ein Diplomat. Er war sehr entgegenkommend und mitteilend für mich, und gefällt mir sonst gut; aber auch er glaubt, der Deutsche Bund würde durch eine amtliche Annahme der schwarzrotgoldenen Farbe Kräfte gewinnen und solche der Demokratie entziehen. Brf. v. 10. 6. 1852.

Auch den Feldmarschall Fürsten Windischgrätz lernte Bismarck kennen, „der mich gleich bei meinem Eintritte auf den ganzen Abend in Beschlag nahm, sich mit Bitterkeit über die amtliche Revolutionierung des Landes durch die Gesetzgebung und über die Unmöglichkeit eines Systems aussprach, welches sich nur auf Soldaten und Beamte von meistens wenig Bildung und Moral stützen wolle. Mit der größten Anerkennung und Freude sprach er über alles Preußische. Letzteres soll auch die Stimmung der höheren Militärs in der Nähe des Kaisers sein, der Generale Graf Grünne, Degenfeld, Heß und anderer. Als Träger der feindlichen Richtung gegen uns, besonders auf dem handelspolitischen Gebiete, bezeichnet man mir die vom verstorbenen Premierminister gehobene „Juden-Clique" — Bach, Hock und Zeitungsschreiber, obschon Bach kein Jude ist. Um so wünschenswerter wäre es mir, Bekanntschaften in der militärischen Welt, die den Kaiser umgiebt, anzuknüpfen. Die Unbekanntschaft des Grafen Buol mit dem Lande und den Geschäften, von der ich allgemein höre, trägt dazu bei, den Einfluß des Schwarzenbergschen Nachlasses aufrecht zu erhalten."

Die Audienz, die Bismarck bei dem Kaiser haben sollte, wurde verzögert durch allerlei Winkelzüge des Herrn von Buol, zugleich aber auch durch die Thatsache, daß der Monarch das Hoflager in Pest aufgeschlagen hatte. So konnte Bismarck ziemlich geärgert an die Gattin schreiben:

'S g'fallt mer hier gar net, wie Schrenk sagt, obschon es so nett war Anno 47, mit Dir, aber nicht bloß Du fehlst mir, sondern ich finde mich hier überflüssig, und das ist schlimmer, als ich Deinem unpolitischen Gemüt ver- Brf. v. 16. 6. 1852.

ständlich machen kann. Wenn ich, wie damals, nur zum Vergnügen hier wäre, so könnte ich nicht klagen; alle, die ich bisher kennen gelernt habe, sind bemerkenswert liebenswürdig, und die Stadt ist zwar heiß und engstraßig, aber doch eine ausgezeichnete Stadt. Im Geschäft dagegen herrscht große Flauheit: die Leute haben entweder nicht das Bedürfnis, sich mit uns zu arrangieren, oder setzen es bei uns in höherem Grade voraus, als es vorhanden ist. Ich fürchte, die Gelegenheit der Verständigung geht ungenützt vorüber, das wird bei uns einen bösen Rückschlag üben, denn man glaubt, einen sehr versöhnlichen Schritt durch meine Sendung gethan zu haben, und sie werden sobald nicht wieder einen herschicken, der so geneigt ist, sich zu verständigen, und dabei so freie Hand hat wie ich. Verzeih, daß ich Dir Politik schreibe, aber wessen das Herz voll ist u. s. w., ich trockne ganz aus geistig in diesem Getriebe, und ich fürchte, ich bekomme noch einmal Geschmack daran. Ich komme eben aus der Oper, mit Old Westmoreland, Don Giovanni, von einer guten italienischen Truppe, bei der ich die Miserabilität des Frankfurter Theaters doppelt empfand. Gestern war ich in Schönbrunn und gedachte an unsre abenteuerliche Mondscheinexpedition beim Anblick der himmelhohen Hecken und der weißen Statuen in den grünen Büschen, besah mir auch das heimliche Gärtchen, in das wir zuerst gerieten, was sehr verbotner Grund ist, so daß die Jägerschildwache, die schon damals dort stand, sogar das Hineinsehn verbietet. . . .

Scharf und klar ist auch hier das Urteil, das Bismarck über die Persönlichkeiten, mit denen ihn das Schicksal zusammenführte, fällt. So schreibt er über den bekannten Minister Bach und über den jungen Kaiser:

Brf. v. 19. 6. 1852. Vom Kaiser höre ich, daß er alles mit einem für seine Jahre seltenen Maßhalten treibt, bis auf seine Regentenpflichten und gelegentlich die Jagd. Er strengt seinen Körper übermäßig mit Tanzen, Reiten und Schlafentbehren an. Er steht um 4 Uhr auf, arbeitet rastlos, spricht mit jedem Beamten nur über sein Fach, schneidet in der Beziehung übergreifende Ratschläge, sowie Fragen schnell ab, läßt die eigene selbständige Entscheidung nach Form und Inhalt überall augenscheinlich in den Vordergrund treten und giebt sie kurz und entschieden. Die eigene angespannte Pflichterfüllung läßt ihn die gleiche Anstrengung als etwas sich von selbst Verstehendes bei anderen voraussetzen, und jeder Mangel darin setzt ihn in Erstaunen. Dabei ist er niemals barsch in der Form. Gerühmt wird seine große Wahrheitsliebe.

Im adligen Kasino, meint Bismarck, könne er gegenwärtig, unter den „spielenden und rauchenden Resten der höheren Gesellschaft", allein noch den Kreis seiner Bekanntschaften erweitern. Daselbst, fuhr er fort, würden gelegentlich dem Minister des Innern Dr. Bach „Schimpfwörter der stärksten Färbung angehängt. Die Meisten sind einig in Anklagen gegen Fürst Schwarzenberg, dessen Unkenntnis des Landes von Bach mißbraucht sei. Bach war für Schwarzenberg, was der Mohr für Fiesco. Seine Haltung gegen Buol scheint das Bewußtsein zu verraten, daß der ihn noch weniger entbehren kann, als Fürst Schwarzenberg es konnte; und das glaube ich auch. Der Haß der Aristokratie, auch der militärischen, gegen Bach ist groß. Man schildert ihn mir als den Träger und Schürer der Leidenschaft gegen Preußen."

Am 23. reiste Bismarck nach der ungarischen Hauptstadt, nachdem er als das Resultat der Verhandlungen mit Buol festgestellt hatte, daß dieser auf einen Handelsvertrag ohne Festlegung der Zolleinigung nicht eingehen wollte. Die Briefe aber, die Bismarck gerade damals nach Hause schrieb, atmen alles andere als politische Bedenklichkeiten. Sie atmen vielmehr eine außerordentlich zarte Beobachtung der Natur und sind von einer Plastik der Darstellung, die das Wort rechtfertigen, daß Bismarck einer der Meister der deutschen Sprachkunst gewesen sei. Wir lassen diese köstlichen Briefe im Wortlaut folgen:

Soeben komme ich vom Dampfschiff und weiß den Augenblick, der mir bleibt, bis Hildebrand mit meinen Sachen nachfolgt, nicht besser anzuwenden, als indem ich Dir ein kleines Lebenszeichen von dieser sehr östlich gelegnen, aber sehr schönen Welt schicke. Der Kaiser hat die Gnade gehabt, mir Quartier in seinem Schlosse anzuweisen, und ich sitze hier in einer großen, gewölbten Halle am offenen Fenster, zu dem die Abendglocken von Pest hereinläuten. Der Blick hinaus ist reizend. Die Burg liegt hoch, unter mir zuerst die Donau, von der Kettenbrücke überspannt, dahinter Pest und weiterhin die endlose Ebene über Pest hinaus im blauroten Abendduft verschwimmend. Neben Pest links sehe ich die Donau aufwärts, weit, sehr weit links von mir, d. h. auf dem rechten Ufer, ist sie zuerst von der Stadt Ofen besäumt, dahinter Berge, blau und blauer, dann braunrot im Abendhimmel, der dahinter glüht. In der Mitte beider Städte liegt der breite Wasserspiegel wie bei Linz, von der Kettenbrücke und einer waldigen Insel unterbrochen. Auch der Weg hierher, wenigstens von Gran bis Pesth, würde Dich gefreut haben. Denke Dir Odenwald und Taunus nahe aneinandergerückt, und der Zwischenraum mit Donauwasser angefüllt. Die Schattenseite der Fahrt war die Sonnenseite, es brannte nämlich, als ob Tokayer auf dem Schiffe wachsen sollte, und die Menge der Reisenden war groß, aber denke Dir, nicht ein Engländer, die müssen Ungarn noch nicht entdeckt haben. Uebrigens sonderbare Käuze genug, von allen orientalischen und occidentalischen Nationen, schmierige und gewaschne. Ein recht liebenswürdiger General war meine Hauptreisegesellschaft, mit dem ich fast die ganze Zeit über oben auf dem Radkasten gesessen und geraucht habe. Nachgerade werde ich ungeduldig, wo Hildebrand bleibt; ich liege im Fenster halb mondscheinschwärmend, halb auf ihn wartend, wie auf die Geliebte, denn mich verlangt nach einem clean shirt (reinem Hemd). Wärst Du doch einen Augenblick hier und könntest jetzt auch die mattsilberne Donau, die dunkeln Berge auf blaßrotem Grund und auf die Lichter sehn, die unten aus Pest heraufscheinen; Wien würde sehr bei Dir im Preise sinken gegen Buda-Pest, wie der Ungar sagt; Du siehst, ich bin auch Naturschwärmer. Jetzt werde ich mein erregtes Blut mit einer Tasse Thee besänftigen, nachdem Hildebrand wirklich eingetroffen ist, und dann bald zu Bette gehn. Brf. v. 26. 6. 1852.

Vorige Nacht wurden es nur 4 Stunden Schlaf, und der Hof ist schauerlich matinös hier; der junge Herr selbst steht schon um 5 Uhr auf, da würde ich also ein schlechter Höfling sein, wenn ich sehr viel länger schlafen wollte. Daher, mit einem Seitenblick auf eine riesenhafte Theekanne und einen verführerischen Teller mit Kaltem in Gelee und andrem Zeuge, wie ich sehe, sage ich Dir gute Nacht aus weiter Ferne. Wo habe ich denn das Lied her, was mir heut den ganzen Tag im Sinne liegt: „Over the blue mountain, over the white sea-foam, come thou beloved one, come to thy lonely home!“ Ich weiß nicht, wer mir das einmal vorgesungen haben muß, in auld lang syne!

Nachdem ich sehr gut, obschon auf einem Keilkissen, geschlafen habe, sage ich Dir guten Morgen. Die ganze Landschaft vor mir schwimmt in so heller, brennender Sonne, daß ich gar nicht hinaussehen kann ungeblendet. Bis ich meine Besuche beginne, sitze ich hier einsam frühstückend und rauchend in einem sehr geräumigen Lokal, 4 Zimmer, alles dick gewölbt, 2 etwa so wie unsre Tafelstube in der Dimension, dicke Wände wie in Schönhausen, riesenhafte Nußbaumschränke, blauseidne Möbel, auf der Diele eine Profusion von ellengroßen, schwarzen Flecken, die eine erhitztere Phantasie als die meine für Blut ansehn könnte, ich aber décidément für Tinte erkläre; eine unglaublich ungeschickte Schreiberseele muß hier gehaust, oder ein andrer Luther wiederholentlich große Tintenfässer gegen den Widersacher geschleudert haben. Ein sehr freundlicher, alter Diener in hellgelber Livree teilt sich mit Hildebrand ins Geschäft; überhaupt sind sie sehr liebenswürdig; das Dampfschiff fuhr gestern dem Vertreter des Königs zu Ehren unter großer preuß. Flagge, und dank dem Telegraphen, wartete Kais. Equipage am Landungsplatz. Sage das nicht *.

er schreibt sonst Artikel darüber. Unten treiben auf langen Holzflößen die sonderbarsten braunen, breithutigen und weithosigen Gestalten die Donau entlang. Es thut mir leid, daß ich nicht Zeichner bin, diese wilden Gesichter, schnurrbärtig, langhaarig, mit den aufgeregten schwarzen Augen und der einzig malerischen Draperie, die an ihnen hängt, hätte ich Dir gern vorgeführt, wie sie gestern den Tag über mir unter die Augen kamen. Nun muß ich ein Ende machen und Besuche. Ich weiß nicht, wann Du diese Zeilen erhältst, vielleicht schicke ich morgen oder übermorgen einen Feldjäger nach Berlin, der sie mitnehmen kann.

Abends.

Noch habe ich keine Gelegenheit gefunden, dies abzusenden. Wieder scheinen die Lichter aus Pest herauf, am Horizont nach der Theiß zu blitzt es, über uns ist es sternenklar. Ich habe heute viel Uniform getragen, in förmlicher Audienz dem jungen Herrscher dieses Landes meine Kreditive überreicht, und einen sehr wohlthuenden Eindruck erhalten. Nach der Tafel wurde vom ganzen Hofe eine Exkursion ins Gebirge gemacht, zur „schönen Schäferin", die aber lange tot ist, der König Mathias Corvinus liebte sie vor etlichen hundert Jahren. Man sieht von da über waldige, neckaruferartige Berge auf Ofen, dessen Berge und die Ebene. Ein Volksfest hatte Tausende hinausgeführt, die den Kaiser, der sich unter sie mischte, mit tobenden eljen (evviva) umdrängten, Csardas tanzten, walzten, sangen, musizierten, in die Bäume kletterten und den Hof drängten. Auf einem Rasenabhang war ein Soupertisch von etwa 20 Personen, nur auf einer Seite besetzt, die andre für die Aussicht auf Wald, Burg, Stadt und Land frei gelassen, über uns hohe Buchen mit kletternden Ungarn in den Zweigen, hinter uns dicht gedrängtes und drängendes Volk in nächster Nähe, weiterhin Hörnermusik mit Gesang wechselnd, wilde Zigeunermelodien. Beleuchtung, Mondschein und Abendrot, dazwischen Fackeln durch den Wald; das Ganze konnte ungeändert als große Effektscene in einer romantischen Oper figurieren. Neben mir saß der weißhaarige Erzbischof von Gran, Primas von Ungarn, im schwarzseidnen Talar mit rotem Ueberwurf, auf der andern Seite ein sehr liebenswürdiger, eleganter Cavalleriegeneral: Du siehst, das Gemälde war reich an Kontrasten. Dann fuhren wir unter Fackeleskorte im Mondschein nach Hause. Sage Frau von V., ihr Bruder (Graf Buol) wäre ein sehr liebenswürdiger Mann, wie das nach den beiden Schwestern, die ich kannte, nicht anders zu erwarten war. Eben erhielt ich eine telegraphische Depesche aus Berlin; sie enthielt nur 4 Buchstaben: „Nein". Ein inhaltschweres Wort. Ich habe mir heute erzählen lassen, wie dieses Schloß vor drei Jahren von den Insurgenten gestürmt wurde, wobei der brave General Hentzy und die ganze Besatzung nach einer bewundernswert tapferen Verteidigung niedergehauen wurden. Die schwarzen Flecken auf meiner Diele sind zum Teil Brandflecken, und wo ich Dir schreibe, tanzten damals die platzenden Granaten und schlug man sich schließlich auf rauchendem Schutt. Erst vor wenig Wochen ist dies zur Herkunft des Kaisers wieder in stand gesetzt worden. Jetzt ist es recht still und behaglich hier oben, ich höre nur das Ticken einer Wanduhr und fernes Wagenrollen von unten herauf. Mögen Engel bei Dir wachen, bei mir thut's ein bärenmütziger Grenadier, von dessen Bajonett ich 6 Zoll auf 2 Armeslängen von mir über den Fensterrand ragen und einen Strahl widerspiegeln sehe. Er steht über der Terrasse an der Donau und denkt vielleicht an seine Nanni . . .

Aehnlich schreibt Bismarck in einem Immediatbericht:

Poschinger; Brf. v. 25. 6. 1852.

Am Abend hatte ich die Ehre, zu einer Landpartie des Hofes nach einem im nahen Gebirge gelegnen Punkte, genannt „zur schönen Schäferin" eingeladen zu werden. Der Ort trägt seinen Namen von der Sage, daß der König Mathias Corvinus dort seiner Zeit eine wirklich schöne Schäferin mit seiner Aufmerksamkeit beehrt habe.

Die Bevölkerung der Umgegend hatte sich gestern zu Tausenden in dem dortigen Walde eingefunden, und der Kaiser, der sich zu Fuß unter dieselbe

mischte und dem Csardas-Tanzen der Ungarn und dem Walzer besonders kostümierter Schwäbinnen aus der Nachbarschaft in nächster Nähe längere Zeit zusah, wurde von der Bevölkerung mit lärmenden Eljen-Rufen dergestalt umdrängt, daß es dem Erzherzog Gouverneur und dem Hofe nicht immer gelang, in der allerhöchsten Nähe zu bleiben. Es kam sogar vor, daß Seine Majestät von Leuten, die bemüht waren, den Kaiser zu sehn, und ihn suchten, unerkannt zur Seite gedrängt wurde. Das Souper wurde an einer Tafel von etwa 20 Personen im Freien an einer Stelle, welche den Durchblick auf Ofen bot, eingenommen. Ich hatte den Erzbischof Primas von Gran zum Nachbar, einen Herrn von sehr hohem Alter, der in seiner Unterhaltung mit mir ein lebhaftes und stolzes Bewußtsein ungarischer Nationalität in den Vordergrund stellte. Das Primat hat von seinen ehemals 800 000 Fl. betragenden Einkünften durch die Revolution, wie ich höre, den größten Teil eingebüßt.

Die Rückkehr hierher fand unter Begleitung eines Fackelzuges statt.

Endlich schreibt Bismarck an Leopold von Gerlach:

Auf die Gefahr hin, von Ihnen wieder für einen importunen, brieflichen Schwätzer erklärt zu werden, schreibe ich Ihnen einige Zeilen aus dem Sitze des Pascha von Buda. Se. Majestät der Kaiser hat die Gnade gehabt, mich hier in der Burg in eine gewölbte Halle einzuquartieren, von wo aus ich einen prächtigen Blick auf die Stadt Ofen, blaue Berge, die Ausläufer des Bakonyer Waldes, sehr viel Donau, eine imposante Kettenbrücke, ganz Pest mit einer schönen neuen Kaifront und die endlose Sandsteppe dahinter habe, von deren Bestandteilen augenblicklich ein wütender Sturm viele 1000 Centner in der Luft umherführt, so daß der Horizont wie in Rauch gehüllt aussieht und der Staub beide Städte überzieht bis hier oben in das Schloß hinein. Der junge Herrscher dieses Landes hat mir einen sehr angenehmen Eindruck gemacht: zwanzigjähriges Feuer, mit der Würde und Besonnenheit reifen Alters gepaart, ein schönes Auge, besonders wenn er lebhaft wird, und ein gewinnender Ausdruck von Offenheit, namentlich beim Lächeln. Wenn er nicht Kaiser wäre, würde ich ihn für seine Jahre etwas zu ernst finden. Die Ungarn sind begeistert von dem nationalen Accent, mit dem er ihre Sprache redet, und von der Eleganz, mit der er reitet. Brf. v. 25. 6. 1852.

Die nächsten Tage benutzte Bismarck, da der Kaiser eine Fahrt nach Stuhlweißenburg unternahm und von seinen Ministern begleitet wurde, zu einem Ausfluge in das innere Land. Auch von dieser Reise sendet er wundervolle Berichte an die Lebensgefährtin; so schreibt er aus Szolnok:

Szolnok 27./6. 52.

In den vorhandnen Atlanten wirst Du eine Karte von Ungarn finden, auf dieser einen Fluß Theiß und, wenn Du dann über Szegedin hinauf nach der Quelle suchst, einen Ort Szolnok. Ich bin gestern mit Eisenbahn von Pest nach Alberti-Irza gefahren, wo ein Fürst W. in Quartier liegt, der mit einer Prinzessin v. M. verheiratet ist. Dieser machte ich meine Aufwartung, um ** Nachricht von ihrem Ergehn bringen zu können. Der Ort liegt am Rande der ungarischen Steppen zwischen Donau und Theiß, welche ich mir Spaßes halber ansehen wollte. Man ließ mich nicht ohne Eskorte reisen, da die Gegend durch berittne Räuberbanden, hier Betyaren genannt, unsicher gemacht wird. Nach einem komfortabeln Frühstück unter dem Schatten einer Schönhausischen Linde, bestieg ich einen sehr niedrigen Leiterwagen mit Strohsäcken und drei Steppenpferden davor, die Ulanen luden ihre Karabiner, saßen auf, und fort ging's in sausendem Galopp. Hildebrand und ein ungarischer Lohndiener auf dem Vordersack, und ein Kutscher, ein dunkelbrauner Bauer mit Schnurrbart, breitrandigem Hut, langen speckglänzenden schwarzen Haaren und einem Hemd, das über dem Magen aufhört und einen handbreiten, dunkelbraunen Gurt eigner Haut sichtbar läßt, bis die weißen Hosen anfangen, von Brf. v. 17. 6. 1852.

denen jedes Bein weit genug zu einem Weiberrock ist, und die bis an die Knie reichen, wo die gespornten Stiefel anfangen. Denke Dir festen Rasengrund, eben wie der Tisch, auf dem man bis an den Horizont meilenweit nichts sieht, als die hohen, kahlen Bäume der für die halbwilden Pferde und Ochsen gegrabnen Ziehbrunnen (Püttschwengel), Tausende von weißgrauen Ochsen mit armlangen Hörnern, flüchtig wie Wild, von zottigen, unansehnlichen Pferden, gehütet von berittnen, halbnackten Hirten mit lanzenartigen Stöcken, unendliche Schweineherden, unter denen jederzeit ein Esel, der den Pelz (bunda) des Hirten trägt und gelegentlich ihn selbst, dann große Scharen von Trappen, Hasen, hamsterartige Zeisel, gelegentlich an einem Weiher mit salzigem Wasser wilde Gänse, Enten, Kibitze, waren die Gegenstände, die an uns — und wir an ihnen — vorüberflogen während der drei Stunden, die wir auf 7 Meilen bis Kecskemet fuhren, mit etwas Aufenthalt in einer Csarda (einsames Wirtshaus). Kecskemet ist ein Dorf, dessen Straßen, wenn man keine Bewohner sieht, an das kleine Ende von Schönhausen erinnern, nur hat es 45,000 Einwohner, ungepflasterte Straßen, niedrige, orientalisch gegen die Sonne geschlossne Häuser mit großen Viehhöfen. Ein fremder Gesandter war da eine so ungewöhnliche Erscheinung, und mein magyarischer Diener ließ die Excellenz so rasseln, daß man mir sofort eine Ehrenwache gab, die Behörden sich meldeten und Vorspann requiriert wurde. Ich brachte den Abend mit einem liebenswürdigen Offizierkorps zu, die darauf bestanden, daß ich auch ferner Eskorte mitnehmen müsse, und mir eine Menge Räubergeschichten erzählten. Gerade in der Gegend, nach der ich reiste, sollten die übelsten Raubnester liegen, an der Theiß, wo die Sümpfe und Wüsten ihre Ausrottung fast unmöglich machen. Sie sind vortrefflich beritten und bewaffnet, diese Petyaren, überfallen in Banden von 15 bis 20 die Reisenden und die Höfe und sind am andern Tage 20 Meilen davon. Gegen anständige Leute sind sie höflich. Ich hatte den größten Teil meiner Barschaft bei Fürst W. gelassen, nur etwas Wäsche bei mir und hatte eigentlich einen Kitzel, diese Räuber zu Pferde, in großen Pelzen, mit Doppelflinten in der Hand und Pistolen im Gurt, deren Anführer schwarze Masken tragen und zuweilen dem kleinen Landadel angehören sollen, näher kennen zu lernen. Vor einigen Tagen waren mehre Gendarmen im Gefecht mit ihnen geblieben, dafür aber zwei Räuber gefangen und in Kecskemet standrechtlich erschossen worden. Dergleichen erlebt man in unsern langweiligen Gegenden gar nicht. Um die Zeit, wo Du heute morgen aufwachtest, hast Du schwerlich gedacht, daß ich in dem Augenblick in Kumanien in der Gegend von Felegyhaza und Csongrad mit Hildebrand in gestrecktem Galopp über die Steppe flog, einen liebenswürdigen, sonnenverbrannten Ulanenoffizier neben mir, jeder die geladnen Pistolen im Heu vor sich liegend, und ein Kommando Ulanen, die gespannten Karabiner in der Faust, hinterher jagend. Drei schnelle Pferdchen zogen uns, die unweigerlich Rosa und Csillak (Stern) und das nebenlaufende Petyar (Vagabund) heißen, von dem Kutscher ununterbrochen bei Namen und in bittendem Ton angeredet werden, bis er den Peitschenstiel quer über den Kopf hält, und mega, mega (halt an) ruft, dann verwandelt sich der Galopp in sausende Carriere. Ein sehr wohlthuendes Gefühl! Die Räuber ließen sich nicht sehen; wie mir mein netter, brauner Lieutenant sagte, würden sie schon vor Tagesanbruch gewußt haben, daß ich unter Bedeckung reiste, gewiß aber seien welche von ihnen unter den würdig aussehenden stattlichen Bauern, die uns auf den Stationen aus den gestickten, bis zur Erde gehenden Schafpelzmänteln ohne Aermel ernsthaft betrachteten und mit einem ehrenfesten istem adiamek (gelobt sei Gott) begrüßten. Die Sonnenhitze war glühend den ganzen Tag, ich bin im Gesicht wie ein Krebs so rot. Ich habe 18 Meilen in 12 Stunden gemacht, wobei noch 2 bis 3 Stunden, wenn nicht mehr, auf Anspannen und Warten zu rechnen sind, da die 12 Pferde, die ich brauchte, für uns und die Bedeckung erst gefangen werden mußten. Dabei waren vielleicht $1/3$ des Weges tiefster Mahlsand und Dünen, wie bei Stolpmünde. Um 5 kam ich hier an, wo ein buntes Gewühl von Ungarn, Slovaken, Walachen die Straßen (Sz. ist

ein Dorf von etwa 6000 Einwohnern, aber Eisenbahn- und Dampfschiffstation an der Theiß) belebt und mir die wildesten und verrücktesten Zigeunermelodien ins Zimmer schallen. Dazwischen singen sie durch die Nase mit weit aufgerissnem Munde in kranker, klagender Molldissonanz Geschichten von schwarzen Augen und von dem tapfern Tod eines Räubers, in Tönen, die an den Wind erinnern, wenn er im Schornstein lettische Lieder heult. Die Weiber sind im ganzen gut gewachsen, einige ausgezeichnet schön; alle haben pechschwarzes Haar, nach hinten in Zöpfen geflochten, mit roten Bändern darin. Die Frauen entweder lebhaft grünrote Tücher oder rotsammetne Häubchen mit Gold auf dem Kopf, ein sehr schönes gelbes seidnes Tuch um Schulter und Brust, schwarze, auch urblaue kurze Röcke und rote Saffianstiefel, die bis unter das Kleid gehn, lebhafte Farben, meist ein gelbliches Braun im Gesicht und große brennend schwarze Augen; im ganzen gewährt so ein Trupp Weiber ein Farbenspiel, das Dir gefallen würde, jede Farbe am Anzug so energisch, wie sie sein kann. Ich habe nach meiner Ankunft um 5, in Erwartung des Diners, in der Theiß geschwommen, Csardas tanzen sehn, bedauert, daß ich nicht zeichnen konnte, um die fabelhaftesten Gestalten für Dich zu Papier zu bringen, dann Paprika-Hähndel, Stürl (Fisch) und Tick gegessen, viel Ungar getrunken, geschrieben, und will nun zu Bett gehn, wenn die Zigeunermusik mich schlafen läßt. Gutnacht. Istem adiamek!

Von der Rückkehr nach Pest erzählt folgender Brief:

Wieder sehe ich das Ofener Gebirge, diesmal von der Pester Seite, von unten her. Aus der Ebene, die ich eben verlassen habe, sah man nur an einigen Stellen und bei sehr klarer Luft in 12 bis 15 Meilen Entfernung blaue Karpathenumrisse schimmern. Südlich und östlich blieb die Ebene unabsehbar und geht in erster Richtung bis weit in die Türkei, in der andern nach Siebenbürgen. Die Hitze war heute wieder sengend, sie hat mir die Haut im Gesicht abgeschält. Jetzt ist ein warmer Sturm, der so heftig über die Steppe herkommt, daß die Häuser davon zittern. Ich habe in der Donau geschwommen, mir die prächtige Kettenbrücke von unten angesehn, Besuche gemacht, auf der Promenade sehr gute Zigeuner spielen hören und will nun bald schlafen. Die Gegend am Rande der Pusta, da wo es anfängt, kultivierter zu werden, erinnert an Pommern, an die Gegend von Namelow, Roman und Koseeger. Die Zigeuner sind grauschwarz im Gesicht, fabelhaft kostümiert, die Kinder ganz nackend, bis auf eine Schnur Glasperlen um den Hals. Zwei Frauen hatten schöne regelmäßige Züge, waren auch reiner und geputzter als die Männer. Wenn die Ungarn einen Tanz noch einmal hören wollen, so rufen sie ganz erstaunt: hody wol? hody? (wie war das? wie?) und sehen sich fragend an, als hätten sie nicht recht verstanden, obschon sie die Musik auswendig wissen. Es ist überhaupt ein seltsam Volk, gefällt mir aber sehr gut. Meine Ulaneneskorte ist doch so übel nicht gewesen. Um dieselbe Zeit, wo ich Kecskemet in südlicher Richtung verließ, gingen 63 Wagen nach Körös nördlich ab. Diese sind zwei Stunden später angehalten und ausgeplündert worden. Einem Obersten, der zufällig vor diesen Wagen fuhr, haben sie, weil er nicht anhalten wollte, einige Schüsse nachgeschickt und ein Pferd durch den Hals geschossen, doch nicht so, daß es stürzte, und da er, im Galopp davonfahrend, nebst 2 Dienern, das Feuer erwiderte, haben sie vorgezogen, sich an die übrigen Reisenden zu halten. Sonst haben sie niemand etwas gethan und nur einige Personen geplündert, oder vielmehr gebrandschatzt, denn sie nehmen nicht alles, was einer hat, sondern fordern nach Vermögen und nach ihrem eigenen Bedürfnis eine Summe von jedem und lassen sich z. B. 40 fl., die sie gefordert haben, aus einem Portefeuille mit 1000 fl. ruhig zuzählen, ohne den Ueberrest anzurühren. Also Räuber, die mit sich reden lassen . . .

Brf. v. 28. 6. 1852.

Der Wiener Aufenthalt hatte übrigens für Bismarck insofern noch ärgerliche Folgen, als durch einen Diplomatenklatsch seine Stellung zu seinem Vorgesetzten, Herrn v. Manteuffel, dauernd verdorben wurde.

Ged. u. Er. I. In vertraulichem Gespräch fragte mich der mir befreundete hannöversche Gesandte Graf Platen gelegentlich, ob auch ich glaubte, daß ich zu Manteuffels Nachfolger bestimmt sei. Ich erwiderte, das läge einstweilen nicht in meinen Wünschen. Ich glaubte allerdings, daß der König mich in spätrer Zeit einmal zu seinem Minister zu machen gedenke und mich dazu erziehen wolle, in dieser Absicht auch mir die mission extraordinaire nach Oesterreich übertragen habe. Mein Wunsch aber wäre, noch etwa zehn Jahre lang in Frankfurt oder an verschiedenen Höfen als Gesandter die Welt zu sehen und dann gern etwa zehn Jahre lang, womöglich mit Ruhm, Minister zu sein, dann auf dem Lande über das Erlebte nachzudenken und wie mein alter Onkel in Templin bei Potsdam Obstbäume zu pfropfen. Dieses scherzende Gespräch war von Platen nach Hannover berichtet worden und dort zur Kenntnis des General-Steuerdirektors Klenze gekommen, der mit Manteuffel über Zollsachen verhandelte und in mir den Junker im Sinne der liberalen Büreaukraten haßte. Er hatte nichts Eiligeres zu thun, als entstellte Angaben aus Platens Bericht an Manteuffel mitzuteilen in dem Sinne, als ob ich an dessen Sturze arbeitete. Bei meiner Rückkehr von Wien nach Berlin (8. Juli) hatte ich an Aeußerlichem die Wirkung dieser Einbläserei wahrzunehmen. Sie bestand in einer Abkühlung meiner Beziehungen zu meinem Chef, und ich wurde nicht mehr wie bis dahin gebeten, bei ihm zu wohnen, wenn ich nach Berlin kam. Verdacht wurden mir dabei auch meine freundschaftlichen Beziehungen zu dem General von Gerlach.

Nachdem Bismarck nach Wien zurückgekehrt war und in längeren Unterredungen mit Herrn von Buol den Standpunkt Preußens verteidigt hatte, wurde er durch ein Telegramm nach Potsdam berufen, um auch persönlich seine Eindrücke mitzuteilen. Hatte seine Gesandtschaft in Wien auch vorläufig nicht einen direkten Erfolg, so trug sie doch dazu bei, der preußischen Sache schließlich den Sieg zu verschaffen. Vor allem war jetzt durch ihn der Widerstand gegen die österreichischen Pläne gefestigt und die Gefahr einer schwächlichen Nachgiebigkeit beseitigt. Damals geriet er von neuem in Konflikt mit der Kreuzzeitungspartei, die seine Thätigkeit in einer Weise kritisierte, als ob der Staat an den Rand des Verderbens gebracht worden sei. Die Intriguen, die hinter diesen und ähnlichen Machinationen lauerten und ihren Herd in Wien und zum Teil auch in Hannover hatten, durchkreuzte Bismarck mit gewohnter Rücksichtslosigkeit. Vor allem trat er der Ausstreuung entgegen, als strebe er danach, seinen Vorgesetzten, Herrn von Manteuffel, zu stürzen: er lebe in Frankfurt wie Gott in Frankreich und dieses Gemisch von Zopf, Eisenbahn, Landjunker, diplomatischem Republikaner, Kammer, müßigem Bundestagsgezänk, behagen ihm so, daß er auf dieser Welt höchstens mit seinem allergnädigsten Herrn den Platz tauschen würde, wenn die königliche Familie mit unerträglicher Zudringlichkeit ihn darum bäte.

In zahllosen Preßartikeln trat Bismarck dem Bestreben Oesterreichs entgegen, die Stimmung in den Bundesstaaten gegen Preußen mobil zu machen. Die Verhältnisse in der europäischen Politik, vor allen Dingen die Vorgänge im Westen, wo Napoleon im Begriff war, sich die Krone auf das Haupt zu setzen, halfen dazu, in Wien selbst die bisherige Schroffheit aufzugeben und sich den preußischen Ideen zu nähern. Am 17. Dezember reiste Kaiser Franz Joseph selbst zu einem Besuche nach Berlin und hier kam es zu Verhandlungen, die der Zollvereinskrisis ein

Ende bereiteten. Preußen schloß mit dem Rivalen einen Handelsvertrag und gewährte das Recht der gegenseitigen Meistbegünstigung. Es versprach, daß 6 Jahre später, also 1859, eine neue Verhandlung über eine Zolleinigung stattfinden solle, und wenige Monate darauf war auch der Zollvertrag von allen deutschen Staaten auf 12 Jahre abgeschlossen. Wie groß die Bedeutung dieser Ereignisse war, die vor allem durch Bismarcks Führung zu einem so glücklichen Ende gelangten, beweist eine Aeußerung Gerlachs an seinen Freund: „Der Handelsvertrag mit Oesterreich ist das Komplement für Olmütz und kann große Dinge zur Entwickelung bringen."

Die nächste große Aufgabe, welche sich der Diplomat in Frankfurt stellte, war in der leidigen Frage der Elbherzogtümer gegeben. Der Krieg von 1848—50 war ja geführt worden für das Recht der Erbfolge des Augustenburgischen Hauses und die Untrennbarkeit Schleswig-Holsteins von Deutschland. Aber der unrühmliche Ausgang des Kampfes hatte unter dem Drucke Rußlands zu einer Preisgabe dieses Standpunktes geführt. Bismarck sollte nun den Herzog von Augustenburg dazu bestimmen, gegen eine Geldentschädigung dauernd auf ein Erbrecht zu verzichten, eine Aufgabe, die in jeder Beziehung unerquicklich war, die aber Bismarck in geschickter Weise löste. Jedoch blieb der Keim zu späterer Verwickelung in der Thatsache bestehen, daß der Herzog auf sein Thronfolgerrecht zugleich im Namen seiner Söhne Verzicht leistete, ohne daß der Verzicht von dem Erben selbst offiziell ausgesprochen war. Elf Jahre später sollte dieser unscheinbare Umstand zu den größten Verwickelungen führen. Das Londoner Protokoll setzte das rechtliche Verhältnis der Elbherzogtümer zu Dänemark und Deutschland fest. Es ist natürlich, daß diese Abmachungen in Deutschland den tiefsten Schmerz hervorriefen, schien es doch, als ob die meerumschlungenen Herzogtümer dem dänischen Erzfeinde ausgeliefert werden sollten. Und doch war es später Bismarck wieder, der ihnen die Freiheit gebracht hat.

Bei Beginn des neuen Jahres vollzog sich ein Wechsel im Bundespräsidium zu Frankfurt. Graf Thun wurde abberufen und alsbald als österreichischer Gesandter in Berlin beglaubigt. Man hatte jedoch die Ansicht Bismarcks über ihn eingefordert und dieser fällte über seinen bisherigen Kollegen folgendes Urteil:

Er hat keine selbständigen politischen Anschauungen, die ihn veranlassen könnten, nach irgend einer Richtung hin die Führung zu nehmen und auf das Wiener Kabinett bestimmend einzuwirken. Für den Fürsten Schwarzenberg, den Schöpfer seiner Laufbahn, hatte er eine große persönliche Verehrung, eignete sich dessen Worte und Gedanken an und sprach in vertraulichen Stunden zu mir Schwarzenbergische Urteile über das Verhältnis Preußens zu Oesterreich als eigene Gedanken aus, die etwa dahin gingen, Preußen solle in der Bundesversammlung mehr den Volkstribun als den zweiten Konsul spielen wollen. Das ließe sich noch hören, aber seinen Kommentaren nach hatte er doch einen sehr fügsamen und bescheidenen Tribun im Sinne. Seine Hauptstärke ist ein klarer Verstand, schnelle Auffassung, Geistesgegenwart und Gewandtheit, und mit diesen Eigenschaften, zu denen entschiedener politischer Mut kommt, sobald er durch Instruktion gedeckt ist, würde er ein sehr bedeutender Mann sein, wenn er eine

starke, treibende politische Ueberzeugung hätte und wenn er nicht träge und vergnügungssüchtig wäre. Solange ihn aber das Feuer nicht unter den Nägeln brennt, schweift er gern allein oder mit seiner Frau in Wäldern und Feldern umher, geht auf die Jagd, des Abends in Gesellschaft von Damen, die mehr faciles und formosae als bonae laboriosae sind, er spielt dann auf dem Kasino die Nacht hindurch, wofür er des Morgens so lange schläft, daß er zur Sitzung geweckt werden muß. Auch ist er offen und anständig und hat überhaupt das Bedürfnis, für einen Mann von Ehre, auch im Dienst und Ausländern gegenüber, zu gelten. Sein Preußenhaß nimmt höchstens die Gestalt des schmerzlichen Bedauerns über einen Mißgriff der Geschichte an, der nicht mehr zu ändern ist. Ich verliere Thun ungern hier und bin überzeugt, daß ich einen Unangenehmeren wiederbekomme. Aber . . . im Interesse der Sache kann ich nur zureden, Thun anzunehmen, wenn Buol ihn anbietet. Thuns sind eifrig katholisch. Außerdem ist er Jäger, für Jagdeinladungen dankbar und im Walde gemütlich und offen mitteilend.

Als Nachfolger des Grafen Thun wurde der Baron von Prokesch bestimmt. Sofort, als diese Berufung bekannt wurde, schrieb Bismarck an Manteuffel, seine sämtlichen Kollegen seien hierdurch erschreckt, er selbst halte diese Berufung für einen politischen Fehler Oesterreichs nach vielen Richtungen hin und es wäre ihm schwer, an den Ernst der Thatsache zu glauben; denn Herr von Prokesch sei nicht der richtige Mann, Oesterreich die bisherigen Bundesgenossen zu bewahren und unter diesen selbst Frieden zu erhalten. Er glaube, daß persönliche Konflikte nicht ausbleiben werden, doch werde er sich bemühen, wenigstens nicht der Erste zu sein, mit dem etwas der Art vorkomme. Bald darauf schreibt Bismarck, ehe noch der neue Stern in Frankfurt aufgegangen war:

Brf. v. 15. 1. 1853. Die Postamtszeitung ist angewiesen, bis dahin noch mehrere Artikel zu seinem Ruhme zu geben, und versetzt mir dabei den Seitenhieb, daß ich niemals mehr als Auskultator und Rittergutsbesitzer gewesen sei, worin ich, abgesehen von dem gänzlichen Ignorieren der schönen Zeit meines Referendariats, keine Schande zu erblicken vermag. Zitelmann war aber voll sittlicher Entrüstung über diese Hindeutung auf die ruhmlose Vergangenheit seines Missionschefs.

Blum II. Eine sonderbare Etikettenfrage knüpfte sich an das längere Ausbleiben des österreichischen Vertreters, da auch der französische Gesandte von Tallenay im Begriff stand, seine Beglaubigung zu überreichen, und Bismarck als Vertreter des Präsidiums ihm das übliche Galadiner zu geben hatte. Sollte die Ankunft des Oesterreichers stattfinden, ehe dieses Diner hätte gegeben werden können, „so wird letzteres mutmaßlich ausfallen, da die Funktion des Präsidialgesandten inzwischen auf Herrn v. Prokesch übergegangen sein würde", berichtet Bismarck an Manteuffel am 13. Januar 1853. „Meine Absicht ist, in diesem Falle in der Eigenschaft als preußischer Gesandter dem neu beglaubigten Vertreter Frankreichs ein amtliches Diner zu geben, welches alsdann aber nicht in Uniform stattfinden würde. Einfacher bleibt das Verhältnis, wenn Herr v. Prokesch erst nachher hier eintrifft." Am 15. Januar setzt er hinzu: „Am Donnerstag werde ich die Beglaubigung (Tallenays) in der Sitzung (des Bundestages) vorlegen und an demselben Tage das amtliche Diner geben. Kommt Prokesch noch vorher, so muß er als „Fremder von Distinktion" dabei figurieren, oder das Diner selbst geben." Am 20. Januar wurde dieses Diner denn auch, ohne vorheriges Eintreffen Prokesch', von Bismarck gegeben. An den General v. Gerlach schreibt er am 21. Januar darüber: „Am Montag habe ich den napoleonischen Gesandten en grande tenue empfangen, seine Beglaubigung entgegengenommen und seine Anrede mit einer meiner Ansicht nach in sehr zierlichem Stile gehaltenen Antwort erwidert. Gestern habe ich ihm ein Diner mit 31 verschiedenen Uniformen gegeben, dessen Kosten mir mein Freund Prokesch von Rechtswegen ersetzen

müßte. Dieser letztere hat mir heute einen übertriefend schmeichelhaften Brief zugehen lassen, nach welchem er zu Ende dieses Monats einzutreffen gedenkt. Ich denke von ihm wie der alte Fritz von den ersten Kosaken, die er sah, „mit solchen — muß man sich hier 'rumschlagen".“ — Gerlach erwidert am 28. Januar: „Ihr ehemaliger Lehrmeister Rochow schreibt mir von Dresden: „Die Anstellung von Prokesch ist nicht erfreulich. Jetzt blüht Preußens Weizen; wenn Herr v. Bismarck der wahre und geschickte Faiseur und Staatsmann ist, so muß es ihm ein Leichtes sein, die Bundestagsgesandten für sich und seine Regierung zu gewinnen, da Prokesch die Fähigkeit hat, sich mit allen Menschen zu verfeinden.“

Am 1. Februar machte Herr von Prokesch dem preußischen Diplomaten seinen Besuch, den derselbe am folgenden Tage erwiderte. Am 3. Februar hielt er dann im Glanze seiner Uniform als Feldmarschall-lieutenant und seiner Orden den feierlichen Einzug in die Bundesversammlung als ihr neuer Präsident. Sogar in dem Bericht, den Bismarck seinem Monarchen erstattet, vermag er nicht die Ironie, mit der ihn der neue Kollege erfüllt hat, zu verschleiern. Indem Herr von Prokesch Bismarck mit besonderem Eifer als einen Mann gehobener Gesinnung, der größten Umsicht und der wärmsten Vaterlandsliebe pries, wandelte er, wie Bismarck ausführte, die gewöhnliche Donnerstagssitzung zu einer der schönsten Rütliscenen unseres Jahrhunderts um. Denn auch Bismarck erwiderte, obwohl ihn die Hühneraugen Preußens lebhaft schmerzten, auf die die österreichische Regierung mit der Ernennung Prokesch's so rücksichtslos getreten waren, mit faustdicken Schmeicheleien. Wie sich das Verhältnis beider Männer alsbald gestaltete, dafür ist ein Vorgang bezeichnend, den Bismarck später selbst erzählt hat. In den Plenarversammlungen des Bundestages war nämlich das Protokoll so geführt worden, daß Bismarck sich öfter zu Beschwerden veranlaßt sah. Einmal zwang er Herrn von Prokesch sogar zu einer Aenderung des Protokolles, auf das sich dieser in einer Versammlung mit den Worten berufen hatte: „Wenn das nicht wahr wäre, so hätte ich ja im Namen der kaiserlich-königlichen Regierung gelogen.“ Dabei sah er Bismarck an, dieser sieht ihn wieder an und sagte gelassen: „Allerdings, Exzellenz.“ Prokesch war offenbar erschrocken und als er sich umblickte und lauter niedergeschlagenen Augen begegnete und einem tiefen Schweigen, das Bismarck Recht gab, wendete er sich still ab und ging ins Speisezimmer, wo gedeckt war. „Nach Tische hatte er sich erholt“, erzählt Bismarck den Vorfall weiter. „Da kam er auf mich zu — mit einem gefüllten Glase — sonst hätte ich gedacht, er wolle mich fordern — und sagte: „Na, lassen Sie uns Frieden machen.“ — „Warum denn nicht“, sagte ich. „Aber das Protokoll muß doch geändert werden!“ „Sie sind unverbesserlich“, erwiderte er lächelnd, und damit war's gut. Das Protokoll wurde geändert und damit anerkannt, daß es die Unwahrheit enthalten hatte.

Ueberhaupt hatte Bismarck sich fortwährend über die Unwahrhaftigkeit seines Rivalen zu beklagen, wie er auch gezwungen ist, die selbstgefällige Weitschweifigkeit und die Sucht, über die geziemenden Grenzen zu schweifen, das falsche Pathos und die Eitelkeit des Wiener Vertreters

auf das schärfste zu geißeln. Es sei vor allem außerordentlich schwer, Prokesch von der Unrichtigkeit der Theorie des Lügens in der Diplomatie zu überzeugen; die Ruhe und Leichtigkeit, mit der er falsche Thatsachen aufstellt oder wahre bestreitet, findet ihre Ergänzung nur in einem überraschenden Grade von Kaltblütigkeit, in der Frontveränderung, so bald das Falsum, von welchem er ausgeht, aufgedeckt wird.

Es wäre im Rahmen dieser Darstellung ein überflüssiges Bemühen, all den Einzelheiten zu folgen, die uns die Thätigkeit Bismarcks im deutschen Bundestage in das Gedächtnis zurückrufen. Seine Berichte bieten in ihrer Gesamtheit ein wundervolles Bild jener engherzigen Kleinstaaterei, die sich in dieser eigentümlichen Körperschaft ausdrückt. So sind es auch Verfassungsfragen aus Lippe-Detmold, aus der freien Stadt Frankfurt, Fragen, die sich an die Bundesfestungen Ulm und Rastatt anknüpfen, die trotz ihrer inneren Bedeutungslosigkeit eine Fülle von Thätigkeit erforderten. Aber gerade in dieser kleinen Arbeit zeigt sich der junge preußische Staatsmann wieder als der überlegene Meister, wie er auf der anderen Seite vielleicht der einzige ist, der sich den freien Blick dafür bewahrt, daß mit solchen Dingen das letzte Ziel nicht erreicht werden kann. Der Grundgedanke, der hier wie überall Bismarcks Verhalten bestimmt, liegt in dem Bestreben, die Interessen Preußens und Gesamtdeutschlands zu identifizieren und sie in Gegensatz zu stellen zu der österreichischen Präpotenz. Von Bedeutung für die Folgezeit war immerhin das Auflodern des Kirchenstreites und das plötzlich hervortretende ultramontane Streben, einen Gegensatz zwischen Staat und Kirche zu schaffen. Bismarck erkannte sofort und schrieb es schon am 15. November 1852 an Manteuffel, daß „der eroberungslustige Geist im katholischen Lager uns auf die Dauer doch nicht die Möglichkeit lassen werde, dem offenen Kampfe auszuweichen."

Auch hier geriet er in Widerspruch mit seinem alten Freunde Gerlach, der sich durchaus auf die Seite der Klerikalen stellte. In einem Briefe an den General von Gerlach schreibt er mit aller Schärfe:

Es sei nicht nur kein christliches Bekenntnis, sondern ein wachsender, götzendienerischer Papismus voll Haß und Hinterlist, der hier in einem unversöhnlichen, mit den infamsten Waffen geführten Kampfe gegen die weltlichen Bollwerke des Evangeliums sich bethätige. Katholik und Feind Preußens sei gleichbedeutend, mögen sie ihren Haß gegen uns schwarzgelb, französisch oder demokratisch anstreichen; der Ultramontanismus fälsche mit Menschensatzungen die Offenbarung Gottes und pflege die Abgötterei als Grundlage weltlicher Herrschaft. Im badischen wie im nassauischen Kirchenstreit wurde Bismarck als Vermittler verwandt. Der Grundgedanke seines Handelns lag in der Meinung, daß die protestantischen Regierungen sich bestreben müßten, mehr Gemeinsamkeit als bisher für ihre Stellung gegen die römische Kirche zu gewinnen. Ja, er dachte sogar an die Begründung eines evangelischen Staatenbundes, einer Art von Erneuerung des Schmalkaldischen Bundes.

Aus dieser Zeit stammt das vertrauliche Privatschreiben Bismarcks an Manteuffel, in dem er in glänzender Weise die Mitglieder des Bundestages charakterisiert. Das scharfe Urteil, das er hier über Prokesch fällt, fand allerdings alsbald eine recht wunderbare Ergänzung, als sich in einem von ihm selbst verkauften Pulte seine gesamte Korrespondenz mit Preßagenten fand, in der er den Versuch gemacht hatte, eine möglichst feindselige Stimmung gegen Preußen in Deutschland zu verbreiten. Unter diesen Materialien fanden sich auch zahlreiche Artikel von Prokesch's Hand, in denen Friedrich Wilhelm IV. auf das heftigste angegriffen und in arger Weise beleidigt wurde. Manteuffel stellte den Hauptinhalt des Fundes zusammen und sandte ihn an Bismarck, der darüber äußerst vergnügt war: „Die Enthüllungen über Prokesch haben mich sehr amüsiert; ich glaube, daß man noch üblere Dinge bei ihm entdecken könnte, aber daß er so unverständig ist, dergleichen aufzubewahren und eigenhändig zu schreiben, überrascht mich und macht mir ihn als Gegner noch lieber". Durchaus folgerichtig, wenn auch recht boshaft, wünschte Bismarck, daß man Herrn von Prokesch um Gotteswillen auf seinem Posten lassen möge, er könne nur einen Nachfolger mit mehr Geschick oder Geschmack finden.

In der auswärtigen Politik gingen Bismarcks Ratschläge konsequent dahin, den konservativen Heißspornen, die am liebsten zu einem Bruch mit dem revolutionären Kaisertum Napoleon gedrängt hätten, mit aller Schärfe entgegenzutreten. Er hege zwar keine Sympathien für ein französisches Bündnis, aber er sehe nur dann die Möglichkeit gegeben, sich von dem östlichen Nachbarn unabhängig zu erhalten, wenn man möglichst freundliche Beziehungen nach Westen hin pflege; man dürfe die Möglichkeit, unter Umständen ein Bündnis mit Frankreich als das kleinere von zwei Uebeln zu wählen, sich nicht abschneiden, wenn man auch niemals Gebrauch davon machen sollte. Vor allem warnt Bismarck, durch eine Preßpolemik gegen die Heirat Napoleons mit der Gräfin Eugenie von Montijo unnütze Bitterkeit zu erregen. Napoleon möge heiraten, wen oder wie er Lust hat; auch wenn er seinen verliebten Gelüsten den Mantel der Volkstümlichkeit umzuhängen suche, so sei das für Preußen gleichgültig.

Selbstverständlich wurde der Aufenthalt Bismarcks durch zahlreiche Reisen unterbrochen, denen er ja auch thatsächlich in seinen „Gedanken und Erinnerungen" ein besonderes Kapitel widmet. Der Zweck dieser Fahrten lag einerseits in dem Bedürfnis der leitenden Berliner Kreise, seine Ansichten auch mündlich zu vernehmen und seinen Rat einzuholen, andererseits in dem Urlaubsbedürfnis und endlich in seinem Entschluß, an den Landtagsberatungen teilzunehmen. Zugleich ergab sich für ihn die Notwendigkeit, die kleineren Fürstenhöfe häufiger aufzusuchen, und auch in Koblenz werden wir ihm begegnen. Von der Fahrt, die er am Anfang des Jahres 1852 nach Berlin antrat, berichtet ein amüsanter Brief aus Halle:

Brf. v. 7. 1. 1852. . . . Von hier habe ich Dir, so viel ich weiß, noch nicht geschrieben, und hoffe, daß es auch künftig nicht wieder vorkommt. Ich habe mich so viel besonnen, ob doch gestern nicht am Ende Freitag war, als ich abreiste; ein dies nefastus (* wird Dir sagen, was das heißt) war es sicherlich; in Gießen kam ich in ein hundekaltes Zimmer mit drei nicht schließenden Fenstern, zu kurzes, zu schmales Bett, schmutzig, Wanzen; infamer Kaffee, noch nie gekannt so schlecht. In Guntershausen kamen Damen in die erste Klasse und das Rauchen hörte auf, eine höhere Geschäftsdame (* wird Dir sagen, was das ist) mit zwei Kammerjungfern, Zobelpelz; sprach abwechselnd mit russischem und englischem Accent deutsch, sehr gut französisch, etwas englisch, war aber meiner Ansicht nach aus der Reezenjasse in Berlin, und die eine Kammerfrau ihre Mutter oder ältere Geschäftsfreundin (* 2c.). Zwischen Guntershausen und Gerstungen platzte ganz sanft eine Röhre an der Lokomotive, das Wasser lief aus, da saßen wir, 1 ½ Stunden lang im Freien, recht hübsche Gegend und warme Sonne. Ich hatte mich in die zweite Klasse gesetzt, um zu rauchen, da fiel ich einem Berliner Kammer- und Geh. Rats-Kollegen in die Hände, der jetzt 14 Tage Homburg getrunken hatte und mich im Beisein einiger Meßjuden fragte und zur Rede stellte, bis ich verzweifelt wieder zur Prinzessin aus der Reezenjasse heimkehrte; durch den Aufenthalt kamen wir drei Stunden zu spät nach Halle, der Berliner Zug war längst fort, ich muß hier schlafen und morgen früh per Güterzug um ½1 reisen, um 2 ankommen. Hier am Bahnhof sind 2 Gasthöfe, aus Versehen bin ich in den falschen geraten; ein Gendarm ging im Saal auf und ab und musterte bedenklich meinen Bart, während ich ein müffiges Beefsteak aß. Ich bin sehr unglücklich, werde nun aber noch den Rest Spickgans zu mir nehmen, etwas Portwein trinken und dann zu Bette gehen . . .

Als es sich um die Verwandlung der ersten Kammer in ein Herrenhaus handelte, wurde Bismarck durch folgendes Billet des Königs nach Berlin berufen:

Charlottenburg, 21. April 1852.

Ged. u. Er. I. Ich erinnere Sie daran, teuerster Bismarck, daß ich auf Sie und Ihre Hilfe zähle bei der nahen Verhandlung in zweiter Kammer über die Gestaltung der ersten. Ich thue dies um so mehr, als ich leider aus allersicherster Quelle Kenntnis von den schmutzigen Intriguen habe, die in bewußtem (?) oder unbewußtem (?) Verein reudiger Schafe aus der Rechten und stänkriger Böcke aus der Linken angestellt werden, um meine Absichten zu zerstören. Es ist dies ein trauriger Anblick unter allen Verhältnissen, einer „zum Haar Ausraufen" aber auf dem Felde der teuer angeschafften Lügenmaschine des französischen Konstitutionalismus. Gott bess'r es! Amen.

Ueberhaupt hat Bismarck auf den Reisen zwischen Frankfurt und Berlin über Guntershausen „in einem Jahre 2000 Meilen gemacht, damals stets die neue Zigarre an der vorhergehenden entzündend oder gut schlafend." Der König erforderte nicht nur seine Ansicht über Fragen der deutschen und der auswärtigen Politik, sondern beauftragte ihn auch gelegentlich, wenn ihm Entwürfe des Auswärtigen Amtes vorlagen, mit der Ausarbeitung von Gegenprojekten.

An den Landtagsverhandlungen selbst nahm Bismarck nur mit großer Zurückhaltung teil, doch geriet er trotz dieser Zurückhaltung einmal in einen lebhaften Konflikt. Herr von Vincke hatte die Herabsetzung des Militäretats beantragt und in einer Rede die letzten preußischen Rüstungen scharf verurteilt. Er hatte ausgerufen, man solle nicht daran denken, die Landwehr etwa dazu zu benutzen, bei einem diplomatischen Rückzuge, wie den vor Olmütz, Parade zu machen; Ereignisse wie

die Schlacht bei Bronzell könnten ohne Benachteiligung des militärischen Geistes nicht vorübergehen. In seiner Erbitterung sagte Bismarck: „Es kommt vor, daß militärische Talente angeboren werden, es ist auch möglich, daß einzelne Kammermitglieder in der Eigenschaft als Landwehroffiziere sich hohe kriegswissenschaftliche Kenntnisse erwerben. Ich würde aber, ehe wir darauf Kammerbeschlüsse gründen, doch wohl bitten, eine Probe davon abzuwarten.“ Bismarck fügte hinzu: „Es ist möglich, daß trotz der friedlichen Disposition aller Staaten Europas wir vielleicht innerhalb 6 Monaten in Verhältnisse kommen, in welchen die Herren Gelegenheit haben könnten, ihre militärischen Talente auf einem anderen Felde als hier darzuthun!“ Die Anspielung Bismarcks auf den Charakter Vinckes als Landwehroffizier führte diesen wieder auf die Tribüne. Er ersuchte Herrn von Bismarck, dessen witzige Talente ja hinreichend bekannt seien, nicht immer die alten Kammerwitze vorzutragen, und rief: „Denkt man etwa die Landwehr dazu zu benutzen, bei einem diplomatischen Rückzuge, wie den von Olmütz, Parade zu machen, oder mutet man ihr Schlachten zu, wie die bei Bronzell?“ Bismarck entgegnete, es sei nicht seine Absicht gewesen, Witze zu machen, denn er halte Vinckes Situation, wenn er ihn im Felde sehen sollte, gar nicht für witzig, sondern für sehr ernst; wer übrigens zum neunzehnten Male den müdegerittenen Trompeterschimmel von Bronzell tummelt, der dürfe sich nicht über alte abgetragene Witze beklagen. Zwei Tage darauf erneuerte Herr von Vincke den persönlichen Kampf. Er bekämpfte eine Etatforderung für die Burg Hohenzollern mit der Begründung, daß man dieses Geld für Kriegszwecke in nächster Zeit jedenfalls nötiger brauche, seit ein „namhafter Diplomat“ es ausgesprochen habe, daß man vielleicht schon in 6 Monaten Krieg haben werde. Wenn dies von einem Diplomaten, bei dem doch eine diskrete Zurückhaltung notwendig sei, gesagt werde, so müsse die Besorgnis eines europäischen Krieges doch weit näher liegen, als man bisher angenommen habe. Bismarck verwahrte sich gegen die Bosheiten Vinckes und schloß seine Erwiderung mit der Bemerkung, daß er nicht den Krieg angekündigt, sondern nur die Möglichkeit eines Krieges behauptet habe: „Ich glaube, durch diese Aeußerung die Diskretion, welche mein Amt mir auferlegt, nicht verletzt zu haben, ebensowenig als dadurch, daß ich hinzufüge, daß es meine feste Ueberzeugung ist, daß wir in 6 Monaten Krieg haben oder Frieden.“ Der Abg. v. Vincke bemerkt hierauf ungefähr: Ich kann nur annehmen, daß der persönlich gereizte Ton, wozu der Herr Abg. keine Veranlassung hatte, da ich seine Leistungen dankbar anerkannt habe, nur aus verletzter Bescheidenheit herrührt, weil ich ihn einen namhaften Diplomaten genannt habe. Ich will daher, um ihn zu befriedigen, diese Aeußerung hiermit förmlich zurücknehmen, da allerdings alles, was ich von seinen diplomatischen Leistungen weiß, sich nur auf die bekannte brennende Zigarre beschränkt. Die Folge dieses Zwistes war das Duell zwischen Bismarck und Herrn von Vincke, das wir bereits in dem einleitenden Artikel wiedergegeben haben.

Bismarck hielt es zwar für notwendig, bei den nächsten Wahlen auf ein Mandat zu verzichten, doch wurde er 2 Jahre darauf auf Vorschlag des alten und befestigten Grundbesitzes im Herzogtum Stettin in das Herrenhaus berufen, wo er jedoch bis zu seinem Eintritt in das Ministerium niemals das Wort ergriff.

Den Urlaub des Jahres 1853 verwandte Bismarck zu einer Reise nach Holland, Norderney, dem Genfer See und Oberitalien. In Ostende traf er auch mit dem Prinzen von Preußen zusammen. Das dortige Badeleben schildert er der Gattin:

Brf. v. 19. 8. 1853. . . . Bisher habe ich hier außer dem heutigen drei Bäder genommen, die mir sehr gefielen; starker Wellenschlag und weicher Grund. Die meisten baden dicht unter dem Damm, der den Spaziergang bildet, Damen und Herren durcheinander; erstere in sehr unkleidsamen langen Röcken von dunkler Wolle, letztere in einem Tricot, Jacke und Hose aus einem Stück, so daß die Arme bis oben und die Beine fast ganz frei bleiben. Nur das Bewußtsein tadelfreier Körperformen kann unser einem die Dreistigkeit geben, sich so vor der ganzen Damenwelt zu produzieren . . .

Aus Brüssel berichtet er der Gattin:

Brf. v. 21. 8. 1853. . . . Ich habe Ostende mit Bedauern verlassen und bin heute voller Sehnsucht dahin; ich habe dort eine alte Geliebte wieder gefunden, und zwar so unverändert und reizend, wie bei unsrer ersten Bekanntschaft; die Trennung finde ich gerade in dieser Stunde schwer und sehe mit Ungeduld dem Augenblick entgegen, wo ich mich bei dem Wiedersehn in Norderney wieder an ihre wogende Brust werfen werde. Ich begreife eigentlich kaum, wie man nicht immer an der See wohnen kann, und warum ich mich habe überreden lassen, zwei Tage in diesem geradlinigen Steinhaufen hier zuzubringen, Stiergefechte, Waterloo und pomphafte Aufzüge zu sehn. Hätte ich nicht die mir in allen Beziehungen verquere Abrede mit (Schele), so wäre ich noch einige Wochen in Ostende geblieben und hätte N(orderney) aufgegeben. Morgen bleibe ich wenigstens noch bis Mitag hier, fahre dann, oder übermorgen früh nach Antwerpen, Rotterdam, Amsterdam; von dort mit dem Dampfschiff nach Harlingen und durch Friesland nach Norderney. Ich fürchte, (Schele) wird mich dort bald derangieren, und bin ich einmal mit ihm in Bremen, so weiß ich kaum, ob ich den langweiligen Weg nach Norderney noch einmal zurücklege, sondern werde mich wohl über Hannover, Hamm, Kassel, Frankfurt nach dem Ort, den Du dann bewohnst, aufmachen. Wenn Du mir schreibst, so dirigiere nach Norderney . . .

Und von Amsterdam erzählt er:

Brf. v. 14. 8. 1853. . . . In Brüssel und Antwerpen habe ich vor lauter Festen und Sehenswürdigkeiten gar nicht zu einem ruhigen Augenblick kommen können. Ich habe eine abscheuliche Nacht auf einem Feldstuhl zugebracht, mit einem überfüllten Dampfboot von Antwerpen um 1 Uhr nachts abfahrend. Durch ein winkliges Labyrinth von Schelde-, Maas- und Rheinarmen gelangte ich heute früh um 2 nach Rotterdam, gegen 4 hierher. Das ist ein sonderbarer Ort; viele Straßen sind wie Venedig, einige ganz mit dem Wasser bis an die Mauer, andre mit Kanal als Fahrdamm und mit lindenbesetzten, schmalen Wegen vor den Häusern. Letztre mit phantastisch geformten Giebeln, sonderbar und räucherig, fast spukhaft, mit Schornsteinen, als ob ein Mann auf dem Kopfe stände und die Beine breit auseinander spreizte. Was nicht nach Venedig schmeckt, ist das rührige Leben und Treiben und die massenhaften, schönen Läden; ein Gerson neben dem andern, und großartiger aufgeputzt, als mir die Pariser und Londoner in der Erinnerung vorschweben. Wenn ich das Glockenspiel höre und mit einer langen Tonpfeife im Munde durch den Mastenwald über die Kanäle auf die in der Dämmerung noch abenteuerlicheren, verwirrten

Giebel und Schornsteine im Hintergrunde sehe, so fallen mir alle holländischen Gespenstergeschichten aus der Kinderzeit ein, von Dolph Heylinger und Rip van Winkel und dem fliegender Holländer. Morgen früh gehe ich mit dem Dampfschiff nach Harlingen am Zuydersee, und morgen Abend hoffe ich in Norderney zu sein, dem fernsten Punkte von Dir, den ich zu berühren gedenke, und dann ist die Zeit nicht fern, wo ich Dir auf einem Gletscher unverhofft begegnen werde. Von Berlin habe ich seit Ostende nichts gehört und schließe daraus, daß sich alle Stürme gelegt, und die Wasser ins alte Bett zurückgekehrt sind, für uns das Angenehmste, was sein kann. Daß ich Holland gesehen habe, ist mir recht lieb; es ist von Rotterdam bis hier eine immer gleich grüne und gleich flache Wiese, auf der viele Büsche stehn, viel Vieh weidet, und einige aus alten Bilderbüchern ausgeschnittne Städte liegen; Acker gar nicht . . .

Aus Amsterdam schreibt Bismarck auch an Gerlach:

Verehrtester Freund,

Nur für die Eventualität, daß Sie in der Rohrbeker Muße eine unbezwingbare Lust anwandeln sollte, mir zu schreiben, erlaube ich mir die Benachrichtigung, daß ich von morgen an bis etwa gegen den 10. September in Norderney sein werde. Wenn ich sage von morgen an, so kann vielleicht auch übermorgen werden, indem ich von hier nach dem Texel, von da nach Ameland und weiter gehe, wobei die Schnelligkeit der „Pink", welcher ich mich und meinen Diener anvertraue, vom Winde abhängt. Die Angaben schwanken zwischen 12 und 48 Stunden, und ich werde mich so verproviantieren, daß ich nicht auf die Seehunde und Delphine, die ich unterwegs zu schießen gedenke, angewiesen bin. Bisher habe ich entdeckt, daß die Stelle, welche auf der Karte Holland heißt, gar kein „Land" im Sinne eines Rohrbeker Landwirts ist, sondern eine 10 Meilen lange Wiese, auf welcher viele Büsche stehen und zwischen zahllosen wiederkäuenden Kühen einige nach alten Bilderbüchern gebaute Städte liegen. Dieses Amsterdam mit seinen lindenbesetzten Kanälen und Grachten, der räucherigen Atmosphäre, durch welche ein phantastisches Gewirre von Masten, sonderbaren Hausgiebeln, und Yförmigen Schornsteinen in unbestimmten Umrissen sichtbar ist, hat trotz seiner betriebsamen Rührigkeit etwas so Gespenstiges für mich, daß ich an keine Erscheinungen glaube, solange es hier nicht spukt. Ich bin darauf gefaßt, in der Nacht mehrere fliegende Holländer in Büffelleder und spanischer Krause mit spitzen Hüten und noch spitzern Bärten vor meinem Bett zu sehn. In Ostende habe ich bereits eine Woche gebadet, und schreibe Ihnen nächstens mit sicherer Post noch einiges über dort. Schele will in der nächsten Woche mir in Bremen ein Rendezvous geben, dessen Resultate ich melden werde. Einstweilen leben Sie wohl, ich muß schlafen, da ich vorige Nacht auf einem Stuhl ohne Lehne in einem überfüllten Dampfschiff zugebracht. In treuer Verehrung stets Ihr v. B.

Brf. v. 24. 8. 1853.

Aus Norderney sendet Bismarck der Gattin folgendes Stimmungsbild

Gestern abend bin ich auf einer dicken holländischen Kuff unter Donner, Blitz und Regen hier eingelaufen, habe heute nach gerade einer Woche Entbehrung wieder ein wundervolles Seebad genommen und sitze in einem Fischerhäuschen mit dem Gefühl großer Einsamkeit und Sehnsucht nach Dir, welches teils durch Kindergeschrei nebenan beim Wirt erhöht wird, teils durch das pfeifende Sausen des Sturmes am Giebel und an der Flaggenstange ein melancholisches Accompagnement gewinnt. Es scheint hier gründlich langweilig zu sein, das ist mir gerade recht, denn ich habe eine längere Arbeit zu machen. Ich schrieb Dir zuletzt aus Amsterdam, vorher aus Brüssel. Seitdem habe ich ein reizendes Ländchen gesehn, Westfriesland; ganz flach, aber so buschig grün, heckig, um jedes nette Bauernhaus für sich ein Wäldchen, daß man sich nach der stillen Unabhängigkeit sehnt, die da zu wohnen scheint. * wird dieses Wohlgefallen vielleicht besonders dem Umstande zuschreiben, daß wie bei Linz und Gmünden alle Mädchen bildhübsch sind, nur größer und schlanker als dort, blond, Farben

Brf. v. 27. 8. 1853.

wie Milch und Rosen und mit einem sehr wohlkleidenden helmartigen goldnen Kopfputz. . . .

Von Chambéry ist wiederum ein Brief an Gerlach datiert:

Brf. v. 16. 10. 1853. Es ist doch sehr glücklich, einmal 14 Tage so gar nichts von Politik zu hören und zu sehen und sich über nichts zu ärgern und aufzuregen als über seine eignen Thorheiten. Verachten Sie mich auch wegen des studentischen Leichtsinns, mit dem ich in der Welt umherdämmre, oder schätzen Sie diese Eigenschaft hoch an Diplomaten? Nach meinen Reiseeindrücken ist übrigens dieses Land unendlich viel mehr in der Civilisation zurück, als ich geglaubt habe, und die Rodomontaden in der liberalen Partei über die Vortrefflichkeit der hiesigen Staatsmaschine und die Höhe der materiellen Entwickelung sind in unverschämter Weise aus der Luft gegriffen. Das Militär sieht gut aus, d. h. soldatisch, nicht elegant. Dagegen die Douaniers überzahlreich und bettelhaft korrumpiert, d. h. sie drängen privative Dienste auf und behalten Geld, was sie herausgeben sollen, bitten auch darum. Die öffentlichen Straßen und zwar die großen Heerstraßen, von Novara über Ivrea nach Turin, das noch nicht Eisenbahn habende Ende von Turin nach Genua, der Weg an der Riviera, der von Turin über den Mt. Cenis, also die Hauptwege des Landes sind so, daß Extrapost mit leichtestem Wagen auf wenigstens dem halben Teil durch kein Trinkgeld aus dem kurzen Schritt gebracht werden kann. Die Posteinrichtungen sind unglaublich liederlich. Man ist ganz der Willkür der Posthalter und Postillone preisgegeben; erstere haben nicht die vorgeschriebne Pferdezahl; die sie haben, sind abgetriebne Schindmähren, die keine Peitsche mehr zum Laufen bringt, gar keine Vorschrift über Beförderungszeit, beliebiges Wartenlassen bei bestellten Pferden, Ansetzen von mehr Pferden, die gar nicht angespannt werden, und keine Möglichkeit der Beschwerde. Der Postmeister in Susa, dem ich mit den klarsten Artikeln des vom König unterschriebnen und höchst konstitutionell kontrasignierten regolamente sulla posta — cavalli gegenübertrat, lachte mich aus, sagte in Bezug auf gedachtes Reglement me ne f . . ., me ne stra-arci-f . . ., und meine Drohung, mich in Turin zu beschweren, erfüllte ihn mit aufrichtiger Heiterkeit. In einer Stadt wie Genua ist durch kein Mittel, auch nicht durch unsern Konsul herauszubringen, was für Posten und wann sie von Turin hierher oder von Alessandria über den Simplon gehn; wie lange eine Post fährt und wie teuer, kann man nur an Ort und Stelle im Bureau erfahren, keine andre Behörde, kein Buch giebt sonst Aufschluß. Auf jeder Station vom Mt. Cenis bis hier habe ich zu ermitteln gesucht, wann eine diligence oder ein Kurier von hier nach Genf ginge; erst auf der letzten Station bekam ich eine Antwort, aber eine grundfalsche vom Postmeister. Und bei dem allem war nicht etwa Bosheit, sondern naive brutale Unwissenheit der Grund. Ich bin wahrhaft erstaunt, ein wie großer Abstand in puncto europäischer Civilisation zwischen den Zuständen nicht bloß bei uns, sondern in jedem deutschen Staate und denen dieses „kultiviertesten" italienischen liegt. Dabei sprechen diese Leute in ihrer Presse von uns wie von nordischen Barbaren und Sklaven sultanischer Herrscher. Ich habe hier eben einige Blätter gelesen, alte, und ohne politische Nachrichten, nur räsonnierende Artikel; man staunt vor dem Grad von Dummheit und Unkultur, dessen man bei seinen Lesern sicher sein muß, um so etwas schreiben zu können; alles im rohsten Stil roter Demokratie. Diese scheint hier ihr Heil aus endlichen Kriegen Amerikas gegen Europa zu erwarten. Amerika gegen ein russisches Europa ist der Schlußgedanke, den ich auch in deutschen roten Blättern gefunden habe, und schließlich die „Vereinigten Staaten von Europa".

Nach der Beendigung der Badekur wurde Herrn von Bismarck übrigens ein sonderbares Anerbieten gemacht; er sollte Minister des blinden Königs Georg von Hannover werden.

Ged. u. Er. I. „Ich wurde von dem eben aus dem Ministerium Schell ausgetretenen Minister Bacmeister sondiert, ob ich Minister des Königs Georg werden wolle.

Ich sprach mich dahin aus, daß ich in der auswärtigen Politik Hannover nur dienen könne, wenn der König vollständig Hand in Hand mit Preußen gehen wolle; ich könnte mein Preußentum nicht ausziehen wie einen Rock. Auf dem Wege zu den Meinigen nach Villeneuve am Genfer See, den ich von Norderney über Hannover nahm, hatte ich mehrere Konferenzen mit dem Könige. Eine derselben fand statt in einem zwischen seinem Schlafzimmer und dem der Königin gelegenen Kabinett im Erdgeschoß des Schlosses. Der König wollte, daß die Thatsache unsrer Besprechung nicht bekannt werde, hatte mich aber um fünf Uhr zur Tafel befohlen. Er kam auf die Frage, ob ich sein Minister werden wolle, nicht zurück, sondern verlangte nur von mir als Sachkundigem in bundestäglichen Geschäften einen Vortrag über die Art und Weise, wie die Verfassung von 1848 mit Hilfe von Bundesbeschlüssen revidiert werden könne. Nachdem ich meine Ansicht entwickelt hatte, verlangte er eine schriftliche Redaktion derselben und zwar auf der Stelle. Ich schrieb also in der ungeduldigen Nachbarschaft des an demselben Tische sitzenden Königs die Hauptzüge des Operationsplans nieder unter den erschwerenden Umständen, die ein selten gebrauchtes Schreibzeug bereitete: Tinte dick, Feder schlecht, Papier rauh, Löschblatt nicht vorhanden; die von mir gelieferte vier Seiten lange Staatsschrift mit ihren Tintenflecken war nicht als ein kanzleimäßiges Mundum anzusehen. Der König schrieb überhaupt nur seine Unterschrift, und auch diese schwerlich in dem Gemach, in welchem er des Geheimnisses wegen mich empfangen hatte. Das Geheimnis wurde freilich dadurch durchbrochen, daß es darüber sechs Uhr geworden war und der auf fünf befohlenen Tischgesellschaft die Ursache der Verspätung nicht entgehen konnte. Als die hinter dem Könige stehende Uhr schlug, sprang er auf und ging wortlos und mit einer bei seiner Blindheit überraschenden Schnelligkeit und Sicherheit durch das mit Möbeln besetzte Gemach in das benachbarte Schlaf- oder Ankleidezimmer. Ich blieb allein, ohne Direktion, ohne Kenntnis der Lokalität des Schlosses, nur durch eine Aeußerung des Königs unterrichtet, daß die eine der drei Thüren in das Schlafzimmer der an den Masern krank liegenden Königin führte. Nachdem ich mir hatte sagen müssen, daß niemand kommen werde, mich zu geleiten, trat ich durch die dritte Thür hinaus und fand mich einem Lakaien gegenüber, der mich nicht kannte und über mein Erscheinen in diesem Teile des Schlosses erschrocken und aufgeregt war, sich jedoch beruhigte, als ich dem Accente seiner mißtrauischen Frage entsprechend englisch antwortete und zu der königlichen Tafel geführt zu werden verlangte.

Am Abende, ich weiß nicht, ob desselben oder des folgenden Tages, hatte ich wieder eine lange Audienz ohne Zeugen. Während derselben nahm ich mit Erstaunen wahr, wie nachlässig der blinde Herr bedient war. Die ganze Beleuchtung des großen Zimmers bestand in einem Doppelleuchter mit zwei Wachskerzen, an denen schwere metallene Lichtschirme angeklemmt waren. Der eine fiel infolge Niederbrennens der Kerze mit einem Geräusch, wie der Schlag auf ein Gong, zu Boden; es erschien aber niemand, befand sich auch niemand im Nebenzimmer, und ich mußte mir von dem hohen Herrn die Stelle der Klingel bezeichnen lassen, die ich zu ziehen hatte. Diese Verlassenheit des Königs war mir um so auffälliger, als der Tisch, an dem wir saßen, mit allen möglichen amtlichen oder privaten Papieren so bedeckt war, daß einzelne bei Bewegungen des Königs herunterfielen und von mir aufgehoben werden mußten. Nicht weniger auffällig war es, daß der blinde Herr mit einem fremden Diplomaten, wie ich, ohne jede ministerielle Kenntnisnahme stundenlang verhandelte.

Siebentes Kapitel.

Während des Krimkrieges.

Der enge Rahmen, den die Vorgänge am Bundestage immerhin boten, wurde plötzlich für lange Zeit durchbrochen durch das Eindringen einer gewaltigen europäischen Krisis, durch den Krieg Rußlands gegen die Türken und die Westmächte. Diese Frage bot zuerst dem jungen Diplomaten in Frankfurt die Gelegenheit, einen tiefen Einblick zu gewinnen in die widerstreitenden Thatsachen, in das Verhältnis der europäischen Staaten. Sein Auge lernte es, sich an einen weiten Blick zu gewöhnen, der über die Grenzen hinausdrang und die ganze Weltpolitik zu umfassen vermochte. Bismarck bietet auch jetzt wieder in der Erscheinungen Flucht den ruhenden Pol. Er stellt dem wankelmütigen Charakter Friedrich Wilhelm IV., der bald aus alten Traditionen nach Rußland gezogen, bald von einer auffallenden Neigung zu England, bald wieder von der Furcht vor einer Trennung von Oesterreich beherrscht wird, den männlich entschlossenen Willen und die klare Erkenntnis gegenüber, daß die Maßnahmen, die Preußen in der Schicksalsstunde ergriff, nicht nur für den Augenblick ihre Bedeutung haben, sondern auch für die Zukunft, und mit aller Energie seines Wollens wehrt er den Gedanken ab, die Großmachtstellung Preußens preiszugeben und die Knochen der pommerschen Grenadiere dem österreichischen Plane im Orient zum Opfer zu bringen. Das Schachspiel, das gerade damals gespielt wurde, war ungemein reich an Figuren, an Zügen und Gegenzügen; Bismarck schützte Preußen davor, hier die Rolle des mißachteten Bauern zu spielen.

Kaiser Nikolaus stand auf der Höhe seiner Erfolge, seine Politik hatte in ganz Europa reiche Früchte getragen. Wie in Oesterreich während des ungarischen Aufstandes, so hatte man auch in Preußen seine Macht gefühlt auf dem ruhmlosen Wege nach Olmütz. Jetzt ging er daran, das mysteriöse Testament Peter des Großen auch im Orient zur Erfüllung zu bringen, wo die Türken schon damals die beklagenswerte Rolle des kranken Mannes spielten. Nikolaus richtete im Februar 1853 an den Sultan die strikte Forderung, daß die Donau-

fürstentümer selbständige Staaten werden und ebenso wie alle russisch-orthodoxen Unterthanen der Pforte unter die Schutzherrschaft des Zaren treten sollten. Es war natürlich, daß diese weitgehenden Pläne ebenso wie auf den Widerstand der Pforte, so auch auf die Gegnerschaft der Westmächte und des an der Donau in hohem Maße interessierten Oesterreich stießen. Je hochmütiger Rußland vorging, um so bitterer waren die Enttäuschungen. Zunächst antwortete die Pforte ablehnend auf die Forderung des Zaren und Rußland ließ sich zu dem unbedachten Schritt hinreißen, die Moldau und die Walachei militärisch zu besetzen. Sofort erhob sich, sowohl in Paris wie in London, die öffentliche Meinung energisch gegen dieses Vorgehen; sowohl England wie Frankreich sandten als Antwort ihre Flotten in die griechischen Gewässer. Auch in Wien sah man sich auf das äußerste bedroht, zumal, da die Schiffahrt auf der Donau durch Rußlands Vorgehen vollständig in die Hände dieser Macht gelangen mußte. Preußen allein hatte an den Vorgängen kein unmittelbares Interesse, aber es sah sich doch veranlaßt, an den Konferenzen, die zur Abwehr des russischen Eingriffs abgehalten wurden, teilzunehmen. Die Zurückweisung der von hier aus gemachten Vermittlungsvorschläge führte zur Kriegserklärung durch die Türkei und zu dem mit wechselndem Erfolge geführten Kampfe an der Donau.

Von Wien aus wurde jetzt als Grundlage einer Verständigung die Räumung der Fürstentümer durch die Russen und die Aufnahme der Türkei in den europäischen Staatenbund vorgeschlagen, unter der Bedingung jedoch, daß der Sultan den christlichen Kirchen seinen Schutz gewährte. Rußland war isoliert, aber es war weit davon entfernt, nachzugeben. So erging im Februar 1854 an die Höfe von Wien und Berlin die Anfrage der Westmächte: sie beabsichtigten Rußland zur schleunigen Räumung der Fürstentümer aufzufordern und eine Ablehnung als Kriegsfall zu betrachten, sie bäten um Auskunft, welche Entschlüsse die beiden deutschen Höfe in diesem Falle zu fassen gedächten. In Wien trafen die Vorschläge auf fruchtbaren Boden; Graf Buol war entschlossen, selbst den offenen Bruch mit Rußland nicht zu scheuen; er mochte hoffen, bei einem glücklichen Ausgange des Kampfes die Donaufürstentümer zu gewinnen. Aber er fühlte zugleich das Bedürfnis, die Hilfe Preußens und des Bundes zu besitzen. Große Truppenmassen waren im Banat zusammengezogen und von Wien aus erging an die Westmächte die Mitteilung, daß man zu einem energischen Vorgehen gegen Rußland bereit sei.

In Preußen war der liberale Teil des Volkes begeistert von dem Gedanken, gegen den östlichen Despoten zu Felde zu ziehen. Man suchte die Regierung zu einer Stellungnahme gegen Rußland zu drängen und sogar hochstehende Kreise rieten zu einem festen Anschluß an die Westmächte. Zu dieser Gruppe, die nach dem von ihr begründeten Organ „Wochenblattspartei“ genannt wurde, gehörten vornehme Beamte und Diplomaten, wie die Grafen Goltz und Pourtales, die Geheimräte Bethmann-Hollweg und Mathes und der bekannte Gesandte in London

Herr von Bunsen, der in seiner Russophobie so weit ging, mit den englischen Staatsmännern eine neue Karte Europas festzustellen, auf der die Grenzen Rußlands stark zurückgeschoben waren.

Aus Bismarcks eigener Feder stammt folgende Charakteristik dieser Männer:

Ged. u. Er. I. Der einflußreiche, langjährige Adjutant des Kaisers Wilhelm, Graf Karl von der Goltz, der einen stets offenen Zugang für seinen Bruder und dessen Freunde abgab, war ursprünglich ein eleganter und gescheidter Garde-Offizier, Stockpreuße und Hofmann, der an dem außerpreußischen Deutschland nur so viel Interesse nahm, als seine Hofstellung es mit sich brachte. Er war ein Lebemann, Jagdreiter, sah gut aus, hatte Glück bei Damen und wußte sich auf dem Hofparket geschickt zu benehmen; aber die Politik stand bei ihm nicht in erster Linie, sondern galt ihm erst, wenn er ihrer bei Hofe bedurfte. Daß die Erinnerung an Olmütz das Mittel war, den Prinzen zum Bundesgenossen für den Kampf gegen Manteuffel zu gewinnen, das konnte Niemand besser wissen als er, und diesen Stachel für die Empfindung des Prinzen in Wirksamkeit zu erhalten, hatte er auf Reisen und zu Hause stets gute Gelegenheit.

Die später nach Bethmann-Hollweg benannte Partei, richtiger Koterie, stützte sich ursprünglich auf den Grafen Robert von der Goltz, einen Mann von ungewöhnlicher Befähigung und Thätigkeit. Herr von Manteuffel hatte das Ungeschick gehabt, diese strebsame Kapazität schlecht zu behandeln; der dadurch stellungslos gewordene Graf wurde der Impresario für die Truppe, welche zuerst als höfische Fraktion und später als Ministerium des Regenten auf der Bühne erschien. Sie begann, in der Presse, besonders durch das von ihr gegründete „Preußische Wochenblatt", und durch persönliche Werbungen in politischen und Hofkreisen sich Geltung zu schaffen. Die „Finanzierung", wie die Börse sich ausdrückt, wurde durch die großen Vermögen Bethmann-Hollwegs und der Grafen Fürstenberg-Stammheim und Albert Pourtalès, und die politische Aufgabe, als deren Ziel zunächst der Sturz Manteuffels gestellt war, von den geschickten Händen der Grafen Goltz und Pourtalès besorgt. Beide schrieben ein elegantes Französisch in geschickter Diktion, während Herr von Manteuffel in der Herstellung diplomatischer Aktenstücke hauptsächlich auf die hausbackene Tradition seiner Beamten von der französischen Kolonie in Berlin angewiesen war. Auch Graf Pourtalès war von dem Ministerpräsidenten im Dienste verstimmt und von dem Könige als Rival Manteuffels ermutigt worden.

Goltz wollte ohne Zweifel, wenn nicht der unmittelbare Nachfolger Manteuffels, doch früher oder später Minister werden. Er hatte auch das Zeug dazu, viel mehr als Harry von Arnim, weil er weniger Eitelkeit und mehr Patriotismus und Charakter besaß; freilich auch mehr Zorn und Galle, die sich vermöge der ihm innewohnenden Energie als Subtrahenda von seiner praktischen Leistung geltend machten. Ich habe zu seiner Ernennung nach Petersburg, später nach Paris mitgewirkt und Harry von Arnim aus der unwichtigen Stellung, in welcher ich ihn fand, schnell und nicht ohne Widerspruch in dem Kabinette befördert, aber an diesen beiden befähigtesten unter meinen diplomatischen Mitarbeitern dasselbe erlebt wie Yglano an Anselmo in dem Chamissoschen Gedichte.

Auch der Prinz von Preußen neigte damals nach der englischen Seite, besonders sein reger schriftlicher und mündlicher Verkehr mit dem Prinzgemahl befestigte die Hinneigung zu dem Inselreich. Er selbst war sechsmal am Londoner Hofe und gerade diese Besuche mögen in ihm die Ueberzeugung gereift haben, daß Preußen in die Bahn der konstitutionellen Staatsform einlenken müsse. Der Plan Bunsens hat in sein Schicksal in merkwürdiger Weise eingegriffen. Als nämlich der Londoner Gesandte seinen Vorschlag hinsichtlich der Teilung Rußlands nach Berlin

sandte und den Zorn des Königs erregte, nahm sich Prinz Wilhelm seiner lebhaft an, um ihm wenigstens nach Möglichkeit eine Rechtfertigung zu verschaffen. Es kam zu einem Auftritt zwischen dem Prinzen und seinem königlichen Bruder, von dem Prinz Albert schrieb: „Der Prinz wurde aufs schmählichste behandelt, ich verbürge die genaue Wahrheit . . . Auch bei Gelegenheit des Sturzes Bonins ist er aufs schändlichste und beleidigendste behandelt worden. So lange dieser König lebt und regiert, wird an eine bessre Stellung Preußens zu England nicht zu denken sein. Wenn zu der Schwäche und dem Wankelmut, wie sie der preußische Hof nun schon seit 1845/46 zeigt, noch eine große Begehrlichkeit kommt, so wird seine Politik von Europa zugleich verachtet und verhaßt!" An den Prinzen Wilhelm schrieb einmal der Gemahl der Königin Victoria unter dem 23. Okt. 1854: „Ich überschicke Dir im engsten Vertrauen die Abschrift eines Briefes, den ich nun schon vor 2 Monaten dem Könige schrieb. Alles, was ich in demselben als Befürchtung aussprach, ist seitdem teils wahr geworden, teils im Begriff wahr zu werden. Die Erbitterung hier und in Frankreich gegen Preußen ist im Zunehmen, indem man es als den alleinigen Freund Rußlands auf dem Kontinent und alleinige Ursache dafür ansieht, daß ein vereinigtes Europa dem Kriege nicht ein schnelles Ende machen kann." Heinrich von Treitschke aber schrieb: „Der Hochmut der Westmächte stand dem russischen nicht nach; jedermann kennt die Briefe des Prinzen Albert und die Aeußerung Napoleon III. über Preußens Déférence gegen Rußland; die kalte wegwerfende Verachtung in den Briefen des Prinzgemahls, der doch selbst ein Deutscher gewesen und seine Worte besonnen zu wägen pflegte, ist nach meinem Gefühl verletzender als die rohen Schimpfworte, welche der schroffe, herrische Nikolaus im Augenblick des Jähzornes herausgepoltert haben soll." Verschwiegen wird auch, daß Zar Nikolaus sehr bald erklärte, Preußens Waffenhilfe durch Abtretung von Warschau zu erkaufen. Im englisch-französischen Lager wollte man allerdings den nämlichen Preis zahlen, aber nur gegen eine kleine Grenzabtretung auf dem linken Rheinufer.

So entschieden Prinz Wilhelm auf der Seite Englands stand, so übertraf ihn seine Gemahlin doch noch an Anglicismus und Liberalismus. Sie hatte schon die Durchführung der preußischen Unionsbestrebungen nur durch engen Anschluß an das britische Reich für möglich gehalten, um so ein Gegengewicht gegen die Macht Rußlands und Oesterreichs zu ermöglichen, sie hatte auch die „Schmach von Olmütz" mit hellem Zorne aufgenommen: „Am 19. März 1848" schrieb sie, „war das alte, am 3. November 1853 das neue Preußen begraben. Der Prinz von Preußen hat ritterlich für sein Vaterland gekämpft, doch vergeblich." Ihre energische Stellungnahme gegen Rußland im Krimkriege ersehen wir aus den Memoiren der Lady Bloomfield, der Gattin des britischen Gesandten in Berlin. In einem Briefe erzählt diese Dame, wie sie im Wartezimmer des Potsdamer Bahnhofes sich mit der Prinzessin von Preußen unterhalten habe:

Brf. d. Lady Bloomfield. Nichts konnte die Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit ihres Benehmens gegen uns übertreffen, und als ich mich verabschiedete, sagte sie, es sei ihr ein Vergnügen und eine Erleichterung gewesen, mir gegenüber ihren Gefühlen und Meinungen Ausdruck zu geben, und setzte hinzu: „Wir sehen uns nur von ferne, liebe Lady Bloomfield, aber Sie kennen alle meine Gefühle und werden sie verstehen.“ Ich konnte nicht umhin, zu erwidern, daß es uns bei unserer peinlichen und schwierigen Stellung ein großer Trost gewesen, zu wissen, daß wir eine so gütige und treue Freundin, wie Ihre Königliche Hoheit, besäßen, und daß wenigstens eine Persönlichkeit uns und unser Land verstehe. Die Prinzessin antwortete sofort: „Sagen Sie nicht eine Person, sondern zwei, denn seien Sie fest überzeugt, daß mein Gatte alle meine Empfindungen für Sie und England teilt.“

Von der Prinzeß Augusta und ihrem Einfluß auf ihren Gemahl erzählt uns Fürst Bismarck:

Ged. u. Er. I. Wirksamer noch als durch die politischen Argumentationen der Bethmann-Hollwegschen Koterie wurde der Prinz von seiner Gemahlin im westmächtlichen Sinne beeinflußt und in eine Art von Oppositionsstellung gegen den Bruder gebracht, die seinen militärischen Instinkten fern lag. Die Prinzessin Augusta hat aus ihrer weimarischen Jugendzeit bis an ihr Lebensende den Eindruck bewahrt, daß französische und noch mehr englische Autoritäten und Personen den einheimischen überlegen seien. Sie war darin echt deutschen Blutes, daß sich an ihr unsre nationale Art bewährte, welche in der Redensart ihren schärfsten Ausdruck findet: „Das ist nicht weit her, taugt also nichts.“ Trotz Goethe, Schiller und allen anderen Größen in den elyseischen Gefilden von Weimar war doch diese geistig hervorragende Residenz nicht frei von dem Alp, der bis zur Gegenwart auf unserem Nationalgefühl gelastet hat: daß ein Franzose und vollends ein Engländer durch seine Nationalität und Geburt ein vornehmeres Wesen sei als der Deutsche, und daß der Beifall der öffentlichen Meinung von Paris und London ein authentischeres Zeugnis des eigenen Wertes bilde als unser eigenes Bewußtsein. Die Kaiserin Augusta ist trotz ihrer geistigen Begabung und trotz der Anerkennung, welche die Bethätigung ihres Pflichtgefühls auf verschiedenen Gebieten bei uns gefunden hat, doch von dem Druck dieses Alps niemals vollständig frei geworden; ein sicherer Franzose mit geläufigem Französisch imponierte ihr, und ein Engländer hatte bis zum Gegenbeweise die Vermutung für sich, daß er in Deutschland als vornehmer Mann zu behandeln sei. So ward es in Weimar vor 70 Jahren gehalten, und der Nachgeschmack davon hat sich mir in meiner amtlichen Thätigkeit oft genug fühlbar gemacht. Wahrscheinlich hat in der Zeit, von der die Rede ist, auch das Streben nach der englischen Heirat ihres Sohnes die Prinzessin von Preußen in der Richtung bestärkt, in welche Goltz und seine Freunde ihren Gemahl zu ziehen suchten.

Auf der entgegengesetzten Seite stand die Gemahlin des Königs Friedrich Wilhelm, Elisabeth; sie war eine konservative Dame, keine Freundin Englands und noch weniger eine Freundin des revolutionären Frankreichs, wenn auch die alte bayrische Neigung sie zu starken Sympathien für Oesterreich veranlaßten. Nach der österreichischen Seite neigte sich auch die sogenannte Kabinettsregierung, die hauptsächlich von Leopold von Gerlach, von dem Kabinettsrat Niebuhr, den Grafen von Dohna und von der Gröben und dem Flügeladjutanten Edwin von Manteuffel vertreten wurde.

Ged. u. Er. I. Nachdem der Prinz von Preußen im Jahre 1849 als Gouverneur der Rheinprovinz seine Residenz dauernd nach Coblenz verlegt hatte, konsolidierte sich allmählich die gegenseitige Stellung der beiden Höfe von Sanssouci und Coblenz zu einer okkulten Gegnerschaft, in welcher auch auf der königlichen Seite das weibliche Element mitspielte, jedoch im geringerem Maße als auf

der prinzlichen. Der Einfluß der Königin Elisabeth zu Gunsten Oesterreichs, Bayerns, Sachsens war ein unbefangener und unverhehlter, ein Ergebnis der Solidarität, welche die Uebereinstimmung der Anschauungen und die verwandtschaftlichen Familiensympathien naturgemäß hervorbrachten. Zwischen der Königin und dem Minister von Manteuffel bestand keine persönliche Sympathie, wie schon die Verschiedenheit der Temperamente es mit sich brachte; gleichwohl ging die Einwirkung beider auf den König nicht selten und namentlich in kritischen Momenten gleichmäßig in der Richtung des österreichen Interesses, doch von seiten der Königin in entscheidenden Augenblicken nur bis zu gewissen Grenzen, welche die eheliche und fürstliche Empfindung im Interesse der Krone des Gemahls ihr zogen. Die Sorge für des Königs Ansehen trat namentlich in kritischen Momenten hervor, wenn auch weniger in der Gestalt einer Ermutigung zum Handeln, als in der einer weiblichen Scheu vor den Konsequenzen der eigenen Anschauungen und daraus hervorgehender Enthaltsamkeit von fernerer Einwirkung. . . . Gerlach war in der Entschließung über aktuelle Vorkommnisse durch geistreiche Gesamtauffassung angekränkelt, eine edle Natur von hohem Schwung, doch frei von dem Fanatismus seines Bruders, des Präsidenten Ludwig von Gerlach, im gewöhnlichen Leben bescheiden und hilflos wie ein Kind, in der Politik tapfer und hochfliegend, aber durch körperliches Pflegma gehemmt. Ich erinnere mich, daß ich in Gegenwart beider Brüder, des Präsidenten und des Generals, veranlaßt wurde, mich über den ihnen gemachten Vorwurf des Unpraktischen zu erklären, und das in folgender Weise that: „Wenn wir drei hier aus dem Fenster einen Unfall auf der Straße geschehen sehen, so wird der Herr Präsident daran eine geistreiche Betrachtung über unseren Mangel an Glauben und die Unvollkommenheit unserer Einrichtungen knüpfen; der General wird genau das Richtige angeben, was unten geschehen müsse um zu helfen, aber sitzen bleiben; ich würde der Einzige sein, der hinunter ginge oder Leute riefe, um zu helfen.“ So war der General der einflußreichste Politiker in der Kamarilla Friedrich Wilhelms IV., ein vornehmer und selbstloser Charakter, ein treuer Diener des Königs, aber geistig vielleicht ebenso wie körperlich durch das Schwergewicht seiner Person an der prompten Ausführung seiner richtigen Gedanken behindert. An Tagen, wo der König ungerecht oder ungnädig für ihn gewesen war, wurde in der Abendandacht im Hause des Generals wohl das alte Kirchenlied gesungen:

Verlasse Dich auf Fürsten nicht,
Sie sind wie eine Wiege.
Wer heute Hosianna spricht,
Ruft morgen crucifige.

Aber seine Hingebung für den König erlitt unter diesem christlichen Erguß seiner Verstimmung nicht die mindeste Abschwächung. Auch für den seiner Meinung nach irrenden König setzte er sich voll mit Leib und Leben ein, wie er schließlich seinen Tod dadurch fast eigenwillig herbeiführte, daß er hinter der Leiche seines Königs bei Wind und sehr hoher Kälte stundenlang in bloßem Kopfe, den Helm in der Hand, folgte. Dieser letzten formalen Hingebung des alten Dieners für die Leiche seines Herrn unterlag seine schon länger angegriffene Gesundheit; er kam mit der Kopfrose nach Hause und starb nach wenigen Tagen. Durch sein Ende erinnert er an das Gefolge eines altgermanischen Fürsten, das freiwillig mit ihm stirbt.

Die verschiedensten Einflüsse machten sich so bei dem König geltend; sie bekämpften und kreuzten sich und führten trotz der absolutistischen Sicherheit, mit der König Friedrich Wilhelm sich gern behauptete, zu den wechselnden und einander widersprechenden Entschließungen des Monarchen, an denen die Aera des Krimkrieges überreich war. Auf der einen Seite drang man zur Teilnahme am Kriege gegen Rußland, auf der andern Seite wollte man einen sehr

wohlwollenden Neutralitätsvertrag mit dem Zaren. Wenn Preußen während des ganzen Kampfes seine Neutralität bewahrt hat, so hat sicherlich am meisten hierzu das Vertrauen des Königs zu den Ratschlägen Bismarcks beigetragen. Am markantesten treten die Gegensätze hervor in dem Verhalten gegen die Presse; bald wurde die westmächtlich gesinnte Volkszeitung, bald die russisch gesinnte Kreuzzeitung konfisziert. Als die Kreuzzeitung in kurzem Zeitraum dreimal hintereinander von demselben Schicksal betroffen wurde, überreichte der russisch gesinnte Teil dem Leiter des Blattes eine kostbare Ehrengabe mit einer Adresse, deren Anfangsworte lauteten: „Undank ist der Welt Lohn" und die mit den Worten schloß: „Man kann uns kränken, beschimpfen, berauben und ermorden, aber man kann uns niemals zwingen, Recht und Wahrheit zu verleugnen." Unter dieser Adresse stand neben vielen anderen Namen von Klang auch die Unterschrift „von Bismarck-Schönhausen, auch ein Pommer". So war aber ein Gegensatz geschaffen zwischen dem Manne, der einst die Kaiserkrone tragen und dem, der ihn auf dem Wege zu diesem höchsten Ziele führen sollte. Nach vielen Jahren noch schreibt Bismarck über diese Periode aus dem Krimkriege: „Ich weiß, welche Künste der Ueberredung, der Drohung angewandt wurden, um uns heimzudrängen wie einen Hetzhund." Ueber die Gefahren, an denen Preußen damals vorüberglitt, hat sich Bismarck am offensten in seiner großen Rede vom 6. Februar 1888 ausgesprochen:

Rede v. 6. 2. 1888. Ich brauche nicht hervorzuheben, wie 1850 durch das Abkommen von Olmütz eine große Konflagration, ein Krieg im großen Stile, verhindert wurde. Es folgten darauf vielleicht zwei Jahre ruhigerer Art, aber voller Verstimmung. Es war damals, als ich zuerst in Frankfurt Gesandter war. Im Jahre 1853 schon machten sich die Symptome des Krimkrieges fühlbar, von 1853 bis 1856 dauerte dieser Krieg; während der ganzen Dauer desselben befanden wir uns unmittelbar am Rande — des Abgrundes will ich nicht sagen, aber des Abhanges, auf dem wir in den Krieg hineingezogen werden sollten. Ich erinnere mich, daß ich damals von 1853 bis 1856 genötigt worden bin, ich möchte sagen, wie ein Perpendikel zwischen Frankfurt und Berlin hin und her zu gehen, weil der hochselige König bei dem Vertrauen, das er mir schenkte, mich im Grunde als den Anwalt für seine unabhängige Politik benutzte, wenn der Andrang der Westmächte ihm gegenüber, daß wir auch unsrerseits Rußland den Krieg erklären sollten, zu stark, und der Widerstand seines Ministeriums ihm zu weich wurde. Dann hat — ich weiß nicht wie oft — das Stück sich abgespielt, daß ich herzitiert wurde, daß ich eine mehr russenfreundliche Depesche für seine Majestät zu entwerfen hatte, daß diese Depesche abging, daß Herr von Manteuffel seinen Abschied verlangte, und daß, nachdem die Depesche abgegangen war, ich mir von Seiner Majestät den Auftrag ausbat, zu Herrn von Manteuffel aufs Land oder sonstwohin zu fahren und ihn zu bewegen, daß er sein Portefeuille wieder übernehme. Jedesmal war aber doch das damalige Preußen dicht am Rande eines großen Krieges: es war der Feindschaft von ganz Europa außer Rußland ausgesetzt, wenn es sich weigerte, auf die westmächtliche Politik einzugehen, andernfalls aber zum Bruch mit Rußland genötigt, vielleicht auf lange Zeit, weil der Abfall Preußens vielleicht am schmerzlichsten von Rußland empfunden worden wäre.

Die Gefahr, daß Preußen in den Krieg hineingezerrt werde, wurde vergrößert durch die österreichischen Bemühungen. In Wien stellte man sich auf den Standpunkt, daß man an der Donau lediglich deutsche

Interessen vertrete und daß es deshalb Pflicht des Bundes sei, an dem Kriege gegen Rußland teilzunehmen. Vergebens machte der König noch persönlich den Versuch, sich in vertraulicher Weise mit England zu verständigen; er sandte den Grafen Pourtalès nach London mit einem Briefe, in dem es unter anderem hieß: „Ich werde alles thun, was Preußen vermag, um dem Sprunge des Tigers von Westen her gewachsen zu sein und um das arme, unglückliche, schuldige und deshalb halb „stultisierende" halb konspirierende Deutschland vor seinen Krallen zu bewahren und das gottlose antichristliche Scheusal der Revolution zu bekämpfen, welches den Tigersprung in Ungarn, Polen, Italien und Deutschland wagt. Es war mein ernster Entschluß und aufrichtiger Wunsch, in diesen Verwickelungen vereint mit meinem lieben England zu gehen; wenn aber England jetzt Verderben und Tod für die Türken auf christliche Soldaten schleudert, so bricht auch dieser Lieblingswunsch zusammen." Es gelang dem Könige nicht, durch seine Vorschläge in England einen Stimmungswechsel hervorzurufen; die Sendung des Grafen Pourtalès blieb völlig erfolglos. Aber auch Bunsen gelang es nicht, den König auf den Standpunkt der Westmächte hinüberzuziehen. Er beteiligte sich zwar an dem Verlangen, der Zar möge die Fürstentümer räumen, aber er lehnte zugleich die von den Westmächten vorgeschlagene Konvention ab. Zahllose Züge und Gegenzüge folgten einander, je nachdem die Sympathien für den Westen oder Osten sich verstärkten. Bismarck jedoch, der auf das lebhafteste an all den Vorgängen teilnahm, blieb bis zuletzt auf dem Standpunkt, trotz allen Schmähens und Drohens die Neutralität in ruhigem Mute und stolzer Gelassenheit aufrecht zu erhalten. Nicht weniger als 185 umfassende Berichte an Manteuffel und fast 60 eingehende Briefe an Gerlach zeugen von Bismarcks damaligem Eingreifen. Schon in dem ersten Bericht schreibt Bismarck:

Ich fürchte, daß wir in der orientalischen Frage wiederum Oesterreich unseren vollständigen ehrlichen Beistand leisten werden, ohne uns den mindesten Dank auszubedingen; und doch sind die Fälle, wo Oesterreich in der europäischen Politik unser bedarf oder uns fürchtet, die einzigen, wo wir in der deutschen Politik Fortschritte machen können. Wenn ich doch Seiner Majestät dieses wie ein „Herr, gedenke der Athener" alle Tage vorhalten dürfte. Brf. v. 15. 7. 1853.

Bismarck ist überzeugt, daß Oesterreich unaufrichtig gegen Preußen sei, daß es den Bundesgenossen nach Bedürfnis benutzen oder bei Seite werfen und ihm die Rolle zuteilen wolle, „wie Don Juan dem Leporello bei der Bauernprügelei". Preußen solle wohl rüsten, aber möglichst unauffällig. Thäte man gar nichts, so könnte der Rauch uns doch stark die Augen trüben, wenn auch das Feuer nicht in das eigene Haus gelangt. Deshalb ist Bismarck auch gegen den Gedanken, die orientalische Frage beim Bunde in einer gemeinschaftlichen Erklärung mit Oesterreich zu erörtern. Man müsse sich die Freiheit der Entschließungen bewahren. Für diesen Standpunkt gewann er auch einzelne Bundesstaaten.

„Unsere Politik", so schreibt er einmal, „hat keinen anderen Exerzierplatz als Deutschland, schon unserer geographischen Verwachsenheit wegen, und gerade diesen glaubt Oesterreich dringend für sich zu gebrauchen, für beide ist kein Platz

nach den Ansprüchen, die Oesterreich macht, also können wir uns auf die Dauer nicht vertragen. Wir atmen einer dem anderen die Luft von dem Munde fort, einer muß weichen oder der andere „gewichen werden", bis dahin müssen wir Gegner sein, das halte ich für eine unabweisbare Thatsache, wie unwillkommen sie auch sein mag. Ein Bündnis mit Frankreich können wir nicht ohne einen gewissen Grad von Gemeinheit eingehen. Bringen wir aber Rußland dahin, es zu thun, so kann uns die verkehrte Wiener Politik doch nötigen, in diesem scheußlichen Bunde der dritte zu sein, ehe es Oesterreich wird. Sehr achtbare Leute, sogar mittelalterliche Fürsten, haben sich schon lieber durch eine Kloake gerettet, als daß sie sich prügeln oder abwürgen ließen. Das Interesse der vier mittleren deutschen Staaten, die im Kriege nur Amboß, nicht Hammer werden können, sollte sie eigentlich dahin führen, eine Garantie ihrer Ruhe und Existenz im Anschluß an uns zu suchen; ebenso das von Schweden, Dänemark und Holland; aber keiner ist so klein, er hofft doch zu gewinnen, wenn es drunter und drüber geht. Mit den Koalitions-Kabinetten, besonders mit beiden Hessen, wird freilich nicht viel zu machen sein, doch sind sie alle der Furcht zugänglich, wir könnten uns mit Frankreich verbinden und in Deutschland schlimmsten Falls Entschädigung für unsere Opfer suchen. Wenn ich eine derartige Politik auch unter dem gedachten Kloakengesichtspunkt auffasse, so ist doch die Furcht jener davor immer eine Hilfe bei Unterhandlungen und wirkt bei den Koalitionsstaaten viel mehr als alle Berufungen an ihre deutschen Gesinnungen. Ich wüßte nicht, was besser geeignet wäre, die Rheinbundspolitik zu hindern, als der Gedanke, Preußen könne durch sie dahin gebracht werden, einmal zu Frankreich zu sagen: was deine Bayern können, das kann auch Karl, und Karl kann mehr. Der kurze Sinn aller dieser Worte ist der: wir müssen uns weder in eigenen, noch durch fremde Phrasen über „Deutsche Politik" fangen lassen, die gelten doch nur gegen, niemals für uns, sondern dreist eine spezifisch preußische Politik affichieren, die ihre Geltung durch die Interessen und Befürchtungen anderer sucht, nicht durch Gefühle, die jeder vorgiebt und keiner hat, uns aber auch nicht wundern, wenn andere, statt unser, diesen Weg gehen, wie Beust."

Bismarck stellte sich vor allem auf den Standpunkt, daß Preußen im Osten gar nichts zu gewinnen habe, da eine Vermehrung der polnisch-katholischen Unterthanen keine Kräftigung wäre und zugleich eine Stellungnahme gegen Rußland Preußen um so mehr abhängig machen müsse von Oesterreich. Als der russische Gesandte von Frankfurt abberufen wurde, sandte Bismarck an Gerlach folgende humoristischen Zeilen:

Brf. v. 3. 2. 1854. Gestern erhielt ich die telegraphische Nachricht, daß Kisseleff Paris verlasse. Ich war gerade auf dem Klub und besann mich, wen ich wohl am besten damit erschrecken könnte; mein Auge fiel auf Rothschild; er wurde kreidebleich, als ich es ihm zu lesen gab. Sein erster Ausruf war: „hätte ich das heute früh gewußt!"; sein zweiter: „wollen wir morgen ein Geschäftche zusammen machen? Exzellenz riskieren nichts dabei." Ich lehnte es freundlich dankend ab und überließ ihn seiner erregten Stimmung.

Kurz vorher hatte er folgende charakteristische Darstellung der österreichischen Diplomatie gegeben:

Brf. v. 3. 2. 1854. Der Oesterreichische Gesandte Philippsberg hat sich durch sein plumpes Auftreten eine schlechte Stellung gemacht; auf seinen Bällen läßt der Hof und die Frauen der Beamten absagen, und man findet es kalt, dunkel und die Butterbrote zu dick. Es ist fabelhaft, welche schlechte Gesellschaft im ganzen die Diplomatie eines mit so vielem aristokratischen Material versehnen Staates wie Oesterreich bildet: Philippsberg, ein Bastard (von Graf Cobenzl) und jedenfalls ein ungezogner Mensch; Hübner, ein Findelkind und dreister Aventurier, früher Litterat und Konsul ordinärer Sorte; Bruck, ein Elberfelder Handlungsdiener, dessen christliche Abstammung zweifelhaft ist; Prokesch, dessen weitre

Gesandtschaft aus dem baronisierten Sohne eines Innsbrucker Chirurgen, Baron Brenner, dem ehemaligen Hauslehrer des Verräters Martini, Namens Braun (der Seele der Gesandtschaft), aus dem Sohne eines bankerotten Triester Kaufmanns (Reiher) und einem sentimentalen Gecken mit dem sonderbaren Namen Dumreicher von Oesterreicher besteht; ferner anrüchige Leute wie Martini und Doblhoff junior; Leikam, aus einer notorischen Gauner- und Seiltänzerfamilie, Brints aus dem Taxischen Postsekretariat; einige Juden wie Lackenbacher, der jetzige faiseur in Oberitalien, und Hock, der Hauptunterhändler in der Zoll-Krisis; dann eine Anzahl obskurer Namen wie Samleithner, Weiß von Starkenfels, Handel, Carl Jager, Hülsemann, Walter, und von dem Landesadel nur früher bedenklich befundene Leute wie Colloredo und einige heruntergekommne jüngre Söhne jüngrer Söhne unter den Esterhazy, Apponyi und Caroli; kein einziger deutscher Name von Ansehen.

In demselben Briefe wirft Bismarck ein Licht auf die Intriguen, die sich am Berliner Hofe geltend machten:

Aus Berlin erhalte ich von Kammerfreunden, die sonst nicht gern schreiben, aufgeregte Briefe im Stil der Anlage, die aus einem Brief eines Ihrer Kollegen in der I. Kammer an Bekannte von mir abgeschrieben ist. Man beschwört mich feierlich, bei dringender Landesgefahr, ich solle nach Berlin kommen. Ohne Befehl von dort thue ich es aber nicht und kann auch nicht, ungerufen würde ich nur schaden. Beunruhigend genug sind die Briefe; ein andrer, an mich direkt, sagt: „Die Partei der Prinzessin umgarnt Manteuffel immer mehr; hat sie einen festen Fuß, so wird sie ihm mit dem andern einen Tritt geben. Als der Prinz kam, legte er einen Kriegsplan gegen Rußland (!!was hätten wir denn davon??) vor, überwarf sich mit dem König wegen der Freimaurer, that schön mit Schwerin und Auerswald. Radziwill und Bonin gehen denselben Weg. Albert Pourtalès und Küpfer schüren, letztrer bei Manteuffel. General Gerlach hat leider ein Mandat angenommen und ist deshalb weniger um den König, soll überhaupt sehr disgustiert sein." Ist das alles wahr? Ein andrer schreibt: „Den ritterlichen Prinzen habt Ihr uns am Rhein ganz ruiniert; er schiebt das Ministerium nach der Linken rüber." Beide verlangen dringend mein sofortiges Erscheinen. Mir ahnt mitunter, daß der Tag für das preußische Ilion nah sein mag, wo unser einem nicht viel andres übrig bleibt, als das Landwehr-Kollett anzuziehen und zu sehn, ob einem Gott den Tod eines Edelmannes beschieden hat. Sein Wille geschehe.

Sicherlich kamen auch hier wiederum die Intriguen der Wochenblattspartei zur Geltung. Ihr Ziel war ja die Zerstückelung Rußlands, der Verlust der Ostseeprovinzen mit Einschluß von Petersburg an Preußen und Schweden, des Gesammtgebiets der Republik Polen in ihrer größten Ausdehnung und die Zersetzung des Ueberrestes durch Teilung zwischen Groß- und Klein-Russen, abgesehen davon, daß fast die Mehrheit der Klein-Russen schon dem Maximalgebiet der Republik Polen gehört hatte.

Die Frage, ob Palmerston oder ein andrer englischer Minister geneigt sein würde, Arm in Arm mit dem gothaisierenden Liberalismus und mit der Fronde am preußischen Hofe Europa zu einem ungleichen Kampfe herauszufordern und englische Interessen auf dem Altar der deutschen Einheitsbestrebungen zu opfern, — die weitere Frage, ob England dazu ohne andern kontinentalen Beistand als den einer in coburgische Wege geleiteten preußischen Politik im stande sein würde — diese Fragen bis ans Ende durchzudenken, fühlte niemand den Beruf, am allerwenigsten die Fürsprecher derartiger Experimente. Die Phrase und die Bereitwilligkeit, im Partei-Interesse jede Dummheit hinzunehmen, deckten alle Lücken in dem windigen Bau der damaligen westmächtlichen Hofnebenpolitik. Mit diesen kindischen Utopien spielten sich die zweifellos klugen Köpfe der Bethmann-Hollwegschen Partei als Staatsmänner aus, hielten es für möglich, Ged. u. Er. I.

den Körper von sechzig Millionen Groß-Russen in der europäischen Zukunft als ein caput mortuum zu behandeln, das man nach Belieben mißhandeln könne, ohne daraus einen sichern Bundesgenossen jedes zukünftigen Feindes von Preußen zu machen und ohne Preußen in jedem französischen Kriege zur Rückendeckung gegen Polen zu nötigen, da eine Polen befriedigende Auseinandersetzung in den Provinzen Preußen und Posen und selbst noch in Schlesien unmöglich ist, ohne den Bestand Preußens aufzulösen. Diese Politiker hielten sich damals nicht nur für weise, sondern wurden in der liberalen Presse als solche verehrt.

In diese Pläne war der Prinz von Preußen nicht eingeweiht. Wie es gelungen, ihn für eine Wendung gegen Rußland zu gewinnen, ihn, der vor 1848 seine Bedenken gegen die liberale und nationale Politik des Königs nur in den Schranken brüderlicher Rücksicht und Unterordnung geltend gemacht hatte, zu einer ziemlich aktiven Opposition gegen die Regierungspolitik zu bewegen, trat in einer Unterredung hervor, die Bismarck mit ihm in einer der Krisen hatte, in welchen ihn der König zum Beistande gegen Manteuffel nach Berlin berufen hatte. Bismarck erzählt darüber:

„Ich wurde gleich nach meiner Ankunft zu dem Prinzen befohlen, der mir in einer durch seine Umgebung erzeugten Gemütserregung den Wunsch aussprach, ich solle dem Könige im westmächtlichen und antirussischen Sinne zureden. Er sagte: „Sie sehen sich hier zwei streitenden Systemen gegenüber, von denen das eine durch Manteuffel, das andere, russenfreundliche, durch Gerlach und den Grafen Münster in Petersburg vertreten ist. Sie kommen frisch hierher, sind von dem Könige gewissermaßen als Schiedsmann berufen. Ihre Meinung wird daher den Ausschlag geben, und ich beschwöre Sie, sprechen Sie sich so aus, wie es nicht nur die europäische Situation, sondern auch ein richtiges Freundesinteresse für Rußland erfordert. Rußland ruft ganz Europa gegen sich auf und wird schließlich unterliegen. Alle diese prächtigen Truppen," — es war dies nach den für die Russen nachteiligen Schlachten vor Sebastopol — „alle unsre Freunde, die dort geblieben sind," — er nannte mehrere — „würden noch leben, wenn wir richtig eingegriffen und Rußland zum Frieden gezwungen hätten." Es würde damit enden, daß Rußland, unser alter Freund und Bundesgenosse, vernichtet oder in gefährlicher Weise geschädigt würde. Unsre, von der Vorsehung gegebene Aufgabe sei es, den Frieden diktatorisch herbeizuführen und unsren Freund auch gegen seinen Willen zu retten.

Um ihn aus diesem Gedankenkreise loszumachen, stellte ich ihm vor, daß wir absolut keinen eigenen Kriegsgrund gegen Rußland hätten und kein Interesse an der orientalischen Frage, das einen Krieg mit Rußland oder auch nur das Opfer unsrer langjährigen guten Beziehungen zu Rußland rechtfertigen könnte; im Gegenteil, jeder siegreiche Krieg gegen Rußland unter unsrer nachbarlichen Beteiligung belade uns nicht nur mit dem dauernden Revanchegefühl Rußlands, das wir ohne eigenen Kriegsgrund angefallen, sondern zugleich mit einer sehr bedenklichen Aufgabe, nämlich die polnische Frage in einer für Preußen erträglichen Form zu lösen. Wenn eigene Interessen keinenfalls für, eher gegen einen Bruch mit Rußland sprächen, so würden wir den bisherigen Freund und immerwährenden Nachbar, ohne daß wir provoziert wären, entweder aus Furcht vor Frankreich oder im Liebesdienste Englands und Oesterreichs angreifen. Wir würden die Rolle eines indischen Vasallenfürsten übernehmen, der im englischen Patronat englische Kriege zu führen hat, oder die des Yorkschen Korps beim Ausmarsch zum Kriege 1812, wo die damals berechtigte Furcht vor Frankreich uns zu dessen gehorsamen Bundesgenossen zwangsweis gemacht hatte.

Den Prinzen verletzte mein Ausdruck, mit zorniger Röte unterbrach er mich mit den Worten: „Von Vasallen und Furcht ist hier gar keine Rede." Er

brach aber die Unterredung nicht ab. Wer einmal sein Vertrauen hatte und in seiner Gnade stand, konnte ihm gegenüber sehr frei von der Leber sprechen, sogar heftig werden. Ich nahm an, daß es mir nicht gelungen sei, die Auffassung, der sich der Prinz unter häuslichem, englischem und Bethmann-Hollwegschem Einfluß ehrlich überlassen hatte, zu erschüttern. Gegen den Einfluß der letztern Partei wäre ich auch bei ihm wohl durchgedrungen, aber gegen den der Frau Prinzessin konnte ich nicht aufkommen.

Am 24. Februar erhielt Bismarck eine Depesche Manteuffels, Oesterreich wolle Rußland einen Termin zur Räumung der Donaufürstentümer festsetzen, sonst aber den Krieg beginnen. Man werde von Preußen die Aufstellung eines Armeekorps fordern. Er riet dazu, diese Aufforderung lediglich auszunützen, um in unverdächtiger Weise selbst zu rüsten. Auf zahlreichen Besuchen bei den kleineren Höfen erkannte er bald, daß man auch hier keineswegs für die österreichische Politik eingenommen sei und vor allen Dingen kriegerische Bestrebungen mißliebig betrachte. Aber in Berlin war man trotz allem doch dem Gedanken eines Bundes mit Oesterreich günstig gesinnt, weil man hoffte, so im Osten den Wiener Hof vom Kriege abzuhalten, im Westen eine Sicherung der deutschen Grenze gegen Frankreich zu gewinnen. Ein persönlicher Brief des Königs an Kaiser Franz Joseph hatte die Wirkung, daß ein besonderer Gesandter in der Person des Generals v. Heß nach Berlin gesandt wurde, eine Thatsache, von der Bismarck erst nach ihrer Erledigung erfuhr. Diese Sendung führte alsbald zum Abschluß eines neuen Vertrages. Oesterreich hatte zunächst einfach den Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses zwischen Oesterreich, Preußen und Deutschland auf alle Zeiten verlangt, zur Sicherung ihrer gesamten Besitzungen. Preußen solle 150,000 Mann stellen und der Bund die Hälfte seiner Kontingente mobil machen. Preußen wiederum erklärte sich nur bereit, das Bündnis auf die Dauer des auswärtigen Krieges zu beschränken. Die Absendung einer gemeinsamen Depesche nach Petersburg, in der die Räumung der Fürstentümer unter Kriegsandrohung gefordert wurde, wurde von Preußen zwar bewilligt, jedoch eine möglichst milde Form vorgeschlagen. Sämtliche deutsche Bundesregierungen sollten zum Eintritt in das Bündnis aufgefordert werden. Der preußische Entwurf wurde im allgemeinen angenommen und zugleich eine Militärkonvention verabredet. Der Charakter der Abmachungen wird von Sybel als eine Allianz von ganz besonderer Art charakterisiert, als herzliche Einigkeit unter größter Vorsicht, als brüderliches Vertrauen unter allseitigen Verwahrungen. Der wesentliche Zweck des Vertrages blieb für Oesterreich die Deckung seines Gebietes bei seinem Vorgehen gegen Rußland, für Preußen aber die Sicherung seiner Neutralität gegen etwaige Gelüste Frankreichs. Im Sinne Oesterreichs machte die Allianz Front gegen Osten, in Preußens Meinung gegen Westen. Bismarck war über diesen Vertrag in höchstem Maße unwillig; schon am 7. April schrieb er an Gerlach:

Glaubt man denn wirklich bei uns, daß Oesterreich ernstlich daran gehn werde, entweder ohne unsre Hilfe, sogar ohne vor unserm Angriff sicher zu Brf. v. 7. 4. 1854.

sein, einen Krieg auf Tod und Leben mit Rußland entweder allein zu führen oder sich 200,000 Franzosen in den Pelz zu setzen und sich von diesen retten zu lassen, wie 49 von den Russen? Es ist das eine Eventualität, die ich gar nicht in die Berechnung aufnehmen würde. „Nur Mut, der Tobak raucht sich gut" steht auf dem Ukermärker Kanaster! Oesterreich merkt längst, daß wir uns vor seinem Rückfall in eine Wiener Rheinbunds-Politik fürchten, und benutzt diesen Popanz, um uns zu seinem Willen zu bringen. Sobald wir entschieden auftreten mit der Erklärung, daß wir einer aggressiven Politik gegen Rußland unsre Unterstützung versagen, haben wir alle deutschen Regierungen für uns, und Oesterreich ist froh, unser für die Defensive sicher zu sein. Vielleicht will man in Wien auch gar nicht mehr als das erreichen, fürchtet nur, wir möchten auch das nicht ohne Konzessionen in der deutschen Politik zusagen wollen, und stellt nach gewohnter Pferdejuden-Manier höhere Forderungen, bis wir froh sind, daß man sich mit dem minus begnügt. Die Mittelstaaten sind antifranzösisch, weil sie fürchten, daß Louis Napoleons System oder seine Person nicht von Dauer sein und ihr eventueller Bundesgenosse, das französische Kaiserreich, sich plötzlich in ein gefährliches Ungetüm verwandeln könnte, und daß sie dann zwischen Scylla und Charybdis stehen würden, indem man ihren späten Uebertritt vielleicht nicht wieder wie 1813 bezahlte.

Zwei Tage darauf schreibt Bismarck:

Brf. v. 13. 4. 1834. Haben wir uns wirklich zu einer derartigen Politik von Oesterreich bereden lassen, so haben wir wieder einmal das Vertrauen der deutschen Regierungen in uns ruiniert, die hofften, daß wir die Courage haben würden, Oesterreich in bessern Wegen zu erhalten; daß wir es können, bezweifelt niemand. Eine feige Politik hat noch immer Unglück gebracht; daß wir unsre Kraft wie ein gutmütiger Narr dem Egoismus Oesterreichs hingeben, um uns schließlich von ihm bemogeln zu lassen, ist noch das Wenigste; brechen wir aber wirklich auf dem Wege dieser Bedienten-Politik, Fremden zuliebe, mit Rußland, so kostet es den Franzosen ein Wort der Annäherung an Rußland, und die sämtlichen deutschen Regierungen fallen ihnen zu, wir und Oesterreich aber sind die dupes in der Falle, und England zuckt die Achseln. Die Leichtigkeit, die Frankreich, vermöge seiner geographischen Lage und seiner Interessen, hat, sich mit Rußland zu verständigen, macht den Louis Napoleon zum Herrn der Situation, sobald unser erster Schuß gegen Rußland gefallen ist. Dabei würde die Wendung gegen England bei den Franzosen begeistert populär sein. Das alles scheint mir so mathematisch klar, daß ich gar nicht begreife, wir wir uns verblenden lassen können, aus Furcht vor dem Tode Selbstmord zu treiben, denn das ist es, was wir thun. In Oesterreich ist die ganze Angelegenheit ebenso gut ein Spiel der innern Parteien, wie bei uns. Bach, die Ministerial-Juden, Hübner, der ganze österreichische Bonapartismus, fürchten den Sieg der Alt-Konservativen, wenn es ihnen nicht gelingt, den Kaiser zum Bruch mit Rußland zu bringen, und der Kaiser wird mit seiner Abneigung gegen die Alt-Konservativen gekirrt, den Juden zu folgen. Ich dachte, wir würden Oesterreich vor der Pression Frankreichs sicher stellen, ihm Garantien von Rußland schaffen und es dadurch ruhig erhalten; dafür hätten uns alle deutschen Regierungen die Hände geküßt. Statt dessen lassen wir uns selbst fortreißen. Ich hoffe, es ist nicht wahr; wäre es doch, so muß ich sagen, daß wir nicht im stande sind, auf der mäßigsten Höhe zu stehen, ohne schwindlig zu werden und ohnmächtig in die Arme des nächsten nervenstärkeren Menschen zu sinken. Beruhigen Sie mich baldigst mit zwei Zeilen, wenn die Lage besser ist, als sie mir vorschwebt; ist meine Besorgnis gegründet, so sehe ich schwärzer, als am 22. März 48, wo mir doch die Möglichkeit, zu sagen: „Besen, seid gewesen" keinen Augenblick zu fehlen schien, sondern nur der Wille. Hier aber wird kein Wille mehr helfen, wenn wir einmal in der Rheinbund-Galeere drin sind.

Als Bismarck den Wortlaut des Vertrages erfahren hatte, schrieb er an Manteuffel, daß das künftige Ziel nur in zwei Punkten bestehen

könne, sich durch alle Mittel einem kriegerischen Vorgehen gegen Rußland zu entziehen, weil man mit dem ersten Kanonenschuß gegen die Russen abhängig werde von den Möglichkeiten einer Verständigung zwischen Paris und Petersburg, und andererseits die Masse des Bundes zusammenzuhalten unter Bedingungen, die Preußen ein wirksames Veto in der gemeinsamen Politik sicherten.

Im Grunde war jedoch der junge Staatsmann gegen den Vertrag; er hielt ihn für ein erneutes Zeichen der Unentschlossenheit und sprach den Wunsch aus, der König möchte mehr darauf halten, daß seine Minister mehr Sekt tränken, daß sie ohne eine halbe Flasche im Leibe niemals in den Conseil kommen dürften, denn sonst würde die preußische Politik niemals eine achtbare Farbe annehmen. Bismarck selbst wurde zur Besprechung des Vertrages nach Berlin berufen:

Bei Besprechung des Vertrages vom 20. April schlug ich dem Könige vor, diese Gelegenheit zu benutzen, um uns und die preußische Politik aus der sekundären und, wie mir schien, unwürdigen Lage herauszuheben und eine Stellung einzunehmen, welche uns die Sympathie und die Leitung der deutschen Staaten gewonnen hätte, die mit uns und durch uns in unabhängiger Neutralität zu verbleiben wünschten. Ich hielte dies für erreichbar, wenn wir, sobald Oesterreich die Truppenaufstellung verlangte, freundlich und bereitwillig darauf eingingen, aber die Aufstellung der 66 000 und faktisch mehr Mann nicht bei Lissa, sondern in Oberschlesien machten, so daß unsere Truppen in der Lage seien, die russische oder die österreichische Grenze mit gleicher Leichtigkeit zu überschreiten, namentlich wenn wir uns nicht genierten, die Ziffer 100 000 uneingestanden zu überschreiten. Mit 200 000 Mann würde Se. Majestät in diesem Augenblick Herr der gesamten europäischen Situation werden, den Frieden diktieren und in Deutschland eine Preußens würdige Stellung gewinnen können. Frankreich war nicht im stande, neben der Leistung, mit der es in der Krim beschäftigt war, bedrohlich an unsrer Westgrenze aufzutreten. Oesterreich hatte seine disponiblen Kräfte in Ost-Galizien stehen, wo sie von Krankheiten mehr Verluste erlitten als auf den Schlachtfeldern. Sie waren festgenagelt durch die, auf dem Papier wenigstens, 200 000 Mann starke russische Armee in Polen, deren Marsch nach der Krim die dortige Situation entschieden haben würde, wenn die österreichische Grenzaufstellung ihn hätte zulässig erscheinen lassen. Es gab schon damals Diplomaten, welche die Herstellung Polens unter österreichischem Patronat in ihr Programm aufgenommen hatten. Jene beiden Armeen standen einander gegenüber fest, und es war für Preußen möglich, durch seinen Beistand einer von ihnen die Oberhand zu gewähren. Der König war nicht unempfänglich für die überzeugte Stimmung, in welcher ich ihm die Sachlage und die Eventualitäten darstellte; er lächelte wohlgefällig und sagte im Berliner Dialekt: „Liebeken, das is sehr schöne, aber es is mich zu teuer. Solche Gewaltstreiche kann ein Mann von der Sorte Napoleon wohl machen, ich aber nicht.“ Ged. u. Er. I.

In der That verlangte Oesterreich alsbald die Rolle eines Bundesvormundes. Es glaubte, daß Preußen und die anderen Staaten gezwungen wären, fortan ohne weiteres nach seiner Pfeife zu tanzen. Hier jedoch erfuhr Oesterreich eine harte Enttäuschung. Die Ansichten der Bundesstaaten trafen durchaus mit den Ansichten Bismarcks zusammen; strengste Neutralität und keine Einmischung in die türkischen Händel, war die Losung, und so vereinigten sich die kleineren Länder zu einer gemeinsamen Konferenz in Bamberg, um hier

erst ihre Stellung festzusetzen. Das Resultat war ein volles Eingehen auf die Berliner Intentionen. Trotzdem sandte Graf Buol eine drohende Aufforderung nach Petersburg. Gleichzeitig jedoch lud Franz Joseph Friedrich Wilhelm IV. zu einer Zusammenkunft nach Tetschen ein und es gelang ihm in der That, die Stimmung des wankelmütigen Königs wieder einmal für sich zu gewinnen. Rußland erklärte sich bereit, die Fürstentümer zu räumen und den Frieden abzuschließen, wenn Oesterreich die Gewähr übernähme, daß auch die Gegner von weiteren Feindseligkeiten gegen russisches Gebiet abständen. Aber Graf Buol war damit nicht zufrieden; er erklärte, Oesterreich müsse auf die bedingungslose Räumung der Fürstentümer in kürzester Frist bestehen, und drängte Preußen zur Mobilmachung. Bismarck seinerseits und mit ihm die Regierung fand die russische Antwort befriedigend, ihre Forderung billig, eine Mobilmachung überflüssig. Die Antwort der Westmächte andererseits auf die österreichische Anfrage, wie sie die Vorschläge Rußlands beurteilten, bestand in der Aufforderung an das Wiener Kabinett, in den Krieg gegen Rußland einzutreten. Da befahl plötzlich Kaiser Nikolaus aus eigener Initiative den Abzug seiner Truppen aus den Fürstentümern und nahm damit der österreichischen Regierung den Kriegsfall aus der Hand. Trotzdem beharrte Oesterreich bei seiner Auffassung, daß Preußen und der Bund auch in Zukunft verpflichtet seien, Oesterreich ohne weiteres die eigenen Streitkräfte zur Verfügung zu stellen. Gerade damals weilte Bismarck in Berlin und kam dem Könige mit seinem Rate zur Hilfe. Als daher Oesterreich in einer Zirkularnote den deutschen Regierungen anzeigte, es werde gemeinsam mit Preußen demnächst beim Bunde den Antrag auf Mobilmachung einbringen, erfolgte eine Antwort, die von vornherein den österreichischen Plan durchkreuzte.

Graf Buol verständigte sich indessen mit den Westmächten dahin, nach Petersburg vier Forderungen zu richten, in denen anstatt des russischen Protektorates eine europäische Aufsicht über die Donaufürstentümer, freie Schiffahrt auf der Donau bis zum Meere, die Revision des Vertrages von 1841 und die Bestätigung des russischen Protektorates über die Christen der Pforte verlangt werde. In Berlin war man auf das höchste darüber erbittert, daß hiermit ein neuer Kriegsfall geschaffen sei, der auch Deutschland in die Verwickelung mit hineinziehen konnte. Trotzdem empfahl der König dem Zaren, die vier Punkte anzunehmen, wenn er auch gleichzeitig in Wien hervorheben ließ, daß er sich im Falle der Ablehnung keineswegs zu einem kriegerischen Vorgehen gegen Rußland verpflichte. Auch Bismarck war über Oesterreichs Verhalten empört und durch die Nachgiebigkeit Preußens auf das schmerzlichste berührt. Sein preußisches Selbstgefühl hat dadurch einen starken Stoß erlitten: „Man hatte die anständigste Gelegenheit gehabt, aus der Konferenzschere herauszukommen, mit der Preußen zur Rolle eines Geld- und Rekrutendepots für den westöstlichen Divan zugeschnitten sei; aber, man ängstige sich, allein zu sein, und halte sich am Rockschoß von Oesterreich fest, das

uns durch Buol fortwährend die Rute geben läßt, überzeugt, daß wir ihm doch nachlaufen, wie ein herrenloser Pudel". Er finde das „selbst mit der Ehre unverträglich, die doch der König die Offiziersehre zu nennen pflegt, und schäme sich aufs tiefste über die Rolle, die Preußen spielt". Den gleichen Standpunkt hielt Bismarck auch fest, als er vom Könige zu einer Besprechung nach Rügen befohlen wurde. Hier traf er jedoch nur geringe Zustimmung, ja durch seinen Freimut erweckte er sogar den Unwillen des Monarchen.

Der König befand sich in Rügen; ich war auf dem Wege von Frankfurt nach Reinfeld, wo meine Frau krank lag, als am 29. August in Stettin ein höherer Postbeamter, der angewiesen war, auf mich zu fahnden, mir eine Einladung des Königs nach Putbus ausrichtete. Ich hätte mich gern gedrückt, der Postbeamte aber begriff nicht, wie ein Mann von altem preußischen Schlage sich einer solchen Aufforderung entziehen wolle. Ich ging nach Rügen, nicht ohne Sorge vor neuen Zumutungen, Minister zu werden und dadurch in unhaltbare Beziehungen zum Könige zu geraten. Der König empfing mich am 30. August gnädig und setzte mich von einer vorliegenden Meinungsverschiedenheit über die durch den Rückzug der Russen aus den Donaufürstentümern entstandene Situation in Kenntnis. Es handelte sich um die Depesche des Grafen Buol vom 10. August und einen von Manteuffel vorgelegten Entwurf einer Antwort, den der König zu österreichisch fand. Auf Befehl machte ich einen andern Entwurf, der von Sr. Majestät genehmigt und nach Berlin geschickt wurde, um im Widerspruch mit dem leitenden Minister zunächst an den Grafen Arnim in Wien gesandt und dann den deutschen Regierungen mitgeteilt zu werden. Die durch Annahme meines Entwurfs bekundete Stimmung des Königs zeigte sich auch in dem Empfang des Grafen Benckendorf, der mit Briefen und mündlichen Aufträgen in Putbus eintraf, und den ich mit der Nachricht hatte empfangen können, daß die Engländer und Franzosen in der Krim gelandet seien. „Freut mich," erwiderte er, „da sind wir sehr stark." Es wurde russische Strömung. Ich glaubte, politisch meine Schuldigkeit gethan zu haben, hatte schlechte Nachrichten von meiner Frau und bat um die Erlaubnis, abzureisen. Sie wurde mir indirekt dadurch verweigert, daß ich auf das Gefolge übertragen wurde, ein hoher Gunstbeweis. Gerlach warnte mich, ihn nicht zu überschätzen. „Bilden Sie sich nur nicht ein," sagte er, „daß Sie politisch geschickter gewesen sind als wir. Sie sind augenblicklich in Gunst, und der König schenkt Ihnen diese Depesche, wie er einer Dame ein Boukett schenken würde."

Wie wahr das war, erfuhr ich sofort, aber in vollem Umfange erst später nach und nach. Als ich darauf bestand, abzureisen, und in der That am 1. September abreiste, erfolgte eine ernste Ungnade des Königs; mir wäre meine Häuslichkeit doch mehr wert als das ganze Reich, hatte er zu Gerlach gesagt. Aber wie tief die Verstimmung gegangen war, wurde mir erst während und nach meiner Pariser Reise klar. Mein beifällig aufgenommener Depeschen-Entwurf wurde telegraphisch angehalten und dann geändert.

Am 3. September erging von Berlin aus ein Rundschreiben an die deutschen Höfe, in dem von neuem jede Beteiligung an einem aggressiven Vorgehen abgelehnt wurde. Bismarck war überzeugt, daß die österreichische Politik leichtfertig alles in Deutschland erworbene Vertrauen preisgebe, nur um „ein paar stinkende Wallachen zu ergaunern", was Preußen nur von Nutzen sein könne, so lange man bei den Berliner Politikern „nur Bosheit und entschlossenes Wesen" bemerke. In der That war durch Bismarck der Plan Oesterreichs beim Bunde vereitelt worden, zumal, da

er immer wieder mahnte, jeden Schein der Besorgnis zu vermeiden und möglichst selbständig vorzugehen:

Brf. v. 25. 10. 1854. Die Schwäche unserer Stellung liegt in der Ueberzeugung der deutschen Höfe von unserer unerschöpflichen Gutmütigkeit; sie zweifeln nicht daran, daß wir uns niederträchtig behandeln und unterdrücken lassen, ehe wir uns entschließen, zu denselben undeutschen Waffen zu greifen, wie unsere Gegner. Was ist die Stärke der österreichischen Stellung gegen uns, vermöge deren sie den ganzen Bamberger Schweif nach sich zieht, der noch vor 6 Wochen offen sich für die preußische Anschauung erklärte? Es liegt das doch lediglich in der angeblichen und geglaubten Bereitwilligkeit Oesterreichs, sich schonungslos mit Frankreich zu verbinden. Der lähmenden Furcht, welche dieser Gedanke an den Höfen verbreitet, können wir nur damit entgegentreten, daß wir sagen: das können wir auch, und bricht man uns die Verträge, so kehren wir uns auch keinen Augenblick mehr daran. Wenn wir jeden Verdacht, etwas anderes nach Osten oder Westen hin thun zu können, mit sittlicher Entrüstung zurückweisen, so sieht jeder thüringische Dorfpolitiker unserer Widerstandsfähigkeit bis in den Magen und weiß, daß wir uns fügen müssen, nachdem unser grauer Bundesgenosse in der Bamberger Löwenhaut aus Angst schon früher geschrieen hat, als selbst für seine Sicherheit nützlich war. Für uns kommt es nur darauf an, den Glauben zu erhalten, daß wir noch Züge haben, ehe wir matt sind; wir brauchen uns ebenso wenig an Frankreich zu verkaufen, als Oesterreich es thun wird, so wild es sich auch anstellt. Aber wir lassen die Leute glauben, daß wir in edler Fassung verdunsten werden, wenn uns das Rohrwasser vollkommen reinlicher Bundestreue ausbleibt, während die Oesterreicher offen beteuern, daß sie aus jeder Pfütze trinken werden, um ihren Bundesgenossen ins Gesicht zu spucken. Furcht und wieder Furcht ist das Einzige, was in den Residenzen von München bis Bückeburg Wirkung thut.

Oesterreich gab alsbald friedliche Erklärungen in Berlin ab. Es versicherte, es sei fern von jeder Kriegslust und werde mit fremden Mächten keine Abrede über den Kriegsfall treffen, ohne diese vorher Preußen und dem Bunde mitzuteilen. Bei den günstigen Aussichten für den Frieden nahm Preußen einen Zusatzartikel an, in dem es sich bereit erklärte, den Schutz des österreichischen Gebietes auch auf die österreichischen Truppen in den Fürstentümern auszudehnen und gemeinschaftlich für die Annahme der vier Punkte durch Rußland zu wirken. Schon am 28. November nahm Kaiser Nikolaus die vier Punkte an. Da erfuhr man in Berlin plötzlich, daß man trotz allen Entgegenkommens dennoch von Oesterreich getäuscht worden sei. Graf Buol hatte mit den Westmächten in aller Heimlichkeit einen engeren Allianzvertrag geschlossen und vorgeschlagen, sobald es zum Kriege zwischen Oesterreich und Rußland komme, sollte ein Schutz- und Trutzbündnis der drei Mächte in Kraft treten. Am 1. Dezember erschien der Gesandte aus Wien, Graf Esterhazy, bei dem preußischen Minister, um ihm mitzuteilen, daß die Westmächte noch weitere Forderungen als die vier Punkte aufgestellt hätten, daß Oesterreich ihnen nicht hätte widersprechen können und daß das Ergebnis der hierüber gepflogenen Verhandlungen ein Bundesvertrag geworden sei, zu dem man Preußen den Eintritt offen halte. Die Aufregung über diesen Schritt war ungeheuer. Vor allem sah man von seiten Rußlands in dem Vorgehen der Wiener Politiker einen niederträchtigen Verrat. Der König war schwer gekränkt,

er erklärte, daß er einfach bei seiner Zusage vom 20. April beharre. Bismarck dagegen war über den Gang der Ereignisse keineswegs erzürnt:

Kommt es jetzt wirklich zum Frieden, so ist es meiner Meinung nach ein großer Gewinn für uns, daß wir in der Zeit nach diesem Frieden in besseren, Oesterreich und die Bamberger aber in schlechteren Beziehungen zu Rußland stehen, als vor dem Kriege. Der Tag der Abrechnung bleibt nicht aus, wenn auch einige Jahre darüber hingehen. Oesterreich hat sich als eine für jetzt unübersteigliche Barriere in den Weg Rußlands geschoben; die Spitze der Politik des letzteren wird sich für die Zukunft naturgemäß gegen diese Barriere richten. Durch diese Aenderung der Konstellation können wir nur an Gewicht und Freiheit der Bewegung gewinnen. Brf. v. 9. 12. 1854.

Ueber den Vertrag selbst schreibt Bismarck an Gerlach:

Ich würde überhaupt nicht beitreten, schon deshalb weil jeder sieht, daß wir es aus Furcht thun würden, und daß es also nützlich ist, mehr Furcht in uns zu wecken, um mehr von uns zu erreichen. Der Anstand scheint es mir zu verbieten. Eine solche Ablehnung ist aber ein Bruchstück aus einem politischen System, dessen übrige Folgerungen auch dazu gehören; ob sie in unseren übrigen modus vivendi paßt, das weiß ich nicht. Man kann über Stimmings und über Kohlhasenbrück nach Potsdam kommen, man kann aber nicht teils auf dem einen und teils auf dem anderen Wege streckenweis gehen. Es muß uns Söhnen Teuts erst einmal sehr schlecht gehen, ehe wir Courage haben; so lange wir noch etwas zu verlieren haben, fürchten wir uns; sind wir ausgezogen und durchgeprügelt, so ist jeder ein Löwe. Brf. v. 15. 12. 1854.

Am 16. Dezember erfolgte die Aufforderung der Mächte an Preußen, dem Wiener Vertrage beizutreten. In seiner Not und Unentschlossenheit sandte jedoch der König zunächst in der Person des Herrn von Usedom einen Spezialgesandten nach London, um mit rührenden Worten vorzustellen, daß England „als Weltmacht sowohl wie als protestantische Macht Preußen nicht dem Schicksal überlassen dürfte, welches ihm zugedacht". Bismarck, der an Manteuffel schrieb: „Ich glaube, daß diese Verhandlung unsere Beziehungen zu den Westmächten immer schlechter als besser macht; England läßt uns ablaufen und wir geben ohne Not ein Zeichen, daß wir uns in unserer Haut unbehaglich fühlen", hatte natürlich auch jetzt wieder vollständig recht. Usedoms Sendung verlief durchaus ergebnislos. Die Besorgnisse Gerlachs, die an eine Hinneigung zu Frankreich anknüpften, widerlegte er mit dem klassischen Satz: „Das Unglück, das Sie aus einer Verbindung mit Frankreich für uns kommen sehen, erwarte ich vielmehr aus unserer Hingabe für Oesterreich; aber aus dem Grunde, weil mich ein Bettgenosse viel leichter betrügen, vergiften, erdrosseln kann, als ein Fremder, mit dem ich in gelegentliche Geschäftsverbindung trete, besonders wenn der Bettgenosse der ruchlosere und feigere ist."

Trotz der preußischen Zurückhaltung forderte Graf Buol mit voller Unbefangenheit die Aufstellung von 200,000 Mann preußischer Truppen, weil die Gefahr eines russischen Angriffs auf österreichisches Gebiet gegeben sei. Bismarck riet zur Ablehnung dieses Antrages, sein Votum war für Preußen entscheidend, der Plan einer Mobilmachung wurde zurückgewiesen und auch die Bundesstaaten verhielten sich ablehnend.

Die Folge war natürlich eine vollständige Entfremdung zwischen Oesterreich und Deutschland, die durch den gereizten und drohenden Briefwechsel, der von Wien ausging, natürlich nicht gemildert wurde.

Auch in Paris war man ergrimmt. Bei einem Aufenthalte in Berlin gab Bismarck auf die dreiste Bemerkung des französischen Gesandten Marquis de Moustier: „Diese Politik wird Sie nach Jena führen", die schlagfertige Antwort: „Warum nicht nach Leipzig und Waterloo?" eine Antwort, die zu heftigen Beschwerden über Bismarck seitens der französischen Regierung führte. Seiner Festigkeit war es zum guten Teil auch zu verdanken, daß der Plan, französische Truppen durch Deutschland auf den Kriegsschauplatz zu führen, gescheitert ist. Die Schroffheit, in der er zuweilen seine Ansichten aussprach, führte sogar dahin, daß das Wiener Kabinett es ablehnte, sich im Bunde zeitweilig durch Herrn von Bismarck vertreten zu lassen. In einer Depesche nach Berlin erklärte Graf Buol auf Grund lügenhafter Mitteilungen des Herrn v. Prokesch, daß die Richtung Bismarcks und seine notorisch gewordenen Aeußerungen im Verkehr mit fremden Gesandten geradezu das Gepräge der Feindseligkeit mit Oesterreich trage. Er erzielte damit allerdings nur eine scharfe Zurückweisung durch den preußischen Minister, der diese Gelegenheit benutzte, seinem Frankfurter Gehilfen ein glänzendes Zeugnis auszustellen, indem er in seiner Note ausführte:

Wie es daher eine dringende Pflicht für mich ist, einen ausgezeichneten und treuen Diener Sr. Majestät des Königs, den sein Monarch mit besonderem Vertrauen beehrt, gegen unverdiente Anklagen zu schirmen, so sind wir andererseits dem kaiserlichen Kabinet schuldig, die erhobene Beschwerde durch entschiedene Ablehnung der ihr zu Grunde liegenden Beschuldigung vollständig zu beseitigen. Ist Herr v. Bismarck bei einem Widerstreit der Ansichten und Interessen beider Höfe in dem Falle gewesen, die Rechte seiner Regierung pflichtschuldig vertreten zu müssen, so ist gewiß das Wiener Kabinett das letzte, ihm hieraus einen Vorwurf machen zu wollen.

Der Urheber der gegen Bismarck gerichteten Verleumdungen, Herr von Prokesch, sollte selbst alsbald des Schicksals Ungunst erfahren. In Wien wurde beschlossen, ihn durch den Grafen Rechberg zu ersetzen. Bismarck war über diese Nachricht keineswegs erfreut.

Brf. v. 26. 2. 1855. Daß Prokesch fortgeht, ist mir nicht lieb. Ich betrachte das ähnlich, als wenn ich ein stätisches Pferd, das ich 3 Jahre geritten habe, und dessen Tücken ich genau kenne, gegen ein ebenso böses und fremdes Pferd vertauschen soll. Rechberg ist viel fähiger wie Prokesch.

Am 2. März 1855 starb Kaiser Nikolaus infolge einer Lungenentzündung. Der Eindruck dieser Nachricht auf ganz Europa war ungeheuer. Bei der ersten Mitteilung von dem erschütternden Ereignis schrieb Bismarck an Gerlach:

Brf. v. 11. 7. 1855. Die Menschen aller Parteien stehen hier, wie wohl in ganz Deutschland, ernst und betroffen der Unerforschlichkeit des göttlichen Ratschlusses gegenüber, und selbst der Demokrat verschließt sich dem Gefühl nicht, welches uns ergreift, wenn der Hauch des Herrn die Eiche niederwirft. Nur von einzelnen Oesterreichern, selbst von einem General höre ich, daß sie sich händereibend Glück wünschen, von einem gefährlichen Feinde befreit zu sein.

Der junge Zar Alexander erklärte sofort nach seinem Regierungsantritt, daß er die Politik durchaus im Sinne seines Vaters fortführen werde. Am 16. März begannen die Wiener Beratungen von neuem. Man gelangte zu einer Verständigung über die Donaufürstentümer und die Freiheit der Schiffahrt, und nur die Revision des Vertrages von 1841, nach dem in Friedenszeiten kein fremdes Kriegsschiff die Dardanellen passieren sollte, gab Anlaß zu Schwierigkeiten; gerade an diesem Punkte setzte ein Zerwürfnis an, das zwischen den kriegführenden Mächten selbst eintrat. Oesterreich erklärte, von Rußland nur fordern zu wollen, daß es seine Pontusflotte nicht über den Bestand von 1813 hinaus vermehren dürfe; die Ablehnung dieses Begehrens werde eine Kriegserklärung Oesterreichs zur Folge haben. Napoleon jedoch war hiermit nicht zufrieden. Er sah in dem Verhalten Oesterreichs einen Bundesbruch. Die Konferenzen blieben somit ohne ein entscheidendes Resultat, es sei denn, daß Oesterreich und Frankreich fortan von bitterer Verstimmung gegen einander erfüllt waren.

Auch in Deutschland übten diese Ereignisse ihre Wirkung. Am 8. Mai fuhr Bismarck auf telegraphische Weisung Manteuffels wiederum nach Berlin, um hier seine Vorschläge über die Behandlung der orientalischen Frage zu machen. Er verweilte 8 Tage in der Hauptstadt und veranlaßte den König zu dem Entschluß, die Initiative zu einer Verständigung mit Oesterreich aufzugeben. Auch die Drohung Oesterreichs, aus dem Bunde auszutreten, wenn man ihm nicht willig Folge leiste, wurde auf Bismarcks Rat mit aller Kühle aufgenommen. Er nannte das Rundschreiben, das von Wien aus in diesem Sinne erging, durchaus albern. Er fügte zugleich ein überaus scharfes Urteil über Herrn v. Buol, den Urheber des Planes, hinzu:

Es gehört jetzt hier zum guten Ton, von dem Wiener Premier wie von einem dummen Jungen zu sprechen. Mit besonderer Vorliebe erzählt man sich, wie Schwarzenberg, fühlend, daß er sich ausruhen und vertreten lassen müsse, sich lange besonnen habe, wer wohl unter den höheren Chargen der ungefährlichste Schwachkopf sei, dem er seine Stellung in Verwahrung gebe, wie man einem Lakaien seinen Rock aufzuheben giebt, endlich habe er heureka (ich habe es gefunden) gerufen und dem Kaiser den Grafen Buol als seinen Vertreter empfohlen; darüber sei Schwarzenberg unerwartet vom — geholt worden, und der Kaiser habe die Empfehlung Buols ernstlich genommen und ihn ernannt. Brf. v. 7. 3. 1856

Immerhin ist Bismarck unbefangen genug, die Vorschläge, die Buol auf der Wiener Konferenz gemacht hatte und die von Napoleon verworfen wurden, als eine ganz geeignete Verständigung mit Rußland zu bezeichnen:

Wenn man nicht noch einige Saucen stärkender Auslegungen von Westen her über den deutschen Hammel gegossen hätte. Gestern hörte ich von einer aus Wien gekommenen, antiwestlichen, aber eingeweihten Person, daß Buol in den letzten Tagen weinend, in juchtenduftiger Reue, an Gortschakoffs Halse hängt. Mit dem Händedruck des Biedermannes hat er letzterem gesagt: „Wenn ein Mann von Ehre einsieht, daß er auf falschem Wege ist, so gesteht er es ein und kehrt um; ich sehe ein, daß ich mich geirrt habe, ich kehre um und biete Ihnen offen die Hand.“ Darauf anhaltendes Händeschütteln aus dem Schultergelenk, Brf. v. 15. 6. 1855.

mit dem Kopf rechts rückwärts gedreht, gerührtem Lächeln und sentimentalem Blick, gerade auf die Brillengläser Gortschakoffs. Mein Gewährsmann hatte Buols obige Worte buchstäblich aus Gortschakoffs Munde. Prokesch soll bei Rußland schwören und nie einen anderen Gedanken gehabt haben, als diese Sympathie. Prokesch-Westen können wir ihn nun nicht mehr nennen, höchstens Prokesch-Nord-Osten. Er wird noch die ganze Windrose durchmachen.

Aber Bismarck wird den Argwohn nicht los, daß Wien noch immer an dem Gedanken festhält, zwischen den drei Kaiserstaaten ein Bündnis zu stande zu bringen. Buols plötzliche Sinneswandlung führt er gleichfalls darauf zurück.

Brf. v. 15. 6. 1855. Noch näher liegt mir bei ihm zur Erklärung seiner Kälte gegen uns, im Vergleich mit der plötzlichen Hitze seiner neuen Liebe zu Rußland, das Motiv persönlicher Gereiztheit gegen Preußen, die Eitelkeit beherrscht ihn ausschließlich, mag er sich die Nägel putzen oder Staatsverträge schließen; wer seine Eitelkeit verletzt, gegen den wütet er so lange, bis er eine neue Verletzung erfährt, über die er die erste vergißt. Bisher hatte er das Bedürfnis, den Russen zu beweisen, wie ungerecht sie gehabt hätten, ihn geringschätzig zu behandeln; jetzt ärgert er sich über Preußen noch mehr. Wir haben ihn verhindert, eine große Rolle an der Spitze der 70 Millionen des April-Bündnisses zu spielen, wir haben ihm einige Dutzend grober Noten im Laufe der letzten Jahre geschrieben, wir haben klüger oder glücklicher operiert, wie er, und ihn um den Ruf eines überlegenen Staatsmannes gebracht, von dem er doch die Charaktermaske in Miene und Haltung bei keiner Gelegenheit ablegt. Nach alledem ist nicht von ihm zu verlangen, daß er uns mit dem Eingeständnis, ein leichtfertiger Geck gewesen zu sein, die Hand bieten soll. Der Deutsche blamiert sich immer lieber vor einem Fremden als vor einem Landsmann.

Auch der erneute Versuch Oesterreichs, durch ein Rundschreiben den Bund in sein Fahrwasser zu ziehen und die Verfügung über die gesamte Wehrmacht Deutschlands zu erlangen, fand auf Bismarcks Betreiben eine scharfe Ablehnung durch Herrn von Manteuffel: „Wir würden uns vor ganz Deutschland die Nase abschneiden, wenn wir diese Forderung rückhaltlos billigen wollten.“

In jener Zeit kehrte Prokesch noch einmal auf seinen Posten in Frankfurt zurück. Bismarck begrüßte ihn natürlich mit saftigem Hohn:

Brf. v. 4. 7. 1855. Mein erstes Wiedersehen mit Prokesch war beiderseits frei von Verlegenheit. Die sanfte Heiterkeit, deren Maske er trug, fand ihren Ausdruck auch in der Farbe seiner Handschuhe, die von zartestem himmelblau und ausnahmsweise ganz neu waren. Es schlug gerade zwölf am 2. Juli, und ich bemerkte beiläufig, daß dieser Augenblick genau die Mitte des Jahres sei, worauf er mit durchbrechender Herzlichkeit meine Hand ergriff und sagte: „Wohlan, so vergessen wir die Leiden und Sorgen des alten Jahres, und beginnen wir ein ganz neues.“

Bis zum Abgange Prokesch's hatte Bismarck mit ihm eine Reihe kleiner Kämpfe auszufechten, die für ihn um so fataler waren, als der österreichische Gesandte sich dauernd in unredlichen Quersprüngen erging. Der Urlaub führte Bismarck nicht, wie er ursprünglich geplant hatte, in das Seebad, sondern nach Paris zur Weltausstellung. Er wurde natürlich dem Kaiser vorgestellt und seinen vornehmsten Staatsmännern sowie der als Gast anwesenden Königin Victoria von England. Nach seiner Rückkehr schrieb er an Herrn von Manteuffel:

Der Kaiser sprach vorzugsweise von dem Befinden Sr. Majestät des Königs und seiner Teilnahme für dasselbe, sagte mir auch persönlich schmeichelhafte Dinge. Unverkennbar wurden wir Preußen im Vergleich zu anderen Fremden mit großer Aufmerksamkeit behandelt. Besonders Oesterreicher bemerkte man fast nirgends, und Hübner (der österreichische Gesandte in Paris) erschien bei keinem der Feste, angeblich wegen Krankheit, obschon ich ihn inzwischen ganz wohlauf sah. Bezeichnend für die Opfer des Krieges ist in Frankreich die vollständige Leere in allen Infanterie-Garnisonen. Die Armeen von Paris, Lyon und Boulogne sind in achtbarem Zustande, zusammen vielleicht 100 bis 120,000 Mann; in den sonstigen Garnisonen aber befinden sich nur Depots, im engsten Wortverstande. In Straßburg, Metz und Rouen hatten die Infanterie-Regimenter nur die zur Dressur der fortwährend zugehenden Rekruten nötige Mannschaft bei der Fahne, und jede ausexerzierte Rekrutenabteilung wird sofort auf die Eisenbahn gesetzt, um nach dem Orient abzugehen. Der Wachtdienst in Straßburg und Metz wurde von Nichtkombattanten, den Handwerkern und Arbeitern der Truppenteile, und in Metz von Artillerieschülern gethan. In Straßburg befinden sich nach den mir von Einwohnern gemachten und in Paris von Militärs bestätigten Angaben nur wenig über 500, jedenfalls unter 1000 Mann Infanterie verschiedener Regimenter; auf den Wällen schilderten Kavalleristen. Ein Ordonnanzoffizier des Kaisers gab mir den Unterschied zwischen der Truppenzahl, die nach und nach eingeschifft worden, und der, die jetzt im Orient vorhanden sei, auf einige 80,000 Mann an, d. h. über 80,0 0 Mann betrugen also die französischen Verluste im Krimkriege bis Ende August 1855. „Die Verkleinerung der Verluste in den amtlichen Berichten wird von der Armee sehr übel genommen, und jeder Offizier ist leicht bereit, den Moniteur in dieser Beziehung Lügen zu strafen. Brf. v. 14. 9. 1855.

An Gerlach schrieb Bismarck einen Tag darauf:

Sie schelten mich, daß ich in Babylon gewesen bin, aber Sie können von einem lernbegierigen Diplomaten diese politische Keuschheit nicht verlangen, die einem Soldaten, wie Lützow, oder einem unabhängigen Landjunker so wohl ansteht; ich muß m. E. die Elemente, in denen ich mich zu bewegen habe, aus eigener Anschauung kennen lernen, soviel sich mir dazu Gelegenheit bietet. Fürchten Sie dabei nicht für meine politische Gesundheit; ich habe viel von der Natur der Ente, der das Wasser von den Federn abläuft, und es ist bei mir ein ziemlich weiter Weg von der äußern Haut bis zum Herzen. Ich habe an Vorliebe für den Bonapartismus nichts gewonnen; im Gegenteil, mir fiel es wie eine Last von der Brust, als ich die Grenze wieder hinter mir hatte; ich hätte den ersten schwarz-weißen Pfahl umarmen können, und sogar für zwei pfälzische Fabrikanten, die mit mir im Wagen saßen, hatte ich eine Anwandlung landsmannschaftlicher Gefühle. Es ist wahr, wenn ich an meinen letzten Besuch in Paris, unter Louis Philipp, denke, so finde ich die Pariser wunderbar fortgeschritten in der Disciplin und dem äußern Anstande. Der einzige Mensch, der mit Selbstbewußtsein über die Straße geht, ist der Soldat, vom General bis zum Trainknecht, und wer gar nichts von der neusten Geschichte wüßte, würde doch aus einem Vergleich der Physiognomie des Straßenlebens entnehmen können, daß die Herrschaft von der Juli-Bourgeoisie auf die Armee übergegangen ist. Die Beleuchtung ist glänzend, aber doch sieht man noch mehr Polizisten, als Laternen; es giebt keinen Winkel in allen Straßen, wo man nicht sicher wäre, in irgend einer Richtung wenigstens, dem beobachtenden Blicke eines uniformierten agent de police, gendarmes, municipal, und wie sie alle heißen, zu begegnen; man kann nicht still stehn, ohne neben sich zu hören: circulez, s'il vous plaît. Ich würde mich gar nicht gewundert haben, beim Aufwachen des Morgens in ein Gesicht mit 3 Bärten und schiefem Hut zu blicken, welches mir mit der gelangweilten Höflichkeit eines Gefängnisschließers sagte: Pissez, s'il vous plaît, changez de chemise s. v. pl. Man hört auf, nach eigenem Willen zu niesen oder zu schnauben, wenn man den Fuß in diese Tretmühle gesetzt hat. Der Brf. v. 15. 9. 1855.

Franzose sagt: c'est précisément ce qu'il nous faut; le despotisme est la seule forme de gouvernement compatible avec l'esprit français. Das mag richtig sein, ist aber eine scharfe Selbst-Kritik. Merkwürdig war die Gleichgültigkeit gegen den Krieg und die Nachrichten aus der Krim. Die Aufnahme der Königin von England im Publikum war unzweifelhaft kalt; man sah das an, wie man eine Menagerie oder eine Parade sieht, machte seine Witze, und der Enthusiasmus war allein auf seiten der Engländer.

Se. Majestät wird nun, wie ich heute aus der Reiseroute sehe, nicht hier, sondern in Speier Nachtquartier nehmen. Wir hatten uns hier schon auf die Ehre vorbereitet, gebohnt, gewaschen, gestaubt. Ich werde mich in Guntershausen am 20. melden, obschon es in dem Schreiben heißt, daß aller Empfang und Begleitung untersagt wird. Ich weiß nicht, wohin ich Ihnen addressieren soll; am besten doch wohl nach dem Wilhelmsplatz.

Die Eindrücke jener Reise haben lange im Gedächtnis Bismarcks gehaftet. Hat er doch damals die Bekanntschaft einer Reihe von Persönlichkeiten gemacht, die eine bedeutende Rolle in Gegenwart und Zukunft spielten. So erzählte er noch später:

Ged. u. Er. I. Der 15. August, Napoleonstag wurde u. a. dadurch gefeiert, daß man russische Gefangene durch die Straßen führte. Am 19. traf die Königin von England ein, der zu Ehren am 25. August ein großes Ballfest in Versailles stattfand auf dem ich ihr und dem Prinzen Albert vorgestellt wurde.

Der Prinz in seiner schwarzen Uniform, schön und kühl, sprach höflich mit mir, aber in seiner Haltung lag eine gewisse übelwollende Neugier, aus der ich abnahm, daß ihm meine antiwestmächtliche Einwirkung auf den König nicht unbekannt war. Nach der ihm eigenen Sinnesweise suchte er die Beweggründe meines Verhaltens nicht da, wo sie lagen, nämlich in dem Interesse an der Unabhängigkeit meines Vaterlandes von fremden Einflüssen, Einflüssen, die in unserer kleinstädtischen Verehrung für England und Furcht vor Frankreich einen empfänglichen Boden fanden, sowie in dem Wunsche, uns von einem Kriege freizuhalten, den wir nicht in unserem Interesse, sondern in Abhängigkeit von österreichischer und englischer Politik geführt haben würden. In den Augen des Prinzen war ich, was ich natürlich nicht dem momentanen Eindruck bei meiner Vorstellung, sondern anderweitiger Sach- und Aktenkunde entnahm, ein reaktionärer Parteimann, der sich auf die Seite Rußlands stellte, um eine absolutistische und Junker-Politik zu fördern. Es konnte nicht befremden, daß diese Ansicht des Prinzen und der damaligen Parteigenossen des Herzogs von Coburg sich auf die Tochter des ersteren, welche demnächst unsere Kronprinzessin wurde, übertragen hatte.

Schon bald nach ihrer Ankunft in Deutschland, im Februar 1858, konnte ich durch Mitglieder des königlichen Hauses und aus eigenen Wahrnehmungen die Ueberzeugung gewinnen, daß die Prinzessin gegen mich persönlich voreingenommen war. Ueberraschend war mir dabei nicht die Thatsache, wohl aber die Form, wie ihr damaliges Vorurteil gegen mich im engen Familienkreise zum Ausdruck gekommen war: sie traue mir nicht. Auf Abneigung wegen meiner angeblich anti-englischen Gesinnung und wegen Ungehorsams gegen englische Einflüsse war ich gefaßt; daß die Frau Prinzessin sich aber in der Folgezeit bei der Beurteilung meiner Persönlichkeit von weitergehenden Verleumdungen beeinflussen ließ, mußte ich vermuten, als sie in einem Gespräche, das sie mit mir, ihrem Tischnachbar, nach dem 1866er Kriege führte, in halb scherzendem Tone sagte: ich hätte den Ehrgeiz, König zu werden oder wenigstens Präsident einer Republik. Ich antwortete in demselben halb scherzenden Tone, ich sei für meine Person zum Republikaner verdorben, in den royalistischen Traditionen der Familie aufgewachsen und bedürfe zu meinem irdischen Behagen einer monarchischen Einrichtung, dankte aber Gott, daß ich nicht dazu berufen sei, wie ein König auf dem Präsentierteller zu leben, sondern bis an mein Ende ein getreuer Unterthan des Königs zu sein. Daß diese meine Ueber-

zeugung aber allgemein erblich sein würde, ließe sich nicht verbürgen, nicht weil die Royalisten ausgehen würden, sondern vielleicht die Könige. Pour faire un civet, il faut un lièvre, et pour une monarchie, il faut un roi. Ich könnte nicht dafür gutsagen, daß in Ermangelung eines solchen die nächste Generation nicht republikanisch werden könne. Indem ich mich so äußerte, war ich nicht frei von Sorge in dem Gedanken an einen Thronwechsel ohne Uebergang der monarchischen Traditionen auf den Nachfolger. Die Prinzessin vermied indessen jede ernsthafte Wendung und blieb in dem scherzenden Tone, liebenswürdig und unterhaltend wie immer; sie machte mir mehr den Eindruck, daß sie einen politischen Gegner necken wollte.

In den ersten Jahren meines Ministeriums habe ich noch öfter bei ähnlichen Tischgesprächen beobachtet, daß es der Prinzessin Vergnügen machte, meine patriotische Empfindlichkeit durch scherzhafte Kritik von Personen und Zuständen zu reizen.

Die Königin Victoria sprach auf jenem Balle in Versailles mit mir deutsch. Ich hatte von ihr den Eindruck, daß sie in mir eine merkwürdige, aber unsympathische Persönlichkeit sah, doch war ihre Tonart ohne den Anflug von ironischer Ueberlegenheit, den ich bei dem Prinzen Albert durchzufühlen glaubte. Sie blieb freundlich und höflich wie jemand, der einen wunderlichen Kauz nicht unfreundlich behandeln will.

Sehr anmutig plaudert auch der greise Bismarck noch über die Eindrücke, die er über das Hofleben in Paris gewann:

Bei dem Souper war mir im Vergleich mit Berlin die Einrichtung merkwürdig, daß die Gesellschaft in drei Klassen mit Abstufungen in dem Menu speiste und denjenigen Gästen, die überhaupt speisen sollten, die Zusicherung durch Ueberreichung einer Karte mit der Nummer beim Eintreten gegeben wurde. Die Karten der ersten Klasse enthielten auch den Namen der an dem betreffenden Tische vorsitzenden Dame. Diese Tische waren auf 15 bis 20 Personen eingerichtet. Ich erhielt beim Eintreten eine solche Karte zu dem Tische der Gräfin Walewska und später im Saale noch zwei von zwei andern Patronesses-Damen der Diplomatie und des Hofes. Es war also kein genauer Plan für die Placierung der Gäste gemacht worden. Ich wählte den Tisch der Gräfin Walewska, zu deren Departement ich als auswärtiger Diplomat gehörte. Auf dem Wege zu dem betreffenden Saale stieß ich auf einen preußischen Offizier in der Uniform eines Garde-Infanterie-Regiments, der eine französische Dame führte und sich in lebhaftem Streit mit einem der kaiserlichen Haushofmeister befand, der beide, weil sie mit Karten nicht versehen waren, nicht passieren lassen wollte. Nachdem mir der Offizier auf mein Befragen die Sachlage erklärt und mir die Dame als eine Herzogin mit italienischem Titel aus dem ersten Empire bezeichnet hatte, sagte ich dem Hofbeamten, ich hätte die Karte des Herrn, und gab ihm eine der meinigen. Der Beamte wollte nun aber die Dame nicht passieren lassen, ich gab daher dem Offizier meine zweite Karte für seine Herzogin. Der Beamte bedeutete mich, „mais vous ne passerez pas sans carte“; als ich ihm die dritte vorgezeigt hatte, machte er ein verwundertes Gesicht und ließ uns alle drei durch. Ich empfahl meinen beiden Schützlingen, sich nicht an die Tische zu setzen, die auf den Karten angegeben waren, sondern zu sehen, wo sie sonst unterkämen, habe auch keine Reklamation über meine Kartenverteilung zu hören bekommen. Die Unregelmäßigkeit war so groß, daß unser Tisch nicht voll besetzt wurde, was sich aus dem Mangel einer Verabredung der dames patronesses erklärt. Der alte Fürst Pückler hatte entweder keine Karte erhalten oder seinen Tisch nicht finden können; nachdem er sich an mein ihm bekanntes Gesicht gewandt hatte, wurde er von der Gräfin Walewska auf einen der leer gebliebenen Plätze eingeladen. Das Souper war trotz der Dreiteilung weder nach dem Material noch nach der Zubereitung auf der Höhe dessen, was in Berlin bei ähnlichen Massenfesten geleistet wird; nur die Bedienung war ausreichend und prompt.

Am auffallendsten war mir der Unterschied in den Anordnungen für die Zirkulation. Das Versailler Schloß bietet dafür eine viel größere Leichtigkeit als das Berliner vermöge der größern Zahl und, abgesehen von dem Weißen Saale, der größern Ausdehnung der Räume. Hier war den Soupierenden No. 1 für ihren Rückzug derselbe Weg angewiesen, wie den Hungrigen No. 2, deren stürmischer Anmarsch schon eine weniger höfische gesellschaftliche Gewöhnung verriet. Es kamen körperliche Zusammenstöße der gestickten und bebänderten Herren und reich eleganten Damen vor, die in Handgreiflichkeiten und Verbalinjurien übergingen, wie sie bei uns im Schlosse unmöglich wären. Ich zog mich mit dem befriedigenden Eindruck zurück, daß trotz alles Glanzes des Kaiserlichen Hofes der Hofdienst, die Erziehung und die Manieren der Hofgesellschaft bei uns wie in Petersburg und Wien höher standen als in Paris und daß die Zeiten hinter uns lagen, da man in Frankreich und am Pariser Hofe eine Schule der Höflichkeit und des guten Benehmens durchmachen konnte. Selbst die, namentlich im Vergleich mit Petersburg, veraltete Etikette kleiner deutscher Höfe war würdevoller als die imperialistische Praxis. Freilich habe ich diesen Eindruck schon unter Louis Philipp gehabt, während dessen Regierung es in Frankreich geradezu Mode wurde, sich in der Richtung übertriebener Ungeniertheit und des Verzichtes auf Höflichkeit besonders gegen Damen hervorzuthun. War es nun auch in dieser Beziehung während des zweiten Kaiserreiches besser geworden, so blieben doch der Ton in der amtlichen und höfischen Gesellschaft und die Haltung des Hofes selbst gegen die drei östlichen großen Höfe zurück. Nur in den der amtlichen Welt fremden legitimistischen Kreisen war es zur Zeit Louis Philipps sowohl wie Louis Napoleons anders, der Ton tadellos, höflich und gastlich, mit gelegentlichen Ausnahmen der jüngern, mehr verpariserten Herrn, die ihre Gewohnheiten nicht der Familie, sondern dem Klub entnahmen.

Die Pariser Reise hatte noch ein anderes Nachspiel; Bismarck wurde der Königin Elisabeth als Anhänger Napoleons verdächtig. Er schreibt darüber an Gerlach:

Verehrtester Freund,

Brf. v. 7. 10. 1855. in Koblenz war es recht unbehaglich. Die Majestäten waren in Stolzenfels durch fremde Herrschaften, Deputationen, Ausflüge so in Anspruch genommen, daß unsereins Ihnen nicht beikommen konnte. Der König hat über Politik nicht ein Wort mit mir gesprochen. Hans Kleist, und was sonst in Koblenz sich aufhielt, war in geschäftiger Unruhe und nie zu haben; dabei konnte man doch nicht ausfliegen in die Umgegend, weil man sich keine Stunde sicher war, ob man nicht hier oder da befohlen würde. Einen etwas bittern Nachgeschmack hat mir doch das erste début meiner armen Frau am Hofe hinterlassen. Sie war dem Könige zwar vorgestellt, aber Ihrer Majestät nicht, und um dies nachzuholen, ließ ich sie hinkommen; bisher war sie niemals mit mir in der Nähe des Hoflagers gewesen. Se. Majestät ignorierten sie aber vollständig, auch als wir en très-petit comité einige Stunden lang auf dem Dampfschiffe zusammen waren; die Königin war leidend und hatte daher nicht viel für sie übrig, und die Prinzessin von Preußen behandelte sie mit gesuchter Zurücksetzung, während alle übrigen Gesandtenfrauen sich des Sonnenscheins der Gnade der Herrschaften in hohem Maße erfreuten. Wenn auch der Prinz von Preußen mit großer Liebenswürdigkeit sich der merklichen Verlassenheit meiner Frau annahm, so kam doch ihr unverdorbener hinterpommerscher Royalismus etwas thränenschwer aus dieser Probe zurück.

Auch bis zum Könige drangen also die Verdächtigungen; erst im folgenden Winter kam es zur Aussprache:

Ged. u. Er. I. Er fragte mich einmal bei Tafel quer über den Tisch nach meiner Meinung über Louis Napoleon; sein Ton war ironisch. Ich antwortete: „Ich habe den Eindruck, daß der Kaiser Napoleon ein gescheidter und liebenswürdiger Mann,

aber so klug nicht ist, wie die Welt ihn schätzt, die alles, was vorgeht, auf seine Rechnung schreibt, und wenn es in Ostasien zur unrechten Zeit regnet, das aus einer übelwollenden Machination des Kaisers erklären will. Man hat sich besonders bei uns daran gewöhnt, ihn als eine Art génie du mal zu betrachten, das immer nur darüber nachdenke, wie es in der Welt Unfug anrichten könne. Ich glaube, daß er froh ist, wenn er etwas Gutes in Ruhe genießen kann; sein Verstand wird auf Kosten seines Herzens überschätzt; er ist im Grunde gutmütig und es ist ihm ein ungewöhnliches Maß von Dankbarkeit für jeden geleisteten Dienst eigen."

Der König lachte dazu in einer Weise, die mich verdroß und zu der Frage veranlaßte, ob ich mir gestatten dürfe, die augenblicklichen Gedanken Sr. Majestät zu erraten. Der König bejahte und ich sagte:

„General von Canitz hielt den jungen Offizieren in der Kriegsakademie Vorträge über Napoleons Feldzüge. Ein strebsamer Zuhörer fragte ihn, warum Napoleon diese oder jene Bewegung unterlassen haben könne. Canitz antwortete: „Ja, sehen Sie, wie dieser Napoleon eben war, ein seelensguter Kerl, aber dumm, dumm" — was natürlich die große Heiterkeit der Kriegsschüler erregte. Ich fürchte, daß Eurer Majestät Gedanken über mich denen des Generals von Canitz über Napoleon ähnlich sind."

Der König sagte lachend: „Sie mögen Recht haben; aber ich kenne den jetzigen Napoleon nicht hinreichend, um Ihren Eindruck bestreiten zu können, daß sein Herz besser sei, als sein Kopf." Daß die Königin mit meiner Ansicht unzufrieden war, konnte ich aus den kleinen Aeußerlichkeiten entnehmen, durch welche sich bei Hofe die Eindrücke kenntlich machen.

Bald nach der Wiederaufnahme der Sitzung wurde es in Frankfurt bekannt, daß Prokesch zum Gesandten in Konstantinopel ernannt sei. Sein Abgang wurde natürlich allgemein als ein höchst erfreuliches Ereignis bezeichnet. Ueber die Abschiedsszene berichtet Bismarck sowohl amtlich als privatim an seinen Freund Gerlach:

Er (Prokesch), verlas beim Abschiede eine Rede . . . . Wie lächerlich hat sich Prokesch durch seine Eitelkeit blamiert, indem er seine „Mission" durch die von ihm abhängigen Blätter in bengalisches Feuer setzen ließ. Die offiziösen Wiener Blätter sogar rupfen ihm die Pfauenfedern aus und nennen als Korrespondenten des Constitutionnel eines Mr. Debreauz, der ursprünglich auf gut Deutsch Herr Braus heißt und früher in der „ausländischen Presse" Oesterreichs unter Hübner diente, mit dem er sich später überworfen hat. Nach guten Nachrichten, die mein württembergischer Kollege aus Paris brachte, ist aber unser und aller Leute alter Freund Klindworth der eigentliche Faiseur Prokesch's in dieser Sache. Der Armenier hat übrigens in der letzen Sitzung noch wieder den größten Unfug getrieben, offenbar in der Absicht, mein Verhältnis zu Rechberg mit einem Streit beginnen zu lassen. Fanchon bleibt sich immer gleich. Auch Brunnow hat er unartig empfangen. Einige servile Kollegen wünschten, ich sollte Prokesch ein Abschiedsfest geben; die Heuchelei wäre zu groß; ich habe gesagt, ich könne es nicht, bevor Herrn von Brunnow nicht das vorschriftsmäßige Präsidial-Diner in Uniform gegeben worden sei, was Prokesch pöbelhafter Weise verweigert.

Brf. v. 25. 10. 1855.

Auch weiterhin hat Bismarck seiner Laune über seinen unglücklichen österreichischen Kollegen frei die Zügel schießen lassen. So schreibt er von ihm:

Er liegt jetzt in den letzten Tagen still im Bau, wie ein angeschossener Fuchs; er entzieht sich uns durch Absagen der Sitzungen und beschäftigt sich wohl nur mit Zeitungsartikeln, in denen er seinen Abgang möglichst im bengalischen Feuer darstellen wird.

Brf. v. 1. 10 1855.

Ein anderes Mal bemerkt Bismarck:

Brf. v. 6. 11. 1855. Prokesch spielt die Rolle des Bösewichts in dem langweiligen Bundesroman bis ans Ende; es scheint, daß er seinem Nachfolger absichtlich einen schwierigen Anfang bereiten will, indem er streitige Sachen in den Vordergrund zieht.

Dieser Nachfolger war wiederum Graf Rechberg, mit dem Bismarck zu aller Zeit in einem angenehmen Verhältnisse stand. Damals war es, wo Bismarck den klassischen Ausspruch that, „er sei zu alt und zu verheiratet zum Courmachen". Er begründete hiermit die Forderung nach einem Attaché, der ihn gesellschaftlich entlasten könne.

Brf. v. 16. 11. 1856. „Es fehlt mir gänzlich das jugendliche, vornehme Element in dem Personenbestande der preußischen Bundestagsgesandtschaft," klagt er gegen Gerlach am 16. November, „welches in der Gesellschaft verkehrt, den Klatsch sammelt, tanzt und sich wichtig macht."

Trotz dieser angeblichen Abneigung gegen Geselligkeit bot dennoch das Bismarcksche Haus in Frankfurt das Muster vornehmster Gastfreundschaft. So gab er im Anfang des Jahres 1855 das großartigste Gastmahl, das die Stadt Frankfurt jemals gesehen hat. 400 Personen waren geladen; die Menuetts wurden von preußischen und österreichischen Offizieren und den jüngeren Mitgliedern des diplomatischen Korps getanzt in der Militärtracht des 18. Jahrhunderts, von den Damen in Hoftracht der Rokokozeit. Glänzend war auch stets die Feier, die er zum Geburtstage des Königs veranstaltete, und das Ballfest am Vermählungstage des Kronprinzen mit der Prinzeß Victoria, so wenig er auch innerlich von dieser Verbindung erbaut war. Schrieb er doch selbst einmal an Gerlach:

Brf. v. 19. 3. 1856. Ist es denn wahr, daß die englische Heirat wieder lebhafter betrieben wird? Ueber die persönlichen Eigenschaften der Prinzessin habe ich kein Urteil; aber die politische Folge könnte nur sein, englischen Einfluß und Anglomanie bei uns einzubürgern, ohne für uns irgend etwas Analoges in England zu gewinnen. Disraeli-Stahl wird die Drehkrankheit der englischen Politik mit seinen Reden nicht heilen. Die Erbweisheit ist den Leuten seit der Reformbill verloren gegangen; der rohe und leidenschaftliche Egoismus, die Unwissenheit über kontinentale Verhältnisse sind ihnen geblieben. Stark ist der Bulle immer noch, aber wo er hinstößt, das weiß er nicht mehr, seit der Nasenring der Oligarchie ihm abgenommen ist.

Am 8. April schrieb er über dasselbe Thema:

Brf. v. 8. 4. 1856. Sie fragen mich in ihrem Briefe, was ich zu der englischen Heirat sage. Ich muß beide Worte trennen, um meine Meinung zu sagen; das Englische darin gefällt mir nicht, die Heirat mag aber ganz gut sein; denn die Prinzessin hat das Lob einer Dame von Geist und Herz, und eine der ersten Bedingungen, um seine Schuldigkeit in der Welt thun zu können, sei es als König oder als Unterthan, ist die, in seiner Häuslichkeit von alle dem frei zu sein, was das Gegenteil von Geist und Herz bei der Frau bildet, und was die Folgen dieses Gegenteils notwendig sind. Gelingt es daher der Prinzessin, die Engländerin zu Hause zu lassen und Preußin zu werden, so wird sie ein Segen für das Land sein. Fürstliche Heiraten geben im allgemeinen dem Hause, aus welchem die Braut kommt, Einfluß in dem andern, in welches sie tritt; nicht umgekehrt. Es ist dies um so mehr der Fall, wenn das Vaterland der Frau mächtiger und in seinem Nationalgefühl entwickelter ist als das ihres Mannes. Bleibt also unsre künftige Königin auf dem preußischen Throne auch nur einigermaßen Engländerin, so sehe ich unsern Hof von englischen

Einflußbestrebungen umgeben, ohne daß wir und die mannigfachen andern zukünftigen Schwiegersöhne of Her Gracious Majesty irgend welche Beachtung in England finden, außer wenn die Opposition in Presse und Parlament unsre Königsfamilie und unser Land schlecht macht. Bei uns dagegen wird britischer Einfluß in der stupiden Bewunderung des deutschen Michels für Lords und Guineen, in der Anglomanie von Kammern, Zeitungen, Sportsmen, Landwirten und Gerichtspräsidenten den fruchtbarsten Boden finden. Jeder Berliner fühlt sich jetzt schon gehoben, wenn ein wirklicher englischer Jokey von Hart oder Lichtwald ihn anredet und ihm Gelegenheit giebt, the Queen's english zu radebrechen; wie wird das erst werden, wenn die erste Frau im Lande eine Engländerin ist.

Achtes Kapitel.

Daheim und unterwegs.

Der Geselligkeit ist Bismarck stets treu geblieben. Seine Tischgespräche sind zu einer Lieblingslektüre des deutschen Volkes geworden, seine parlamentarischen Abende während der Ministerzeit waren das Ziel der Sehnsucht, die einen Rechtstitel zu haben glaubten auf die Teilnahme. Noch in der einsamen Zeit von Friedrichsruh liebte er es, Gäste um sich zu sehen und in seiner wunderbaren Art mit ihnen zu plaudern. Wir fügen schon jetzt eine kurze Darstellung seiner Berliner Häuslichkeit ein, weil sie das genaue Spiegelbild seines Lebens in Frankfurt bietet und vor allem den Einblick in die Thatsache erschließt, daß selbst in den Zeiten der höchsten Erregung Bismarck volles Verständnis und einen empfänglichen Sinn für die Kunst sich bewahrt hat.

Sidny-Whitmann: „Aus deutschem Leben.“

Auch die Musik fehlt nicht, erzählt Sydney Whitmann, die die Fürstin mit Leidenschaft liebt, Ihr Gatte schätzt vornehmlich Beethoven und das einfache Volkslied mit seinem gemütvollen Wesen. „Auf Befehl und geschäftsmäßig“, hörte ich ihn sagen, „kann ich keine Musik hören, um so willkommener ist sie mir am häuslichen Herde.“

Einer der ältesten Freunde Bismarcks, Andrae-Roman, berichtet:

Daß die Ehe Ottos von Bismarck mit Johanna von Puttkamer eine überaus glückliche war und immer geblieben ist, weiß jeder, der mit der Familie nur irgend in Berührung gekommen ist. Wie hätte es auch anders sein können! Eine innige Neigung hatte beide zusammengeführt, beide standen auf festem, christlichem Boden, als sie sich fanden. Die Verbindung mit einem Manne, der dem Christentum gleichgültig oder gar feindlich gegenüberstand, wäre ihr unfaßlich gewesen. Beide waren urwüchsig, urdeutsch, mit ihrem Vaterlande eng verbunden, gerade, kernig, lebhaft, voll weitgreifender Interessen, offen, wahrhaftig, zuweilen bis zu einer gewissen Rücksichtslosigkeit, die ich jedoch nie erfahren habe. Ich möchte ihn mit einer knorrigen Eiche vergleichen, in deren Schatten es sich gar sicher und behaglich ruht, deren Knorren aber leicht verletzen, wenn man unsanft sich daran stößt; sie glich mehr einer Rose, an deren Duft und Schöne man sich erquickte, deren Dornen bei unvorsichtiger Berührung aber stachen. Schön von Angesicht war sie nicht, aber ungemein anziehend und gewinnend für jedermann, dem sie wohlwollte, während jeder, der ihr unsympathisch war, dies sehr schnell merkte. Gegen Geziertheit und Unwahrhaftigkeit war sie sehr empfindlich und haßte sie förmlich. Genau so stand ihr Mann.

Beide liebten die Musik. Sie spielte ausgezeichnet Klavier. Stundenlang hat sie uns die schwierigsten klassischen Kompositionen allein oder vierhändig

mit Herrn von Keudel, dem späteren Gesandten in Rom, vorgespielt oder auch zum Gesange begleitet. Den Gesang liebte Bismarck ganz besonders und hatte es gern, daß im Nebenzimmer musiziert wurde, während er arbeitete. Selbst gesungen hat er nur in der Studentenzeit, und wie mir ein Reisegefährte erzählte, auf der Harzreise, wo er Johanna von Puttkamer lieben lernte und einmal, während er sie in seinen Mantel hüllte, sich zu dem Mendelssohnschen Gesange: „Mit meinem Mantel vor dem Sturm beschützt' ich Dich" hinreißen ließ. Einmal aber habe auch ich ihn kräftig singen hören und zwar mitten in der bösen Konfliktszeit, aber er erschrak selbst so heftig darüber, daß er nach einigen Minuten plötzlich verstummte.

Es war eine der wenigen Stunden, wo er im gemütlichen Freundeskreise einmal die ungeheueren Bedrängnisse vergaß, die ihn umgaben. Als wir eines Abends nach dem Abendbrot noch still zusammensaßen, Keudel, Blankenburg, Kleist und noch jemand — denn der Kreis der Freunde, der sich in den bösesten Jahren um ihn oder auch, wenn er abwesend war, um seine Frau versammelte, war in der Regel nur ein sehr kleiner, und ich war, wenn ich mich in Berlin befand, fast täglich dabei — fragte er: „Ist heute nicht Fastelabend?" und fuhr auf unsere Bejahung fort: „Dann mußt Du uns eine Bowle machen, Johanna, aber recht rasch, damit der gute Mut nicht verfliegt." Das geschah denn auch. Beim Gläserklingen und -leeren überkam uns bald eine fröhliche Stimmung, wir kamen auf alte Zeiten zu sprechen, natürlich auch auf die glückliche Studentenzeit, aus der er sich mit Stolz erinnerte, einer der festesten Sänger gewesen zu sein. „Ein Lied", sagte er, „habe ich immer besonders gern gesungen, und doch kann ich's jetzt nicht mehr zusammenreimen. Der Bundestag hat alle Poesie vertrieben. Es handelte von funkelndem Wein und von Abschiedsschmerz." „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein", riefen wir wie aus einem Munde. „Ja, das ist es", stimmte er freudig zu, „können Sie das singen, Andrae?" „Gewiß", erwiderte ich, „wenn Keudel mich begleitet." Wir verfügten uns sogleich zum Flügel, und kaum hatte ich begonnen, so summte Bismarck leise mit, dann stimmte einer, dann endlich alle, auch er, laut mit ein. Als wir aber mitten in der zweiten Strophe waren, sprang er plötzlich auf, winkte mit beiden Händen Stillschweigen und rief mit komischem Ernst: „Um alles in der Welt, was machen wir? Was würden Waldeck und Virchow und Twesten sagen, wenn sie uns hörten? „Das Vaterland steht am Rande des Verderbens, und der Minister, der es hineinstürzen wird, singt lustige Studentenlieder!" Weh' uns, wenn dies der Kladderadatsch erführe! Ein gräßliches Bild vom sterbenden Vaterlande und vom betrunkenen Ministerpräsidenten würde morgen erscheinen." Das war das einzige Mal, daß ich ihn singen hörte.

Wie gesagt, Bismarck liebte eine heitere Geselligkeit und pflegte sie auch gern während seines Aufenthaltes in Frankfurt; nur war ihm das Wesen der Frankfurter seblst nicht gerade sympathisch, und der maßlose Geselligkeitstrieb des Völkchens der Bundesphäaken erweckte seinen Spott. Ein Frankfurter Diner schildert er mal mit den drastischen Worten: „Ich habe gestern dem neuen Russen zu Ehren ein officielles Diner in echt Frankfurter Stile gegeben: über 20 Nummern auf dem Menu und ein Dutzend der sonderbarsten Weine. Ich verabscheue eigentlich diese Stoff- und Geldverwüstungen, aber ob Christian oder Itzig, s'Geschäft bringt's halt so mit sich."

Wir kehren nach diesem Exkurs in die Zeit zurück, in der Prokesch zum zweitenmale nach Frankfurt kam. Am 30. März 1856 erfolgte der Abschluß des Pariser Friedens, der den orientalischen Wirren ein Ziel setzte. Rußland mußte die Donaumündung und einen Teil Bessarabiens an die Fürstentümer abtreten und auch sonst die von den

Siegern gestellten Bedingungen erfüllen. In einem ausführlichen Bericht an Manteuffel legt Bismarck die Anschauungen dar, die nach seiner Ansicht für die künftige Haltung der preußischen Politik maßgebend sein müßten. Auch in diesem Bericht beweist er eine so klare Einsicht in die europäischen Verhältnisse, daß manche seiner Aeußerungen über die Zukunft wie die Verkündigung eines Propheten anmuten. Vor allem warnt er allein im Bunde mit dem jetzt isolierten Oesterreich daran zu denken, sich gleichzeitig gegen Ost und West zu wehren. Oesterreichs Politik werde auch bei den freundlichsten äußeren Formen im Grunde stets feindselig gegen Preußen bleiben; darin werde auch ein Wechsel in der Leitung des Ministeriums nichts ändern. Die überlieferte Politik werde festgehalten werden, und man könne „dem alten Fuchs im neuen Pelze ebenso wenig trauen wie bisher im reudigen Sommerhaar". Nach der Wiener Politik sei einmal Deutschland zu eng für die beiden Großstaaten, seiner Ueberzeugung nach würde Preußen in nicht zu langer Zeit für seine Existenz gegen Oesterreich fechten müssen; der Gang der Dinge in Deutschland lasse keinen anderen Ausweg. Und wollte man selbst gegen Frankreich und Rußland kämpfen und erreiche man auch den Sieg, so wäre der Gewinn kein anderer als die Erhaltung des österreichischen Uebergewichtes in Deutschland und der erbärmlichen Verfassung des Bundes.

Die Neuenburger Verwickelung, die Versuche Beusts, eine Bundesreform auf eigene Faust zu verfassen und zur Annahme zu bringen, zahllose Fragen, die sich an die Organisation des Bundestages knüpften, nahmen die Thätigkeit Bismarcks in Anspruch, nachdem die große Krisis des Ostens beendet war. Die Neuenburger Frage führte ihn nach Paris in den Tagen des Kongresses, und auch jetzt wurde er wieder vom Kaiser im besonderen Maße ausgezeichnet. Die Beustschen Anträge wiederum gaben Gelegenheiten zu unzähligen Intriguen, die natürlich auch von österreichischer Seite mit Behagen aufgenommen und namentlich, als es sich um die Besetzung von Rastatt handelte, gegen Preußen ausgenutzt wurden. Zu einem ernsthaften Konflikte ist es jedoch nicht gekommen, da Manteuffel mehr und mehr, wenn auch unbewußt, unter den Einfluß der Bismarckschen Energie getreten war. Es kam sogar nach vielen unerquicklichen Wirrnissen zu einer Versöhnung zwischen den beiden Rivalen, und als Bismarck vom Bundestage Abschied nahm, da konnte man fast von einer Art des Gottesfriedens sprechen.

Es ist das Eigentümliche in der Laufbahn Bismarcks, daß er, je weniger er das enge und unergiebige Feld der Bureaukratie durchmaß, um so eifriger sich bemühte, die goldenen Früchte der praktischen Erfahrung von dem grünen Baume des Lebens zu pflücken. All die Stätten, die für die Entwickelung der europäischen Politik von Bedeutung sind, hat er persönlich kennen gelernt, und bei seiner raschen Auffassung der Zusammenhänge, der Charaktere und ihrer Motive hat er eine Fülle von Kenntnissen gesammelt, die Früchte tragen sollten auf dem Acker der eigenen Erfolge.

Mögen auch die Erfahrungen, die der junge Diplomat in Frankfurt sammelte, für die geistige Entwickelung und vor allem für den Erwerb der politischen Routine von größtem Nutzen gewesen sein, so fanden sie doch die wertvollste Ergänzung durch seine Reisen nach Wien und Paris, wie späterhin durch die Sendung nach Petersburg und den zweiten Aufenthalt in der französischen Hauptstadt, an den sich die Londoner Reise schloß. Wir erkennen stets mit voller Deutlichkeit den Eindruck, den diese Fahrten in der empfänglichen und frischen Seele des jungen Staatsmannes hervorriefen, und wir dürfen mit historischer Begründung behaupten, daß die Grundzüge seiner späteren, grandiosen Politik sich bereits in den Frankfurter Jahren in seiner Seele festsetzten: die Notwendigkeit einer Trennung und Abrechnung mit Oesterreich, die Ueberzeugung von der inneren Hohlheit des Napoleonischen Systems, die Gewißheit, daß eine Politik der ruhigen Sicherheit nur auf dem Einvernehmen mit dem russischen Kaiserreich beruhen könne, dessen gewaltige natürliche Hilfsmittel er als Gesandter in Petersburg so gut kennen gelernt hatte.

Den unmittelbaren Anlaß zu der Reise, die Otto von Bismarck im Frühjahr des Jahres 1857 nach Paris antrat, bildete die Neuenburger Frage. Es war einer der Lieblingsgedanken des Königs, Neuenburg, das in den heißen Tagen der Revolutionszeit die Beute der Schweizer Demokraten geworden war, ihren Klauen wieder zu entreißen. Das Londoner Protokoll vom Jahre 1852 hatte zwar das gute Recht des Königs anerkannt, aber die Wirren des Krimkrieges hatten andere Themen auf die Tagesordnung gesetzt, und während der Pariser Friedenskonferenz wurde die von Preußen urgierte Entscheidung verweigert. Der Putsch der Neuenburger Konservativen mißlang, sie wurden vor die Gerichte geschleppt und sahen harten Strafen entgegen, als es Friedrich Wilhelm IV. gelang, Napoleon für sich zu gewinnen und die Einberufung einer neuen Konferenz in Paris zustande zu bringen. Aber auch hier waren die Aussichten für eine friedliche Einigung gering, da die Schweiz sich hartnäckig weigerte, die von dem Könige geforderte Summe von zwei Millionen zu zahlen, und die Neubürger von der Konstituante auszuschließen. Der König selbst schwankte beständig in seinen Forderungen, verzichtete bald auf die Zahlung einer Summe, verlangte dann die Herausgabe der Kirchengüter und verzichtete schließlich dennoch, den Vorschlägen der Konferenz gemäß, auf den Besitz des Landes, das in der That nur einen Hemmschuh in der Entwickelung Preußens gebildet hätte. Die natürliche Folge des ganzen Zwischenfalls war es, daß alsbald freundlichere Beziehungen als zuvor zwischen Frankreich und Preußen eintraten, ein Umstand, der hauptsächlich auf das Eingreifen Bismarcks zurückzuführen ist und ihn in einen gewissen Gegensatz zu der antifranzösischen Partei, vor allem zu seinem langjährigen Freunde Ludwig v. Gerlach und den Männern der Kreuzzeitung, setzte, in denen der Abscheu vor den Erben der Revolution in alter Stärke fortlebte. Dieser Gegensatz der Hochtories gegen den „französierenden" Staatsmann hat durch lange Jahre fortgedauert.

Es sind aus jener so bedeutungsvollen Zeit zahlreiche Dokumente erhalten, die uns Bismarcks Thätigkeit vor Augen führen. Die Verhandlungen in Paris begannen am 5. März 1857 unter dem Vorsitz des Grafen Walewski. Am 31. März schreibt Bismarck, der „einige Tage unter der Form eines Urlaubs", nicht aber in offizieller Sendung nach Paris gehen wollte, an Gerlach:

Brf. v. 31. 3. 1857. Ich denke, wenn ich kein Veto von Berlin erhalte, Freitag oder Sonnabend nach Paris zu fahren, da der Bund zu Ostern zwei Sitzungen ausfallen läßt, ich also fast 3 Wochen hier nichts zu thun habe. Ich habe das vor einigen Tagen an Fra Diavolo geschrieben; wenn er mich nicht festhält oder nach Berlin citiert, so bin ich heute über 8 Tage, unter Gottes Zulassung, im lutezischen Kote und verstehe nur gebrochnes Deutsch, wenn ich wiederkomme, da ich doch wohl 14 Tage ausbleibe.

In Paris wurde Bismarck alsbald auch vom Kaiser empfangen. Er schreibt hierüber am 11. April an Gerlach:

Brf. v. 11. 4. 1857. Er sieht sehr wohl aus und ist seit 2 Jahren viel stärker geworden; er faßt schnell auf und hat eine sehr gefällige leichte Konversation; nur für die deutschen staatsrechtlichen Verhältnisse, für die Doppelstellung des Königs von Dänemark und des Herzogs von Holstein und die noch schwierigere Schleswigs vermöge seiner Beziehungen zu Holstein, die Kompetenz des Bundes bis zur Eider pp. konnte er kein klares Verständnis gewinnen, Walewski noch weniger. Von le parti du Creiz zeitung sprach er wiederholt und meinte, daß man über die siegreichen Kriege von 13 dasjenige, was ihnen vorherging, endlich vergessen könne; „si tout le monde voulait s'attacher à la politique des souvenirs, deux nations, qui une fois ont été en guerre, devraient l'être pour toute éternité; c'est l'avenir, qui doit occuper les hommes politiques" sagte er mit Bezug darauf. Mit großem Interesse befragte er mich über Armee und Landwehr und ließ den Wunsch, sie zu sehen, deutlich durchblicken. Da ich die Ansichten Sr. Majestät hierüber nicht kenne, so konnte ich auf letztres Thema nicht eingehn.

Bismarck hat an demselben Tage sowie am 23. April ausführliche Berichte nach Berlin gerichtet; am 1. Mai giebt er ferner eine Darlegung des Gespräches, das er mit Napoleon geführt hat. Er bemerkt darin, daß die „eingehende Offenheit", mit welcher der Kaiser zu ihm sprach, ihn wiederholt veranlaßt habe, hervorzuheben, daß er keinerlei Auftrag besitze, über allgemein politische Fragen zu unterhandeln. Auch über ein anderes Gespräch mit Napoleon bewahrte Bismarck tiefstes Schweigen. Der Inhalt, wie er nachstehend folgt, ist erst im Jahre 1870 in Versailles bekannt geworden.

Hans Blum Bd II. Nachdem der Kaiser sein Entgegenkommen in der Neuenburger Frage dem Gaste dargelegt hatte, führte er aus, wie ungerecht es sei, ihn zu beschuldigen, daß er nach der Rheingrenze strebe. Das linksrheinische deutsche Ufer, mit etwa 3 Millionen Einwohnern, würde für Frankreich nur eine unbequeme, ja unhaltbare Grenze sein. Die Natur der Dinge würde dann Frankreich dahin treiben, auch Luxemburg, Belgien und Holland zu erwerben oder doch in eine entschiedene Abhängigkeit zu bringen. Das Unternehmen (der Erwerbung des linken Rheinufers) werde daher Frankreich früher oder später zu einer Vermehrung von 10 bis 11 Millionen thätiger Einwohner bringen. Eine solche Vermehrung der französischen Macht werde aber von Europa unerträglich befunden werden. Diese an Napoleon I. erinnernde Prätention sei für die gegenwärtigen Verhältnisse zu hoch; man werde sagen, Frankreichs Hand sei gegen

jedermann, und deshalb werde jedermanns Hand gegen Frankreich sein. Vielleicht werde er zur Befriedigung des Nationalstolzes eine kleine Abrundung der Grenzen verlangen, könne aber auch ohne eine solche leben. Wenn er wieder eines Krieges bedürfen sollte, würde er denselben eher in der Richtung von Italien suchen. Denn einesteils habe dieses Land doch immer eine große Affinität mit Frankreich; andererseits sei das letztere an Siegen schon reich genug. Als Ergebnis eines solchen Krieges denke sich Napoleon ein Verhältnis der Intimität und Abhängigkeit Italiens zu Frankreich, vielleicht die Erwerbung einiger Küstenpunkte. Zu diesem Programm gehöre notwendig, daß Preußen ihm nicht entgegen sei. Frankreich und Preußen seien aufeinander angewiesen; er halte es für einen Fehler, daß Preußen 1806 nicht wie andere deutsche Mächte zu Napoleon gehalten hätte. Es müsse für Preußen wünschenswert sein, sein Gebiet durch die Erwerbung Hannovers und der Elbherzogtümer zu konsolidieren. Für eine solche Kombination sei es aber nötig, daß Preußen seine Flotte verstärke. Es fehle an Seemächten zweiten Ranges, die durch Vereinigung ihrer Streitkräfte mit den französischen das jetzt erdrückende Uebergewicht Englands aufhöben. Eine Gefahr für sie selbst und für das übrige Europa könne darin nicht liegen, weil sie sich zu eigensüchtig-französischen Unternehmungen nicht hergeben würden. Zunächst wünsche er sich der Neutralität Preußens zu versichern für den Fall, daß er mit Oesterreich in Krieg geriete. Herr von Bismarck möge den König über dies alles sondieren.

Bismarck entgegnete: Er sei doppelt erfreut, daß der Kaiser diese Andeutungen gerade ihm gemacht habe; einmal, weil er darin einen Beweis von Vertrauen erblicken dürfe, und zweitens, weil er vielleicht der einzige deutsche Diplomat sei, der es auf sich nehmen würde, diese ganze Eröffnung zu Hause, auch seinem Souverän gegenüber, zu verschweigen. Er bitte den Kaiser dringend, sich dieser Gedanken zu entschlagen; es liege außer aller Möglichkeit, daß König Friedrich Wilhelm IV. auf dergleichen eingehe; eine ablehnende Antwort sei unzweifelhaft, wenn demselben die Eröffnung gemacht würde. Dabei bleibe im letzteren Falle die große Gefahr einer Indiskretion, einer, gar nicht übel gemeinten, vertraulichen Aeußerung darüber, welchen großen Versuchungen Preußen widerstanden habe. Wenn irgend eine andere deutsche Regierung in die Lage versetzt würde, über dergleichen Aeußerungen nach Paris zu berichten, so werde das für Preußen so wertvolle gute Vernehmen mit Frankreich gestört werden. Diese Unterredung schloß damit, daß der Kaiser Herrn von Bismarck für seine Offenheit dankte.

In die privaten Beziehungen Bismarcks in Paris führt uns ein an seine Schwester Malvine gerichteter Brief ein, in dem er schreibt:

Meine geliebte Malle!

. . . Ich fange an Heimweh zu haben, obschon man sehr liebenswürdig für mich ist; aber das Wetter ist kalt, ich sitze mit den Füßen fast im Kamin, während ich schreibe. Eben scheint aber die Sonne, und ich schiele ab und zu vom Papier in das Treiben auf dem Boulevard, dem die Fenster meines beinah parterre liegenden entresols zugewendet sind. Ich habe ein sehr stattliches Quartier, salon, salle à manger und 3 Schlafzimmer, deren eines ich, das andre Engel bewohnt, das dritte wäre bedenklich, wenn ich ein weniger sichrer Ehemann wäre. Aber das Quartier ist nicht zu teilen und kein andres unter 4 Treppen zu finden. Ich habe 5 Kamine und friere doch, 5 gehende Stutzuhren und weiß nie, wie spät es ist, 11 große Spiegel, und die Halsbinde sitzt mir doch immer schlecht. Von Personen und Zuständen bin ich hier sehr erbaut, bes. vom Kaiser; die Kaiserin habe ich erst einmal gesehn; heute werde ich bei dieser, wie Du weißt, von mir lebhaft bewunderten Frau dinieren, in kurzen Hosen, Schuh und Strümpfen, eine Tracht, in der ich meine eigene Heiterkeit errege. An ältern Bekannten sind wenig Leute hier, die Kalergis, Seebachs, Rud. Croy und Frau, von der ich zu Deiner schwesterlichen Beruhigung erwähne, daß ich sie erst dreimal besucht und erst einmal bei ihr gegessen habe.

Brf. v. 16. 4. 1857.

Ich werde wahrscheinlich bis Dienstag Abend noch hier bleiben müssen, obschon es mich sehr nach Hause zieht; ich bin seit November aus dem Vagabundenleben nicht herausgekommen, und das Gefühl regelmäßiger und dauernder Häuslichkeit habe ich nicht gehabt, seit Du im vorigen Sommer mit Johanna nach Schwalbach gingst. Nun wollten sie mich gar zur Salzsteuer nach Berlin citieren; wenn ich auch Zeit hätte, so kann ich mich an dieser Debatte doch nicht beteiligen; für die Regierung kann ich, meiner Ueberzeugung nach, nicht stimmen; es muß ein Riegel vorgeschoben werden, um zu Reformen zu nötigen, sonst bleibt der überladene Aktenwagen schließlich stecken, an dem nach allen Seiten hin mit großer und ehrlicher Anstrengung gezogen wird; mache ich aber Opposition, so ist es kaum anständig, dazu Urlaub zu verlangen und meinen Posten zu verlassen, und bei den Gerüchten über meinen eventuellen Eintritt ins Ministerium, von denen Johanna, auf Grund Deiner Nachrichten, verzweiflungsvoll schreibt, könnte man gar glauben, ich hätte Absichten auf den Schwindel. Herzliche Grüße an Oskar. Leb wohl, mein liebes Herz.

Dein treuer Bruder

v. B.

Die Frucht der Erfahrungen, die Bismarck in Paris gesammelt hatte, ist niedergelegt in zwei Denkschriften und in dem Briefwechsel mit dem General von Gerlach. Die veränderte Stellung zu dem alten Freunde präzisiert sich am deutlichsten in den Worten:

Brf. v. 2. 5. 1857. Ich habe mehrere lange Audienzen bei dem Kaiser Napoleon gehabt, und verschiedne dîners am Hofe. Ich hatte Ihnen einen 3 Bogen langen Brief über meine Eindrücke geschrieben, habe ihn aber nach Empfang des Ihrigen verbrannt und diesen dafür substituiert, da das, was ich sagte, von Ihrer voreingenommenen Position abgelaufen wäre, wie Wasser vom Entenflügel. Ich schütte in diesem Briefe meine Empfindungen aus, aber ich kann mit Ihnen die Frage nicht sachlich eingehend diskutieren, weil ich gegen persönliche Empfindungen nicht aufkommen kann und Sie die politische Anschauung denselben, wie mir scheint, unterordnen. Ich bin mir sonst zu vieler gemeinsamer Grundlagen mit Ihnen bewußt, um nicht des gegenseitigen fernern Verständnisses auf dem größern Gebietsanteile geistiger Interessen sicher zu bleiben; aber in dem einen Punkt haben wir abweichendes Maß und Gewicht für die Pflichten des Berufs, den Gott mir, meinem Vaterlande gegenüber, wie ich glaube, auferlegt hat, indem er mir ohne mein Zuthun ein Gewerbe anwies, welches ich mir nicht eigenmächtig gewählt habe. Wenn ich dasselbe nur äußerlich bekleide und thatsächlich leeres Stroh dresche, so leide ich am Gewissen und fühle mich deplaziert, ohne in der Befriedigung äußerlichen Ehrgeizes Ersatz dafür zu finden. Ich erwähne das als Erklärung dafür, daß ich nicht mir und andern Arbeit und Unruhe spare und lieber einfach die Nummern abmache, die mir dienstlich zugehen.

Kräftig und klar entwickelt Bismarck in demselben Brief das Programm seines Lebens, sich in der Politik nicht von Sentimentalitäten leiten zu lassen, sondern nur die Realität ins Auge zu fassen:

So einstimmig wir in betreff der innern Politik sind, so wenig kann ich mich in Ihre Auffassung der äußeren hineinleben, der ich im allgemeinen den Vorwurf mache, daß sie die Realitäten ignoriert. Sie gehen davon aus, daß ich einem vereinzelten Manne, der mir imponiert, das Prinzip opfere. Ich lehne mich gegen Vorder- und Nachsatz auf. Der Mann imponirt mir durchaus nicht. Die Fähigkeit, Menschen zu bewundern, ist in mir nur mäßig ausgebildet, und vielmehr ein Fehler meines Auges, daß es schärfer für Schwächen als für Vorzüge ist. Wenn mein letzter Brief etwa ein lebhafteres Kolorit hat, so bitte ich das mehr als rhetorisches Hilfsmittel zu betrachten, mit dem ich auf Sie habe wirken wollen. Was aber das von mir geopferte Prinzip

anbelangt, so kann ich mir das, was Sie damit meinen, konkret nicht recht formulieren und bitte Sie, diesen Punkt in einer Antwort wieder aufzunehmen, da ich das Bedürfnis habe, mit Ihnen prinzipiell nicht auseinander zu gehn. Meinen Sie damit ein auf Frankreich und seine Legitimität anzuwendendes Prinzip, so gestehe ich allerdings, daß ich dieses meinem spezifisch preußischen Patriotismus vollständig unterordne; Frankreich interessiert mich nur insoweit, als es auf die Lage meines Vaterlandes reagiert, und wir können Politik nur mit dem Frankreich treiben, welches vorhanden ist, dieses aber aus den Kombinationen nicht ausschließen. Ein legitimer Monarch wie Ludwig XIV. ist ein ebenso feindseliges Element wie Napoleon I., und wenn dessen jetziger Nachfolger heute auf den Gedanken käme zu abdizieren, um sich in die Muße des Privatlebens zurückzuziehn, so würde er uns gar keinen Gefallen damit thun, und Heinrich der Fünfte würde nicht sein Nachfolger sein; auch wenn man ihn auf den vakanten und unverwehrten Thron hinaufsetzte, würde er sich nicht darauf behaupten. Ich kann als Romantiker eine Thräne für sein Geschick haben, als Diplomat würde ich sein Diener sein, wenn ich Franzose wäre; so aber zählt mir Frankreich, ohne Rücksicht auf die jeweilige Person an seiner Spitze, nur als ein Stein, und zwar ein unvermeidlicher in dem Schachspiel der Politik, ein Spiel, in welchem ich nur meinem Könige und meinem Lande zu dienen Beruf habe. Sympathien und Antipathien in betreff auswärtiger Mächte und Personen vermag ich vor meinem Pflichtgefühl im auswärtigen Dienste meines Landes nicht zu rechtfertigen, weder an mir noch an andern; es ist darin der Embryo der Untreue gegen den Herrn oder das Land, dem man dient. Insbesondre aber, wenn man seine stehenden diplomatischen Beziehungen und die Unterhaltung des Einvernehmens im Frieden danach zuschneiden will, so hört man meines Erachtens auf, Politik zu treiben, und handelt nach persönlicher Willkür. Die Interessen des Vaterlandes dem eigenen Gefühl von Liebe oder Haß gegen Fremde unterzuordnen, dazu hat meiner Ansicht nach selbst der König nicht das Recht, hat es aber vor Gott und nicht vor mir zu verantworten, wenn er es thut, und darum schweige ich über diesen Punkt.

. . . . . . Wollen wir so isoliert, unbeachtet und gelegentlich schlecht behandelt weiter leben, so habe ich freilich keine Macht, es zu ändern; wollen wir aber wieder zu Ansehen gelangen, so erreichen wir es unmöglich damit, daß wir unser Fundament lediglich auf den Sand des deutschen Bundes bauen und den Einsturz in Ruhe abwarten. So lange jeder von uns die Ueberzeugung hat, daß ein Teil des Schachbrettes uns nach unserm eigenen Willen verschlossen bleibt, oder daß wir uns einen Arm prinzipiell festbinden, während jeder andre beide zu unserm Nachteil benutzt, wird man diese unsre Gemütlichkeit ohne Furcht und ohne Dank benutzen. Ich verlange ja garnicht, daß wir mit Frankreich ein Bündnis schließen und gegen Deutschland konspirieren sollen; aber ist es nicht vernünftiger, mit den Franzosen, so lange sie uns in Ruhe lassen, auf freundlichem als auf kühlem Fuße zu stehen? Ich will nichts weiter, als andern Leuten den Glauben benehmen, sie könnten sich verbinden, mit wem sie wollten, aber wir würden eher Riemen aus unsrer Haut schneiden lassen, als dieselbe mit französischer Hilfe verteidigen Höflichkeit ist eine wohlfeile Münze, und wenn sie auch nur dahin führt, daß die andern nicht mehr glauben, Frankreichs seien sie gegen uns immer sicher und wir jederzeit hilfsbedürftig gegen Frankreich, so ist das für Friedens-Diplomatie ein großer Gewinn; wenn wir diese Hilfsmittel verschmähn, sogar das Gegenteil thun, so weiß ich nicht, warum wir nicht lieber die Kosten der Diplomatie sparen oder reduzieren, denn diese Kaste vermag mit allen Arbeiten nicht zu Wege zu bringen, was der König mit geringer Mühe kann, nämlich Preußen eine angesehene Stellung im Frieden durch den Anschein von freundlichen Beziehungen und möglichen Verbindungen wiederzugeben; nicht minder vermag Se. Majestät durch ein Zur-Schautragen kühler Verhältnisse leicht alle Arbeit der Diplomaten zu lähmen; denn was soll ich hier oder einer unsrer andern Gesandten durchsetzen, wenn

wir den Eindruck machen, ohne Freunde zu sein oder auf Oesterreichs Freundschaft zu rechnen? Man muß nach Berlin kommen, um nicht ausgelacht zu werden, wenn man von Oesterreichs Unterstützung in irgend einer für uns erheblichen Frage sprechen will. Und selbst in Berlin kenne ich doch nachgerade nur einen sehr kleinen Kreis, bei dem das Gefühl der Bitterkeit nicht durchbräche, sobald von unsrer auswärtigen Politik die Rede ist. Unser Rezept für alle Uebel ist, uns an die Brust des Grafen Buol zu werfen und ihm unser brüderliches Herz auszuschütten. Ich erlebte in Paris, daß ein Graf So und so gegen seine Frau auf Scheidung klagte, nachdem er sie, eine ehemalige Kunstreiterin, zum 24. Male im flagranten Ehebruch betroffen hatte; er wurde als ein Muster von galantem und nachsichtigem Ehemann von seinem Advokaten vor Gericht gerühmt; aber gegen unsern Edelmut mit Oesterreich kann er sich doch nicht messen.

Charakteristisch für die Auffassung der Gerlachschen Kreise ist folgende Abwehr, die Bismarck in seinem nächsten Schreiben für notwendig hält:

Brf. v. 11. 5. 1857. Berliner Nachrichten sagen mir, daß man mich am Hofe als Bonapartisten bezeichnet. Man thut mir unrecht damit. Im Jahre 50 wurde ich von unsern Gegnern verräterischer Hinneigung zu Oesterreich angeklagt, und man nannte uns die Wiener in Berlin; später fand man, daß wir nach Juchten rochen, und nannte uns Spree-Kosaken. Ich habe damals auf die Frage, ob ich russisch oder westmächtlich sei, stets geantwortet, ich bin preußisch, und mein Ideal für auswärtige Politiker ist die Vorurteilsfreiheit, die Unabhängigkeit der Entschließungen von den Eindrücken der Abneigung oder der Vorliebe für fremde Staaten und deren Regenten. Ich habe, was das Ausland anbelangt, in meinem Leben nur für England und seine Bewohner Sympathie gehabt und bin stundenweis noch nicht frei davon; aber die Leute wollen sich ja von uns nicht lieben lassen, und ich würde, sobald man mir nachweist, daß es im Interesse einer gesunden und wohldurchdachten preußischen Politik liegt, unsre Truppen mit derselben Genugthuung auf die französischen, russischen, englischen oder österreichischen feuern sehn. In Friedenszeiten halte ich es für mutwillige Selbstschwächung, sich Verstimmungen zuzuziehn oder solche zu unterhalten, ohne daß man einen praktischen politischen Zweck damit verbindet, und die Freiheit seiner künftigen Entschließungen und Verbindungen vagen und unerwiderten Sympathien zu opfern.

Am 2. Juni richtete, angeregt wohl durch die Schärfe, mit der sich Herr v. Gerlach gegen Napoleon als den Träger des revolutionären Prinzips aussprach, Bismarck eine meisterhafte, tief durchdachte Denkschrift an seinen vorgesetzten Minister, Herrn v. Manteuffel.

v. Poschinger, Preußen im Bundestag, Bd. IV. — Hans Blum, Bd. II. Die Grundlage derselben bildet die Widerlegung „der Auffassung, daß der Kaiser Napoleon der hauptsächliche Repräsentant der Revolution und mit ihr identisch, und daß ein Kompromiß mit der Revolution ebensowenig in der äußeren wie in der inneren Politik zulässig sei.“ Diese Widerlegung folgt zwei Hauptgedanken: „In den auswärtigen Beziehungen ist es nicht möglich, den letzteren Grundsatz (der Unzulässigkeit eines Kompromisses mit der Revolution) in der Weise durchzuführen, daß die äußersten davon abgeleiteten Folgerungen noch immer jede andere Rücksicht durchbrechen sollten, und außerdem ist es nicht richtig, die Revolution gerade in dem gegenwärtigen Kaiser der Franzosen ausschließlich zu verkörpern.“ Die Beweisführung ist in jeder Beziehung glänzend und überzeugend, in jedem Wort auf unwiderlegliche geschichtliche Thatsachen gegründet. „Wieviel Existenzen giebt es denn in der heutigen politischen Welt, welche mit voller Kontinuität im Rechte wurzeln“ und deshalb berufen sind, dem Kaiser Napoleon „die ins Auge fallende Illegitimität des Ursprungs seiner Herrschaft“ vorzuwerfen? fragt Bismarck. Spanien, Portugal, Brasilien, alle

amerikanischen Republiken, Belgien, Holland, die Schweiz, Griechenland, Schweden, und namentlich England, können allesamt „ihre dermaligen Rechtszustände auf keinen legitimen Ursprung zurückführen.“ Nicht einmal die deutschen Fürsten haben für ihren heutigen Länderbesitz einen legitimen Rechtstitel. „Wann und nach welchen Kennzeichen haben alle diese Mächte aufgehört, revolutionär zu sein? Es scheint, daß man ihnen die illegitime Geburt verzeiht, sobald wir keine Gefahr von ihnen besorgen, und daß man sich alsdann auch nicht grundsätzlich daran stößt, wenn sie fortfahren ohne Buße, ja mit Rühmen sich zu ihrer Wurzel im Unrecht zu bekennen.“ Weshalb verzeiht man nun gerade Frankreich und den Bonapartes den revolutionären Ursprung nicht? „Die Familie Bonaparte hat weder die Revolution in die Welt gebracht, noch würde die Revolution beseitigt oder unschädlich gemacht, wenn man gedachte Familie ausrottete. Wenn man der Revolution einen irdischen Ursprung nachweisen will, so wäre auch der nicht in Frankreich, sondern eher in England zu suchen, oder noch früher in Deutschland oder in Rom, je nachdem man die Auswüchse der Reformation oder die der römischen Kirche nebst der Einführung römischer Rechtsanschauungen in die germanische Welt als schuldig ansehen will.“ Der erste Napoleon habe die Revolution bei weitem nicht in dem Grade gefördert „wie die drei Louis vor ihm (von Ludwig XIV. bis XVI.). Das Haus Bourbon hat auch ohne Philippe Egalité mehr für die Revolution gethan als alle Bonaparte. Der Bonapartismus ist eine Folge, aber nicht der Schöpfer der Revolution. Auch die ungerechten Eroberungskriege sind kein eigentümliches Attribut der Familie Bonaparte.“ Dafür wird Ludwig XIV. und „der Trieb zum Erobern“ bei England, Nordamerika, Rußland u. s. w. angeführt. Insbesondere sei „der jetzige Kaiser der Franzosen kein Feldherr und der Eroberungssucht nicht verdächtiger als mancher andere.“ Ebensowenig aber habe er das Bedürfnis, revolutionäre Grundsätze in andern Ländern zu verbreiten. Denn er würde dadurch Gefahren für sich selbst schaffen. „Fremde Staaten mit Hilfe der Revolution zu bedrohen, ist jetzt seit einer ziemlichen Reihe von Jahren das Gewerbe Englands,“ und Oesterreich führe „die Grundsätze der Revolution freiwillig bei sich durch.“ Nach alledem könne die Anknüpfung von „Beziehungen, welche der Lauf der politischen Dinge mit sich bringt,“ mit dem von Preußen anerkannten Herrscher Frankreichs „in keiner Weise ehrenrührig erscheinen. Ein passives Abwarten der Ereignisse, ein Bestreben, uns von der Berührung durch dieselben fernzuhalten, ist in der Mitte Europas nicht durchzuführen, und wenn wir uns nicht die Rolle des Hammers vorbereiten, so bleibt leicht nur die des Amboß übrig. In der Politik thut niemand etwas für den anderen, wenn er nicht zugleich sein Interesse dabei findet. Die Dankbarkeit und das Vertrauen werden im Falle der Not nicht einen Mann für uns ins Feld bringen; die Furcht, wenn sie vorsichtig und geschickt benutzt wird, kann den ganzen Bund zu unserer Verfügung stellen, und um sie einzuflößen, müssen wir offenkundige Zeichen unserer guten Beziehungen zu Frankreich geben.“ Deshalb „dürfte es sich unter allen Gesichtspunkten empfehlen, unsern Beziehungen zu Frankreich jede Pflege angedeihen zu lassen, welcher nicht unabweisliche Rücksichten entgegenstehen.“

Es ist ein wundervolles Bild, das sich schon jetzt vor unsern Augen entrollt. Klar und sicher schöpft Bismarck aus seinem weitsehenden und umfassenden Geiste die Grundsätze einer nach dem Erfolge strebenden Politik, und unbekümmert um alle Feindseligkeiten selbst der besten Freunde hält er an diesen Grundsätzen fest und er — führt sie zum Siege. Die Geschichte hat ihm, nicht einem Gerlach Recht gegeben.

Während seiner amtlichen Thätigkeit in der Vaterstadt Goethes bot ihm den größten Genuß eine Reise in der Urlaubszeit des Jahres

1857, die er, nachdem er von Paris heimgekehrt war, nach dem Norden unternahm. Er sendet von den einzelnen Stationen überaus reizvolle Berichte an seine Gattin; Berichte, die nicht nur die Kunst des echten Schriftstellers verraten, sondern auch die ganze Gemütstiefe eines Mannes, der die Natur liebt und ihr Leben und Weben bis in die letzten Tiefen hinein verfolgt und begreift:

Kopenhagen, 6. Aug. 57.

Brf. v. 16. 8. 1857. ... Heute früh 7 Uhr bin ich glücklich hier angelangt, nach einer sehr angenehmen Fahrt; weiche Luft, roter Mond, Kreidefelsen mit Teertonnen beleuchtet, zwei Gewitter in See und etwas Wind; was braucht man weiter? Nur hielt mich die schöne Nacht ab, schlafen zu gehn, und als mich um 2 Uhr der Regen vom Verdeck trieb, war es unten so heiß und menschendunstig, daß ich schon um 3 wieder nach oben ging mit Mantel und Zigarre. Jetzt habe ich ein Seebad genommen, Hummer gefrühstückt, um halb 2 soll ich zu Hof, und nun will ich noch 2 Stunden schlafen ...

In Kopenhagen wurde Bismarck am 6. August auch vom Könige Friedrich VII. empfangen.

Ged. u. Er. I. Er empfing mich in Uniform, den Helm auf dem Kopfe, und unterhielt mich mit übertriebenen Schilderungen seiner Erlebnisse bei verschiedenen Gefechten und Belagerungen, bei denen er gar nicht zugegen gewesen war. Auf meine Sondierung, ob er glaube, daß er die (zweite gemeinschaftliche vom 2. Oktober 1855 datierte) Verfassung halten werde, erwiderte er, er habe seinem Vater auf dem Totenbette zugeschworen, sie zu halten, wobei er vergaß, daß diese Verfassung beim Tode seines Vaters (1848) noch nicht vorhanden war. Während der Unterhaltung sah ich in einer anstoßenden sonnigen Galerie einen weiblichen Schatten an der Wand; der König hatte nicht für mich, sondern für die Gräfin Danner geredet, über deren Verkehrsformen mit Sr. Majestät ich sonderbare Anekdoten hörte. Auch mit angesehenen Schleswig-Holsteinern hatte ich Gelegenheit, mich zu besprechen. Sie wollten von einem deutschen Kleinstaate nichts wissen; „da sei ihnen das bischen Europäertum in Kopenhagen noch lieber.“

Näsbyholm, 9. Aug. 57.

Brf. v. 9. 8. 1857. Du wirst meine gleich nach Ankunft in Kopenhagen geschriebnen Zeilen erhalten haben. Seitdem bin ich dort zwei Tage mit Museen und Politik beschäftigt gewesen, gestern nach Malmö übergesetzt und etwa 8 Meilen nordostwärts gefahren, wo ich mich nun an oben genanntem Orte befinde, in einem weißen hochgelegnen Schloß auf einer Halbinsel von einem großen See umgeben. Durch das Fenster sehe ich in dichtes Epheulaub, welches einige Durchsichten auf das Wasser und die Hügel jenseits läßt, die Sonne scheint, Fliegen summen, hinter mir sitzt der ** und liest schlafend, unter dem Fenster wird breites Schwedisch geredet, und aus der Küche tönt ein Reibeisen wie eine Säge herauf. Das ist alles, was ich Dir über die Gegenwart schreiben kann. Gestern haben wir nach Rehböcken gepirscht, einen erlegt, ich nicht geschossen, gründlich naß geworden, dann Glühwein und 9 Stunden fest geschlafen. Die Rehböcke sind stärker hier, als ich je gesehen habe, und die Gegend schöner, als ich dachte. Prächtige Buchenwälder und im Garten mannsdicke Walnußbäume. Eben haben wir die Fasanerie besehen, nach dem Essen fahren wir auf dem See, schießen vielleicht eine Ente, wenn wir nicht fürchten, die Sonntagsstille dieser schönen Einsamkeit durch einen Knall zu stören; morgen wird gründlich gejagt, übermorgen Rückfahrt nach Kopenhagen und von da zu N. N., dort Hirschjagd am Mittwoch. Donnerstag über Kopenhagen nach Helsingborg, etwa 20 Meilen nach Schweden hinein, Birk- und Auerhühner in öder Wüste, Quartier in Bauerhäusern, Küche und Lebensmittel bringen wir mit. Das wird etwa acht Tage dauern, und was ich dann thue, weiß ich noch nicht; entweder über Jönköping, am Südende des Wettersee, und über letztern, oder

über Gothenburg und Wennersee nach Stockholm, oder nach Christiania, mit Aufgabe von Stockholm, oder über Memel nach Kurland. Das hängt von einem Brief ab, den ich noch von Keyserlingk in Kopenhagen erwarte. . . .

Tomsjonäs, 16. Aug. 57. Brf. v. 16. 8. 1857.

Wiederum benutze ich die Sonntagsruhe, um Dir ein Lebenszeichen zu geben, von dem ich noch nicht weiß, an welchem Tage es Gelegenheit finden wird, aus dieser Wildnis auf die Post zu gelangen. Etwa 15 Meilen bin ich ununterbrochen im wüstesten Walde gefahren, um hierher zu gelangen, und vor mir liegen noch 25 Meilen, ehe man wieder in ackerbauende Provinzen gelangt. Keine Stadt, kein Dorf weit und breit, nur einzelne Ansiedler und bretterne Hütten mit wenig Gerste und Kartoffeln, die unregelmäßig zwischen abgestorbenen Bäumen, Felsstücken und Buschwerk einige Ruten angebautes Land finden. Denke Dir von der wüstesten Gegend bei Viartlum etwa 100 Quadratmeilen aneinander, hohes Heidekraut mit kurzem Gras und Moor wechselnd, und mit Birken, Wachholder, Tannen, Buchen, Eichen, Ellern, bald undurchdringlich dick, bald öde und dünn besetzt, das Ganze mit zahllosen Steinen, bis zur Größe von hausdicken Felsblöcken besät, nach wildem Rosmarin und Harz riechend; dazwischen wunderlich gestaltete Seen, von Heidehügeln und Wald umgeben, so hast Du Småland, wo ich mich dermalen befinde. Eigentlich das Land meiner Träume, unerreichbar für Depeschen, Kollegen und (Manteuffel), leider aber auch für Dich. Ich möchte wohl an einem dieser stillen Seen ein Jagdschlößchen haben und es mit allen Lieben, die ich mir jetzt in Reinfeld versammelt denke, auf einige Monate bevölkern. Der Winter wäre allerdings hier nicht auszudauern, besonders im Regenschmutz. Gestern rückten wir um 5 aus, suchten in brennender Hitze, bergauf, bergab, durch Sumpf und Busch bis 11 und fanden gar nichts; das Gehen in Mooren und undurchdringlichen Wachholderdickungen, auf großen Steinen und Lagerholz ist sehr ermüdend. Dann schliefen wir in einem Heuschuppen bis 2 Uhr, tranken viel Milch und jagten bis Sonnenuntergang, wobei wir 25 Birkhühner und 2 Auer erlegten. Dann dinierten wir auf dem Jagdhaus, einem wunderlichen Gebäude von Holz, auf einer Halbinsel im See. Meine Kammer und deren drei Stühle, zwei Tische und Bettstelle bieten keine andre Farbe, als die roher Fichtenbretter, wie das ganze Haus, dessen Wände daraus bestehen. Bett sehr hart, aber nach diesen Strapazen schläft man ungewiegt. Aus meinem Fenster sehe ich einen blühenden Heidehügel, darauf Birken, die sich im Winde schaukeln, zwischen ihnen durch den Seespiegel, jenseits Tannenwald. Neben dem Hause ist ein Zeltlager für Jäger, Kutscher, Diener und Bauern aufgeschlagen, dann die Wagenburg und eine kleine Hundestadt, 18 oder 20 Hütten zu beiden Seiten einer Gasse, die sie bilden, aus jeder schaut ein Gischperl müde von der gestrigen Jagd. In dieser Wüstenei denke ich bis Mittwoch oder Donnerstag zu weilen, dann zu einer andern Jagd nach dem Strande zu gehn, heute über acht Tage wieder in Kopenhagen zu sein, um der leidigen Politik willen. Was dann wird, weiß ich noch nicht.

Den 19.

Es ist gar keine Möglichkeit, einen Brief von hier zu expedieren, ohne einen Boten 12 Meilen weit zur Post gehen zu lassen. Ich werde diesen daher morgen selbst mit an die Küste nehmen. Ich war vorgestern, als eben der Hund stand und ich mehr auf ihn, als auf den Boden sah, über den ich ging, gefallen und hatte mich am linken Schienbein verletzt. Gestern hatten wir ungewöhnlich anstrengende Jagd, weit fort und felsig, die mir einen jungen Auerhahn einbrachte, aber mich auch so zahm gemacht hat, daß ich heute zu Hause sitze und Umschläge mache, damit ich morgen reise- und übermorgen jagdfähig bin. Ich bewundre mich selbst, daß ich bei dem reizenden Wetter zu Hause geblieben bin, und kann mich des schändlichen Neides kaum erwehren, daß die andern auch nichts schießen werden. Es ist etwas zu spät im Jahre, die Hühner halten nicht mehr, sonst wäre die Jagd viel reichlicher. Reizende Gegenden hatten wir gestern, große Seen mit Inseln und Ufern, Bergströme Brf. v. 19. 8. 1857.

über Felsblöcke, Granitufer mit Tannen und grauen Felsmassen, meilenweite Flächen ohne Häuser und ohne Äcker, alles, wie es Gott geschaffen hat, Wald, Feld, Heide, Sumpf, See. Ich werde doch wohl nach hierher auswandern.

Zwei dänische Kammerherren sind schon zurück, es ist ihnen zu heiß geworden, sie haben nichts geschossen und liegen jetzt, um zu schlafen. Es ist bald 6 abends, die andern kommen erst um 8. Ich habe mich den ganzen Tag damit unterhalten, dänisch zu lernen und zwar von dem Doktor, der mir Umschläge macht. Wir haben ihn von Kopenhagen mitgebracht. Hier giebt es keinen. Seit sich das Gerücht von der Anwesenheit eines Arztes hier im Walde verbreitet hat, strömen täglich 20 bis 30 Hüttenbewohner hierher, um seinen Rat zu holen. Am Sonntag Abend haben wir den auf den 5 Quadratmeilen des Jagdgebietes wohnenden Waldbauern ein sehr spaßhaftes Tanzfest gegeben, bei dem die Musik abwechselnd gesungen und gespielt wurde. Da haben sie von dem gelehrten Manne gehört, und nun kommen die Krüppel, die seit 20 Jahren unheilbar sind, und hoffen Hilfe von ihm.

Nach seiner Rückkehr aus dem Norden machte Bismarck noch einen zweiten größeren Jagdausflug nach Kurland, über den er von Königsberg aus der Gattin berichtet:

Brf. v. 12. 9. 1857. Mit großer Freude habe ich Deine vier Briefe in Polangen (welches übrigens nicht in Preußen, sondern in Rußland liegt) vorgefunden und ersehe daraus, daß es Dir und den Kindern wohl ergangen ist. Mir ist es sehr wohl ergangen, die Feuerländer waren alle von einer rührenden Liebenswürdigkeit für mich, wie man es schwerlich in einem andern Lande als Fremder wiederfinden wird. Ich habe außer diversen Rehböcken und Damhirschen 5 Elenn erlegt, darunter einen sehr starken Hirsch, der nach geradem (nicht Band-) Maß bis zum Widerrist 6 Fuß 8 Zoll hoch war, und dann noch den kolossalen Kopf darüber trug. Er stürzte wie ein Hase, da er aber noch lebte, schoß ich mitleidig meinen andern Schuß auf ihn, und kaum war das geschehn, so kam ein andrer, wohl noch größrer, mir so nahe vorbeigetrabt, daß Engel, der lud, hinter einen Baum sprang, um nicht übergelaufen zu werden, und ich mußte mich begnügen, ihn freundlich anzusehn, da ich keinen Schuß mehr hatte. Diesen Kummer kann ich noch gar nicht los werden und muß ihn Dir klagen. Eins schoß ich außerdem an, das werden sie wohl noch finden, und eins gründlich vorbei. Drei Stück hätte ich also noch schießen können. Vorgestern abend fuhren wir aus Dondangen und legten 40 Meilen ohne Chaussee, durch Wald und Wüste bis Memel in 29 Stunden zurück, im offnen Wagen über Stock und Block, daß man sich halten mußte, um nicht herauszufallen. Nach drei Stunden Schlaf in Memel ging's heute früh mit dem Dampfschiff hierher, von wo wir heute abend nach Berlin abfahren und morgen abend dort ankommen. „Wir" sind nämlich Behr und ich. In Hohendorf kann ich nicht anhalten, ich hätte heute schon in Berlin sein müssen, meinem Urlaub nach; dann hätte ich aber die beste Jagd, die in Dondangen, mit den großen Hirschen, oder Bollen, wie sie dort sagen, aufgeben müssen, und hätte nicht gesehn, wie die Achse eines Bauerwagens unter der Last des großen Tieres brach. Am Montag kommt der Kaiser nach Berlin, dazu sollte ich vorher dort sein, und sollte „einige Tage" vorher kommen. Hoffentlich komme ich von Berlin zurück, nach Hohendorf und Reinfeld. Wenn aber der König nach Frankfurt geht, so wird es unwahrscheinlich . . .

In das Familienleben Bismarcks erschließen uns natürlich zahlreiche Briefe einen Einblick; sie zeigen uns, wie sorgsam sich der vielgeplagte Politiker auch mit den Kleinigkeiten des Daseins befaßt; so schreibt er:

Brf. v. 14. 12. 1857. Dein treues Schwesterherz hat sich zu Weihnachtsbesorgungen so freundlich angeboten, daß ich mich nicht weiter entschuldige, wenn ich Dir nun Anlaß gebe, Dich Gersons und andrer Bösewichter Verführungen wiederholt auszusetzen, und Dich sans phrase um folgende Weihnachtseinkäufe für Johanna bitte:

1. Eine Bijouterie; sie wünscht sich ein Opalherz, wie Du es hast, und des Menschen Wille ist sein Himmelreich; ich will etwa 200 Thlr. dafür ausgeben. Kann man für den Preis zwei Ohrringe, jeder aus einem möglichst klar gefaßten Brillanten haben, so fände ich das geschmackvoller; Du hast ähnliche, aber sie werden sehr viel teurer sein, und wenn Du das Opalherz als Halsschmuck vorziehst, so werde ich später suchen, ein paar passende Ohrringe auf Grundlage der Perle dazu zu finden.

2. Ein Kleid, zu etwa 100 Thlr., nicht mehr; sie wünscht sich „sehr licht weiß", à deux jupes, moiré antique, oder so etwas; 10 Stab gebraucht sie (gegen 20 Ellen).

3. Findest Du sehr preiswürdig und hübsch einen vergoldeten Fächer, der sehr rasselt, so kaufe ihn auch; höchstens 10 Thlr., ich kann die Dinger nicht leiden.

4. Eine warme große Decke, im Wagen über die Kniee zu legen, mit Dessin von Tiger, Köpfe mit Glasaugen darauf, kann auch Fuchs oder Nilpferd imitieren, irgend ein reißendes Tier. Ich habe bei Belowo so eine gesehn, von sehr weicher Wolle, wird kaum 10 Thaler kosten.

Wenn Du eine reizende Schwester bleiben willst, so kaufe mir das alles und schicke mir es gleich mit Eilfracht her, unter Adresse von: Hofrat Kelchner, Preußische Gesandtschaft.

Ich habe so viel zu schreiben, wegen Holstein, Mainz, Kehler Brücke und allerhand Teufeleien in Berlin, daß ich heut und morgen zwei sehr gute Jagdeinladungen, Rotwild, habe ablehnen müssen.

Johanna und Kinder sind wohl, erstre würde grüßen, wenn sie wüßte, daß ich Dir schreibe, laß sie nichts davon merken, mein Herz, und lebe wohl. Grüße Oskar.

Dein treuer Bruder v. B.

(Nachschr.) Die Gelder werde ich Dir durch Fritz, den Gehalterheber, zu Neujahr erstatten.

* * *

Schon seit der Revolutionszeit hatte sich des Königs Friedrich Wilhelm eine gepreßte und reizbare Stimmung bemächtigt, die unter der wachsenden Spannung mit Oesterreich und unter den zahlreichen Kränkungen, die ihm widerfuhren, immer mehr gesteigert wurde. Er hatte nach und nach das meiste, woran er geglaubt hatte und woran sein Herz hing, zusammenbrechen sehen. Er hatte auch die letzte Ermahnung seines Vaters, an Oesterreich und Rußland festzuhalten, nicht befolgen können. Seine Nerven ertrugen die fortwährende Reibung nicht. Die letzten Enttäuschungen brachte ihm seine Reise, die er nach Wien unternahm, um womöglich durch persönlichen Verkehr der Souveräne das alte brüderliche Verhältnis herzustellen. Aber wie damals, als er sich an die Königin Victoria wandte, so erfuhr er auch jetzt eine herbe Enttäuschung. Bei seinem Aufenthalte in Dresden brach er plötzlich ohnmächtig zusammen; ein Schlagfluß hatte ihn getroffen. Dieser Anfall war stärker als alle vorhergegangenen Affektionen, die immerhin schon bewirkt hatten, daß er ganz plötzlich das Gedächtnis verlor oder in stilles Brüten versank. Sein Zustand besserte sich zwar auch nach dem Dresdener Schlage, er konnte Truppen besichtigen, kleine Reisen unternehmen und sogar einer Sitzung des Staatsministeriums präsidieren, bei der er 11 von 13 Todesurteilen bestätigte. Aber das Gehirn-

leiden war unaufhaltsam. Immer mehr umnachtete sich das geistige Leben und am Ende des Oktober erschien ein königlicher Erlaß, durch den dem Prinzen von Preußen auf drei Monate die Stellvertretung in allen Regierungsangelegenheiten übertragen wurde. Rückblickend auf seine Politik hat Bismarck geurteilt:

Ged. u. Er. I. Es ist schwer zu sagen, wie die Verantwortlichkeit für unsere Politik während der Regierung Friedrich Wilhelms IV. mit Gerechtigkeit zu verteilen sei. Rein menschlich gesprochen, wird sie in der Hauptsache auf dem Könige selbst beruhen bleiben, denn er hat überlegene, ihn und die Geschäfte leitende Ratgeber zu keiner Zeit gehabt. Er behielt sich die Auswahl unter den Ratschlägen nicht nur jedes einzelnen Ministers, sondern auch unter den viel zahlreicheren vor, die ihm von mehr oder weniger geistreichen Adjutanten, Kabinettsräten, Gelehrten, unehrlichen Strebern, ehrlichen Phantasten und Höflingen vorgetragen wurden. Und diese Auswahl behielt er sich oft lange vor. Es ist oft weniger schädlich, etwas Unrichtiges als nichts zu thun. Ich habe nie den Mut gehabt, die Gelegenheiten, die mir dieser persönlich so liebenswürdige Herr mehrmals, zuweilen scharf und beinahe zwingend, in den Jahren 1852 bis 1856 geboten hat, sein Minister zu werden, zu benutzen oder ihre Verwirklichung zu fördern. Wie er mich betrachtete, hätte ich ihm gegenüber keine Autorität gehabt, und seine reiche Phantasie war flügellahm, sobald sie sich auf dem Gebiete praktischer Entschlüsse geltend machen sollte. Mir fehlte die schmiegsame Gefügigkeit zur Uebernahme und ministeriellen Vertretung von politischen Richtungen, an die ich nicht glaubte oder für deren Durchführung ich dem Könige den Entschluß und die Konsequenz nicht zutraute. Er unterhielt und förderte die Elemente des Zwiespalts zwischen seinen einzelnen Ministern; die Friktionen zwischen Manteuffel, Bodelschwingh und Heydt, die in triangularem Kampfe miteinander standen, waren dem Könige angenehm und ein politisches Hülfsmittel in kleinen Detail-Gefechten zwischen königlichem und ministeriellem Einfluß.

So trat Prinz Wilhelm, der sechzigjährige Mann, in den Kreis jener weiten und arbeitsreichen Thätigkeit, die nach drei Kriegen zur Einigung Deutschlands und zur Begründung des in Jahrhunderten vergebens ersehnten deutschen Reiches führen sollte. Das, was andere in der freudigen Kraft der Jugend vollbringen, war ihm vorbehalten für den Abend seines Lebens. Er selbst erwartete keine Zukunft mehr, als ihn das Schicksal von Koblenz nach Berlin berief, und doch eröffnete sich gerade jetzt, wo er dem Ende entgegenzuschreiten glaubte, dem Sechzigjährigen seine eigentliche Wirkenszeit, eine weltweite Thätigkeit, die unvergeßlich bleibt in der Geschichte. Nicht leicht schritt er seine Bahnen dahin, er hat kämpfen und ringen müssen, er hat harte Enttäuschungen erlebt, er hat sich in heißem Kampfe verstrickt gesehen mit seinem eigenen Volk. Wo er Liebe säete, da hat er Haß geerntet; wo er Vertrauen darbrachte, trat ihm das Mißtrauen häßlich entgegen. Aber in Treuen ist er seinen Weg gezogen, die schlimmen Stunden der Entmutigung hat er siegreich überwunden, und als die Zeit kam, in der er zurücktreten mußte gegen einen Größeren, hat er doch die Würde besessen, um mit vornehmem Sinn willig die Verdienste des anderen neben sich zu ertragen; indem er zurücktrat, hat er sich selbst erhöht. Das Bündnis, das er mit Bismarck schuf, hat er gehalten, bis sein treues Auge brach.

Neuntes Kapitel.

Friedrich Wilhelms IV. Ausgang.

Prinz Wilhelm war anders geartet als sein königlicher Bruder. Der Glanz der Persönlichkeit, der Schimmer der Genialität, der über dem Erstgeborenen der Königin Luise lag, war ihm fremd, aber auch jene Unruhe, jenes unsichere Wesen, jene Fahrigkeit und der Wankelmut, die in dem Wesen seines Bruders lagen; der in so schlimmer Zeit der Mann des Schicksals für Deutschland war, Prinz Wilhelm von Preußen, war keine geniale und keine dämonische Natur, die durch ihre Geisteskraft das Jahrhundert überragt, die mit unwiderstehlicher Kraft und Leidenschaft ein Volk zu schwindelnder Höhe empor-, aber auch in tiefe Abgründe hinabführen kann. Er war durchdrungen von der Notwendigkeit einer starken Monarchie, im Grunde des Herzens konservativ, und doch mußte er die deutsche Revolution vollziehen, denn es war eine Revolution, die vor Königgrätz zur Entscheidung kam.

Auch Prinz Wilhelm war nach der Tradition seiner Jugend zu einer warmen Freundschaft mit Oesterreich geneigt, aber das Selbstbewußtsein, das Friedrich Wilhelm IV. fehlte und das er in hohem Maße besaß, trieb ihn zu den unverbrüchlichen Forderungen, daß Preußen und Oesterreich im Bunde gleichberechtigt, daß die Lebensbedingungen seines Vaterlandes vollauf anerkannt würden. Die Mängel der Bundesverfassung erkannte er mit klarem Blick, und wenn er auch Reformvorschläge sympathisch begrüßte, so zweifelte er doch an ihrem Erfolg. Schon im Jahre 1849 schreibt er an einen Freund: „Wer Deutschland regieren will, muß es sich erobern; daß Preußen bestimmt ist, an die Spitze von Deutschland zu kommen, liegt in unserer ganzen Geschichte.“ Die Heißsporne, die ihren Mittelpunkt in der Gothaer Bewegung fanden, mochten seine Ruhe für Zaghaftigkeit, sein ernstes Prüfen als Unentschlossenheit auslegen: der Erfolg hat gezeigt, daß der Weg, den er sorgsam auswählte und Schritt für Schritt prüfte, der richtige war. Zwanzig Jahre später konnte sein erster Berater von ihm sagen, damals habe es keinen bescheideneren, großmütigeren und humaneren Menschen gegeben als den Kaiser: „Er unterscheidet sich ganz und gar von den in so

hoher Stellung geborenen Menschen oder doch von den meisten derselben. Sie legen wenig Gewicht auf die Empfindungen und Wünsche anderer; sie meinen, Menschen ihrer Abstammung sei vieles erlaubt, ihre ganze Erziehung scheint dahin zu zielen, in ihnen die menschliche Stimme zu ersticken; der Kaiser hält sich nicht für einen solchen Olympier; im Gegenteil, er ist in jeder Beziehung Mensch und unterzieht sich jeder menschlichen Pflicht. Er hat nie in seinem Leben jemand unrecht gethan, nie das Gefühl eines anderen verletzt, nie sich einer Härte schuldig gemacht. Er ist einer jener Menschen, deren gütiges Naturell die Herzen gewinnt, der sich fort und fort mit dem Wohl seiner Umgebung und seiner Unterthanen beschäftigt, geschmückt mit allen hohen Eigenschaften eines Fürsten, mit allen Tugenden eines Menschen. Es ist unmöglich, sich einen schöneren und wohlthuenderen Typus eines Edelmannes zu denken. Schon seine Mutter hatte von dem Knaben geurteilt: er sei „einfach, bieder und verständig".

Nicht in allen Fragen des politischen Lebens stimmte Prinz Wilhelm, als er zur Regentschaft berufen wurde, mit Otto von Bismarck überein. Ihre Stellung zur Revolution war sicherlich die gleiche, aber in der deutschen Frage gingen sie verschiedene Wege. Wir haben bereits gezeigt, wie der englische Einfluß und die Umgebung in Koblenz auf den Prinzen gewirkt hat, wie gewisse liberalisierende Ideen auch bei ihm Eingang fanden, daß er Sympathien besaß für das Verfassungswerk der Paulskirche und für die Erfurter Union, wie er mit Entrüstung die Kunde vernahm von dem Abschluß des Olmützer Vertrages. Aber die Meinungsverschiedenheiten haben nie dazu geführt, das persönliche Verhältnis der beiden Männer zu stören, und auch dann, wenn sie weit auseinandergingen, hat Bismarck über seinen prinzlichen Freund stets das günstigste Urteil gefällt; besaß doch Prinz Wilhelm durchaus nicht jenes aggressive Wesen, das sein reizbarer Bruder so häufig zur Schau trug und das ihn oft grundlos von den getreuesten Dienern entfremdete. Friedrich Wilhelm war nicht dankbar; bei seinem Bruder war diese schönste aller menschlichen Tugenden zur höchsten Entwickelung gelangt. Prinz Wilhelm wußte es aus den zahlreichen Begegnungen mit Otto von Bismarck, die in Koblenz, Frankfurt wie in Baden stattgefunden und die eine gewisse Intimität zwischen den beiden Männern entwickelt hatten, daß auch der junge Diplomat längst diese Anschauungen preisgegeben hatte, die sich in den Bestrebungen der Kreuzzeitungspartei verkörperten. Prinz Wilhelm war nicht der Alte geblieben und auch Bismarck nicht, denn beide hatten einen offenen Blick für die Bedingungen des realen Lebens; sie nahmen auch das Unwillkommene hin, wenn es einmal geschehen war, und hingen nicht mit sentimentaler Trauer den Gedanken nach, wie es hätte anders werden können. So hatte auch der Prinz, so sehr er gegen die Politik von Olmütz gekämpft hatte und so eifrig er während des Krimkrieges für die Mächte eingetreten war, doch das Geschehene anerkannt. Bitter genug waren ja für ihn die Tage der Verbannung in Koblenz geworden, zumal ihm die

Ungnade seines Bruders einen Teil der ihm lieb gewordenen militärischen Aemter entzog. Die Versöhnung zwischen den Prinzen war sicherlich auch ein Erfolg der vermittelnden Thätigkeit Bismarcks, der namentlich durch seine Briefe an Gerlach einen Einfluß auf die Umgebung des Königs und somit auch auf diesen selbst ausgeübt hat. Als die giftigen Preßtreibereien der Herren Quehl und Genossen sich gegen den Prinzen richteten und bis an das Ohr des Monarchen drangen, schrieb Bismarck: „Der Prinz hat zuviel soldatische Subordination und Ehre in sich, um ein Instrument dieser Leute in diesen Plänen zu werden". Mit voller Hochachtung spricht Bismarck auch sonst von dem Bruder des Königs, hatte er ja selbst unter dem Treiben der Kamarilla zu leiden. Am 19. Dezember schreibt er an Gerlach anknüpfend an seinen Besuch in Sanssouci:

Ich geriet damals unerwartet in eine Konferenz hinein, welche Sie mit Dohna, Massow und Edwin (Manteuffel) hatten; ich kam, um Ihnen zu erzählen, wie ich die Stimmung des Prinzen befriedigend und klar über sich und die Lage der Dinge gefunden hatte. Nach dem Eindruck, den mein Erscheinen machte, mußte ich vermuten, daß Ihre Freunde gerade von mir gesprochen hatten, und die Art, wie Edwin Manteuffel sich nachher zu mir ausließ, mußte mich glauben machen, daß es in keiner wohlwollenden Weise und mit Bezug auf die Thatsache meiner Unterredung mit dem Prinzen geschehn sei. Ich erhebe natürlich nicht den Anspruch, und wenn ich die Ehre hätte, Ihr Bruder zu sein, so würde ich es nicht thun, Mitwisser aller politischen Besprechungen zu sein, welche zwischen Ihnen und andern Gleichgesinnten stattfinden, sondern respektiere gern die Grenze, welche ein amtliches Gebiet von dem einem Freunde zugänglichen scheidet, und nicht Ihr, sondern das Verhalten von E. Manteuffel bei dieser Gelegenheit hat mich verletzt. Er begegnete mir nachher an der Wache, und in einer Form, wie selbst beim Militär ein irgend höflich erzogner Vorgesetzter sie nicht anzuwenden pflegt, schärfte er mir ein, daß alle Gesandten sich ohne Zögern auf ihre Posten zu begeben hätten, und unterstützte diese Weisung mit Gründen, wie sie allenfalls ein Lehrer einem Kinde giebt, wenn er ihm die Wahrheit nicht sagen will. Sie können leicht denken, welche Rückschlüsse ich aus seinen Reden auf den Inhalt der Gespräche machen mußte, welche ich in Ihrem Zimmer durch mein Erscheinen unterbrochen hatte. Ich hätte Edwin antworten können, daß ich und jeder andre Gesandte gerade so viel in Berlin zu thun hätte, wie der Chef des Militär-Kabinettes mit Politik überhaupt und insbesondre mit dem Verhalten der Gesandten; aber der Gedanke, daß diejenigen, welche ich bisher als nahe politische und persönliche Freunde betrachtet hatte, und von denen ich gewohnt war, daß sie mich jederzeit gern in Berlin wußten, das Bedürfnis fühlten, mich zu entfernen, frappierte mich so, daß ich seinen zornigen Worten und Blicken nur mit der bescheidnen Hinweisung auf die Bundesferien, auf das ausdrückliche Verlangen des Minister-Präsidenten nach meiner Anwesenheit und dergl. erwiderte. Nun ist Edwins Verhalten zu mir allerdings niemals das eines persönlichen Freundes gewesen, sondern stets ablehnend und mißtrauisch, und bei Meinungsverschiedenheiten absprechend wie ein Obertribunal, ohne Würdigung der Gegengründe, ohne Offenheit über die eignen, wie man es, im Bewußtsein einer auf große geistige Ueberlegenheit gestützten Autorität, vergleichweise Unmündigen gegenüber, halten mag. Ich kann mir denken, daß in neuerer Zeit die Servilität, deren Gegenstand Manteuffel wegen seiner dienstlichen Stellung in militärischen Kreisen nicht selten ist, sein Selbstgefühl gegen alles, was nicht Vorgesetzter ist, erhöht haben mag. Sein Benehmen brauchte mich daher bei dieser Gelegenheit ebenso wenig zu befremden, wie bei frühern, wenn ich es nicht für einen Ausdruck der Gefühle hätte halten müssen, welche die kurz vorher mit Ihnen, Dohna und Massow gehabte Unterredung bei ihm hinterlassen.

Brf. v. 19. 12. 1857.

Warum schreibe ich Ihnen dies alles? Weil ich meine Verstimmung los werden und von Ihnen eine Versicherung haben möchte, daß zwischen uns alles ist, wie früher, oder wenn nicht, die Gründe davon, damit ich sie widerlege, wenn ich kann. Ein Hof bleibt immer ein Hof. In den ersten Jahren meiner hiesigen Stellung war ich eine Art von Günstling, und der Sonnenschein des Königlichen Wohlwollens strahlte mir von den Gesichtern der Hofleute zurück. Das ist anders geworden; entweder hat der König gefunden, daß ich ein ebenso alltäglicher Mensch bin, wie alle übrigen, oder er hat Schlechtes von mir gehört, vielleicht Wahres, denn jeder hat seine faulen Stellen unter (der) Haut; kurz, Se. Majestät hat weniger als früher das Bedürfnis, mich zu sehen, die Hofdamen Ihrer Majestät lächeln mir kühler zu als sonst, die Herren drücken mir matter die Hand, die gute Meinung von meiner Brauchbarkeit ist gesunken, nur der Minister M(anteuffel) ist freundlicher gegen mich. Das Gefühl davon habe ich seit 2 bis 3 Jahren crescendo, ohne mich zu wundern; dergleichen passiert jedem, ändert sich auch wieder, und nur einmal bin ich empfindlich darüber gewesen, vor zwei Jahren in Koblenz, wo meine Frau schlecht behandelt wurde. Sie aber, verehrtester Freund, halte ich von jenen kleinen Menschlichkeiten der Hofleute freier, und wenn Ihr Vertrauen zu mir gemindert sein sollte, so bitte ich Sie, mir noch andre Gründe als den Wandel der Hofgunst dafür anzugeben. Es ist mir kein Bedürfnis, von vielen Leuten geliebt zu werden, ich leide nicht an der Zeitkrankheit der love of approbation, und die Gunst des Hofes, wie der Menschen, mit denen ich in Berührung komme, fasse ich mehr vom Standpunkte anthropologischer Naturkunde als von dem des Gefühls auf. Bei dieser Kaltherzigkeit habe ich natürlich wenig Freunde, und das Leben im Auslande entfremdet mich noch so manchen Beziehungen zu Alters- und Standesgenossen, mit denen ich in zufriednen Lebensverhältnissen verkehrte, bevor ich der Politik verfiel. Um so mehr habe ich das Bedürfnis, vergewissert zu sein, daß dieser fanatische Korporal, der Edwin, nicht in Ihrem Sinne verfuhr, wenn er mich, gleich einem bedenklichen politischen Intriganten, aus Berlin los zu sein wünschte.

Diese Herzensergießung ist natürlich nur für Sie berechnet, und ich wäre nicht so weitschweifig dabei, wenn ich nicht voraussetzte, daß die dermalige geschäftliche Stagnation Ihnen Muße zum Lesen und zur Teilnahme an „Privatgefühlen" gestattet. Namentlich möchte ich keine Erörterung mit E. Manteuffel; wir können beide leben, ohne uns zu lieben, er in seiner Mördergrube hinter dem Marstall, und ich an dem Wasserfaß der Danaiden in der Eschenheimer Küste.

Schon am 19. Oktober hatte Bismarck eine lange Unterredung mit dem Prinzen.

Ged. u. Er. I. Während dieser Tage, also mit der Möglichkeit eines sofortigen Regierungsantritts vor Augen — am 19. Oktober —, machte der Prinz von Preußen mit mir einen langen Spaziergang durch die neuen Anlagen und sprach mit mir darüber, ob er, wenn er zur Regierung komme, die Verfassung unverändert annehmen oder zuvor eine Revision derselben fordern solle. Ich sagte, die Ablehnung der Verfassung würde sich rechtfertigen lassen, wenn das Lehnrecht anwendbar wäre, nach welchem ein Erbe zwar an Verfügungen des Vaters, aber nicht des Bruders gebunden sei. Aus Gründen der Politik aber riete ich, nicht an der Sache zu rühren, nicht die mit einer, wenn auch bedingten Ablehnung verbundene Unsicherheit unsrer staatlichen Zustände herbeiführen. Man dürfe nicht die Befürchtung der Möglichkeit des Systemwechsels bei jedem Thronwechsel hervorrufen. Preußens Ansehen in Deutschland und seine europäische Aktionsfähigkeit würden durch einen Zwist zwischen der Krone und dem Landtage gemindert werden, die Parteinahme gegen den beabsichtigten Schritt in dem liberalen Deutschland eine allgemeine sein. Bei meiner Schilderung der zu befürchtenden Folgen ging ich von demselben Gedanken aus, den ich ihm 1866, als es sich um die Indemnität handelte, zu entwickeln hatte: daß Verfassungsfragen den Bedürfnissen des Landes und seiner politischen Lage in Deutschland

untergeordnet wären, ein zwingendes Bedürfnis an der unsrigen zu rühren, jetzt nicht vorliege; daß für jetzt die Machtfrage und innere Geschlossenheit die Hauptsache sei.

Als ich nach Sanssouci zurückkam, fand ich Edwin Manteuffel besorglich erregt über meine lange Unterhaltung mit dem Prinzen und die Möglichkeit weiterer Einmischung meinerseits. Er fragte mich, weshalb ich nicht auf meinen Posten ginge, wo ich in der gegenwärtigen Situation sehr nötig sein würde. Ich erwiderte: „Ich bin hier viel nötiger“.

Die Schwierigkeit der damaligen Zeit lag vor allen Dingen in der Unsicherheit der Stellung, die Prinz Wilhelm antrat, denn seine Regentschaft trug nur einen provisorischen Charakter, so daß von einer selbständigen Politik zunächst nicht die Rede sein konnte. Zu Neujahr 1858 wurde die Stellvertretung auf ein weiteres Vierteljahr erstreckt, obgleich der Zustand des Königs kaum noch eine Hoffnung auf Genesung ließ. Es war sicherlich auf die Bemühungen der Königin Elisabeth und der von Gerlach geführten Regierung zurückzuführen, daß die Herstellung einer definitiven Ordnung nach Möglichkeit hinausgeschoben wurde; und in diesen Kreisen mißtraute man dem Prinzen von Preußen auf das äußerste. Man vermutete vor allem die Einbuße des bisherigen Einflusses auf die Geschäfte, und selbst als ein staatsrechtliches Gutachten des späteren Ministers Friedberg die Notwendigkeit einer endgültigen Entscheidung bekundete, wurde die Entscheidung hinausgeschoben.

Die verschiedenartigsten Versuche wurden gemacht, die Frage zu verwirren. So erzählt Bismarck:

Im Sommer 1858 war ein ernster Versuch im Werke, die Königin zu veranlassen, die Unterschrift des Königs zu einem Briefe an seinen Bruder zu beschaffen, in dem zu sagen sei, daß er sich wieder wohl genug fühle, um die Regierung zu übernehmen, und dem Prinzen für die geführte Stellvertretung danke. Die letztere war durch einen Brief des Königs eingeleitet worden, konnte also, so argumentierte man, durch einen solchen wieder aufgehoben werden. Die Regierung würde dann, unter Kontrole der königlichen Unterschrift durch Ihre Majestät die Königin, von den dazu berufenen oder sich darbietenden Herren vom Hofe geführt werden. Zu diesem Plan wurde mündlich auch meine Mitwirkung in Anspruch genommen, die ich in der Form ablehnte, das würde eine Haremsregierung werden. Ich wurde von Frankfurt nach Baden-Baden gerufen und setzte dort den Prinzen von dem Plane in Kenntnis, ohne die Urheber zu nennen. „Dann nehme ich meinen Abschied!“ rief der Prinz. Ich stellte ihm vor, daß das Ausscheiden aus seinen militärischen Aemtern nichts helfen, sondern die Sache schlimmer machen würde. Der Plan sei nur ausführbar, wenn das Staatsministerium dazu stille hielte. Ich riet daher, den Minister Manteuffel, der auf seinem Gute den Erfolg des ihm bekannten Planes abwartete, telegraphisch zu zitiren und durch geeignete Weisungen den Faden der Intrigue zu zerschneiden. Der Prinz ging darauf ein. Nach Frankfurt zurückgekehrt, erhielt ich folgenden Brief Manteuffels: Ged. u. Er. I.

Berlin, den 20. Juli 1858.

Ew. Hochwohlgeboren benachrichtige ich ergebenst, daß es meine Absicht ist, nächsten Donnerstag, den 22. ds. M., morgens früh 7 Uhr von hier nach Frankfurt zu gehen und am folgenden Morgen so zeitig als möglich nach Baden-Baden mich zu begeben. Es würde mir angenehm sein, wenn es Ew. Hochwohlgeboren konvenierte, mich zu begleiten. Wahrscheinlich werden mich meine Frau und mein Sohn begleiten, welche zur Zeit noch auf dem Lande sind, aber morgen hier ankommen.

Ich wünsche nicht, daß in Frankfurt von meiner Durchreise vorher gesprochen werde, wollte mir aber doch erlauben, Ew. Hochwohlgeboren durch diese Zeilen ein kleines Aviso zu geben.

Im Oktober erhielt er dann folgendes Schreiben Manteuffels:

Brf. v. 12. 10. 1855. Unsere große Haupt- und Staatsaktion ist inmittelst wenigstens im ersten Akt erledigt. Die Sache hat mir viel Sorge, Unannehmlichkeit und unverdienten Verdruß gemacht. Noch gestern habe ich darüber von Gerlach einen ganz empfindlichen Brief erhalten. Er glaubt, daß damit die Souveränität halb zum Fenster hinausgeworfen sei. Ich kann das beim besten Willen nicht erkennen, meine Vorstellung von der Sache ist folgende:

Wir haben einen dispositionsfähigen, aber regierungsunfähigen König; derselbe sagt sich selbst und muß sich sagen, daß er seit länger als Jahresfrist nicht hat regieren können, daß die Aerzte und er selbst anerkennen müssen, der Zeitpunkt, wo er wieder selbst werde regieren können, lasse sich auch entfernt nicht angeben, daß eine unnatürliche Verlängerung der bisherigen Vollmachtserteilung nicht am Orte und dem Staate eine sich selbst allein verantwortliche Spitze notwendig sei; aus allen diesen Erwägungen giebt der König dem zunächst zur Krone Berufenen den Befehl, das zu thun, was für solchen Fall in der Landesverfassung vorgeschrieben ist. Die Bestimmungen der letzteren, welche gerade in diesem Punkte korrekt und monarchisch abgefaßt sind, werden demnächst zur Anwendung gebracht und das, wenn auch nach der Erklärung des Königs überflüssige, immerhin aber in der Verfassung mit gutem Grunde vorgeschriebene Landtagsvotum wird eingeholt, aber streng auf Beantwortung der Frage beschränkt: Ist die Einsetzung einer Regentschaft notwendig? mit andern Worten: Ist der König mit genügendem Grund von den Geschäften entfernt? Wie man diese Frage verneinen will, ist mir nicht ersichtlich; immerhin wird es noch manche, namentlich formale Schwierigkeit zu überwinden geben. Namentlich fehlt es für die in der Verfassung vorgesehene gemeinschaftliche Sitzung an einer Geschäftsordnung. Diese wird man improvisieren müssen, indessen hoffe ich doch, daß man in etwa 5 Tagen mit der Beschlußfassung zu stande sein wird, sodaß dann der Prinz den Eid leisten und die Versammlung schließen können wird. Andere Vorlagen, namentlich solche, welche auf Geldbewilligungen sich beziehen, werden natürlich für diese Sitzung gar nicht beabsichtigt. Wenn Ihre Geschäfte es erlauben, so würde ich wünschen, daß Sie sich zum Landtage hier einfinden und womöglich vor dessen Eröffnung hier sind. Ich höre von wunderbaren Anträgen der äußersten Rechten, die man vielleicht im allgemeinen Interesse, sowie in demjenigen dieser Herren verhindern könnte.

Der Prinz hatte damals, in der Erwartung, daß er am ersten April die selbständige Regentschaft antreten werde, Beratungen begonnen mit seinen Getreuen zur Umwandlung des Ministeriums. Er hatte als Chef den ihm besonders befreundeten Baron von Alvensleben-Erxleben vorgesehen und dieser schlug als Minister des Auswärtigen den Frankfurter Gesandten, Herrn von Bismarck, vor. Prinz Wilhelm erteilte hierzu seine Genehmigung und auch Bismarck erklärte sich bereit.

Bismarck selbst stand in der Frage der Regentschaft auf dem Standpunkt, daß eine lange Dauer des Provisoriums ein Unglück für das Land sei, denn dies befördere die ohnehin vorhandene Tendenz, das staatliche Räderwerk in Gleichgültigkeit gegen das Resultat maschinenartig fortspielen zu lassen und auf dem Strom der Zeit ohne bewußtes Ziel hinabzutreiben. Auch er verkannte nicht die Schwierigkeit, dies zu ändern. Von dem Prinzen könne man ein lebendiges Eingreifen nicht erwarten, so lange er nicht sicher sei, definitiv zu regieren. Nicht der Rechtstitel,

auf dessen Grund er die Geschäfte führte, neutralisiere die Aktion der Krone, sondern die Notwendigkeit, dem Könige, wenn er die Regierung wieder ergreife, das Konzept nicht verdorben zu haben. „Wenn Gott“, so schreibt er im Dezember an Gerlach, „dem Könige nicht bald wieder volle Gesundheit giebt, so bleiben wir in einem Zustande der Stagnation, der sich mehr und mehr verknöchert. Die Maschine bleibt in Gang, bleibt aber bewußtloser und toter und das monarchische Prinzip gewinnt dabei nicht.“ In der Kammer wurde merkwürdigerweise diese Frage nicht erörtert. Sehr begeistert schreibt darüber der brave Abeken:

Heinr. Abeken, Ein schlicht. Leben

Selbst nun, als die Sache an höchster Stelle durch den Erlaß vom 7. Oktober (der König hatte das Schreiben mit großer Festigkeit unterzeichnet, kurz nachher aber fand man ihn mit den Händen vor dem Gesicht bitterlich weinend — und wer empfände das nicht mit ihm!) entschieden war, so blieb die Zusammenberufung des Landtages noch ein banger Augenblick, da in den Ständen selbst eine nicht geringe Partei ihre eigene Kompetenz zur Mitwirkung in Frage stellte und man fürchten mußte, durch Diskussion und Zwietracht die ganze Stellung Preußens in einem Augenblick zu kompromittieren, wo die höchste Einmütigkeit not that. Aber Preußen hat sich wieder bewährt in der Stunde der Not. Mit vollkommener Einmütigkeit ist das Rechte geschehen, die extremsten, widerspenstigsten Elemente beider Seiten haben ihren Widerspruch aufgegeben, und mit voller Einstimmigkeit, ohne Diskussion und Streit, ist der Beschluß gefaßt, der die Notwendigkeit der Regentschaft anerkennt und somit die Handlungsweise des Prinz-Regenten sanktioniert. Dadurch ist das, was unter anderen Umständen und in anderen Ländern ein Element der Schwäche zu sein pflegt, eine Regentschaft, bei uns durch die Loyalität und Uneigennützigkeit des von jedem Ehrgeiz freien Regenten und durch die einmütige Teilnahme des Volkes zu einem Element erneuter Stärke geworden. Die Kombination Alvensleben scheiterte an der betrübenden Thatsache, daß der wackere Mann plötzlich nach kurzer Krankheit starb.

Erst nach dreimaliger Verlängerung des Provisoriums wurde die Regentschaft endgültig bestimmt. Der Augenblick des Ueberganges war erschütternd. Auf ärztlichen Rat war beschlossen worden, daß der König den Winter in Italien zubringe. An einem Tage, wo seine Stimmung freier war, am 7. Oktober sagte ihm, wie Sybel berichtet, die Königin, da ihr Aufbruch zu einer längeren Abwesenheit bevorstehe, müsse der Prinz doch wohl eine größere Machtbefugnis erhalten und Regent werden. Der König äußerte ruhig seine Zustimmung, und so legte sie ihm die Urkunde zur Unterschrift vor. Der König las sie schweigend, unterzeichnete sie, stets schweigend, dann schlug er beide Hände vor das Gesicht, brach in einen Thränenstrom aus und verließ das Zimmer. Nach der Entscheidung schrieb der Prinz seiner Gemahlin: „Es ist also geschehen! Gott gebe seinen Segen zu dem ernsten Werke, was nun durch mich für das Vaterland beginnt. Du kannst denken, in welcher Aufregung ich bin und wie ich nur im Gebet mich stärken und kräftigen konnte und mich Gottes Barmherzigkeit anheimgebe.“ Er schloß mit der Bitte, daß die Gattin für ihn und das Vaterland und das schmerzlich berührte Königspaar beten möge.

Somit scheidet Friedrich Wilhelm IV. aus dem Kreis der Geschichte. Bismarck hatte ihm treu gedient, wie er seinem späteren Herrn treu gedient hat. Aber der entscheidende Einfluß des leitenden Staatsmannes

hat ihm noch gefehlt. Des unglücklichen Königs Regierung trug nicht den Stempel des Bismarckschen Geistes, sondern den Stempel seines eigenen Geistes. Friedrich Wilhelm glich jenem Baum, der reiche prangende Früchte trägt, dessen Früchte aber die Mühe des Gärtners nicht entlohnen. Aller Menschenkenntnis bar, hatte er eine höchst unglückliche Hand in der Wahl seiner Ratgeber gezeigt, eine wunderliche Neigung, bedeutende Männer an die falsche Stelle zu senden oder sie rasch zu vernutzen. Gleichwohl fühlte er sich durch seine königliche Würde so hoch erhoben, daß ihm die Personen im Grunde wenig galten. Mit erstaunlicher Kälte konnte er sich von altbewährten Vertrauten trennen, wenn sie seinen Zirkel störten. So verstand er nicht seine Zeit, und das Volk verstand nicht seinen König. Im letzten Grunde aber war sein Charakter eine leichte, feine Blüte der langen Epoche ästhetischer Ueberschwenglichkeit, die eben erst überwunden war. Solche Charaktere können gedeihen in weichen Zeiten; sie müssen der Vernichtung verfallen, wenn sie in eine Zeit gestellt werden, die Männer von Eisen erfordert. Die Krone des deutschen Reiches hat Friedrich Wilhelm zurückgewiesen, sie war dem Haupte Hamlets zu schwer, und trauernd kehrten die Männer der Paulskirche in das Frankfurter Parlament zurück. Erst nach zwei Jahrzehnten erstand das Kaisertum, von Eisen geschaffen und mit Blut gekittet. Da war aber das weiche Herz des ältesten Sohnes der Königin Luise längst gebrochen, auf der Kommandobrücke stand Wilhelm und am Steuer Otto von Bismarck.

Zehntes Kapitel.

Die Petersburger Zeit.

In Frankfurt hat sich Bismarck aus dem jungen konservativen Politiker, als der er sieben Jahre vorher dort hingegangen war, nicht nur zu einem Diplomaten entwickelt, der das ganze Gebiet der Routine beherrschte, sondern er hatte auch einen tiefen Einblick gewonnen in die inneren Zusammenhänge, in die Persönlichkeiten und Notwendigkeiten. Immer fester war seine Ueberzeugung geworden, daß die nationale Entwickelung Preußens und Deutschlands hindrängte zu einer kriegerischen Entscheidung mit Oesterreich; seine Jugendillusionen wurden zerstört durch den Einblick in die Thatsache, daß Oesterreich nie etwas anderes suchen werde als die Erniedrigung Preußens, schnell erkannte er die ganze Hinterlist und Treulosigkeit der Wiener Diplomaten. In seinen Berichten und Briefen, die gerade aus Frankfurt in großer Fülle vorliegen, spricht er seine geheimsten Gedanken für die Zukunft zuerst nur selten aus. Er weiß, daß die Ideen, die in Berlin lebendig sind, seinen eigenen Auffassungen noch auf das entschiedenste widerstreben, und doch fällt schon am Schluß seiner Thätigkeit in dem Briefe an Schleinitz das Wort von „Blut und Eisen", und die scheinbaren Sympathien, die ihn an Napoleon knüpfen, sind im Grunde nichts anderes als das Ergebnis jener realpolitischen Auffassung, die nicht mit doktrinären Meinungen, sondern mit den Erfordernissen des Tages arbeitet. Das trennte ihn frühzeitig von seinen alten Freunden, vor allem von Gerlach und den Konservativen, die in ihm fast einen revolutionären Brutus witterten. Aber jene Frankfurter Zeit schaffte zuletzt schon ein inniges und vertrauensvolles Verhältnis zwischen dem jungen Staatsmann und seinem späteren vielgeliebten alten Herrn. Das Mißtrauen, das der Prinzregent gegen alles hegt, was mit der Kreuzzeitung zusammenhängt, schwindet in dem gleichen Maße, in dem Bismarck sich innerlich selbst von dieser Partei lossagt. Schon frühzeitig konnten beide Männer, die einst die Zeit des Glückes über ihr Vaterland heraufführen sollten, in der deutschen Frage zusammengehen, wenn auch in den Einzelheiten noch manches Hindernis zu besiegen war. Prinz Wilhelm hatte schon im Jahre 1850

den Satz niedergeschrieben: „Preußens geschichtliche Entwickelung deutet darauf hin, daß es berufen ist, dereinst an die Spitze Deutschlands zu treten.“ In diesem Satze liegt auch das Glaubensbekenntnis Bismarcks; er blieb ihm treu in den folgenden Jahren rastloser Arbeit und er führte ihn zur Wirklichkeit.

Die letzten Jahre der Regierung Friedrich Wilhelm IV. standen unter der dunklen Wolke seiner schweren geistigen Erkrankung. Die Regentschaft seines Bruders litt auf das schwerste unter der Thatsache, daß alle Regierungshandlungen wenigstens in den ersten Jahren nur einen provisorischen Charakter trugen. Erst in dem Ministerium der „neuen Aera“ trat eine selbständige Politik des Prinzregenten hervor. Aber ein entscheidender Einfluß in offizieller Form blieb auch dann noch dem Frankfurter Diplomaten vorbehalten. In das Ministerium trat als Vertreter der auswärtigen Angelegenheiten ein Mann ein, der schon damals vielleicht nur geringe Sympathien für Bismarck besaß, später jedenfalls von dem immer höher steigenden Staatsmann als einer seiner bittersten Feinde betrachtet wurde. Charakteristisch ist schon die Thatsache, daß Herr v. Schleinitz, als ihn Bismarck nach seiner Abberufung auf der Reise nach Petersburg besuchte und um Urlaub bat, seinem Untergebenen die Antwort gab: „Mein verehrter Herr von Bismarck, ich weiß, daß Sie Ihren hiesigen Urlaub dazu benutzen, mich zu stürzen, und Sie zu diesem Zwecke eine Verlängerung Ihres Urlaubes nachsuchen. Ich wünsche Ihnen den besten Erfolg und erteile Ihnen hiermit den erbetenen Urlaub.“

Bismarck selbst hat damals sicherlich geglaubt, daß seines Weilens im diplomatischen Dienste nicht lange sein werde; er hat auch später die Entsendung nach Petersburg als eine Art Kaltstellung betrachtet, so hoch auch der dortige Posten in der diplomatischen Rangordnung stehen mochte.

Das sprach Bismarck auch offen aus in der entscheidenden Unterredung mit dem Prinzregenten:

Ged. u. Er. I. Im Januar 1859 machte mir auf einem Balle bei Moustier oder Karolyi der Graf Stillfried scherzhafte Anspielungen, aus denen ich schloß, daß meine schon mehrmals geplante Versetzung von Frankfurt nach Petersburg erfolgen werde, und fügte dazu die wohlwollende Bemerkung: Per aspera ad astra. Die Wissenschaft des Grafen beruhte ohne Zweifel auf seinen intimen Beziehungen zu allen Katholiken im Haushalte der Prinzessin, vom ersten Kammerherrn bis zum Kammerdiener. Meine Beziehungen zu den Jesuiten waren damals noch ungetrübt, und ich besaß noch Stillfrieds Wohlwollen. Ich verstand die durchsichtige Anspielung, begab mich am folgenden Tage (26. Januar) zu dem Regenten und sagte offen, ich hörte, daß ich nach Petersburg versetzt werden sollte, und bat um Erlaubnis, mein Bedauern darüber auszusprechen, in der Hoffnung, daß es noch rückgängig gemacht werden könnte. Die erste Gegenfrage war: „Wer hat Ihnen das gesagt?“ Ich erwiderte, ich würde indiskret sein, wenn ich die Person nennen wollte, ich hätte es aus dem Jesuitenlager gehört, mit dem ich alte Fühlung hätte, und ich bedauerte es, weil ich glaubte, in Frankfurt, in diesem Fuchsbau des Bundestages, dessen Ein- und Ausgänge ich bis auf die Notröhren kennen gelernt hätte, brauchbarere Dienste leisten zu können als irgend einer meiner Nachfolger, der die sehr komplizierte Stellung, die auf den Beziehungen zu vielen Höfen und Ministern beruhe, erst wieder

kennen lernen müsse, da ich meine achtjährige Erfahrung auf diesem Gebiete, die ich in bewegten Zuständen gemacht, nicht vererben könnte. Mir wäre jeder deutsche Fürst und jeder deutsche Minister und die Höfe der bundesfürstlichen Residenzen persönlich bekannt, und ich erfreute mich, so weit es für Preußen erreichbar sei, eines Einflusses in der Bundesversammlung und an den einzelnen Höfen. Dieses erworbene und erkämpfte Kapital der preußischen Diplomatie würde zwecklos zerstört durch meine Abberufung von Frankfurt. Die Ernennung von Usedom werde das Vertrauen der deutschen Höfe abschwächen, weil er unklar liberal und mehr anekdotenerzählender Höfling als Staatsmann sei; und Frau von Usedom würde uns durch ihre Exzentrizität Verlegenheit und unerwünschte Eindrücke in Frankfurt zuziehen.

Worauf der Regent: Das ist es ja eben, daß die hohe Befähigung Usedoms sich nirgendwo anders verwerten läßt, weil seine Frau an jedem Hofe Verlegenheiten herbeiführen würde. Letzteres geschah nicht bloß an Höfen, sondern auch in dem duldsamen Frankfurt, und die Unannehmlichkeiten, welche sie in Ueberschätzung ihrer gesandtschaftlichen Prärogative Privatleuten bereitete, arteten bis zu öffentlichen Skandalosen aus. Aber Frau von Usedom war geborene Engländerin und fand deshalb bei der Inferiorität des deutschen Selbstgefühls bei Hofe eine Nachsicht, deren sich keine deutsche Frau zu erfreuen gehabt haben würde.

Meine Erwiderung dem Regenten gegenüber lautete ungefähr: Dann ist es also ein Fehler, daß ich nicht auch eine taktlose Frau geheiratet habe, sonst würde ich auf den Posten, auf dem ich mich heimisch fühle, denselben Anspruch haben wie Graf Usedom.

Darauf der Regent: Ich begreife nicht, wie Sie die Sache so bitter auffassen können; Petersburg hat doch immer für den obersten Posten der preußischen Diplomatie gegolten, und Sie sollten es als einen Beweis hohen Vertrauens aufnehmen, daß ich Sie dahin schicke.

Darauf ich: Sobald Ew. königliche Hoheit mir dieses Zeugnis geben, so muß ich natürlich schweigen, kann aber doch bei der Freiheit des Wortes, die Ew. königliche Hoheit mir jederzeit gestattet haben, nicht umhin, meine Sorge über die heimische Situation und ihren Einfluß auf die deutsche Frage auszusprechen. Usedom ist ein brouillon, kein Geschäftsmann. Seine Instruktion wird er von Berlin erhalten; wenn Graf Schlieffen Dezernent für deutsche Sachen bleibt, so werden die Instruktionen gut sein; an ihre gewissenhafte Ausführung glaube ich bei Usedom nicht.

Die Unterhaltung nahm dann folgenden Endverlauf:

Nachdem ich mich über den bundestäglichen Posten geäußert, ging ich auf die Gesamtsituation über und sagte: Ew. königliche Hoheit haben im ganzen Ministerium keine einzige staatsmännische Kapazität, nur Mittelmäßigkeiten, beschränkte Köpfe.

Der Regent: Halten Sie Bonin für einen beschränkten Kopf?

Ich: Das nicht; aber er kann nicht ein Schubfach in Ordnung halten, viel weniger ein Ministerium. Und Schleinitz ist ein Höfling, kein Staatsmann.

Der Regent empfindlich: Halten Sie mich etwa für eine Schlafmütze? Mein auswärtiger Minister und mein Kriegsminister werde ich selbst sein; das verstehe ich.

Ich deprezierte und sagte: Heutzutage kann der fähigste Landrat seinen Kreis nicht verwalten ohne einen intelligenten Kreissekretär und wird immer auf einen solchen halten; die preußische Monarchie bedarf des Analogen in viel höherem Maße. Ohne intelligente Minister werden Ew. königliche Hoheit in dem Ergebnis keine Befriedigung finden. Das Innere berührt mich weniger; aber wenn ich an Schwerin denke, so habe ich auch meine Sorgen. Er ist ehrlich und tapfer und würde, wenn er Soldat wäre, wie sein Vorfahr bei Prag fallen; aber ihm fehlt die Besonnenheit. Sehen Ew. königliche Hoheit sein Profil an; dicht über den Augenbrauen springt die Schnelligkeit der Konzeption

hervor, die Eigenschaft, welche die Franzosen mit primesautier bezeichnen, aber darüber fehlt die Stirn, in welcher die Phrenologen die Besonnenheit suchen. Schwerin ist ein Staatsmann ohne Augenmaß und hat mehr Fähigkeit einzureißen als aufzubauen.

Die Beschränktheit der Uebrigen gab mir der Prinz zu. Im ganzen blieb er bei dem Bestreben, mir meine Mission nach Petersburg im Lichte einer Auszeichnung erscheinen zu lassen, und machte mir den Eindruck, als fühle er eine Erleichterung, daß auf diese Weise die auch für ihn unerfreuliche Frage meiner Versetzung durch meine Initiative der Besprechung erledigt war. Die Audienz endete in gnädiger Form auf seiten des Regenten und auf meiner Seite mit dem Gefühl ungetrübter Anhänglichkeit an den Herrn und gesteigerter Geringschätzung gegen die Streber, deren von der Prinzessin unterstützten Einflüssen er damals unterlag.

Seine Stimmung wurde auch nicht verbessert durch die Zwischenträgereien, die sich gegen ihn, der im Grunde eigentlich allmählich außerhalb aller Parteien stand, besonders gern richteten. Die häusliche Stimmung der Uebergangszeit charakterisiert ein Brief an seine Schwester, die „geliebte Malle“:

Brf. v. 12. 11. 1858. „Johanna ist heute früh mit den Kindern hier eingetroffen, Gott sei Dank gesund, aber nicht heiter. Sie ist niedergedrückt von allen den politischen Aengsten, die man ihr in Pommern und Berlin eingeflößt hat, und ich bemühe mich vergebens, ihr die gebührende Heiterkeit einzuflößen. Es ist der natürliche Verdruß der Hausfrau auch dabei mit im Spiel, wenn es zweifelhaft wird, ob man in einem eben mit Mühe und Kosten neu eingerichteten Hause bleiben wird. Sie kam mit dem Glauben hier an, daß ich den Abschied sofort nehmen würde. Ich weiß nicht, ob man ihn mir nicht ungefordert giebt oder mich so versetzt, daß ich ihn Anstandshalber nehmen muß. Bevor ich es aber freiwillig thue, will ich doch erst abwarten, daß das Ministerium Farbe zeigt.

Wenn die Herren die Fühlung der konservativen Partei behalten, sich aufrichtig um Verständigung und Frieden im Innern bemühn, so können sie in unsern auswärtigen Verhältnissen einen unzweifelhaften Vorzug vor Manteuffel haben, und das ist mir viel wert: denn wir „waren heruntergekommen und wußten doch selber nicht wie.“ Das fühlte ich hier am empfindlichsten. Ich denke mir, daß man den Fürsten von H. gerade deshalb an die Spitze gestellt hat, um eine Garantie gegen eine Parteiregierung und gegen Rutschen nach links zu haben. Irre ich mich darin, oder will man über mich lediglich aus Gefälligkeit für Stellenjäger disponieren, so werde ich mich unter die Kanonen von Schönhausen zurückziehn und zusehen, wie man in Preußen auf linke Majoritäten gestützt regiert, mich auch im Herrenhause bestreben, meine Schuldigkeit zu thun. Abwechslung ist die Seele des Lebens, und hoffentlich werde ich mich um 10 Jahr verjüngt fühlen, wenn ich mich wieder in derselben Gefechtsposition befinde, wie 48—49. Wenn ich die Rollen des Gentleman und des Diplomaten nicht mehr mit einander verträglich finde, so wird mich das Vergnügen oder die Last, ein hohes Gehalt mit Anstand zu depensieren, keine Minute in der Wahl beirren. Zu leben habe ich, nach meinen Bedürfnissen, und wenn mir Gott Frau und Kind gesund erhält wie bisher, so sage ich: „vogue la galère“, in welchem Fahrwasser es auch sein mag. Nach 30 Jahren wird es mir wohl gleichgültig sein, ob ich jetzt Diplomat oder Landjunker spiele, und bisher hat die Aussicht auf frischen ehrlichen Kampf, ohne durch irgend eine amtliche Fessel geniert zu sein, gewissermaßen in politischen Schwimmhosen, fast ebensoviel Reiz für mich, als die Aussicht auf ein fortgesetztes Regime von Trüffeln, Depeschen und Großkreuzen. Nach neune ist alles vorbei, sagt der Schauspieler. Mehr als diese meine persönlichen Empfindungen kann ich Dir bisher nicht melden, das Rätsel vom 6. steht auch mir noch ungelöst gegenüber, und Olympia mit ihrem Gemahl hat sich allerdings gerade meinen Posten als Ziel ihrer lebhaftesten

Bestrebungen ausersehen. Eine besondre Freude habe ich einstweilen am Bunde; alle die Herren, die noch vor sechs Monaten meine Abberufung als Erfordernis der deutschen Einheit verlangten, zittern jetzt bei dem Gedanken, mich hier zu verlieren; Usedom winkt als Schreckbild 48er Reminiscenz, und sie sind wie ein Taubenschlag, der den Marder merkt, so verängstigt vor Demokratie, Barrikade, Parlament und Radowitz. — Rechberg sinkt mir gerührt in die Arme und sagt mit krampfhaftem Händedruck: „wir werden wieder auf ein Feld gedrängt werden.“ Der Franzose natürlich, aber selbst der Engländer sieht uns für Brandstifter an, und der Russe fürchtet, daß der Kaiser an unserm Beispiel in seinen Reformplänen irre werden würde. Ich sage allen natürlich: „Nur ruhig Blut, die Sache wird sich schon machen“, und habe die Genugthuung, daß sie antworten: „Ja wenn Sie hier blieben, da hätten wir eine Garantie, aber Usedom!“ Wenn dem nicht die Ohren in diesen Tagen frankfurtisch klingen, so hat er kein Trommelfell. Er ist hier in acht Tagen aus einem achtbaren liberal Konservativen in der Einbildung seiner eventuellen Kollegen zu einem brandrot getigerten Helfershelfer von Kinkel und d'Ester degradiert. Der Bamberger Diplomat spricht von einer kontinentalen Assekuranz gegen preußische Brandstiftung, Dreikaiserbündnis gegen uns und neues Olmütz mit „thatsächlichen Garantien“. Kurz, es fängt an, weniger langweilig in der politischen Welt zu werden. Meine Kinder rufen: „Pietsch kommt“, in der Freude, daß ich einen Schönhauser Diener dieses Namens habe, und es scheint, daß die Ankunft dieses Pütsch (ein Zwickauer Pietsch) und des Kometen in der That nicht ohne Vorbedeutung war. Lebe herzlich wohl, mein sehr Geliebtes, und grüße Oskar; er soll nur die Ohren nicht hängen lassen, es ist doch alles Kaff. Dein treuer Bruder v. B.

Noch am 10. Dezember wußte Bismarck nichts Näheres über sein Schicksal; er schreibt an diesem Tage aus Frankfurt:

Ueber meine Versetzung oder Entlassung ist wieder alles still; eine Zeit lang schien mir Petersburg sicher, und ich hatte mich mit dem Gedanken so vertraut gemacht, daß ich eigentlich Enttäuschung fühlte, als es hieß, daß ich hier bleiben würde. Es wird hier wohl schlechtes Wetter, politisches, geben, welches ich recht gern im Bärenpelz bei Kaviar und Elenjagd abwarte. Ich werde im Winter schwerlich nach Berlin kommen; sehr schön wäre es, wenn Ihr uns hier besuchen wolltet, ehe ich an der Newa kalt gestellt werde. Herzliche Grüße. Brf. v. 10. 12. 1858

Dein treuer Bruder.

Die Ernennung Bismarcks zum Gesandten in Petersburg erfolgte erst am 29. Januar 1859. Sein letzter Bericht aus Frankfurt beschäftigt sich mit der italienischen Frage, deren Entwickelung ja alsbald so außerordentliche Konsequenzen nach sich ziehen sollte; aber erst im März verließ Bismarck die Stadt am Main, um seinen neuen Posten anzutreten. Sehr hoffnungsvoll sah er, namentlich in materieller Beziehung, seinem neuen Amte nicht entgegen; so schreibt er an den Bruder:

Eine Wohnung ist in Petersburg nicht. Werther gab bisher 6,400 Thlr. Miete, ohne Möbel. Für den Umzug und die neue Einrichtung giebt man mir 3,000 Thlr.; darüber hinaus werde ich meinen baren Schaden auf über 10,000 anschlagen können, vielleicht mehr, da der Luxus in Einrichtungen dort viel größer ist. Ich nehme vieles von hier mit, zu Wasser; die Anschaffungen dort sollen unerschwinglich sein. Ich muß sehen, wie ich später durch Ersparnisse wieder zu meiner Auslage komme. Das Gehalt ist 33,000 Thlr. Unter gewöhnlichen Umständen sollte man damit leben können.

Auf der Durchreise durch Berlin sprach Bismarck auch den Herrn v. Unruh, den früheren Präsidenten der preußischen Nationalversammlung. In dieser charakteristischen Unterhaltung zeigte zum Erstaunen des liberalen Politikers Bismarck doch einmal sein Programm, in dem er als seinen Grundgedanken die Entfernung Oesterreichs aus Deutschland bezeichnete.

H. Blum, Bd. II. Hierbei erwähnte Bismarck weiter, daß er einen nicht unbedeutenden Einfluß auf den Prinzregenten zu besitzen glaube, und daß ihm anscheinend auch mehreremale gelungen sei, den Prinzregenten von der Richtigkeit dieser Anschauungen zu überzeugen. Aber er könne als Gesandter nicht alle Tage zum Regenten gehen. Wenn er ihn nach einiger Zeit wieder spreche, so habe der Prinz gegen Bismarcks Ratschläge neue Bedenken, denen er seinerseits deutlich anhöre, ob dieselben von Schleinitz oder Auerswald herrührten. Dann klagte Bismarck über die anmaßliche Rolle der Mittel- und Kleinstaaten, welche in den einzelnen Fragen den Ausschlag zu geben und Bedingungen zu stellen suchten. Sie wüßten zwar wohl, daß sie im engen Anschluß an Oesterreich nach dessen Pfeife würden tanzen müssen, aber das fürchteten sie nicht, weil die österreichische Pfeife die ihrige sei, aber nicht die preußische. Soviel stände fest, Preußen sei vollständig isoliert. Es gebe nur einen Alliierten für Preußen, wenn es denselben zu erwerben und behandeln verstünde. — Begierig fragte Herr v. Unruh: welchen Alliierten Bismarck meine. — Er erwiderte: „Das deutsche Volk!" — Als Unruh bei diesen Worten verblüfft dreinblickte, lachte Bismarck. Unruh bemerkte nun, daß er über den Ausspruch selbst nicht verwundert sei, sondern darüber, denselben aus Bismarcks Munde zu hören. — „Nun, was denken Sie denn?" rief da Bismarck. „Ich bin (zwar) derselbe Junker, wie vor zehn Jahren, als wir uns in der Kammer kennen lernten, aber ich müßte kein Auge und keinen Verstand im Kopf haben, wenn ich die wirkliche Lage der Verhältnisse nicht klar erkennen könnte!" — „Wenn Sie das im stande sind, auch gegen Ihre persönliche Neigung", bemerkte nun Unruh, „wenn Sie die gefährliche Lage Preußens so scharf aufzufassen vermögen und die geeigneten Mittel mit solcher Sicherheit angeben, dann wären Sie mir als preußischer auswärtiger Minister viel lieber als Herr v. Schleinitz, den man nicht für energisch hält."

Kurz vor der Abreise hatte Bismarck noch ein merkwürdiges Erlebnis:

Ged. u Er. I. Während des Aufenthaltes in Berlin hatte ich Gelegenheit, von der Verwendung der österreichischen geheimen Fonds, der ich bis dahin nur in der Presse begegnet war, einen praktischen Eindruck zu gewinnen. Der Bankier Levinstein, welcher seit Jahrzehnten bei meinen Vorgesetzten und in deren vertraulichen Aufträgen in Wien und Paris mit den Leitern der auswärtigen Politik und mit dem Kaiser Napoleon in Person verkehrt hatte, richtete am Morgen des Tages, auf den meine Abreise festgesetzt war, das nachstehende Schreiben an mich:

„Ew. Exzellenz erlaube ich mir noch hiermit ganz ergebenst gutes Glück zu Ihrer Reise und Ihrer Mission zu wünschen, hoffend, daß wir Sie bald wieder hier begrüßen werden, da Sie im Vaterlande wohl nützlicher zu wirken vermögen als in der Ferne.

Unsere Zeit bedarf der Männer, bedarf Thatkraft, das wird man hier vielleicht etwas zu spät einsehen. Aber die Ereignisse in unsrer Zeit gehen rasch, und ich fürchte, daß für die Dauer doch der Friede kaum zu erhalten sein wird, wie man auch für einige Monate kitten wird.

Ich habe heut eine kleine Operation gemacht, die, wie ich hoffe, gute Früchte tragen soll, ich werde später die Ehre haben, sie Ihnen mitzuteilen. —

In Wien ist man sehr unbehaglich wegen Ihrer Petersburger Mission, weil man Sie für prinzipiellen Gegner hält.

Sehr gut wäre es, dort ausgesöhnt zu sein, weil doch früher oder später jene Mächte sich mit uns gut verstehen werden.

Wollen Ew. Exzellenz nur in einigen beliebigen Zeilen an mich sagen, daß Sie persönlich nicht gegen Oesterreich eingenommen sind, so würde das von unberechenbarem Nutzen sein. Herr von Manteuffel sagt immer, ich sei zähe in der Ausführung einer Idee und ruhe nicht, bis ich zum Ziele gekommen — doch fügte er hinzu, ich wäre weder ehr- noch geldgeizig. Bis jetzt, Gott sei Dank, ist es mein Stolz, daß noch niemand aus einer Verbindung mit mir irgend einen Nachteil gehabt.

Für die Dauer Ihrer Abwesenheit biete ich Ihnen meine Dienste zur Besorgung Ihrer Angelegenheiten, sei es hier oder sonstwo, mit Vergnügen an. Uneigennütziger und redlicher sollen Sie gewiß anderswo nicht bedient werden.

Mit aufrichtiger Hochachtung bin ich

Ew. Exzellenz
ganz ergebenster
B. 23./3. 59. Levinstein."

Ich ließ den Brief unbeantwortet und erhielt im Laufe des Tages, vor meiner Abfahrt zum Bahnhofe, im Hôtel Royal, wo ich logierte, den Besuch des Herrn Levinstein. Nachdem er sich durch Vorzeigung eines eigenhändigen Einführungsschreibens des Grafen Buol legitimiert hatte, machte er mir den Vorschlag zur Beteiligung an einem Finanzgeschäft, welches mir „jährlich 20 000 Thaler mit Sicherheit" abwerfen würde. Auf meine Erwiderung, daß ich keine Kapitalien anzulegen hätte, erfolgte die Antwort, daß Geldeinschüsse zu dem Geschäft nicht erforderlich seien, sondern daß meine Einlage darin bestehen würde, daß ich mit der preußischen auch die österreichische Politik am russischen Hofe befürwortete, weil die fraglichen Geschäfte nur gelingen könnten, wenn die Beziehungen zwischen Rußland und Oesterreich günstig wären. Mir war daran gelegen, irgendwelches schriftliche Zeugnis über dieses Anerbieten in die Hand zu bekommen, um dadurch dem Regenten den Beweis zu liefern, wie gerechtfertigt mein Mißtrauen gegen die Politik des Grafen Buol war. Ich hielt deshalb dem Levinstein vor, daß ich bei einem so bedenklichen Geschäft doch eine stärkere Sicherheit haben müßte als seine mündliche Aeußerung auf Grund der wenigen Zeilen von der Hand des Grafen Buol, die er an sich behalten habe. Er wollte sich nicht dazu verstehen, mir eine schriftliche Zusage zu beschaffen, erhöhte aber sein Anerbieten auf 30000 Thaler jährlich. Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß ich schriftliches Beweis-Material nicht erlangen würde, ersuchte ich Levinstein, mich zu verlassen, und schickte mich zum Ausgehen an. Er folgte mir auf die Treppe unter beweglichen Redensarten über das Thema: „Sehen Sie sich vor, es ist nicht angenehm, die Kaiserliche Regierung zum Feinde zu haben." Erst als ich ihn auf die Steilheit der Treppe und auf meine körperliche Ueberlegenheit aufmerksam machte, stieg er vor mir schnell die Treppe hinab und verließ mich.

Dieser Unterhändler war mir persönlich bekannt geworden durch die Vertrauensstellung, welche er seit Jahren im Auswärtigen Ministerium eingenommen, und durch die Aufträge, welche er von dort für mich zur Zeit Manteuffels erhielt. Er pflegte seine Beziehungen in den unteren Stellen durch übermäßige Trinkgelder.

Als ich Minister geworden war und das Verhältnis des Auswärtigen Amts zu Levinstein abgebrochen hatte, wurden wiederholt Versuche gemacht, dasselbe wieder in Gang zu bringen, namentlich von dem Konsul Bamberg in Paris, der mehrmals zu mir kam und mir Vorwürfe darüber machte, daß ich einen „so ausgezeichneten Mann", der eine solche Stellung an den europäischen Höfen habe, wie Levinstein, so schlecht behandeln könnte.

Am 23. März trat Bismarck seine beschwerliche Reise nach Petersburg an. Die Verbindungen in jener Zeit waren nicht gerade erfreulich, denn die Eisenbahn führte nur bis Königsberg, von wo aus

die Fahrt im Wagen fortgesetzt werden mußte. Man brauchte 96 Stunden allein, um bis an die Grenze zu gelangen. Am 28. war Pskow erreicht, und von hier aus schreibt der gemarterte Reisende an die Gattin folgenden Brief:

Brf. v. 28. 3. 1859. .... Rußland hat sich unter unsern Rädern gedehnt, die Werste bekamen Junge auf jeder Station, aber endlich sind wir im Eisenbahnhafen. 96 Stunden von Königsberg ohne Aufenthalt gefahren, nur in Kowno schliefen wir 4 Stunden, und 3 in Egypten (Station bei Dünaburg), ich glaube, es war vorgestern. Jetzt ist mir sehr wohl, nur die Haut brennt mir, da ich fast die ganze Nacht draußen saß und wir zwischen 1 und 12 Grad Kälte wechselten. Wir hatten so tiefen Schnee, daß wir mit 6 bis 8 Pferden buchstäblich stecken blieben und aussteigen mußten. Noch schlimmer waren die glatten Berge, besonders hinunter; auf 20 Schritt brauchten wir 1 Stunde, weil 4 mal die Pferde stürzten und sich 8 untereinander verwickelten; dazu Nacht und Wind, eine rechte Winterreise in Natur. Auf meinem Außensitz war nicht zu schlafen, schon der Kälte wegen, aber besser doch in der Luft, den Schlaf hole ich nach; der Niemen war frei, die Wilija, ein Dir schwerlich bekanntes Wasser, aber so breit, wie der Main und reißend, ging mit Eis; die Düna hatte nur eine freie Stelle, wo wir mit 4 Stunden Warten und 3 Stunden Arbeit hinüberkamen. Die ganze Gegend ist ziemlich wie in Vorpommern, ohne Dörfer, meist wie zwischen Bütow und Berent, einige gute Wälder, die Mehrzahl aber den Neu-Kolziglowschen Fichten ähnlich. Viel Birkenwälder, meilenweite Sümpfe, schnurgerade Chaussee, alle 14 bis 22 Werst ein Posthof, wie Hornskrug, jeder gut eingerichtet, alles mögliche zu haben und alles geheizt; jedermann sehr höflich und der Dienst pünktlich, nur jenseit Dünaburg zu wenig Pferde, auf einer Station bei Kowno 3 Stunden gewartet und dann müde Tiere. Wo der Weg gut war, liefen sie ausgezeichnet, halbe Meilen Carriere mit dem großen, schweren Wagen; aber ziehn können sie nicht, wo es schwer geht, so fixe Kerle auch die Postillone sind. Der gemeine Mann gefällt mir überhaupt dem ersten Anblick nach. Es ist jetzt 6, wir haben eben diniert; mir gegenüber, ich schreibe auf dem Tischtuch, sitzt * und raucht gedankenvoll. . . .

Endlich war Petersburg erreicht, nach einer Fahrt, die durch den starken Schneefall noch besonders beschwerlich geworden war. Auch über diesen Teil der Fahrt haben wir eine plastische Darstellung aus Bismarcks Feder, sowohl in seinem Briefe an die Schwester wie in einem späteren Schreiben an den Bruder:

Mein liebes Schwesterherz,

Brf. v. 31. 3. 1859. Seit vorgestern früh bin ich hier im Hotel Demidoff warm und trocken untergebracht, aber nicht ohne Anstrengung bin ich so weit gelangt. Kaum hatte ich heute vor acht Tagen Königsberg passiert, so stellte sich das lebhafteste Schneegestöber ein, und ich habe seitdem die natürliche Farbe der Erdoberfläche noch nicht wiedergesehen. Schon bei Insterburg fuhr ich mit Kurierpferden 1 Stunde auf die Meile. In Wirballen fand ich eine Mallepost, deren Innres aber zu eng für meine Länge war, ich tauschte daher mit Engel und habe die ganze Reise im Außensitz gemacht, der vorn offen ist; schmale Bank mit spitzwinkliger Anlehnung, so daß, auch abgesehn von der Kälte, die nachts bis 12° stieg, nicht zu schlafen war. Ich beharrte in dieser Lage von Freitag früh bis Montag Abend, und außer der ersten und letzten Eisenbahnnacht habe ich von Mittwoch früh bis Dienstag Abend nur 3 Stunden in Kowno und 2 Stunden auf einem Sofa eines Stationshauses geschlafen. Die Haut im Gesicht blätterte mir ab, als ich ankam. Die Fahrt dauerte so lange wegen tiefen Schnees, der frisch gefallen war, ohne Schlittenbahn zu machen; mehrmals mußten wir aussteigen und zu Fuß gehen, weil 8 Pferde den Wagen absolut stecken ließen. Die Düna war gefroren, hatte aber ½ Meile aufwärts eine

offne Stelle, wo wir übergingen; die Wilija trieb mit Eis, der Niemen offen. Mitunter fehlten Pferde, weil alle Posten 8 und 10 nahmen, statt der sonstigen 3 und 4, unter 6 habe ich nirgend gehabt, und der Wagen war nicht überschwer. Kondukteur, Postillon und Verräter (Vorreiter) thaten ihr Mögliches, so daß ich mich der Pferdeschinderei selbst widersetzte. Glatte Berge waren das übelste Hindernis, besonders bergab stürzten mitunter alle 4 Hinterpferde im Knäuel übereinander, nur der Verräter auf dem rechten der beiden Vorderpferde fiel nie, und kaum waren sie wieder auf, so ging es in der gestreckten Carriere mit dem hochbepackten Wagen vorwärts, bergab und über Brücken immer, was sie winden konnten, mit Geschrei und Knallen; es mag ganz richtig sein, denn die Pferde fielen nur im Schritt; wenn sie aber bei diesen werstlangen Galoppaden auf abschüssigen Dämmen gefallen wären, so waren wir auch der reine Schlippenbach vom Prinzen Karl. Das ist nun vorbei und macht mir Spaß, erlebt zu haben. Hier steht die Newa fest wie Granit, seit gestern ist aber Tauwetter mit Sonnenschein. Daß die Stadt schön, ist bekannt; wenn ich mich aber dem Gefühl des Wunderns hingäbe, so würde es über die außerordentliche Belebtheit der Straßen sein; ungeachtet ihrer Breite gehören gute Kutscher dazu, um immer im Trabe sich durchwinden zu können, so wimmelt es von Wagen; die Schlitten verschwanden gestern. Meine Kommissionen habe ich alle schon vorgestern besorgt; die Adresse für Schenk wird in der Kanzlei geschrieben. Ich kam hier unerwartet an.

Beim Schreiben des Datums fällt mir ein, daß heute mein Geburtstag ist, das erstemal, daß ich ihn bei klingendem Frost verlebe, denn den haben wir heute wieder, und seit 12 Jahren der erste ohne Johanna. Gestern hatte ich eine lange Audienz bei der Kaiserin-Mutter und freute mich an der graziösen Vornehmheit der alten Dame. Heute beim Kaiser, so daß ich gerade am Geburtstage die neue Funktion antrete. Der Kaiser hat vorgestern noch 2 Bären geschossen, nun ist es aber leider aus mit Petz, er läßt sich nicht mehr ankommen, es sei denn zufällig. Der frische Schnee ist in 3 Tagen Tauwetter wie weggefegt worden, das ganze Land soll frei sein. Eben bringen Geschäfte ein. Von Johanna und Kindern heute liebe Briefe. Grüße O. und schreibe mal durch Kurier. Brf. v. 1. 4. 1859.

Dein treuer Bruder
v. B.

Aehnliche Mitteilungen enthält, wie gesagt, auch der Brief, der an den Bruder gerichtet ist. Hier finden sich jedoch auch bereits Mitteilungen über die ersten Zeiten seines Aufenthaltes in Rußland.

Ich habe endlich ein Haus gefunden, schön gelegen am englischen Kai (an der Newa nach der Seeseite zu), groß, aber mehr Säle als Wohnzimmer, gute Ställe und eigene Reitbahn, aber miserables Unterkommen für die Leute, mit einem guten Teil Luxusmöbel, aber keine für täglichen Gebrauch; Preis 7000 R. Silber jährlich, ohne Heizung. Die Teurung ist für tägliche Bedürfnisse, Fleisch, Brot, Fourage nicht übermäßig, aber für alles, was zum Luxus gehört, fabelhaft. Dem Kanzleidiener muß ich 35 Rubel monatlich geben, Jäger, Lakaien 25, Reitpferde gar nicht zu erschwingen, d. h. elegante; mittelmäßige sind unbedeutend teurer wie bei uns, etwa 80 frd. statt 60; Pferde, die bei uns 120 bis 80 kosten, gelten aber hier das Doppelte, ja in einzelnen Fällen für reiche Liebhaber bis 10 000 Rubel! Arabischer Schnitt, hochhalsig, bei sehr großer Statur ist, was man schätzt. Eine einfache 2sitzige Glaskutsche 11 bis 1200 Rubel, und unsre Wagen halten hier das unglaublich schlechte Pflaster bei dem schnellen Fahren nicht aus. Die Menge der Wagen auf den Hauptstraßen ist erstaunlich, wie in London; man muß sein Tempo sehr schnell und umsichtig wahrnehmen, wenn man zu Fuß über den Fahrdamm will. Vorgestern war die erste große Parade, etwa 40 000 M. Tscherkessen, Kosaken, Tartaren aller Art, sehr schönes Material an Mensch, Pferd und Leder, überhaupt sehr gelungen. Ich war als Kürassier, und der Kaiser, der überall be- Brf. v. 8. 5. 1859.

sonders gnädig für mich ist, nahm mich von Anfang bis zu Ende neben sich und setzte mir alles selbst auseinander. Gegen den kalten Wind habe ich mir ein vollständiges Unterkostüm von Leder machen lassen, was mir vortreffliche Dienste that, da die Geschichte fast 3 Stunden dauerte und eisiger Sturm mit Staub, Schnee und Hagel wechselte. Zur Jagd habe ich noch nicht viel Zeit gehabt; mit den Bären war's zu Ende; gerade in der Woche, wo ich kam, „standen sie auf" und lassen sich nicht mehr finden. Einen Auerhahn habe ich geschossen und bin dazu 3 Meilen gefahren, um Mitternacht zu Pferde gestiegen, etwa 25 Werst durch Heide, Moor und wüsten Wald geritten und war morgens 8 Uhr wieder hier bei der Arbeit. Eine mühsame, aber sehr gesunde Abwechselung in dem Schreiberleben. Wenn ich Urlaub haben kann, so komme ich vielleicht Ende Juni nach Pommern, um Johanna mobil zu machen. Mit der Gesundheit geht es, nach einigen kleinen Leiden, gut, und bin ich überhaupt, bis auf das Klima und die Trennung von meiner Familie, vollständig mit meiner Lage zufrieden. Das gesellige Treiben ist angenehm und wohlerzogen, und nach allen den Frankfurter Zänkereien ist es eine wahre Erholung, dienstlich nur mit liebenswürdigen Leuten und Formen zu thun zu haben.

Die damalige Gesellschaft hat Fürst Bismarck später geschildert:

Ged. u. Er. I. In der Petersburger Gesellschaft ließen sich zu meiner Zeit drei Generationen unterscheiden. Die vornehmste, die europäisch und klassisch gebildeten Grands Seigneurs aus der Regierungszeit Alexanders I., war im Aussterben. Zu ihr konnte man noch rechnen Mentschikow, Woronzow, Bludow, Nesselrode und, was Geist und Bildung betrifft, Gortschakow, dessen Niveau durch seine übertriebene Eitelkeit etwas herabgedrückt war im Vergleich mit den übrigen Genannten, Leuten, die klassisch gebildet waren, gut und geläufig nicht nur französisch, sondern auch deutsch sprachen und der crème europäischer Gesittung angehörten.

Die zweite Generation, die mit dem Kaiser Nikolaus gleichaltrig war oder doch seinen Stempel trug, pflegte sich in der Unterhaltung auf Hofangelegenheiten, Theater, Avancement und militärische Erlebnisse zu beschränken. Unter ihnen sind als der älteren Kategorie geistig näher stehende Ausnahmen zu nennen der alte Fürst Orlow, hervorragend an Charakter, Höflichkeit und Zuverlässigkeit für uns; der Graf Adlerberg Vater und sein Sohn, der nachherige Hofmeister, mit Peter Schuwalow der einsichtigste Kopf, mit dem ich dort in Beziehungen gekommen bin und dem nur Arbeitsamkeit fehlte, um eine leitende Rolle zu spielen; der Fürst Suworow, der wohlwollendste für uns Deutsche, bei dem der russische General nikolaitischer Tradition stark, aber nicht unangenehm, mit burschikosen Reminiszenzen deutscher Universitäten versetzt war; mit ihm dauernd im Streit und doch in gewisser Freundschaft Tschewkin, der Eisenbahn-General, von einer Schärfe und Feinheit des Verständnisses, wie sie bei Verwachsenen mit der ihnen eigentümlichen klugen Kopfbildung nicht selten gefunden wird; endlich der Baron Peter von Meyendorff, für mich die sympathischste Erscheinung unter den älteren Politikern, früher Gesandter in Berlin, der nach seiner Bildung und der Feinheit seiner Formen mehr dem alexandrinischen Zeitalter angehörte und in ihm durch Intelligenz und Tapferkeit sich aus der Stellung eines jungen Offiziers in einem Linienregimente, in dem er die französischen Kriege mitgemacht, zu einem Staatsmanne emporgearbeitet hatte, dessen Wort bei dem Kaiser Nikolaus erheblich ins Gewicht fiel. Die Annehmlichkeit seines gastfreien Hauses in Berlin wie in Petersburg wurde wesentlich erhöht durch seine Gemahlin, eine männlich kluge, vornehme, ehrliche und liebenswürdige Frau, die in noch höherem Grade als ihre Schwester, Frau von Vrints in Frankfurt, den Beweis lieferte, daß in der gräflich Buolschen Familie der erbliche Verstand ein Kunkellehn war. Ihr Bruder, der österreichische Minister Graf Buol, hatte daran nicht den Anteil geerbt, der zur Leitung der Politik einer großen Monarchie unentbehrlich ist. Die beiden Geschwister standen einander persönlich nicht näher als die russische und die österreichische Politik.

Als ich 1852 in besonderer Mission in Wien beglaubigt war, war das Verhältnis zwischen ihnen noch derart, daß Frau von Meyendorff geneigt war, mir das Gelingen meiner für Oesterreich freundlichen Mission zu erleichtern, wofür ohne Zweifel die Instruktionen ihres Gemahls maßgebend waren. Der Kaiser Nikolaus wünschte damals unsre Verständigung mit Oesterreich. Als ein oder zwei Jahre später, zur Zeit des Krimkrieges, von meiner Ernennung nach Wien die Rede war, fand das Verhältnis zwischen ihr und ihrem Bruder in den Worten Ausdruck: sie hoffe, daß ich nach Wien kommen und „dem Karl ein Gallenfieber anärgern würde". Frau von Meyendorff war als Frau ihres Gemahls patriotische Russin und würde auch ohnedies schon nach ihrem persönlichen Gefühl die feindselige und undankbare Politik nicht gebilligt haben, zu welcher Graf Buol Oesterreich bewogen hatte.

Die dritte Generation, die der jungen Herren, zeigte in ihrem gesellschaftlichen Auftreten meist weniger Höflichkeit, mitunter schlechte Manieren und in der Regel stärkere Abneigung gegen deutsche, insbesondere preußische Elemente, als die beiden älteren Generationen. Wenn man, des Russischen unkundig, sie deutsch anredete, so waren sie geneigt, ihre Kenntnis dieser Sprache zu verleugnen, unfreundlich oder gar nicht zu antworten und Zivilisten gegenüber unter das Maß von Höflichkeit herabzugehen, welches sie in den Uniform oder Orden tragenden Kreisen untereinander beobachteten. Es war eine zweckmäßige Einrichtung der Polizei, daß die Dienerschaft der Vertreter auswärtiger Regierungen durch Tressen und das der Diplomatie vorbehaltene Kostüm eines Livree-Jägers gekennzeichnet war. Die Angehörigen des diplomatischen Korps würden sonst, da sie nicht die Gewohnheit hatten, auf der Straße Uniform oder Orden zu tragen, sowohl von der Polizei als von Mitgliedern der höheren Gesellschaft denselben zu Konflikten führenden Unannehmlichkeiten ausgesetzt gewesen sein, welche ein ordensloser Zivilist, der nicht als vornehmer Mann bekannt war, im Straßenverkehr und auf Dampfschiffen leicht erleben konnte.

Das Thema, das damals nicht nur die ganze europäische Welt, sondern auch den Vertreter der preußischen Politik an der Newa im besonderen Maße beschäftigte, war natürlich die Entwickelung der italienischen Frage. Die Verständigungsversuche, die sowohl von russischer wie von englischer Seite zwischen Italien und Oesterreich gemacht wurden, mißlangen, und die Thatsache, daß Bismarck seine Sympathie den Oesterreichern nur in geringem Maße schenkte, hat sicherlich dazu beigetragen, ihm die Gunst des Zaren, der die Haltung der Wiener Staatsmänner während des Krimkrieges sicher nicht vergessen hatte, in besonderem Maße zu erringen. Es ist bekanntlich zum Kriege gekommen, und auch Preußen sah sich genötigt, zum Schutze gegen neue französische Eingriffe einen Teil seiner Truppen mobil zu machen. In jene Zeit fällt Bismarcks berühmtes Schreiben an seinen vorgesetzten Minister, Herrn von Schleinitz. In diesem Schreiben nennt Bismarck es als das Resultat seiner Frankfurter Erfahrungen, daß die bestehenden Bundeseinrichtungen für Preußen in kritischen Zeiten eine lebensgefährliche Fessel bilden. In allen großen Fragen habe sich Preußen stets einer kompakten Majorität gegenüber befunden, die alle Pläne zum Scheitern brachte. Für Preußen kehre eine bessere Gelegenheit, reinen Tisch zu machen, nicht wieder; lasse man diese unbenutzt, dann werde man später von neuem auf die Resignation beschränkt sein, da sich in regelmäßigen Zeiten nichts an der Sache ändern lasse. Man solle ruhig den Handschuh aufnehmen und entschlossen Stellung nehmen, wenn die Herren in

Frankfurt ihre Zuständigkeiten überschreiten und gar versuchen sollten, ohne weiteres über die preußischen Truppen zu gunsten Oesterreichs zu verfügen. Ueberall könne man den österreichischen Versuchen begegnen, die öffentliche Meinung in Deutschland im eigenen Interesse zu beeinflussen: „Es ist so weit gekommen, daß kaum noch unter dem Mantel allgemein deutscher Gesinnung ein preußisches Blatt sich zu preußischem Patriotismus zu bekennen wagt. Die allgemeine Piepmeyerei spielt dabei eine große Rolle, nicht minder die Zwanziger, die Oesterreich zu diesem Zwecke niemals fehlen.“ Man solle gegen die Ueberhebung der Bundesgenossen die Saite selbständiger Politik anschlagen: „Das Wort „deutsch“ für „preußisch“ möchte ich gern erst dann auf unsere Fahnen geschrieben sehen, wenn wir enger und zweckmäßiger mit unseren übrigen Landsleuten verbunden werden als bisher; es verliert von seinem Zauber, wenn man es schon jetzt in Anwendung auf den bundestäglichen Nexus benutzt.“ Es folgt dann das berühmte Wort von „der Notwendigkeit, daß auf dem Wege der Gewalt das Bundesverhältnis geändert werden müsse.“ Eine bezeichnende Episode aus jenen Tagen hat die erneute Polemik Bismarcks gegen den Kladderadatsch gebildet, der folgendes Gespräch brachte:

Müller: Ob denn das wahr sein mag, daß der abjejangene preußische Bundestagsjesandte bei das Abschiedsfest, das ihm Herr von Bethmann in Frankfurt jejeben hat, einen Toast auf der „Alliance Preußens mit Frankreich“ ausjebracht haben soll?

Schultze: Ja, jehört habe ich es ooch.

Müller: Ich kann es mir jar nich denken. Ich fände es unter die jejenwärtigen Verhältnisse doch jar zu . . .

Schultze: Na wie denn?

Müller: Na, zu — diplomatisch.

Schultze: Nüchtern betrachtet, freilich; aber ich will Dir sagen: bei solchen Jelegenheiten kommt es immer drauf an, beim wievielten Jlase so was jesprochen wird.

Müller: Na, jedenfalls war es bei dem Jlase, das — der Stiefbruder von den Wirt hinjesetzt und nich mitjetrunken hat.

Schultze: Bravo.

Bismarck richtete an den leitenden Redakteur die Bitte, Müller darüber aufklären zu wollen, daß er sich von Schultze habe etwas aufbinden lassen. Man verkenne ihn, Bismarck, in seinem Patriotismus und in seiner Nüchternheit, wenn man ihm einen taktlosen Toast, wie er in dem Witzblatt angedeutet sei, zumute.

Die italienische Verwickelung führte zu dem weltbekannten Ergebnisse und zuletzt zum Waffenstillstand und Frieden von Villafranca. Das Resultat war für Preußen nichts weniger als günstig, denn es erntete thatsächlich die Abneigung Frankreichs, wie die Antipathie der Oesterreicher, die sich von Preußen treulos verlassen wähnten. Bismarck selbst sah damals, wie er an seinen Nachfolger in Frankfurt, Herrn von Usedom, schrieb, keineswegs rosig in die Zukunft; er fürchtete, daß der Ausbruch eines Krieges am Rhein nahe bevorstehe und daß beim ersten Schuß die deutschen Bundesstaaten sich eiligst „auf das Floß eines neuen Rheinbundes retten würden.“ So schreibt er an die Gattin:

Unsre Politik gleitet mehr und mehr in das österreichische Kielwasser hinein, und haben wir erst einen Schuß am Rhein abgefeuert, so ist es mit dem italienisch-österreichischen Krieg vorbei, und statt dessen tritt ein preußisch-französischer auf die Bühne, in welchem Oesterreich, nachdem wir die Last von seinen Schultern genommen haben, uns soviel beisteht oder nicht beisteht, als seine eigenen Interessen es mit sich bringen. Daß wir eine sehr glänzende Siegerrolle spielen, wird es gewiß nicht zugeben. Brf. v. 2. 7. 1859.

Wie Gott will! es ist hier alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Thorheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwogen, und das Meer bleibt. Es ist ja nichts auf dieser Erde als Heuchelei und Gaukelei, und ob nun das Fieber oder die Kartätsche diese Maske von Fleisch abreißt, fallen muß sie doch über kurz oder lang, und dann wird zwischen einem Preußen und einem Oesterreicher, wenn sie gleich groß sind, doch eine Aehnlichkeit eintreten, die das Unterscheiden schwierig macht; auch die Dummen und die Klugen sehen, reinlich skelettiert, ziemlich einer wie der andre aus; den spezifischen Patriotismus wird man allerdings mit dieser Betrachtung los, aber es wäre auch jetzt zum Verzweifeln, wenn wir auf den mit unsrer Seligkeit angewiesen wären. . . .

In jenen Tagen der Entscheidung machte Bismarck eine Erholungsreise nach Moskau, die er in seinem Briefe an die Gemahlin mit gewohnter Anschaulichkeit schildert:

Ein Lebenszeichen will ich Dir wenigstens von hier geben, während ich auf den Samovar warte und sich hinter mir ein junger Russe im roten Hemde mit vergeblichen Heizungsversuchen abmüht; er pustet und seufzt, aber es will nicht brennen. Nachdem ich in letzter Zeit über die sengende Hitze so viel geklagt habe, wachte ich heute zwischen Twer und hier auf und glaubte zu träumen, als ich das Land und sein frisches Grün weit und breit mit Schnee bedeckt erblickte. Ich wundre mich über nichts mehr und drehte mich, nachdem ich über die Thatsache nicht länger im Zweifel sein konnte, rasch auf die andre Seite, um weiter zu schlafen und zu rollen, obschon das Farbenspiel von Grün und Weiß im Morgenrot nicht ohne Reiz war. Ich weiß nicht, ob er bei Twer noch liegt, hier ist er weggetaut, und ein kühler, grauer Regen rasselt auf das grüne Blech der Dächer. Grün ist mit vollem Recht die russische Leibfarbe. Von den 100 Meilen hierher hab' ich etwa 40 verschlafen, aber die andern waren in jeder Handbreite grün in allen Schattierungen. Städte und Dörfer, überhaupt Häuser, mit Ausnahme der Bahnhöfe, habe ich nicht bemerkt, buschartige Wälder mit Birken decken Sumpf und Hügel, schöner Graswuchs unter ihnen, lange Wiesen dazwischen, so geht es 10, 20, 40 Meilen fort. Acker erinnre ich mich nicht bemerkt zu haben, auch kein Heidekraut und keinen Sand; einsam grasende Kühe oder Pferde weckten mitunter die Vermutung, daß auch Menschen in der Nähe sein könnten. Moskau sieht von oben wie ein Saatfeld aus, die Soldaten grün, die Kuppeln grün, und ich zweifle nicht, daß die vor mir stehenden Eier von grünen Hühnern gelegt sind. Du wirst wissen wollen, wie ich eigentlich hierher komme; ich habe mich auch schon danach gefragt und zunächst die Antwort erhalten, daß Abwechselung die Seele des Lebens ist. Die Wahrheit dieses tiefsinnigen Spruches wird besonders einleuchtend, wenn man zehn Wochen lang ein sonniges Gasthofszimmer mit Aussicht auf Steinpflaster bewohnt hat. Außerdem wird man gegen die Freuden des Umziehns, wenn sie sich in kurzer Zeit mehrmals wiederholen, ziemlich abgestumpft, ich beschloß daher, auf selbige zu verzichten, übergab * alles Papier, gab Engel meine Schlüssel, erklärte, daß ich nach 8 Tagen im Stenbockschen Hause absteigen würde, und fuhr nach dem Moskauer Bahnhofe. Das war gestern Mittag 12, und heute früh 8 stieg ich hier im Hôtel de France ab. Jetzt will ich zunächst eine liebenswürdige Bekannte aus frühern Zeiten besuchen, die etwa 20 Werst von hier auf dem Lande wohnt, morgen abend bin ich wieder hier, besehe Mittwoch und Donnerstag Kreml und dergl. und schlafe Freitag und Sonnabend in den Brf. v. 6. 6. 1859.

Betten, welche Engel inzwischen kaufen wird. Langsam anzuspannen und schnell zu fahren, liegt im Charakter dieses Volkes. Vor 2 Stunden habe ich den Wagen bestellt, auf jede Anfrage, die ich seit $1^1/_2$ Stunden von 10 zu 10 Minuten ergehen lasse, heißt es: sogleich! mit unerschütterlich freundlicher Ruhe, aber dabei bleibt es. Du kennst meine musterhafte Geduld im Warten, aber alles hat seine Grenzen; nachher wird gejagt, daß in den schlechten Wegen Pferd und Wagen brechen und man schließlich zu Fuß anlangt. Ich habe inzwischen 3 Gläser Thee getrunken, mehrere Eier vertilgt, die Heizbemühungen sind auch so vollständig gelungen, daß ich das Bedürfnis fühle, frische Luft zu schöpfen. Ich würde mich aus Ungeduld rasieren, wenn ich einen Spiegel hätte. Sehr weitläufig ist diese Stadt, und sonderbar fremdartig durch ihre Kirchen mit grünen Dächern und unzähligen Kuppeln; ganz anders wie Amsterdam, aber beide sind die originellsten Städte, die ich kenne. Von der Bagage, die man hier im Coupé mitschleppt, hat kein deutscher Kondukteur eine Ahnung; kein Russe ohne zwei wirkliche überzogene Kopfkissen, Kinder in Körben und Massen von Lebensmitteln aller Art. Ich wurde aus Höflichkeit in ein Schlafcoupé komplimentiert, wo ich schlechter situiert war als in meinem Fauteuil; es ist mir überhaupt wunderlich, so viel Umstände wegen einer Reise zu machen.

Archangelski am Abend spät.

Heut vor einem Jahre ließ ich mir auch nicht träumen, daß ich gerade hier jetzt sitzen würde; an dem Flusse, an welchem Moskau liegt, etwa 3 Meilen oberhalb der Stadt, steht inmitten weitläufiger Gartenanlagen ein Schloß im italienischen Stil; vor der Front zieht sich ein breiter, terrassiert abfallender Rasen, mit Hecken, wie in Schönbrunn, eingefaßt, bis zum Fluß, und links davon am Wasser liegt ein Pavillon, in dessen 6 Zimmern ich einsam zirkuliere; jenseit des Wassers weite, mondhelle Ebene, diesseit Rasenplatz, Hecken, Orangerie; im Kamin heult der Wind und flackert die Flamme, von den Wänden sehen mich alle Bilder spukhaft an, von draußen weisen marmorne durchs Fenster. Morgen gehe ich mit meinen Wirten nach Moskau zurück, sie übermorgen von dort über Petersburg nach Berlin; ich bleibe noch bis Freitag, wenn's Gottes Wille ist, to see, what is to be seen (um zu sehn, was zu sehen ist). Die Feder ist übrigens zu schlecht, ich gehe ins Bett, so breit und kalt es auch aussieht, gute Nacht. Gott sei mit Dir und allem, was Reinfeld herbergt.

Am 8. Juni schreibt Bismarck:

Brf. v. 8. 6. 1859. . . . Diese Stadt ist wirklich als Stadt die schönste und originellste, die es giebt; die Umgegend ist freundlich, nicht hübsch, nicht häßlich; aber der Blick von oben aus dem Kremlin auf diese Rundsicht von Häusern mit grünen Dächern, Gärten, Kirchen, Türmen von der allersonderbarsten Gestalt und Farbe, die meisten grün, oder rot, oder hellblau, oben am häufigsten von einer riesenhaften goldnen Zwiebel gekrönt, und meist zu 5 und mehr auf einer Kirche, 1000 Türme sind gewiß! etwas fremdartiger Schönes, wie dieses alles im Sonnenuntergang schräg beleuchtet, kann man nicht sehn. Das Wetter ist wieder klar, und ich würde noch einige Tage hier bleiben, wenn nicht Gerüchte von einer großen Schlacht in Italien zirkulierten, die vielleicht Diplomatenarbeit nach sich ziehn kann; da will ich machen, daß ich auf den Posten komme. Das Haus, in dem ich schreibe, ist auch wunderlich genug, eins der wenigen, die 1812 überlebt haben, alte dicke Mauern, wie in Schönhausen, orientalische Architektur, maurisch, große Räume. . . .

Bei dem Besuche in Moskau war übrigens Bismarck Zeuge einer merkwürdigen Probe von dem damaligen Hasse der Russen gegen Oesterreich:

Ged. u. Er. I. Während der Gouverneur Fürst Dolgoruki mich in einer Bibliothek umherführte, bemerkte ich auf der Brust eines subalternen Beamten unter vielen militärischen Dekorationen auch das eiserne Kreuz. Auf meine Frage nach dem Erwerb desselben nannte er die Schlacht von Kulm, nach welcher Friedrich

Wilhelm III. eine Anzahl etwas abweichend gestalteter eiserner Kreuze an russische Soldaten hatte verteilen lassen, das sogenannte Kulmer Kreuz. Ich beglückwünschte den alten Soldaten, daß er nach 46 Jahren noch so rüstig sei, und erhielt die Antwort, er würde noch jetzt, wenn der Kaiser es erlaubte, den Krieg mitmachen. Ich fragte, mit wem er dann gehen würde, mit Italien oder mit Oesterreich, worauf er stramm stehend mit Enthusiasmus erklärte: „Immer gegen Oesterreich." Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß Oesterreich doch bei Kulm unser und Rußlands Freund und Italien unser Gegner gewesen sei, worauf er, immer in militärisch strammer Haltung und mit der lauten und weit hörbaren Stimme, die der russische Soldat im Gespräch mit Offizieren hat, antwortete: „Ein ehrlicher Feind ist besser als ein falscher Freund." Diese unverfrorene Antwort begeisterte den Fürsten Dolgoruki dergestalt, daß im nächsten Moment General und Unteroffizier in der Umarmung lagen und die herzlichsten Küsse auf beide Wangen austauschten. So war damals bei General und Unteroffizier die russische Stimmung gegen Oesterreich.

Bismarcks Gesundheit erlitt gerade in Petersburg einen schweren Stoß. Das Venenleiden, das ihn später durch so lange Jahre auf das schmerzhafteste peinigte, stammt zweifellos aus jener Zeit und hat eine verhängnisvolle Rolle gespielt an dem unheilvollen Tage, der ihn seinem Volke raubte. Er schreibt an seine Schwester, er sei schon seit Monaten nie wieder gesund geworden. Aerger, Klima und Erkältung hätten ein ursprünglich unscheinbares Gliederreißen auf solche Höhe gebracht, daß ihm der Atem ausbliebe und nur unter den schmerzhaftesten Anstrengungen eingezogen werden könnte. Das Uebel sei rheumatisch-gastrisch-nervös, habe sich in der Lebergegend eingenistet und wurde „mit massenhaften Schröpfköpfen wie Untertassen und spanischen Fliegen und Senf über den ganzen Leib bekämpft, bis es mir gelang, nachdem ich schon halb für eine bessere Welt gewonnen war, die Aerzte zu überzeugen, daß meine Nerven durch achtjährigen ununterbrochenen Aerger und stete Aufregung geschwächt wären und weiteres Blutabzapfen mich mutmaßlich typhös und blödsinnig machen würde. Gestern vor 8 Tagen war es am schlimmsten, meine gute Natur hat sich aber rasch geholfen, seitdem man mir Sekt in mäßigen Quantitäten verordnet hat." Sorgsam fügt Bismarck hinzu: „Schreibe über die Krankheitdetails nichts an Johanna, ich werde ihr das mündlich sagen; einstweilen habe ich ihr nur von gebräuchlichen Hexenschüssen geschrieben."

Uebrigens war die Krankheit ungemein gefährlich. Wenigstens hat Bismarck später folgende Darstellung gegeben:

Neuling in dem Klima von Petersburg, ging ich im Juni 1859 nach anhaltendem Reiten in einer überheizten Reitbahn ohne Pelz nach Hause, hielt mich auch noch unterwegs auf, um exerzierenden Rekruten zuzusehen. Am folgenden Tage hatte ich Rheumatismus in allen Gliedern, mit dem ich längere Zeit zu kämpfen hatte. Als die Zeit herankam abzureisen, um meine Frau nach Petersburg zu holen, war ich übrigens wieder hergestellt, nur daß sich in dem linken Beine, das ich auf dem Jagdausflug nach Schweden im Jahre 1857 durch einen Sturz vom Felsen beschädigt hatte und das infolge unvorsichtiger Behandlung der **locus minoris resistentiae** geworden war, ein geringfügiger Schmerz fühlbar machte. Der durch die frühere Großherzogin von Baden mir bei der Abreise empfohlene Dr. Walz erbot sich, mir ein Mittel dagegen zu verschreiben, und begegnete meiner Erklärung, ich fühle kein Bedürfnis etwas anzuwenden, da der Schmerz gering sei, mit der Versicherung, die Sache könne auf der Reise Geb. u. Er. I.

schlimmer werden und es sei ratsam, vorzubeugen. Das Mittel sei ein ganz leichtes; er werde mir ein Pflaster in die Kniekehle legen, welches in keiner Weise belästige, nach einigen Tagen von selbst abfallen und nur eine Röte hinterlassen werde. Mit der Vorgeschichte dieses aus Heidelberg stammenden Arztes noch unbekannt, gab ich leider seinem Zureden nach. Vier Stunden, nachdem ich das Pflaster aufgelegt und fest geschlafen hatte, wachte ich über heftige Schmerzen auf, riß das Pflaster ab, ohne seine Bestandteile von der schon wund gefressenen Kniekehle entfernen zu können. Walz kam einige Stunden später und versuchte mit irgend einer metallischen Klinge die schwarze Pflastermasse aus der handgroßen Wunde durch Schaben zu entfernen. Der Schmerz war unerträglich und der Erfolg unvollkommen, die korrosive Wirkung des Giftes dauerte fort. Ich wurde mir über die Unwissenheit und Gewissenlosigkeit meines Arztes klar trotz der hohen Empfehlung, die mich bestimmt hatte, ihn zu wählen. Er selbst versicherte mit entschuldigendem Lächeln, die Salbe sei wohl etwas zu stark gepfeffert worden; es sei ein Versehen des Apothekers. Ich ließ von dem letzteren das Rezept erbitten und erhielt die Antwort, Walz habe es wieder an sich genommen; letzterer besaß es nach seiner Aussage nicht mehr. Ich konnte also nicht ermitteln, wer der Giftmischer gewesen war, und erfuhr nur von dem Apotheker, der Hauptbestandteil der Salbe sei der Stoff gewesen, der zur Herstellung von sogenannten immerwährenden spanischen Fliegen verwendet werde, und nach seiner Erinnerung sei derselbe allerdings in einer ungewöhnlich starken Dosis verschrieben gewesen. Es ist mir später die Frage gestellt worden, ob meine Vergiftung eine absichtliche gewesen sein könne; ich schreibe sie lediglich der Unwissenheit und Dreistigkeit des ärztlichen Schwindlers zu.

Es war auf Grund einer Empfehlung der verwitweten Großherzogin Sophie von Baden Dirigent sämtlicher Kinderhospitäler in Petersburg geworden. Meine späteren Ermittelungen ergaben, daß er der Sohn des Universitätskonditors in Heidelberg war, als Student nicht gearbeitet und keine Prüfung bestanden hatte. Seine Salbe hatte eine Vene zerstört, und ich habe viele Jahre lang schwer daran gelitten.

Um bei deutschen Aerzten Hilfe zu suchen, reiste ich im Juli auf dem Seewege über Stettin nach Berlin; heftige Schmerzen veranlaßten mich, den berühmten Chirurgen Pirogow, der mit an Bord war, zu fragen; er wollte mir das Bein amputieren, und auf meine Frage, ob über oder unter dem Knie, bezeichnete er eine Stelle hoch darüber. Ich lehnte ab und wurde, nachdem in Berlin verschiedene Behandlungen erfolglos versucht waren, durch die Bäder in Nauheim unter Leitung des Professors Benecke aus Marburg so weit wiederhergestellt, daß ich gehen, auch reiten und im Oktober den Prinzregenten nach Warschau zur Zusammenkunft mit dem Zaren begleiten konnte. Während ich auf der Rückreise nach Petersburg Herrn von Below in Hohendorf im November einen Besuch machte, riß sich nach ärztlicher Meinung der Trombus los, der sich in der zerstörten Vene gebildet und festgesetzt hatte, geriet in den Blutumlauf und verursachte eine Lungenentzündung, die von den Aerzten für tötlich gehalten, aber in einem monatelangen Siechtum überwunden wurde. Merkwürdig sind mir heute die Eindrücke, die damals ein sterbender Preuße über Vormundschaft hatte. Mein erstes Bedürfnis nach meiner ärztlichen Verurteilung war die Niederschrift einer letztwilligen Verfügung, durch welche jede gerichtliche Einmischung in die eingesetzte Vormundschaft ausgeschlossen wurde. Hierüber beruhigt sah ich meinem Ende mit der Bereitwilligkeit entgegen, die unerträgliche Schmerzen gewähren. Zu Anfang des März 1860 war ich so weit, nach Berlin reisen zu können, wo ich, meine Genesung abwartend, an den Sitzungen des Herrenhauses teilnahm und bis in den Mai verweilte.

Seine Stellung bot ihm im übrigen neben manchen erfreulichen Dingen, zu denen namentlich die Liebenswürdigkeit des Hofes gehörte, doch auch recht viel Unannehmlichkeiten, namentlich da seine Familie

noch in der Heimat hatte zurückbleiben müssen und ihm die langgewohnten häuslichen Bequemlichkeiten vollständig fehlten.

Von seinem Besuche im Peterhof, wo er von der Kaiserin-Mutter Abschied nahm, die am folgenden Tage abreisen sollte, giebt Bismarck eine überaus liebenswürdige Schilderung:

Für mich hat die Kaiserin-Mutter in ihrer Natürlichkeit wirklich etwas Mütterliches, schreibt er nach Hause, und ich kann mich zu ihr ausreden, als hätte ich sie von Jugend auf gekannt. Sie sprach heute lange und vielerlei mit mir; auf einem Balkon mit Aussicht ins Grüne, strickend an einem weiß und roten wollnen Shawl mit langen Stäben, lag sie, schwarz angezogen, in einer Chaiselongue, und ich hätte ihrer tiefen Stimme und ihrem ehrlichen Lachen und Schelten noch stundenlang zuhören mögen, so heimatlich war mir's. Ich war nur auf 2 Stunden im Frack gekommen; da sie aber schließlich sagte, sie hätte noch nicht Lust, von mir Abschied zu nehmen, ich aber wahrscheinlich schrecklich viel zu thun, so erklärte ich: „nicht das Mindeste" und sie: „dann bleiben Sie doch, bis ich morgen fahre." Ich nahm die Einladung mit Vergnügen als Befehl, denn es ist hier reizend und in Petersburg so steinern. Denke Dir die Höhen von Oliva und Zoppot alle in Parkanlagen verbunden und mit einem Dutzend Schlössern und Terrassen, Springbrunnen und Teichen dazwischen, mit schattigen Gängen und Rasen bis ins Seewasser hinein, blauen Himmel und warme Sonne mit weißen Wolken, über die grünen Wipfelmeere hinaus das blaue wirkliche Meer mit Segeln und Möwen; so gut ist es mir lange nicht geworden. In einigen Stunden kommt der Kaiser und Gortschakow, da wird auch wohl einiges Geschäft in die Idylle eindringen; aber Gott sei Dank, sieht es ja etwas friedlicher in der Welt aus trotz unsrer Mobilmachung, und ich brauche mich weniger zu ängstigen vor gewissen Entschließungen. Es thun mir die österreichischen Soldaten leid, wie müssen sie geführt werden, daß sie jedesmal Schläge bekommen, am 24. wieder! Für die Minister ist es eine Lehre, die sie in ihrer Verstocktheit nicht einmal beherzigen werden. Weniger Frankreich als Oesterreich würde ich von dem Augenblick an fürchten, wo wir den Krieg auf uns nähmen. Brf. v. 28. 6. 1859.

Nachdem ich eine dreistündige Spazierfahrt im offnen Wagen durch die Gärten gemacht habe und alle ihre Schönheiten im einzelnen besehen, trinke ich Thee, mit dem Blick auf goldnen Abendhimmel und grüne Wälder; Kaisers wollen den letzten Abend en famille sein, was ich ihnen nicht verdenke, und ich habe als Rekonvalescent die Einsamkeit aufgesucht, für heute auch wirklich genug für meinen ersten Ausflug. Ich rauche meine Zigarre in Ruhe, trinke guten Thee und sehe durch die Dämpfe beider einen Sonnenuntergang von wahrhaft seltner Pracht. Beifolgenden Jasmin sende ich Dir als Beweis, daß er hier wirklich im Freien wächst und blüht. Dagegen muß ich gestehen, daß man mir die gewöhnliche Kastanie in Strauchgestalt als ein seltnes Gewächs gezeigt hat, welches im Winter eingewickelt wird. Sonst giebt es recht schöne große Eichen, Eschen, Linden, Pappeln und Birken, wie Eichen so dick. . . .

Auch zum Kaiser wurde Bismarck oft, zuweilen sogar täglich befohlen. Er erzählte einmal, wie er an dem Diner beim Kaiser teilnahm, in den Kleidern von vier verschiedenen Leuten, weil er sich nicht auf einen Frack gefaßt gemacht hatte, und wie er dabei recht sonderbar ausgesehen habe; sein Leben gleiche überhaupt einem Bivouac:

Geschäftlich ist meine Stellung hier sehr angenehm, aber viel zu thun mit 40,000 Preußen, deren Polizei, Advokat, Richter, Aushebungsbehörde und Landrat man ist, täglich 20—50 Unterschriften, ohne Pässe. Ich bin noch immer wie im Bivouac, mit einigen in der Eile gekauften Betten, Handtüchern und Tassen, ohne Koch und Küche, weil alles Geschirr fehlt; und bei der Hitze ohne Brf. v. 1. 7. 1859.

Sommerzeug! Mein Haus ist groß genug und schön gelegen, an der Newa; 3 große Säle, wovon 2 größer wie der bei Seufferheld; in einen habe ich die Kanzlei gelegt, mit Parkett, Spiegelthüren und silbernen Wandleuchtern. Das einzige, was ich bisher aus Frankfurt erhalten habe, sind meine Gewehre, die man leider mit Kronleuchtern beschwert hatte, und zwar so, daß 3 Gewehre total zerbrochen und im Lauf zerscheuert sind. Welcher Schlaukopf mag wohl das gepackt haben! wenn derselbe die andern Sachen emballiert hat, so kann ich vielleicht froh sein, wenn sie verunglückt sind. Die Assekuranz ist niedrig in der Summe, falls das Silber dabei ist, die Prämie aber hoch, weil der . . ., der Hans Narr, gegen „Kriegsgefahr" versichert hat! . . .

Einige artige Erlebnisse hat Fürst Bismarck später erzählt:

Ged. u. Er. I. Ich erinnere mich, daß einmal eine vierjährige Großfürstin sich um den Tisch von vier Personen bewegte und sich weigerte, einem hohen General die gleiche Höflichkeit wie mir zu erweisen. Es war mir sehr schmeichelhaft, daß dieses großfürstliche Kind auf die großmütterliche Vorhaltung in Bezug auf mich: on milü (er ist lieb), in Bezug auf den General aber hatte sie die Naivetät, zu sagen: on wonajet (er stinkt), worauf das großfürstliche enfant terrible entfernt wurde.

Bekannt ist, daß dem Kaiser einmal das ungewöhnliche Quantum von Talg aufgefallen war, welches jedesmal in den Rechnungen erschien, wenn der Prinz von Preußen zum Besuche dort war, und daß schließlich ermittelt wurde, daß er bei seinem ersten Besuche sich durchgeritten und am Abend das Verlangen nach etwas Talg gestellt hatte. Das verlangte Loth dieses Stoffes hatte sich bei späteren Besuchen in Pud verwandelt. Die Aufklärung erfolgte zwischen den hohen Herrschaften persönlich und hatte eine Heiterkeit zur Folge, welche den beteiligten Sündern zu Gute kam.

Am 22. Juli traf Bismarck auf Urlaub in Berlin ein; aber schon unmittelbar nach seiner Ankunft packte, wie erwähnt, ihn ein neuer Anfall seines Leidens, so daß er erst nach neun Tagen die ersten Ausfahrten unternehmen konnte. Er mußte alsbald eine Erholungsreise nach Wiesbaden und Nauheim antreten, die bis zum 10. September dauerte. Zur Nachkur ging er nach Baden-Baden, wo er mit dem Prinzregenten wichtige amtliche Besprechungen abhielt. Aber vollständig gesund fühlte er sich auch nach dieser Kur noch nicht:

Nachdem ich vom Reden mit Handwerkern und Staatsmännern heiser, vor Aerger, Hunger und Geschäftigkeit beinahe blödsinnig geworden bin, erlahme ich jetzt um 11 Uhr vor der Aufgabe, einen weder kurzen noch einfachen Brief an Schleinitz über die heutigen Verhandlungen zu schreiben und morgen um $^1/_2$6 aufzustehen. Je suis à bout de mes forces und muß schlafen. . . . Das linke Bein ist noch schwach, wird vom Gehen dick. Die Nerven sind von der Jodvergiftung noch nicht erholt; ich schlafe noch schlecht und nach den vielen Leuten und Dingen, die ich heute ge- und besprochen habe, bin ich matt und erbittert, ich weiß nicht worauf. Aber ich habe doch wieder andere Weltanschauungen wie vor sechs Wochen, wo mir am Weiterleben wenig gelegen war, und die Leute, die mich von damals wieder gesehen haben, sagen, daß sie nicht geglaubt haben, dieses Vergnügen heute noch zu haben. Alle preußischen Gesandten sterben oder werden wahnsinnig, sagt mir Balan heute, mit einem Aussehen, welches die Wahrheit seiner Worte bekräftigt.

In Baden-Baden besprach der Prinzregent mit seinem Petersburger Vertreter und mit anderen die Richtung und die Zielpunkte der preußischen Politik für die kommenden Jahre. Schon damals trat Bismarck ganz im Sinne des Regenten für die Stärkung der deutschen Wehrkraft und

die Befestigung deutscher Rechtszustände ein. Unmittelbar nach Bismarcks Abreise wurde dann Roon nach Baden befohlen, um die Beratung über die Heeresreform, die später außerordentliche Folgen haben sollte, mit dem Prinzregenten fortzusetzen. Auch die kurhessischen Wirren wurden wieder lebendig; die Thätigkeit des Ministers Hassenpflug trug ihre Früchte, aber sie sollte schließlich doch anders endigen, als der unbesonnene Mann selbst geglaubt hatte. Bismarck, der Reaktionär von einst, stand bald mit seinen Sympathien durchaus auf seiten der Menge, die gegen Hassenpflug eine scharfe, selbst zum Aeußersten entschlossene Opposition machten. In seinen Briefen spricht er stets die größte Mißachtung gegen den hessischen Minister aus und selbst an Gerlach, der hier keineswegs mit ihm übereinstimmte, schrieb er einmal: „Für den Minister Hassenpflug in Kurhessen vertauscht man hier lächerlicher Weise die Initialen beider Namen: Kassenpflug in —. Wirklich gehen die Finanzen dort noch immer schlecht.“ Und über einen verrückten Grafen zu Ysenburg berichtet Bismarck an Manteuffel: „Dann hat er den Minister Hassenpflug mit seinem kurfürstlichen Rohrstock durchgeprügelt, wenn schon ich diese Thatsache nicht für einen Beweis von Wahnsinn halten möchte.“ Die hessische Frage wurde auch vor den Bundestag gebracht, jedoch nach Kräften verschleppt. Bismarck und sein Nachfolger rieten in Baden-Baden gegen die Stimme des Ministers v. Schleinitz zu energischem Vorgehen. Der Prinzregent entschloß sich thatsächlich, für die hessische Verfassungspartei einzutreten, und erzielte durch seinen kühnen Schritt in ganz Deutschland einen ungeheuren Erfolg.

In der italienischen Frage riet auch jetzt Bismarck seinem erlauchten Herrn zu vorsichtiger Zurückhaltung. Am 23. September reiste er von Baden-Baden ab, um nach eingehenden Konferenzen in Berlin zunächst die Seinigen aufzusuchen. In diesen Tagen wurde er zum Rittmeister befördert. Durch eine Depesche wurde Bismarck frühzeitig von dem ländlichen Aufenthalte nach Berlin zurückberufen und erhielt den Auftrag, nach Warschau zu reisen, um dort den Zaren zu begrüßen und ihn dann nach Breslau zu begleiten. Während dieser Tage traf ein vierzehnsitziger Wagen für ihn in Tauroggen ein, um ihn mit den Seinigen nach Petersburg zu bringen. Geärgert schreibt er hierüber: „Wie lang der Wagen dort auf mich warten wird, weiß der Himmel; dieses Vagabundieren in herbstlicher Kälte mit winterlichem Ziel ist nicht sehr lustig.“ Seine weitere Fahrt schildert er dann selbst höchst anschaulich:

So weit hätten sie mir! Heute früh suchte ich in dem ersten polnischen Bahnhofe nach dem Billetbureau, um mich einschreiben zu lassen bis hier, als mich plötzlich ein wohlwollendes Geschick in Gestalt eines weißbärtigen russischen Generals ergriff; P. heißt der Engel, und ehe ich recht zur Besinnung kam, war mein Paß den Polizisten, meine Sachen den Douaniers entrissen, und ich aus dem Bummelzug in den Extrazug verpflanzt, saß mit einer Zigarre dieses liebenswürdigen Herrn in einem kaiserlichen Salonwagen und gelangte nach einem guten Diner in Petrikau hier auf dem Bahnhof an, wo ich von Alexander und Sachen durch das goldne Gedränge getrennt wurde. Mein Wagen war vor, ich mußte hinein, und meine in mehreren Sprachen gerufnen Fragen, wo ich wohnte, verhallten in dem Wagengerassel, mit welchem zwei aufgeregte Brf. v. 17. 10. 1859

Hengste mich in die Nacht hineingaloppierten. Wohl eine halbe Stunde lang fuhr man mich in rasender Eile durch die Finsternis, und nun sitze ich hier in Uniform mit Ordensband, welches wir sämtlich auf der letzten Station anlegten — Thee neben mir, einen Spiegel vor mir, und weiß nichts, als daß ich im Pavillon Stanislaus Augusts in Lazienki bin, aber nicht, wo das liegt, und lebe der Hoffnung, daß Alexander mit einem etwas bequemern Kostüm meine Spur bald auffinden wird. Vor dem Fenster scheinen dem Rauschen nach hohe Bäume oder Springbrunnen zu sein, außer vielen Leuten in Hoflivree entdecke ich noch keine menschlichen Wesen ringsum. Der Kaiser kommt den 23. früh nach Breslau, bleibt dort bis heute über 8 Tage, und dann komme ich mit zwei Tagen Aufenthalt zu Dir . . . .

Zwei Tage darauf schreibt er an die Gattin:

Brf. v. 19. 10. 1859. Ich kann Dir nur mit einfachen Worten sagen, daß es mir wohl geht. Gestern war ich den ganzen Tag en grandeur, Frühstück mit dem Kaiser, dann Audienz, eben so gnädig, wie in Petersburg und sehr teilnehmend; Tafel bei Sr. Maj., abends Theater, recht gutes Ballett und alle Logen voll hübscher junger Damen; jetzt habe ich vortrefflich geschlafen, der Thee steht auf dem Tisch, und wenn ich ihn getrunken habe, fahre ich aus. Am 23. früh kommt der Kaiser nach Breslau, den 25. früh werden wir wohl nach Berlin fahren. Besagter Thee, den ich eben trank, bestand übrigens nicht nur aus Thee, sondern auch Kaffee, 6 Eiern, 3 Sorten Fleisch, Backwesen und 1 Flasche Bordeaux, und aus der Bresche, die ich darin frühmorgens schon angerichtet habe, würdest Du ersehen, daß die Reise mir nicht geschadet hat. Der Wind fährt wie ausgelassen über die Weichsel her und wühlt in den Kastanien und Linden, die mich umgeben, daß die gelben Blätter gegen die Fenster wirbeln; hier drin aber, mit Doppelfenstern, Thee und dem Gedanken an Dich und die Kinder, raucht sich die Zigarre ganz behaglich. Leider hat alles Behagen auf dieser Welt seine gemessenen Grenzen, und ich warte nur, daß das Frühstück der Leute im Vorzimmer, bei welchem ich eben Alexanders Stimme lebhaft nach einem Pfropfenzieher verlangen höre, beendigt sei, um mich in den Wagen zu werfen und erst nach verschiednen Schlössern und Schlößchen, dann nach der Stadt zu fahren . . . .

Aus Lazienki und Skierniewice stammen folgende Mitteilungen:

Brf. v. 21. 10. 1859. Nur ein Lebenszeichen gebe ich Dir heute, ich habe zu lange geschlafen. Gestern war großes Diner, eine Wasser- und Waldillumination, die alles übertraf, was ich in der Art gesehen habe, und Ballett mit Mazurka zum Verlieben. Was gemacht werden kann, wird gemacht, und für amüsable Leute ist es hier wie in Abrahams Schoß. Ich würde empfänglicher dafür sein, wenn ich ein Wort der Nachricht von Euch hätte; Du hast bei der Unsicherheit meiner Reise wohl nicht riskiert, hierher zu schreiben, oder es geht sehr langsam. Morgen um 9 Uhr fahren wir nach Skierniewice, wo Jagd im Park ist, morgen abend von da nach Breslau. Mit Gottes Hilfe bin ich heute über 8 Tage schon in Reinfeld und finde Dich und das kleine Volk gesund und reisefertig. Ich sehne mich nach dem Moment, wo wir zum erstenmal im Winterquartier ruhig am Theetisch sitzen werden, mag die Newa so dick gefroren sein, wie sie will . . . .
. . . Fünf Stunden Damwild geschossen, 4 Hasen gehetzt, 3 Stunden geritten, alles sehr gut bekommen. Eben steigen wir ins Coupé nach Breslau, wo wir morgen früh sind.

In Breslau traf Bismarck den Prinzregenten und Roon, mit denen er namentlich die Frage der Heeresreform auf das ernsthafteste beriet, ohne daß jedoch ein Resultat erzielt wurde. Roon schreibt darüber aus Breslau:

Dekw. Roons 24. 10. 1859. Ob auch die wichtigen politischen Dinge, die hier betrieben werden sollen, zu einem gedeihlichen Ziel führen werden, ist abzuwarten. Otto Bismarck, der

auch hier ist, hat mir sehr ernstliche Zweifel dagegen erweckt. Gott sei's geklagt!

Im November wurde die Reise nach Petersburg, jetzt jedoch in Begleitung der Familie, angetreten. Aber schon diesseits der Grenze erkrankte Bismarck von neuem an einer schweren Lungenentzündung, die es notwendig machte, eine Reihe von Aerzten zu citieren. Sie stellten am 8. November fest: Rheumatisches Fieber mit Affektion der Brustmuskeln, namentlich der linken Seite. Bismarck überwand auch diesen Anfall, doch warnten die Aerzte vor der Weiterreise. Monatelang blieb er daher in Hohendorf bei seinem Freunde v. Below, bei dem ihn die Krankheit überfallen hatte. Von dort schreibt er noch am 3. Februar 1860 an den Legationsrat v. Wentzel:

Ich hoffe, bald reisefertig zu sein, bin's vielleicht schon. Meine Frau und die Aerzte drängen mich nach Süden, Heidelberg oder Schweiz; ich dränge nach Petersburg, um endlich im eigenen Hause in Ruhe zu wohnen. Brf. v. 3. 2. 1860.

Ueberhaupt drängte es ihn nach seinem eigenen Heim:

Faulheit und gute Luft thun mir ohne Zweifel gut, aber diese Reise- und Gasthofsexistenz mit ihren Provisorien und Ungewißheit über die nächste Zukunft ist mir nachgerade unleidlich, und das Bedürfnis, wieder einmal in meinem eigenen Bett zu liegen und in Zimmern zu sein, die ich nicht so bald als möglich zu verlassen beabsichtige, ist so lebhaft in mir, daß ich schon ernstlich an Abschied und Schönhausen gedacht habe. Da ist wenigstens die Möglichkeit denkbar, daß ich nicht wieder zu reisen und umzuziehen brauche bis an mein, so Gott will, seliges Ende, und der Trost, daß ich's nachdem nicht weit zum Kirchhof habe.

Noch nach einem halben Jahre schreibt er an Gerlach: „Ich glaubte vor 6 Monaten nicht, noch einmal blühenden Rasen von oben ansehen zu können".

Ehe Bismarck nach Petersburg reiste, fuhr er nach Berlin, um dort an den Beratungen des Herrenhauses teilzunehmen. Damals bereits begann der erste Verleumdungsfeldzug der Kreuzzeitungspartei gegen den früheren Gesinnungsgenossen, der jetzt in so vielen Punkten von seinen alten Freunden abwich und auch, im Gegensatz zu ihnen, den Einheitsbestrebungen der Italiener die ernsthaftesten Sympathien zollte. Der Feldzug gegen ihn wurde mit wahrer Niedertracht geführt, so daß Bismarck an Gerlach schreiben konnte:

Man hat jeder Lüge über mich geglaubt, sie nachgesprochen und, ohne eine Frage der Aufklärung an mich zu richten, eine kühle Haltung gegen mich angenommen. Ich habe die Erfahrung in den früher intimsten Kreisen gemacht. Es liegt in unserm Volkscharakter, und je höher hinauf, desto mehr, vom nächsten Feunde bereitwillig Böses zu glauben und dann sein Mißtrauen gegen ihn selbst nicht auszusprechen: wohl aber gegen andere Freunde. Man muß auch damit zu leben lernen, so lange es Gott gefällt. „Eines Mannes Rede keine Rede, billig hört man beede", steht seit 500 Jahren am Tangermünder Schloß, scheint aber nur altmärkisches Provinzialrecht zu sein. Der Vorwurf gilt Ihnen nicht, denn ich weiß nicht, wie weit Sie glauben, was „man" gesagt hat, und jedenfalls sprechen Sie sich mit mir aus. Brf. v. 4. 5. 1860.

Nachdem Bismarck dann betont hat, Preußen müsse Frankreich, Sardinien und Oesterreich immer nur als Staatsmächte behandeln und demgemäß seine Stellung

nehmen, fährt er fort: Ich fühle keine Verantwortlichkeit für auswärtige Zustände in mir. Ich weiß, daß Sie mir darauf antworten, wohlverstandene preußische Politik erfordere auch aus Zweckmäßigkeitsrücksicht Keuschheit in auswärtigen Beziehungen. Vom Standpunkte politischer Nützlichkeit läßt sich darüber streiten; (so) wie Sie aber den Unterschied stellen zwischen Recht und Revolution, Christentum und Unglauben, Gott und Teufel, so kann ich nicht mit Ihnen diskutieren, sondern einfach sagen, ich bin nicht Ihrer Meinung, und Sie richten in mir, was nicht Ihres Gerichts ist. Ich habe weder den königlichen Dienst, noch eigene Ehre in demselben, letzteres wenigstens nicht vorbedachter Weise, gesucht, und der Gott, der mich unerwartet hineingesetzt hat, wird mir auch lieber den Weg hinauszeigen, als meine Seele darin verderben lassen, so lange ich ehrlich suche, was Seines Dienstes und meines Amtes ist, und gehe ich fehl, so wird er mein tägliches Gebet hören und mein Herz wenden, oder mir Freunde schicken, die das vermögen... Ich habe erdrückendes Heimweh nach Petersburg und eigenem Hause, ich halte es hier nicht länger aus und fühle mich vollständig überflüssig und erfolglos verdächtigt als Ministerkandidat, in der geschmacklosen Lage eines Gesandten im Gasthof mit Hinterthür-Intriguen gegen seinen Chef.

Gegen Ende Mai reiste Bismarck endlich nach Petersburg ab, wo er vom Hofe und von der Gesellschaft auf das herzlichste empfangen wurde. Sein Befinden besserte sich dort ungemein schnell, sicherlich infolge der liebevollen Pflege, die ihm die Gattin angedeihen ließ.

Brf. v. 13. 7. 1860. Mit meinem Befinden geht es über Erwarten gut, seit ich im eigenen Hause wohne; Deine Liebenswürdigkeit hat mir diesen Mangel in Berlin einigermaßen ersetzt; aber das grüne Gasthofszimmer und das ganze Provisorische meiner Existenz lastet noch drückend auf meinem Gedächtnis. Mir ist zu Mute wie einem alten Pensionär, der mit den Händeln dieser Welt abgeschlossen hat, oder doch wie einem früher ehrgeizigen Militär, der den Hafen einer guten Kommandantur erreicht hat, und mir ist, als könnte ich hier lange zufriedne Jahre hindurch meinem Ende entgegenreifen. Bis 12 habe ich jeden Morgen mit Karlsbader, Spazieren, Frühstücken, Anziehn zu thun, von da bis 5 giebt mir der Dienst gerade genug regelmäßige Arbeit, um mich nicht überflüssig in der Welt zu fühlen. Das Mittag schmeckt mir vortrefflich, am besten das, was ich nicht essen darf, von 8 bis 10 reite ich, ebenfalls par ordonnance du médecin, und lese dann bis 12, mit dem begleitenden Genusse der gemeinen Lazarettpflaume, die eingegangnen Zeitungen und Depeschen. So halte ich's noch lange aus, vorausgesetzt, daß es mir gelingt, den Standpunkt des beobachtenden Naturforschers unsrer Politik gegenüber festzuhalten. Gestern hat Johanna ihren ersten Eintritt in die Gesellschaft gemacht; da ich um 12 im Bett sein soll und man vor 11 nicht kommt, so war's kurz; die Kur ist mir sonst willkommener Vorwand, mir alle Geselligkeit vom Leibe zu halten. Heute war ich hier zur Tafel; das sind die einzigen Unregelmäßigkeiten, seit die erste Bewillkommnung am Hofe vorbei ist. Der Kaiser war sehr herzlich beim Wiedersehn, umarmte mich und hatte eine unverkennbar aufrichtige Freude, daß ich wieder da war. Johanna findet das Leben viel behaglicher, als sie dachte; etwas Kindererkältung störte ihr Gleichgewicht in den letzten Tagen, Gott sei Dank ist alles wieder gut, ebenso wie mit Deiner Marie. Herzliche Grüße.

Dein treuer Bruder

v. B.

Aus jenen Tagen stammt auch sein berühmtes Wort von dem teutonischen Teufel:

Brf. v. 16. 6. 1860. Die Augsburger & Co. haben noch immer Angst, ich möchte Minister werden, und meinen dies durch Schimpfen über mich und meine französisch-russischen Gesinnungen zu hintertreiben. Viel Ehre, von den Feinden Preußens gefürchtet zu werden. Uebrigens sind meine politischen Liebhabereien im Früh-

jahr bei Hof und Minister so genau gesiebt worden, daß man klar weiß, was daran ist, und wie ich gerade im nationalen Aufschwung Abwehr und Kraft zu finden glaubte. Wenn ich einem Teufel verschrieben bin, so ist es ein teutonischer und kein gallischer. ...'s Lügenfabrik könnte mich viel wirksamer auf andern Gebieten angreifen, als auf dem des Bonapartismus, wenn sie an unserm Hofe, wie bei den Augsburgern, Eindruck machen will ....

Der Verleumdungsfeldzug gegen Bismarck steigerte sich noch in seiner Heftigkeit, als der Prinzregent mit dem Kaiser Napoleon in Teplitz zusammengetroffen war. Bismarck schreibt darüber an Herrn von Below:

Ich sollte russisch-französische Zumutungen wegen einer Abtretung der Rheinlande gegen Arrondierung im Innern offen unterstützt haben, ein zweiter Borries sein und dergleichen. Ich zahle demjenigen 1000 Frd'or bar, der mir nachweisen kann, daß dergleichen russisch-französische Anerbietungen jemals von irgend jemand zu meiner Kenntnis gebracht seien. Ich habe in der ganzen Zeit meines deutschen Aufenthaltes nie etwas andres geraten, als uns auf die eigene und die im Fall des Krieges von uns aufzubietende nationale Kraft Deutschlands zu verlassen. Dieses einfältige Federvieh der deutschen Presse merkt gar nicht, daß es gegen das bessere Teil seiner eigenen Bestrebungen arbeitet, wenn es mich angreift. Als Quelle dieser Angriffe wird mir der Koburger Hof und ein Litterat bezeichnet, der persönliche Rancune gegen mich hat. Wenn ich ein österreichischer Staatsmann oder ein deutscher Fürst und österreichischer Reaktionär, wie der Herzog von Meiningen, wäre, so würde unsre Kreuzzeitung mich so gut in Schutz genommen haben, wie letztern; die Lügenhaftigkeit jener Verdächtigungen ist keinem unsrer politischen Freunde unbekannt. Da ich aber nur ein alter Parteigenosse bin, der obenein das Unglück hat, über manche ihm genau bekannte Dinge eigene Ansichten zu haben, so läßt man mich nach Herzenslust begeifern, und ich erfahre von der ganzen Sache hauptsächlich durch die offiziöse Verteidigung der Elberfelder Zeitung, die man mir einsendet. Es geht nichts über Ketzerrichter im eigenen Lager; und unter Freunden, die lange aus einem Topfe gegessen haben, ist man ungerechter, als gegen Feinde. Mir ist's recht, man soll sich nicht auf Menschen verlassen, und ich bin dankbar für jeden Zug, der mich nach innen zieht! ... Brf. v. 22. 8. 18. 0.

Einer Einladung des Zaren nach Warschau mußte Bismarck, so hartnäckig er sich auch dagegen sträubte, folgen. Hier traf er mit dem preußischen Ministerpräsidenten, Fürsten von Hohenzollern, zusammen, mit dem er in eine Erörterung aller Fragen, welche Europa bewegten, eintrat. Die Kühnheit seiner Ansichten, das Feuer und die Wahrheitsliebe, mit der er sie darlegte, machten auf den Fürsten „einen tiefen und unauslöschlichen Eindruck", so daß er die Ernennung Bismarcks zum Minister des Auswärtigen beim Prinzregenten beantragte. Bismarck selbst wurde nach Berlin befohlen, aber der Widerspruch der andern Minister verhinderte es, daß er schon jetzt jenen Posten übernahm, auf dem er später so außerordentlich Großes leisten sollte. Nur Roon war mit vollem Eifer für ihn eingetreten.

Die Verhandlungen scheiterten schließlich an der Offenheit, mit der Bismarck seine gegen Oesterreich gerichteten Ziele darlegte.

Der Regent leitete die Besprechung mit der Aufforderung an mich ein, das Programm zu entwickeln, wozu ich riete. Ich legte dasselbe in der Richtung, die ich später als Minister verfolgt habe, in soweit offen dar, daß ich als die schwächste Seite unserer Politik ihre Schwäche gegen Oesterreich bezeichnete, von der sie seit Olmütz und besonders in den letzten Jahren während Ged. u. Er. I.

der italienischen Krisis beherrscht gewesen sei. Könnten wir unsere deutsche Aufgabe im Einverständnis mit Oesterreich lösen, um so besser. Die Möglichkeit würde aber erst vorliegen, wenn man in Wien die Ueberzeugung hätte, daß wir im entgegengesetzten Falle auch den Bruch und den Krieg nicht fürchteten. Die zur Durchführung unserer Politik wünschenswerte Fühlung mit Rußland zu bewahren, würde gegen Oesterreich leichter sein als mit Oesterreich. Unmöglich aber schiene mir das auch im letzteren Falle nicht, nach meiner in Petersburg gewonnenen Kenntnis des russischen Hofes und der dort leitenden Einflüsse. Wir hätten dort aus dem Krimkriege und den polnischen Verwickelungen her einen Saldo, welcher bei geschickter Ausnutzung uns die Möglichkeit lassen könnte, mit Oesterreich uns zu verständigen, ohne mit Rußland zu brechen; ich fürchtete nur, daß die Verständigung mit Oesterreich wegen der dortigen Ueberschätzung der eigenen und der Unterschätzung der preußischen Macht mißlingen werde, wenigstens so lange, als man in Oesterreich nicht den vollen Ernst unserer eventuellen Bereitschaft auch zu Bruch und Krieg überzeugt sei. Der Glaube an solche Möglichkeit sei in dem letzten Jahrzehnte unserer Politik in Wien verloren gegangen, man habe sich dort auf der in Olmütz errungenen Basis als auf einer dauernden eingelebt und nicht gemerkt oder vergessen, daß die Olmützer Konvention ihre Rechtfertigung hauptsächlich in der vorübergehenden Ungunst unserer Situation fand, die durch die Verzettelung unserer Kadres und durch die Thatsache hervorgerufen war, daß das ganze Schwergewicht der russischen Macht zur Zeit jener Konvention in die Wagschale Oesterreichs gefallen war, wohin sie nach dem Krimkriege nicht mehr fiel. Die österreichische Politik uns gegenüber sei aber nach 1856 ebenso anspruchsvoll geblieben wie zu der Zeit, wo der Kaiser Nikolaus für sie gegen uns einstand. Wir hätten uns der österreichischen Illusion in einer Weise unterworfen, welche an das Experiment erinnerte, ein Huhn durch einen Kreidestrich zu fesseln. Die österreichische Zuversicht, ein geschickter Gebrauch der Presse, und ein großer Reichtum an geheimen Fonds ermögliche dem Grafen Buol die Aufrechthaltung der österreichischen Phantasmagorie und das Ignorieren der starken Stellung, in der Preußen sich befinden werde, sobald es bereit sei, den Zauber des Kreidestrichs zu brechen. Worauf sich die Erwähnung der österreichischen geheimen Fonds bezog, war dem Regenten bekannt.

So siegte Schleinitz und Bismarck mußte noch einmal nach Petersburg zurückkehren, bis endlich nach jahrlangem Tasten die Schicksalsfrage dennoch an ihn herantrat und der Raum für ihn frei gemacht war. Augenscheinlich fürchtete der Prinzregent, daß die scharf ausgeprägte Persönlichkeit des Diplomaten die Gegnerschaft gegen die Heeresreform verstärken und die Leidenschaften noch heißer entfesseln werde. Am 28. Juni 1861 ist dann das berühmte Telegramm Roons an den Freund erfolgt: „Es ist nötig, die beabsichtigte Urlaubsreise unverzüglich anzutreten. Periculum in mora.“ Aber auch damals fürchtete Bismarck — und wie die Folge zeigte mit Recht — daß der Moment noch nicht gekommen sei, der für ihn den Eintritt in das Ministerium bringen sollte. In seiner Antwort an Roon sagte er:

Brf. v. 2. 7. 1861. In dem Streit wohlthuender Gefühle für junge Auerhühner einerseits und Wiedersehen von Frau und Kindern andererseits tönt Ihr Kommando „an die Pferde“ mit schrillem Mißklang. Ich bin geistesträge, matt und kleinmütig geworden, seit mir das Fundament der Gesundheit abhanden gekommen ist. Meinem Eindruck nach lag der Hauptmangel unsrer bisherigen Politik darin, daß wir liberal in Preußen und konservativ im Auslande auftraten, die Rechte unsres Königs wohlfeil, die fremder Fürsten zu hoch hielten. Eine natürliche Folge des Dualismus zwischen der konstitutionellen Richtung der Minister und

der legitimistischen, welche der persönliche Wille Sr. Majestät unsrer auswärtigen Politik gab. Ich würde mich nicht leicht zu der Erbschaft Schwerins entschließen, schon weil ich mein augenblickliches Gesundheitskapital dazu nicht ausreichend halte. Aber selbst wenn es der Fall wäre, würde ich auch im Innern das Bedürfnis einer anderen Färbung unsrer auswärtigen Politik fühlen. Nur durch eine Schwenkung in unsrer „auswärtigen“ Haltung kann, wie ich glaube, die Stellung der Krone im Innern von dem Andrang degagiert werden, dem sie auf die Dauer sonst thatsächlich nicht widerstehen wird, obschon ich an der Zulänglichkeit der Mittel dazu nicht zweifle. . . . Man sollte glauben, daß eine lange und schwere Mißregierung das Volk gegen seine Obrigkeit so erbittert hätte, daß bei jedem Luftzug die Flamme aufschlägt. Politische Unreife hat viel Anteil an diesem Stolpern über Zwirnsfäden; aber seit 14 Jahren haben wir der Nation Geschmack an der Politik beigebracht, ihr aber den Appetit nicht befriedigt, und sie sucht die Nahrung in den Gossen. Wir sind fast so eitel wie die Franzosen; können wir uns einreden, daß wir auswärts Ansehen haben, lassen wir uns im Hause viel gefallen; haben wir das Gefühl, daß jeder kleine Würzburger uns hänselt und geringschätzt, und daß wir es dulden aus Angst, weil wir hoffen, daß die Reichsarmee uns vor Frankreich schützen wird, so sehen wir innre Schäden an allen Ecken, und jeder Preßbengel, der den Mund gegen die Regierung aufreißt, hat recht. . . . Ich bin meinem Fürsten treu bis in die Vendée, aber gegen alle andern fühle ich in keinem Blutstropfen eine Spur von Verbindlichkeit, den Finger für sie aufzuheben. In dieser Denkungsweise fürchte ich von der unsers allergnädigsten Herrn so weit entfernt zu sein, daß er mich schwerlich zum Rate seiner Krone geeignet finden wird. Deshalb wird er mich, wenn überhaupt, lieber im Innern verwenden. Das bleibt sich aber meines Erachtens ganz gleich, denn ich verspreche mir von der Gesamtregierung keine gedeihlichen Resultate, wenn unsre auswärtige Haltung nicht kräftiger und unabhängiger von Sympathien für Dynastien wird, an die wir aus Mangel an Selbstvertrauen eine Anlehnung suchen, die sie nicht gewähren können und die wir nicht brauchen. Es wäre besser gewesen, in der Militärfrage stramm zu halten gegen Kühne, mit der Kammer zu brechen, sie aufzulösen und dann der Nation zu zeigen, wie der König zu den Leuten steht. Wird der König zu solchen Mitteln im Winter greifen wollen, wenn's paßt? Ich glaube nicht an gute Wahlen für diesmal, obschon gerade die Huldigungen dem Könige manches Mittel gewähren, darauf zu wirken. Aber rechtzeitige Auflösung nach handgreiflichen Ausschreitungen der Majorität sind ein sehr heilsames Mittel, vielleicht das richtigste, zu dem man gelangen kann, um gesunden Blutumlauf herzustellen.

In der Nachschrift fügt Bismarck hinzu:

Mit Schleinitz nehme ich nach Ihrem Schreiben volles Einverständnis an, so daß ich nicht in die geschmacklose Lage komme, gegen meinen Chef zu konspirieren. Sagen und schreiben werde ich natürlich niemand etwas. — Wenn ich den Newaspiegel in der hellen Nacht vor mir sehe, über den Brief hinweg, so wird der Wunsch in mir lebhaft, daß ich nächstes Jahr noch hier sitze. Der Mensch gewöhnt sich an alles, auch an 60 Grad Breite; und Umziehn, Streiten, Aergern und die ganze Knechtschaft Tag und Nacht bilden eine Perspektive, bei der ich schon heute Heimweh nach Petersburg oder Reinfeld habe. In bessrer Gesellschaft, wie in der Ihrigen, kann ich niemals in den Schwindel hineingeraten; aber auf der Sabower Heide hinter den Rebhühnern war es für uns beide behaglicher. Ich werde mich nicht drücken, denn ich mag mir keiner Feigheit bewußt sein, aber wenn in 14 Tagen dieses Gewitter spurlos an mir vorübergegangen und ich ruhig bei Muttern wäre, so würde ich mir einen Entensteiß wünschen, um vor Befriedigung damit wackeln zu können.

Auch jetzt hatte der Besuch in Berlin den gewünschten Erfolg. Bismarck traf den Prinzregenten erst in Baden-Baden an, um mit ihm

dort 5 Tage eingehend zu verhandeln. Seine Aufgabe bestand hier, wie immer, darin, die Entschlossenheit des Königs zu festigen. Eine Folge der Unterhaltungen war die Denkschrift über die deutsche Frage, die Bismarck dem Könige alsbald vorgelegt hat und die thatsächlich den maßgebenden Einfluß auf die nächste Gestaltung der Dinge ausüben sollte. Leider hat Bismarck auch auf der Rückreise nach Berlin Roon nicht mehr getroffen; während der Eine nach Berlin fuhr, eilte der Andere nach Baden-Baden, so daß sie sich wahrscheinlich „auf der Höhe von Trebbin" kreuzten. Auch der Ministerwechsel, der alsbald Herrn von Schleinitz von dem Ministerium des Auswärtigen auf den Posten eines Ministers des königlichen Hauses führte, brachte noch kein Definitivum; er mußte noch einmal nach Petersburg zurückkehren, blieb jedoch von hier aus namentlich mit Roon im regsten Briefwechsel, so daß ihm auch nicht die geringste Wendung in dem Streite um das Heer entging. Der Gedanke, trotz aller Hindernisse doch noch die Entscheidung in seine Hände verlegt zu sehen, hielt ihn während der ganzen folgenden Zeit fest, wenn er auch einmal schrieb:

Brf. v. 17. 1. 1862. Ich bin seit meiner Krankheit geistig so matt geworden, daß mir die Spannkraft für bewegte Verhältnisse verloren gegangen ist. Vor 3 Jahren hätte ich noch einen brauchbaren Minister abgegeben; jetzt komme ich mir in Gedanken darin vor, wie ein kranker Kunstreiter. . . . . Vor dem Ministerium habe ich geradezu Furcht wie vor kaltem Bade.

Am Schlusse dieses Briefes findet sich folgender charakteristischer Erguß:

Neben mir liegt gerade Varnhagens Tagebuch, ich begreife den Aufwand von sittlicher Entrüstung nicht, mit dem man diesen dürftigen Zeitspiegel von 36 bis 45 verdammt. Es stehen Gemeinheiten genug darin, aber gerade so wurde geredet in der Zeit, und schlimmer, es ist aus dem Leben. V. ist eitel und boshaft, wer ist das nicht? es kommt nur darauf an, wie das Leben die Natur des einen oder des andern reift, mit Wurmstichen, mit Sonne oder mit nassem Wetter, bitter, süß oder faul.

Trotz seiner Unlust blieb ihm doch seine Stellung am Petersburger Hofe bis zuletzt durchaus angenehm, er hatte sich sogar zahlreicher Bevorzugungen am Hofe zu erfreuen. So kann er am 13. November an den Grafen Bernstorff eine Schilderung des intimen Verkehrs mit dem Kaiserhause senden:

Bismarck-Jahrbuch IV. Manche meiner Kollegen sind vierzehn Jahre hier, ohne je anders als bei großen Festen am Hofe zu sein. Der Kaiser und eingeladene Militärs erscheinen bei Tisch im Ueberrock, Zivilisten im frac. Nach dem Essen raucht der Kaiser, seine Gäste nur dann, wenn die Kaiserin abwesend ist. Auch wenn er mich in Audienz empfängt, läßt er die Zigarre nicht ausgehen, was Fürst Gortschakoff für einen Beweis besonderen Vertrauens erklärt. Ich würde noch stolzer darauf sein, wenn Se. Majestät mir auch eine Zigarre gäbe, aber ich lasse mir an dem Bewußtsein genügen, der einzige Fremde zu sein, in dessen Gegenwart der Kaiser sich nicht geniert. Diese Dinge werden hier sehr ernstlich gewürdigt und besprochen. Neben seinem Schreibtische hat der Kaiser eine etwa eine Quadratrute große Bucht, zwei Fuß hoch eingezäunt und inwendig gepolstert; in derselben spielen die jüngsten Großfürsten, während Se. Majestät arbeitet. Auch bei Tische zirkulieren die jungen Herrn zwischen den Stühlen

umher. Dieses Privilegium hat auch des Kaisers schwarzer englischer Hühnerhund Mylord, eins der wenigen Wesen, welche dem verderblichen Einfluß der Hofluft widerstehen, denn er frißt noch heute trocknes Brot und benimmt sich tadellos auf der Jagd.

Im April endlich war Bismarcks Abberufung von Petersburg entschieden. Am 12. schreibt er an Roon:

In 14 Tagen hoffe ich bei Ihnen zu sein und diesem Leiden von Abschiedsaudienzen, Visiten, schlechten Verkäufen und packenden Hammerschlägen ein Ende zu machen. Ich weiß nur, daß ich nach Paris oder London gehe, nicht nach welchem von beiden. Brf. v. 12. 4. 1862

Am 10. Mai traf Bismarck in Berlin ein, um nach zahlreichen Unterredungen mit dem Könige und mit den Ministern, vor allem mit Roon, die Entscheidung über sein Schicksal zu erfahren. Gerade damals hielt es der Kurfürst von Hessen für angebracht, von allen Wählern seines Landes die Anerkennung der oktroyierten Verfassung zu fordern und so den alten Konflikt zu erneuern. Einen mahnenden Brief des Prinzregenten, den ihm General von Willisen überbrachte, warf er unter allerlei groben Bemerkungen auf den Tisch. Ueber diesen Fall befragte der leitende Minister Herrn von Bismarck.

Bismarck erklärte: „Der Umstand, daß der Kurfürst einen königlichen Brief auf den Tisch geworfen hat, ist ein wenig geschickter Casus belli; wollen Sie aber Krieg, so ernennen Sie mich zu Ihrem Unterstaatssekretär; dann mache ich mich anheischig, Ihnen binnen vier Wochen einen deutschen Bürgerkrieg bester Qualität zu liefern." Entsetzt fuhr Bernstorff zurück. Aber am 18. Mai schon wurde das preußische Ultimatum in Kassel überreicht: sofortige Entlassung der kurhessischen Minister oder Einrücken der Preußen. Da war auch sofort der Bundesbeschluß fertig, der die Verfassung von 1831 wieder herstellte. Die kurhessischen Minister traten zurück, und das vielgeprüfte Land hatte seinen Rechtsfrieden wieder. Hans Blum. Bd. II.

Noch am 17. Mai schrieb Bismarck an die Gattin:

Unsere Zukunft ist noch ebenso unklar wie in Petersburg; Berlin steht mehr im Vordergrund. Ich thue nichts dazu und nichts dagegen, trinke mir aber einen Rausch, wenn ich erst meine Beglaubigung für Paris in der Tasche habe. Brf v. 17. 5. 1862.

Ob Bismarck sich diesen Rausch wirklich angetrunken hat, vermeldet die Geschichte nicht; Thatsache aber ist, daß er zum großen Erstaunen seiner Freunde nach Paris gesandt wurde, und daß König Wilhelm abermals die Entscheidung hinausschob bis zu schlimmeren Tagen. Der Aufenthalt in Paris trug von vornherein den Charakter des Interimistischen; was aber Roon erwartet und mit aller Sorglichkeit vorbereitet hatte, das geschah dennoch. Bismarck verließ Paris, um an die Spitze des Kampfministeriums zu treten.

Elftes Kapitel.

In Paris.

Es war in der That nur ein Zwischenzustand, der jetzt eintreten sollte; auf dem neuen Terrain, das sich ihm darbot, sollte Bismarck nicht warm werden, wenn auch sein Aufenthalt in Paris sicher dazu gedient hat, sein Urteil über Napoleon und seine Politik, über Frankreich und sein Volk, über die Zustände und Stimmungen der französischen Nation ganz wesentlich zu beeinflussen. Für das private Leben Bismarcks war natürlich dieser interimistische Zustand in jeder Beziehung unerquicklich, wieder war er nicht in der Lage, an der Seite seiner Familie die Fahrt zum neuen Heim anzutreten. Schon am 23. Mai schrieb Roon an seinen Freund Perthes:

Denkw. Roon. II. Brf. v. 23. 5. 1862.

Bismarck erhielt die Aufgabe zugeteilt, sich in Paris über die Verhältnisse Frankreichs genau zu unterrichten und Napoleons Vertrauen so weit als möglich zu gewinnen; wissen Sie aber auch, daß er schwerlich auf dem dortigen Posten lange bleiben wird?

Und der Gattin schrieb Bismarck selbst:

Brf. v. 23 5. 1862.

Aus den Zeitungen hast Du schon ersehn, daß ich nach Paris ernannt bin; „ich bin sehr froh darüber, aber der Schatten bleibt im Hintergrund. Ich war schon so gut wie eingefangen für das Ministerium; ich reise, so schnell ich los komme, morgen oder übermorgen nach Paris. Aber ich kann unsre „unbestimmten" Sachen noch nicht dahin dirigiren, denn ich muß gewärtigen, daß man mich in wenig Monaten oder Wochen wieder herbeiruft und hier behält. Ich komme vorher nicht zu Dir, weil ich erst in Paris Besitz ergreifen will, vielleicht entdecken sie einen andern Ministerpräsidenten, wenn ich ihnen erst aus den Augen bin.

Am 26. Mai wurde Bismarck in Abschiedsaudienz beim Könige auf Schloß Babelsberg empfangen. Welches Ansehens er sich schon damals in der europäischen Diplomatie erfreute, wie man ihn aber dennoch verkannte, beweist ein Ausspruch, den Graf Rechberg gegen den französischen Gesandten, Herzog von Gramont, that und den Thouvenel berichtet:

Le décret de l'Empéreur.

Wenn Herr v. Bismarck eine vollkommene diplomatische Erziehung gehabt hätte, so wäre er einer der ersten Staatsmänner Deutschlands, wenn nicht der erste; er ist mutig, fest, erregt, voll feurigen Eifers; aber unfähig eine vor-

gefaßte Idee, ein Vorurteil, eine Parteimeinung irgend welcher Erwägung (raison) einer höheren Ordnung zu opfern: er hat nicht den praktischen Sinn für Politik, er ist ein Parteimann in des Wortes verwegener Bedeutung, und da er Reiz und Einfluß in den Geschäften hat und außerdem uns feindlich gesinnt ist, so betrachten wir seine Ernennung zum Gesandten in Paris nicht ohne Mißvergnügen und Unruhe. Jedenfalls ist es kein Freund, den wir dort haben werden.

In dem Abschiedsbrief an die Gattin nennt Bismarck seine Reise nur einen Fluchtversuch, den er antrete, „um nur einstweilen aus dem Gasthofswarteleben loszukommen".

Am 1. Juni bereits wurde er vom Kaiser empfangen.

„Er empfing mich freundlich, sieht wohl aus, ist etwas stärker geworden, aber keineswegs dick und gealtert, wie man zu karrikieren pflegt. Die Kaiserin ist noch immer eine der schönsten Frauen, die ich kenne, trotz Petersburg; sie hat sich eher embelliert seit 5 Jahren. Das Ganze war amtlich und feierlich, Abholung im Hofwagen mit Ceremonienmeister, und nächstens werde ich wohl eine Privataudienz haben". Brf. v. 1. 6. 1862.

Auch an Roon berichtet er über diese Audienz, der der erwartete Privatempfang acht Tage später folgte:

Ich bin glücklich angekommen, wohne hier wie eine Ratte in der leeren Scheune und bin von kühlem Regenwetter eingesperrt. Gestern hatte ich feierliche Audienz, mit Auffahrt in kaiserlichen Wagen, Zeremonie, aufmarschirten Würdenträgern. Sonst kurz und erbaulich, ohne Politik, die auf un de ces jours und Privataudienz verschoben wurde. Die Kaiserin sieht sehr gut aus, wie immer. Gestern Abend kam der Feldjäger, brachte mir aber nichts aus Berlin, als einige lederne Dinger von Depeschen über Dänemark. Ich hatte mich auf einen Brief von Ihnen gespitzt. Aus einem Schreiben, welches Bernstorff an Reuß gerichtet hat, ersehe ich, daß der Schreiber auf meinen dauernden Aufenthalt hier und den Seinigen in Berlin mit Bestimmtheit rechnet, und daß der König irrt, wenn er annimmt, daß jener je eher, je lieber nach London zurück verlange. Ich begreife ihn nicht, warum er nicht ganz ehrlich sagt, ich wünsche zu bleiben oder ich wünsche zu gehen, keins von beiden ist ja eine Schande. Beide Posten gleichzeitig zu behalten, ist schon weniger vorwurfsfrei. Sobald ich etwas zu berichten, d. h. den Kaiser unter vier Augen gesprochen habe, werde ich dem Könige eigenhändig schreiben. Ich schmeichle mir noch immer mit der Hoffnung, daß ich Seiner Majestät weniger unentbehrlich erscheinen werde, wenn ich ihm eine Zeitlang aus den Augen bin, und daß sich noch ein bisher verkannter Staatsmann findet, der mir den Rang abläuft, damit ich hier noch etwas reifer werde. Ich warte in Ruhe ab, ob und was über mich verfügt wird. Geschieht in einigen Wochen nichts, so werde ich um Urlaub bitten, um meine Frau zu holen, muß dann aber doch Sicherheit haben, wie lange ich hier bleibe. Auf achttägige Kündigung kann ich mich hier dauernd nicht einrichten. Brf. v. 2. 6. 1862.

Der Gedanke, mir ein Ministerium ohne Portefeuille zu geben, wird hoffentlich allerhöchsten Ortes nicht Raum gewinnen; bei der letzten Audienz war davon nicht die Rede; die Stellung ist nicht praktisch; nichts zu sagen und alles zu tragen haben, in alles unberufen hineinstänkern und von jedem abgebissen, wo man wirklich mitreden will. Mir geht Portefeuille über Präsidium; letzteres ist doch nur eine Reservestellung; auch würde ich nicht gern einen Kollegen haben, der halb in London wohnt. Will er nicht ganz dahin ziehen, so gönne ich ihm von Herzen zu bleiben, wo er ist, und halte es nicht für freundschaftlich, ihn zu drängen.

Herzliche Grüße an die Ihrigen. Ihr treuer Freund und bereitwilliger, aber nicht mutwilliger Kampfgenosse, wenn's sein muß; im Winter noch lieber, als bei die Hitze!

Brf. v. 9. 6. 1862. Unsern freundschaftlichen Nachbar hier habe ich ruhig und behäbig gefunden, sehr wohlwollend für uns und sehr geneigt, die Schwierigkeiten der „deutschen Frage" zu besprechen; er kann seine Sympathien keiner der bestehenden Dynastien versagen, aber er hofft, daß Preußen die große ihm gestellte Aufgabe mit Erfolg lösen werde, die deutsche nämlich, dann werde die Regierung auch im Innern Vertrauen gewinnen. Lauter schöne Worte.

Bismarcks Briefe aus der Pariser Zeit sind natürlich angefüllt mit vollberechtigten Klagen über den Schwebezustand, zu dem man ihn verurteilt hatte. Dieser Zustand mußte ihm um so unbehaglicher sein, je inniger er an einem ruhigen und geordneten Familienleben hing.

Ein gewisser Humor spricht dennoch gerade aus den Briefen jener Zeit; so schreibt er an die Gattin:

Brf. v. 1. 6. 1862. Ich sehne mich nach Geschäften, denn ich weiß nicht, was ich anfangen soll. Heut habe ich allein dinirt, die jungen Herrn waren aus; den ganzen Abend Regen und allein zu Hause. Zu wem sollte ich gehn? Mitten im großen Paris bin ich einsamer wie Du in Reinfeld und sitze hier wie eine Ratte im wüsten Hause. Ich esse einstweilen im Café. Wie lange es dauert, weiß Gott. In 8 bis 10 Tagen erhalte ich wahrscheinlich eine telegraphische Citation nach Berlin, und dann „ist Spiel und Tanz vorbei". Wenn meine Gegner wüßten, welche Wohlthat sie mir persönlich durch ihren Sieg erweisen würden, und wie aufrichtig ich ihn ihnen wünsche! Im nächsten Sommer wohnen wir dann vermuthlich in Schönhausen. Hurero! Ich gehe nun in mein großes Himmelbett, so lang wie breit, als einziges lebendes Wesen im ganzen Stockwerk, ich glaube, auch im Parterre wohnt niemand . . . .

Und bald darauf schreibt er an das „liebe Schwesterherz":

Brf. v. 16. 6. 1862. Mein Barometerstand ist noch immer auf veränderlich, wie seit Jahr und Tag, und wird auch wohl noch lange so bleiben, mag ich hier oder in Berlin wohnen. Ruhe ist im Grabe, hoffe ich wenigstens. Ende Juni warte ich in Ruhe ab; weiß ich dann noch nicht, was aus mir wird, so werde ich eindringlich um Gewißheit bitten, damit ich mich hier einrichten kann. Habe ich Aussicht, bis zum Januar hier zu bleiben, so denke ich Johanna im September zu holen, obschon ein Etablissement auf 4 Monat in eigner Häuslichkeit immer sehr provisorisch ist und unbehaglich. Man schlägt bei Aus- und Einpacken ein kleines Vermögen an Glas und Porzellan entzwei. Für jetzt fehlt mir außer Frau und Kind hier vorzugsweise die Fuchsstute. Ich habe einige Mietgäule versucht, lieber aber reite ich nie wieder. Das Haus liegt sehr schön, ist aber dunkel, feucht und kalt. Die Sonnenseite mit Treppen und nonvaleurs verbraucht, alles liegt nach Norden, riecht dumpfig und kloakig. Kein einziges Möbel auf, kein Winkel, in dem man gern sitzen möchte; $^3/_4$ vom Hause ist als „gute Stube" verschlossen, überzogen, und ohne große Umwälzung der Einrichtung für den täglichen Gebrauch nicht vorhanden. Ich bin etwas in Sorge, wenn wir hier bleiben, daß es Johanna wenig gefallen wird. Der Franzose hat einen Fond von Formalismus in sich, an den wir uns schwer gewöhnen. Die Furcht, irgend eine Blöße zu geben, das Bedürfnis, stets außen und innen sonntäglich angethan zu erscheinen, la manie de poser, macht den Umgang ungemütlich. Man wird niemals näher bekannt, und wenn man es sucht, so glauben die Leute, man will sie anpumpen oder heiraten oder den ehelichen Frieden stören. Es steckt unglaublich viel Chinesentum, viel Pariser Provinzialismus in den Leuten; der Russe, Deutsche, Engländer hat in seinen civilisierten Spitzen einen vornehmen universellen Zuschnitt, weil er die „Form" zu lüften und abzuwerfen versteht. Aus demselben Grunde hat er aber auch in seinen untern und mittlern Schichten viel mehr Rohheit und Geschmacklosigkeit, auf erstes Anfühlen wenigstens. Sie sagen hier: grattez le Russe et le barbare paraîtra. Wenn man aber vom Franzosen die Rinde durchzukratzen

versucht, so bekommt man garnichts raus. In einigen Tagen soll ich nach Fontainebleau: die Kaiserin ist etwas stärker geworden, dadurch hübscher wie je, und immer sehr liebenswürdig und lustig. Nachher gehe ich auf einige Tage nach London. Eine Anzahl angenehmer Russinnen, die ich hier hatte, ist meist verschwunden; heut auch die Benckendorff und die schöne Obolenski; nun weiß ich bald nicht mehr, wo ich müßige Stunden verschwatzen soll.

Auch an seinen vorgesetzten Minister sandte Bismarck eine kurze Darstellung der vertraulichen Beratungen, die er mit Napoleon gepflogen hatte:

Vorgestern beim Kaiser kam ich etwas in die Lage Josephs bei der Frau von Potiphar. Er hatte die unzüchtigsten Bündnisvorschläge auf der Zunge; wenn ich etwas entgegengekommen wäre, so hätte er sich deutlicher ausgesprochen. Er ist ein eifriger Verfechter deutscher Einheitspläne, d. h. kleindeutscher, nur kein Oesterreich darin; wie schon einmal vor fünf Jahren mir gegenüber, wollte er, daß Preußen eine Seemacht wenigstens zweiten Ranges werden und die dazu nötigen Häfen besitzen müsse. Er ließ sich von mir den Jahdebusen auf der Karte zeigen und fand die Einschachtelung in Oldenburg und dann in Hannover eine „Absurdität“. Merkwürdig ist die abweichende Politik der Kaiserin; sie ist katholisch, päpstlich, konservativ für das Ausland: sogar österreichisch. Brf. v. 28. 6. 1862.

In einem Privatbrief fragt Bismarck bald darauf bei dem Minister an, ob er sich in Paris auf 8 Tage, 8 Wochen oder 8 Monate einrichten solle. Er erhielt die Antwort, daß der Minister dem Könige vorgelesen und dieser darauf geantwortet habe, er könne in diesem Augenblick noch keinen Entschluß fassen.

Sein Plan für die nächste Zeit war, einige Tage nach London zu gehen, dann in Vichy Brunnen zu trinken, in Trouville See zu baden. In der That reiste er Ende Juni nach London zum Besuche der Weltausstellung und hier lernte er sowohl Disraeli als Palmerston kennen. Der spätere Lord Beaconsfield soll damals die Aeußerung gethan haben: „Geben Sie wohl acht auf diesen Mann, er meint was er sagt.“ In einem Brief nach der Rückkehr schrieb Bismarck an Roon in einem Urteil über die Engländer und London: „Die Leute sind über China und die Türkei sehr viel besser unterrichtet, wie über Preußen; Loftus muß noch mehr Unsinn an seinen Minister schreiben, als ich dachte!“ Im übrigen klagte er darüber, daß er in Paris gar nichts zu thun habe, er könne dieses „Nichtwohnen“ auf die Länge nicht aushalten, dazu sei er nicht Fähnrich genug. Wie aber die Dinge in Berlin lagen und bei der dauernden Unklarheit der Lage wollte man ihm nicht einmal den von ihm geforderten Urlaub bewilligen, und erst auf wiederholtes Drängen und nachdem er versichert hatte, daß er physisch einer Stärkung durch Berg- und Seeluft bedürftig sei, wurde seinem Wunsche gewillfahrt. Wenn er in die Galeere eintreten sollte, so schreibt er, so müsse er etwas Gesundheitsvorrat sammeln, Paris sei ihm bis jetzt schlecht genug bekommen mit dem Hundebummelleben als Garçon.

Allerdings hat es auch in dieser „Muße“ an Aufregungen nicht gefehlt. Das geht aus dem Briefwechsel zwischem ihm und Roon hervor, der Bismarcks Eingreifen in Berlin immer dringender erscheinen läßt. Wir lassen Teile dieses Briefwechsels hier folgen:

Denkw. Roons. II.

Unter dem 4. Juni schrieb Roon:

„. . . Am Sonntage sprach mir Schleinitz über den Ersatz für Hohenlohe und meinte, Ihre Zeit wäre noch nicht gekommen. Als ich ihn fragte, wer denn als Haupt des Ministerii fungieren sollte, zuckte er die Achseln, und als ich hinzusetzte, es bliebe dann nichts übrig, als daß er sich selbst erbarmte schlüpfte er darüber hinweg, nicht abwehrend, nicht zustimmend. Daß mich dies beunruhigt, kann Sie nicht wundern. Ich nahm daher gestern Gelegenheit, an maßgebender Stelle die Ministerpräsidenten-Frage auf die Bahn zu bringen, und fand die alte Hinneigung zu Ihnen neben der alten Unentschlossenheit, Wer kann da helfen? Und wie soll dies enden? — — Keine regierungsfähige Partei! Die Demokraten sind selbstverständlich ausgeschlossen, aber die große Majorität besteht aus Demokraten und solchen, die es werden wollen, wenngleich ihr Adreßentwurf von Loyalitätsversicherungen trieft. Daneben die Konstitutionellen, d. h. die Eigentlichen, ein Häuflein von wenig mehr als 20 Köpfen, Vincke an der Spitze, ca. 15 Konservative, 30 Katholiken, einige 20 Polen. Wo also findet eine mögliche Regierung die nötige Unterstützung? Welche Partei kann bei dieser Gruppierung regieren außer den Demokraten, und diese können es, dürfen es erst recht nicht. Unter diesen Umständen, so sagt meine Logik, muß die jetzige Regierung im Amte bleiben, so schwierig es auch sein mag. Und eben deshalb muß sie sich mit Notwendigkeit verstärken und zwar je eher, je lieber. — — Daß Graf Bernstorff immer zwei große Posten in Beschlag habe, scheint mir nun nicht eben durch Preußens Interesse geboten zu sein. Ich werde mich daher sehr freuen, wenn Sie nächstens zum Ministerpräsidenten ernannt werden, obgleich ich überzeugt bin, daß B. dann binnen kurzem aus seiner Doppelstellung treten und nicht länger den Koloß, 1 Fuß in Berlin, 1 in London, spielen wird. Ich schiebe es Ihnen ins Gewissen, keinen Gegenzug zu thun, da er schließlich dahin führen könnte und würde, den König in die offenen Arme der Demokraten zu treiben. — — Zum 11. ds. M. ist Hohenlohes Urlaub um. Er wird nicht wiederkommen, sondern nur sein Entlassungsgesuch. Und dann, ja dann hoffe ich, wird der Telegraph Sie herrufen. Alle Patrioten ersehnen dies. Wie könnten Sie da zaudern und manövrieren?"

Bismarck antwortete:

Brf. v. 8. 6. 1862.

. . . So sehr lange kann die Ungewißheit übrigens nicht mehr dauern; ich warte bis nach dem 11., ob der König bei der Auffassung vom 26. v. M. bleibt oder sich anderweit versorgt. Geschieht bis dahin nichts, so schreibe ich Sr. Majestät in der Voraussetzung, daß mein hiesiges Verhältnis definitiv wird, und ich meine häuslichen Einrichtungen danach treffe, mindestens bis zum Winter oder länger hier zu bleiben. Meine Sachen und Wagen sind noch in Petersburg, ich muß sie irgendwo unterbringen; außerdem habe ich die Gewohnheiten eines achtbaren Familienvaters, zu denen gehört, daß man irgendwo einen festen Wohnsitz hat, und der fehlt mir eigentlich seit Juli v. J., wo mir Schleinitz zuerst sagte, daß ich versetzt würde. Sie thun mir Unrecht, wenn Sie glauben, daß ich mich sträube; ich habe im Gegenteil lebhafte Anwandlungen von dem Unternehmungsgeist jenes Tieres, welches auf dem Eise tanzen geht, wenn ihm zu wohl wird. —

Ich bin den Adreßdebatten einigermaßen gefolgt und habe den Eindruck, daß sich die Regierung in der Kommission, vielleicht auch im Plenum, mehr hergegeben hat, als nützlich war. Was liegt eigentlich an einer schlechten Adresse? Die Leute glauben mit der angenommenen einen Sieg erfochten zu haben. In einer Adresse führt eine Kammer Manöver mit markirtem Feinde und Platzpatronen auf. Nehmen die Leute das Scheingefecht für ernsten Sieg und zerstreuen sich plündernd und marodierend auf königlichem Rechtsboden, so kommt wohl die Zeit, daß der markierte Feind seine Batterien demaskiert und scharf schießt. Ich vermisse etwas Gemütlichkeit in unsrer Auffassung; Ihr Brief atmet ehrlichen Kriegerzorn, geschärft von des Kampfes Staub und Hitze.

Sie haben, ohne Schmeichelei, vorzüglich geantwortet, aber es ist eigentlich schade drum, die Leute verstehen kein Deutsch.

Recht unwirsch spricht sich Bismarck über die Verhandlungen der preußischen Abgeordneten aus, indem er jedoch gleichzeitig den bei der Opposition gegen die Armeereform anzuwendenden Plan entwickelt:

Ich denke mir, daß das Ministerium allen Streichungen im Militäretat ruhig und deutlich opponiert, aber keine Krisis über dieselben herbeiführt, sondern die Kammer das Budget vollständig durchberaten läßt. Das wird, wie ich annehme, im September geschehen sein. Dann geht das Budget, von dem ich voraussetze, daß es für die Regierung nicht annehmbar ist, an das Herrenhaus, falls man sicher ist, daß die verstümmelte Budget-Vorlage dort abgelehnt wird. Dann, oder andernfalls schon vor der Beratung im Herrenhause, könnte man es, mit einer königlichen Botschaft, welche mit sachlicher Motivirung die Zustimmung der Krone zu einem derartigen Budgetgesetz verweigert, an die Abgeordneten zurückgeben mit der Aufforderung zu neuer Beratung. Eine 30tägige Vertagung des Landtages würde vielleicht an diesem Punkte, oder schon früher, einzuschalten sein. Je länger sich die Sache hinzieht, desto mehr sinkt die Kammer in der öffentlichen Achtung, da sie den Fehler begangen hat und noch weiter begehen wird, sich in alberne Kleinigkeiten zu verbeißen, und da sie keinen Redner hat, der nicht die Langeweile des Publikums vermehrte. Kann man sie dahin bringen, daß sie sich in solche Lappalie wie die Kontinuität des Herrenhauses verbeißt und darüber Krieg anfängt und die Erledigung der eigentlichen Geschäfte verschleppt, so ist es ein großes Glück. Sie wird müde werden, hoffen, daß der Regierung der Atem ausgeht und die Kreisrichter müssen mit den Kosten ihrer Stellvertretung geängstigt werden. Wenn sie mürbe wird, fühlt, daß sie das Land langweilt, dringend auf Konzessionen seitens der Regierung hofft, um aus der schiefen Stellung erlöst zu werden, dann ist m. E. der Moment gekommen, ihr durch meine Ernennung zu zeigen, daß man weit entfernt ist, den Kampf aufzugeben, sondern ihn mit frischen Kräften aufnimmt. Das Zeigen eines neuen Bataillons in der ministeriellen Schlachtordnung macht dann vielleicht einen Eindruck, der jetzt nicht erreicht würde; besonders wenn vorher etwas mit Redensarten von Oktroyieren und Staatsstreicheln gerasselt ist, so hilft mir meine alte Reputation von leichtfertiger Gewaltthätigkeit und man denkt: „Nanu geht's los.“ Dann sind alle Zentralen und Halben zum Unterhandeln bereit.

Ich bin doch erstaunt von der politischen Unfähigkeit unsrer Kammern, und wir sind doch ein sehr gebildetes Land; ohne Zweifel zu sehr; die andern sind bestimmt auch nicht klüger als die Blüte unserer Klassenwahlen, aber sie haben nicht dies kindliche Selbstvertrauen, mit dem die Unsrigen ihre unfähigen Schamteile in voller Nacktheit als mustergültig an die Oeffentlichkeit bringen. Wie sind wir Deutschen doch in den Ruf schüchterner Bescheidenheit gekommen? Es ist keiner unter uns, der nicht vom Kriegführen bis zum Hundeflöhen alles besser verstände als sämtliche gelernte Fachmänner, während es doch in anderen Ländern viele giebt, die einräumen, von manchen Dingen weniger zu verstehen als andere, und deshalb sich bescheiden und schweigen.

Mehr als sechs Wochen hindurch verbrachte Bismarck seinen Urlaub in Südfrankreich und in den Pyrenäen. Köstliche Reisebriefe aus jener Zeit erzählen uns von dem nachhaltigen Eindruck, den die herrliche Natur auf ihn machte; so schreibt er aus Bordeaux an die Gattin:

Sehr schöne Schlösser habe ich gesehn, Chambord, wovon die aus einem Buch gerissne Anlage eine unvollkommne Idee giebt, entspricht in seiner Verödung dem Geschick seines Besitzers. In den weiten Hallen und prächtigen Sälen, wo Könige mit Maitressen und Jagden ihren Hof hielten, bilden die Kinderspielsachen des Herzogs von Bordeaux das einzige Mobiliar. Die Führerin hielt mich für einen französischen Legitimisten und zerdrückte eine Brf. v. 27. 7. 1862.

Thräne, als sie mir die kleine Kanone ihres Herrn zeigte. Ich bezahlte den Tropfen tarifmäßig mit 1 Fr. extra, obschon ich keinen Beruf habe, den Carlismus zu subventioniren. Die Schloßhöfe lagen so still in der Sonne, wie verlassne Kirchhöfe; von den Türmen hat man eine weite Rundsicht, aber nach allen Seiten schweigender Wald und Haidekraut bis an den äußersten Horizont, keine Stadt, kein Dorf, kein Bauernhaus, weder am Schloß, noch im Umkreis. Aus beiliegenden Proben von Haidekraut wirst Du nicht mehr erkennen, wie purpurn diese von mir geliebte Pflanze dort blüht, die einzige Blume in den Königlichen Gärten, und Schwalben, fast das einzige lebende Wesen im Schloß. Für Sperlinge ist es zu einsam. Prächtig liegt das alte Schloß von Amboise, man sieht von oben die Loire 6 Meilen weit auf und ab. Von dort hierher geht man allmählich in den Süden über. Das Getreide verschwindet und macht dem Mais Platz, dazwischen rankiger Wein und Kastanienwälder, Schlösser und Schlößchen mit vielen Türmen, Schornsteinen und Erkern, alle weiß mit hohen, spitzen Schieferdächern. Es war glühend heiß, und ich sehr froh, ein halbes Coupé allein zu haben. Am Abend herrliches Wetterleuchten im ganzen Osten und jetzt eine angenehme Kühle, die ich bei uns noch schwül finden würde. Die Sonne ging schon um 7 Uhr 35 unter, in Petersburg wird man jetzt, um 11, noch ohne Licht sehn können.

Von Bayonne aus sendet er folgende anschauliche Darstellung:

Brf. v. 29. 7. 1862. Das Land, welches ich soeben durchfahren habe, versetzt mich auf den ersten Anblick lebhaft ins Gouvernement Pskow oder Petersburg. Von Bordeaux bis hier ununterbrochen Fichtenwald, Haidekraut und Moor, bald Pommern, wie etwa im Strandwald hinter den Dünen, bald Rußland. Wenn ich aber mit der Lorgnette hinsah, schwand die Illusion; statt der Kiefer ist es die langhaarige Seepinie, und die anscheinende Mischung von Wachholder, Heidelbeeren und dergl., welche den Boden deckt, löst sich in allerhand fremdartige Pflanzen mit myrthen- und cypressenartigen Blättern auf. Die Pracht, in der das Haidekraut hier seine violett-purpurnen Blüthen entwickelt, ist überraschend; dazwischen eine sehr gelbe Ginsterart, mit breiten Blättern, das Ganze ein bunter Teppich. Der Fluß Adour, an dem Bayonne liegt, begrenzt dieses Bmoll der Haide, welches mir in seiner weichern Idealisirung einer nördlichen Landschaft das Heimweh schärfte. Von St. Vincent sieht man zuerst über Haide und Kiefern hinweg die blauen Umrisse der Pyrenäen, eine Art riesigen Taunus, aber doch kühner und zackiger in den Umrissen. Die Post ist bis 4 Uhr, während der heißen Zeit, geschlossen, ich kann erst in 1 Stunde Deinen Brief bekommen und würde doppelt ungeduldig sein, wenn ich nicht gestern Deinen Brief vom 23. schon gehabt hätte und der hiesige älter ist. Ich denke, gegen Abend zu Wagen nach Biarrits zu fahren, dort morgen zu baden und dann meinen Weg zur Gränze fortzusetzen. In Fuenterrabia erwarte ich Nachricht, ob G. in S. Sebastian ist; dann besuche ich ihn; ist er aber schon nach Madrid zurück, so begnüge ich mich, die Bidassoa überschritten zu haben, fahre hier wieder her und sodann längs der Berge nach Pau; von dort wende ich mich rechts ins Gebirge, zuerst nach Eaux Bonnes und Eaux Chaudes, von da nach Cauterets, St. Sauveur, Luz, Barèges, Bagnères de Luchon. Ich kann nicht sagen, daß ich mich langweile, eine Menge neuer Eindrücke sprechen mich an, aber ich komme mir doch wie ein Verbannter vor, und bin mit meinen Gedanken mehr an der Kamenz als am Adour. Deutsche Zeitungen habe ich seit 6 Tagen nicht gesehn und vermisse sie auch nicht . . . .

Aus San Sebastian stammt folgende Schilderung:

Brf. v. 1. 8. 1862. Der Weg von Bayonne hierher ist herrlich, links die Pyrenäen, etwas wie Dent du Midi und Moleson, was hier aber Pic und Port heißt, im wechselnden Alpenpanorama, rechts das Meer, Ufer wie bei Genua. Der Uebergang nach Spanien ist überraschend, in Behobie, dem letzten französischen Ort, konnte man glauben, ebensogut an der Loire zu sein, in Fuenterrabia eine steile

Gasse, 12 Fuß breit, jedes Fenster mit Balkon und Vorhang, jeder Balkon mit schwarzen Augen und Mantillen, Schönheit und Schmutz, auf dem Markte Trommeln und Pfeifen und einige hundert Weiber, alt und jung, die unter sich tanzten, während die Männer rauchend und drapirt zusahn. Die Gegend ist bis hierher außerordentlich schön, grüne Thäler und waldige Hänge, darüber phantastische Linien von Festungswerken, Reihe hinter Reihe; Buchten der See mit ganz schmalen Einfahrten, die, wie Salzburger Seen in Bergkesseln, tief ins Land schneiden. Aus meinem Fenster sehe ich auf eine solche, durch eine Felseninsel gegen die See abgeschlossen, von Bergen mit Wald und Häusern steil eingerahmt, links unten Stadt und Hafen. Um 10 badete ich, und nach dem Frühstück gingen oder schlichen wir durch die Hitze auf den Berg der Citadelle und saßen lange auf einer Bank, einige hundert Fuß unter uns die See, neben uns die schwere Festungsbatterie mit einer singenden Schildwache. Dieser Berg oder Fels wäre eine Insel, wenn ihn nicht eine niedrige Landzunge mit dem Festlande verbände. Die Landzunge scheidet zwei Meeresbuchten von einander, nnd so hat man von der Citadelle nach Norden den weiten Blick in die See, östlich und westlich auf die beiden Buchten, wie zwei Schweizerseen, südlich auf die Landzunge mit der Stadt darauf, und dahinter, landwärts, himmelhohe Gebirge. Ich wollte Dir ein Bild davon malen können, und wenn wir 15 Jahre jünger wären, so führen wir beide her. Morgen oder übermorgen gehe ich nach Bayonne zurück, bleibe aber einige Tage noch in Biarrits, wo es nicht so schön am Strande ist, wie hier, aber doch hübscher, als ich dachte, und civilisirter zu leben. Von Berlin und Paris höre ich zu meiner Beruhigung kein Wort. Ich bin sehr sonnenroth und hätte am liebsten eine Stunde heut in der See gelegen; das Wasser trägt mich wie ein Stück Holz, es ist grade noch kühl genug, um angenehm zu sein. Man ist fast trocken, wenn man in die Anziehhütte kommt, dann setze ich mir den Hut auf und gehe im Peignoir spazieren; 50 Schritt davon baden die Damen, ländlich, sittlich. — Douanen und Paßscheerereien ohne Ende und unglaubliche Chausseegelder, sonst bliebe ich noch länger hier, anstatt in Biarrits zu baden, wo man ein Kostüm dazu anlegen muß. . . .

Aus Biarritz sendet Bismarck an seine Schwester folgende launige Darstellung:

Ich klettre und gehe den ganzen Tag wie eine Ziege, liege im feuchten Gras ohne Furcht vor Rheuma und werde täglich 1 Jahr jünger, also wenn ich noch lange bleibe, studentisch oder kindisch. Außer meiner Nachbarin kenne ich hier nur eine alte Gräfin B. . . . und ihre Enkelin, ein hübsches tanzlustiges Fräulein, mit der ich einige Mal walzen mußte, ehe Orlows kamen. Das Gros der übrigen Gesellschaft sind Spanier von guter Familie und schlechter Erziehung; sie sprechen keine europäische Sprache, und ich weiß nichts mit ihnen aufzustellen. Sehr mal à propos kamen mir vor 3 Tagen G . . . s aus M . . . hier an, er, sie und der Sohn . . . sie störten mein Behagen durch ihre Ansprüche an landsmannschaftliche Gastlichkeit, und es wurde mir schwer, freundlich zu ihnen zu bleiben. Vielleicht gelang es mir wirklich nicht, und die Alte wird Geschichten über mich ausbringen. (Heut sind sie fort!!) Meinethalben, ich werde alt und dickfellig gegen das qu'en dira-t-on. Wenn Du mir schreiben willst, so adressire nach Paris, als ob ich dort wäre, von da behält man mich im Auge. Ich trete meinen Rückzug von hier über Pau, Barèges, Toulouse, Marseille an, nur heut noch nicht. Von Bernstorf(f) hatte ich vor einigen Tagen einen veralteten Brief vom 5. Er wünscht, daß der Stellenwechsel, „wenn er sich überhaupt auf das Fachministerium erstrecken soll", jedenfalls vor Ende Sept. stattfinde. Ich gehe nicht vor Ende meines Urlaubs, der etwa den 14. abläuft, nach Berlin und Pommern. Vorher habe ich Angst, in Berlin im sonnigen Gasthof vor Anker gelegt zu werden. Dann muß sich mein Geschick entscheiden, mir ist es einerlei, wie.

Brf. v. 20. 8. 1862

Aus der idyllischen Ruhe wurde Bismarck zum erstenmal in Toulouse emporgeschreckt, wo er einen Brief von Roon vorfand. Die Ungeduld, mit der er der ewigen Verschleppung seiner Angelegenheit zusah, verrät der an seine Gattin gerichtete Stoßseufzer: „Mein Urlaub ist um; Gewißheit ist jetzt nötig, oder ich nehme Knall und Fall meinen Abschied." Von Roon selbst verlangt er entschieden Klarheit; er wolle ja in Paris bleiben, aber er müsse wissen, wie er sich einrichten soll. Jedenfalls sei er bereit, auch ein Präsidium ohne Portefeuille anzunehmen. Nach Karlsbad zum Könige zu gehen, wie ihm der Freund rate, lehne er ab, denn der Monarch könne sonst auf ehrgeizige Absichten bei ihm schließen, die ihm, weiß Gott, fernlägen. Er sei so zufrieden, in Paris zu bleiben, daß er nichts weiter erbitte, als die Gewißheit, wenigstens bis 1875 dort zu bleiben. „Schaffen Sie mir diese oder jede andere Gewißheit und ich male Engelsflügel an Ihre Photographie." Nun, Bismarck ist nicht bis 1875 in Paris geblieben. Schon nach drei Tagen erhielt er von Roon, als er bereits auf der Rückreise nach Paris sich in Avignon befand, in dem weltgeschichtlich berühmten Telegramm: „Die Birne ist reif", das Stichwort, das ihn nach Berlin berief. Denn dort hatte die Krisis ihren Höhepunkt erreicht; man steuerte der Entscheidung zu. In Babelsberg war es, wo Roon, der einen bösen Ausgang voraussah, dem Könige den Rat gab: „Berufen Ew. Majestät doch Bismarck." Auf die zaghafte Antwort des Monarchen: „Er wird nicht wollen, wird es jetzt auch nicht übernehmen; er ist auch nicht da, es kann mit ihm nichts besprochen werden", konnte Roon antworten: „Er ist hier, er wird Ew. Majestät Ruf bereitwillig folgen." Als noch am selben Tage der Diplomat in Babelsberg erschien, hatte der König bereits seine Abdankung unterzeichnet. Er bebte vor dem Kampfe, dem harten Konflikt innerhalb einer drohenden Welt zurück; der Gedanke an die Entsagung hatte ihn während des ganzen Jahres bereits erfüllt. Als das letzte Mittel der Verzweiflung sollte Bismarcks Berufung dienen. Ueber die entscheidende Begegnung hat dieser später selbst berichtet: Als er erschienen sei, habe der König bereits die Urkunde seiner Abdankung vor sich liegen gehabt und beabsichtigt, den Kronprinzen rufen zu lassen, um das Dokument und damit die Regierung in seine Hände zu legen, falls Bismarck seine Hilfe versagen würde. Bismarck aber nahm das Angebot sofort an. Damals geschah es, daß er seinen greisen Herrn „am Portepee und an der preußischen Offiziersehre" fassen mußte, um in ihm den verhängnisvollen Entschluß des Rücktritts zu entkräften. Die Darstellung jener Szene gehört der Geschichte an, neu sind aber manche Thatsachen, die der greise Fürst uns berichtet:

(Brf. v. 12. 9. 1862.)

(Ged. u. Er. I.)

Am 20. September Morgens in Berlin angelangt, wurde ich zu dem Kronprinzen beschieden. Auf seine Frage, wie ich die Situation ansähe, konnte ich nur sehr zurückhaltend antworten, weil ich während der letzten Wochen keine deutschen Zeitungen gelesen und in einer Art von dépit mich über heimische Angelegenheiten nicht informiert hatte. Meine Verstimmung hatte ihren Grund darin, daß der König mir in Aussicht gestellt hatte, mir in spätestens sechs

Wochen Gewißheit über meine Zukunft, d. h. darüber zu geben, ob ich in Berlin, Paris oder London mein Domizil haben sollte, daß darüber aber schon ein Vierteljahr verflossen war, und ich im Herbst noch immer nicht wußte, wo ich im Winter wohnen würde. Ich war mit der Situation in ihren Einzelheiten nicht so vertraut, daß ich dem Kronprinzen ein programmartiges Urteil hätte abgeben können; außerdem hielt ich mich auch nicht für berechtigt, mich gegen ihn früher zu äußern als gegen den König. Den Eindruck, den die Thatsache meiner Audienz gemacht hatte, ersah ich zunächst aus der Mitteilung Roons, daß der König mit Bezug auf mich zu ihm gesagt habe: „Mit dem ist es auch nichts, er ist ja schon bei meinem Sohne gewesen." Die Tragweite dieser Aeußerung wurde mir nicht sofort verständlich, weil ich nicht wußte, daß der König sich mit dem Gedanken der Abdikation trug und voraussetzte, daß ich davon gewußt oder etwas vermutet hätte und mich deshalb mit seinem Nachfolger zu stellen gesucht habe.

In der That war mir jeder Gedanke an Abdikation des Königs fremd, als ich am 22. September in Babelsberg empfangen wurde, und die Situation wurde mir erst klar, als Se. Majestät sie ungefähr mit den Worten präzisierte: „Ich will nicht regieren, wenn ich es nicht so vermag, wie ich es vor Gott, meinem Gewissen und meinen Unterthanen verantworten kann. Das kann ich aber nicht, wenn ich nach dem Willen der heutigen Majorität des Landtags regieren soll, und ich finde keine Minister mehr, die bereit wären, meine Regierung zu führen, ohne sich und mich der parlamentarischen Mehrheit zu unterwerfen. Ich habe mich deshalb entschlossen, die Regierung niederzulegen, und meine Abdikationsurkunde, durch die angeführten Gründe motiviert, bereits entworfen." Der König zeigte mir das auf dem Tische liegende Aktenstück in seiner Handschrift, ob bereits vollzogen oder nicht, weiß ich nicht. Se. Majestät schloß, indem er wiederholte, ohne geeignete Minister könne er nicht regieren.

Ich erwiderte, es sei Sr. Majestät schon seit dem Mai bekannt, daß ich bereit sei, in das Ministerium einzutreten, ich sei gewiß, daß Roon mit mir bei ihm bleiben werde, und ich zweifelte nicht, daß die weitere Vervollständigung des Kabinetts gelingen werde, falls andere Mitglieder sich durch meinen Eintritt zum Rücktritt bewogen finden sollten. Der König stellte nach einigem Erwägen und Hin- und Herreden die Frage, ob ich bereit sei, als Minister für die Militär-Reorganisation einzutreten, und nach meiner Bejahung die weitere Frage, ob auch gegen die Majorität des Landtages und deren Beschlüsse. Auf meine Zusage erklärte er schließlich: „Dann ist es meine Pflicht, mit Ihnen die Weiterführung des Kampfes zu versuchen, und ich abdiziere nicht."

Ein früherer Bericht über diese entscheidende Szene, der gleichfalls auf den Fürsten Bismarck zurückzuführen ist, stellt sie in folgender, ähnlicher Weise dar: Als Bismarck die Abdankungsurkunde ansah und bemerkte, dahin dürfe es in Preußen nicht kommen, erwiderte der König: „Ich habe alles versucht und sehe nirgends einen Ausweg. Gegen meine Ueberzeugung kann ich nicht regieren, meine Minister sind gegen mich, mein Sohn hat sich auf ihre Seite gestellt. Auch Sie sind ja bereits bei ihm gewesen. Komme ich mit Ihnen zu keiner Verständigung, so lasse ich dies hier in den Staatsanzeiger setzen und dann mag mein Sohn zusehen, wie er fertig wird. Die Preisgebung der Armeereorganisation ist gegen meine Ueberzeugung, und gegen diese zu handeln, würde mir als eine Pflichtwidrigkeit erscheinen." Bismarck entgegnete: Er sei bei dem Kronprinzen nur gewesen, weil Se. Königliche Hoheit ihn sofort nach seiner Ankunft in Berlin zu sich befohlen habe. Auf Befragen des Kronprinzen über seine Absichten habe er erwidert: er müsse zuvor die Wünsche Sr. Majestät kennen lernen. Vor

allen Dingen aber bitte er den König, die Abdankungsurkunde und alle auf Abdankung bezüglichen Gedanken aufzugeben. Der König wog das Blatt in der Hand und fragte: „Wollen Sie es versuchen, ohne Majorität zu regieren?“ — „Ja.“ — „Ohne Budget?“ — „Ja.“ — „Dann sehen Sie hier mein Programm.“

Der König wies dann auf einem Spaziergang durch den Park Herrn v. Bismarck nun ein sechs oder mehr Quartseiten umfassendes, mit seiner kleinen Handschrift eng beschriebenes Schriftstück. Bismarck fing an zu lesen. Obenan stand die Frage der Kreisordnung, bei welcher über die Vertretung der Rittergüter und der Städte auf den Kreistagen ein harter Kampf entbrannt war. Bismarck sagte zum König: „Ew. Majestät, es handelt sich jetzt doch nicht um die Frage, ob auf den Kreistagen der Städter oder der Junker das Uebergewicht haben soll, sondern ob in Preußen die Krone oder die Majorität des Abgeordnetenhauses regieren soll. Ist diese Frage entschieden, so ordnen sich die anderen von selbst. Wenn Ew. Majestät mir das Vertrauen schenken, so bin ich bereit, die Geschäfte zu übernehmen, aber ohne Programm. In einer so schwierigen Lage ist ein geschriebenes Programm für Ew. Majestät wie für mich bindend und kann unter Umständen erschwerend wirken. Zunächst gilt es doch, die Hauptfrage zu entscheiden.“

Ged. u. Er. I Es gelang mir, den König zu überzeugen, daß es sich für ihn nicht um konservativ oder liberal in dieser oder jener Schattierung, sondern um königliches Regiment oder Parlamentsherrschaft handele, und daß die letztere unbedingt und auch durch eine Periode der Diktatur abzuwenden sei. Ich sagte: „In dieser Lage werde ich, selbst wenn Eure Majestät mir Dinge befehlen sollten, die ich nicht für richtig hielte, Ihnen zwar diese Meinung offen entwickeln, aber wenn Sie auf der Ihrigen schließlich beharren, lieber mit dem Könige untergehen, als Eure Majestät im Kampfe mit dem Parlament im Stiche lassen.“ Diese Auffassung war damals durchaus lebendig und maßgebend in mir, weil ich die Negation und die Phrase der damaligen Opposition für politisch verderblich hielt im Angesicht der nationalen Aufgaben Preußens, und weil ich für Wilhelm I. persönlich so starke Gefühle der Hingebung und Anhänglichkeit hegte, daß mir der Gedanke, in Gemeinschaft mit ihm zu Grunde zu gehen, als ein nach Umständen natürlicher und sympathischer Abschluß des Lebens erschien.

Nach einigem Nachdenken willigte der König ein. Man befand sich auf einer Brücke über einer kleinen Schlucht im Park, der Monarch begann das Programm zu zerreißen und die Stücke fallen zu lassen. Bismarck nahm sie wieder auf, indem er sagte: „Wollen Ew. Majestät das Papier nicht lieber dem Kamin anvertrauen? Hier könnte es doch aufgefunden werden, und ein jeder kennt hier Ew. Majestät Handschrift.“ Der König steckte das Programm in die Brusttasche seines Interimsrockes, besprach mit Bismarck die behufs der Erneuerung zu erledigenden Formalitäten, wobei er u. a. betonte, dem Fürsten Hohenzollern, der damals noch formell Ministerpräsident war, selbst schreiben zu wollen, und wandte sich dann zum Gehen. War seine Haltung vor der Unterredung die eines tiefgebeugten Mannes gewesen, so schritt er jetzt aufrecht, fest und straff von dannen.“

Dem erwähnten radikalen Entschluß der Kammer folgte die Ernennung Bismarcks zum Staatsminister und Vorsitzenden des Ministeriums. Niemand ahnte damals, sagt Sybel, daß mit diesem Tage in Wahrheit eine neue Aera für Preußen und Deutschland und damit für Europa beginne. Denn wie viele Menschen wußten etwas von Bismarcks innerer Entwickelung seit 1851! Alle Welt sah in ihm den keckſten Vorkämpfer der feudalen Partei, den frechsten Gegner alles liberalen Strebens, den Redner, der alle großen Städte vom Erdboden hatte vertilgen wollen, der den Liberalen den drohenden Zuruf entgegengeschleudert hatte, „das stolze Roß Borussia werde die parlamentarischen Sonntagsreiter in den Sand setzen"; sein Name steigerte die Aufregung der Gemüter in das Grenzenlose. Jetzt sei der letzte Schleier zerrissen, dieser märkische Junker, der einst den ersten Schritten zur Verfassung widersprochen, der in Erfurt sich gegen die deutsche Einheit erhoben, der die ehrlose Olmützer Politik verteidigt habe, um dann im Bundestag eine seiner Gesinnung entsprechende nahrhafte Unterkunft zu finden, dieser servile Aristokrat habe sich jetzt von Napoleon in den Künsten des Staatsstreiches unterrichten lassen und hoffe, mit Kartätschensalven die Fetzen der Verfassung in alle Winde zu jagen. Hier heiße es also, fest auf dem Boden des Gesetzes zusammenzustehen, jede unwürdige Schwäche abzuwerfen und an keiner Stelle das geringste Atom des beschworenen Verfassungsrechtes mit feiger Nachgiebigkeit zu opfern. Erich Marcks aber schließt den ersten Teil seines Lebensbildes Kaiser Wilhelms des Ersten mit den treffenden Worten:

„Damit tritt König Wilhelm aus der Stelle des Handelnden um einen Schritt zurück. Die Last der Thaten muß er nun in die Hände des Anderen legen. Die Zeit der Größe bricht an, die ihm in vollem Sinne zu eigen gehört, ist vorüber; sein Größtes hat er geleistet." Von jetzt aber hält der König und sein Minister in Treuen zusammen bis zum gemeinsamen Siege. Die selbständige Macht der Krone und der Regierung wird gewahrt trotz aller Fährnisse, denn durch all die Jahre des Kampfes und des Leidens stand Bismarck mit zäher Energie in der Bresche.

Zwölftes Kapitel.

Eintritt in das Ministerium.

Die Zeit der wilden Stürme begann für Otto von Bismarck in jener Stunde, da er Abschied nahm vom Kaiser Napoleon in denselben Gemächern zu St. Cloud, in den einst Karl der Zehnte die verhängnisvollen Juli-Ordonnanzen unterzeichnete. Der Abschiedsgruß des französischen Herrschers war die Mahnung, das Schicksal Polignacs nicht zu vergessen. Und als Herr Otto v. Bismarck in der preußischen Hauptstadt eintraf, von seinem Könige herbeigerufen in der äußersten Not, da empfing ihn die Frage: „Wer in Himmels Namen ist dieser Bismarck, daß man ihn auf einen so hohen Posten stellen sollte?“ und die Antwort der Kundigen lautete: „Bismarck ist der Staatsstreich.“ Und in den Blättern klang es zur Begrüßung wider vom „prahlenden Junker“, vom „hohlen Großsprecher“, vom „Napoleonverehrer“ und „Städtevertilger“. Man scharrte die Reminiszenzen zusammen aus der Revolutionszeit, da der Deichhauptmann von Schönhausen zuerst auf der Tribüne erschien und unter dem Toben der Landboten eingetreten war für das preußische Stammesbewußtsein, und da in denselben Tagen, in denen die Revolution durch die Gassen tobte, der pommersche Junker aus treuem Preußenherzen heraus seinem Könige Gut nnd Leben zur Verfügung stellte.

Vier lange Jahre hat der Konflikt gedauert, aber das nicht Geglaubte wurde Wahrheit, das Unerhörte Gewißheit: Die drei Männer, deren Namen späterhin noch durch manch anderes Band des Ruhmes für alle Zeiten verbunden werden sollten, Wilhelm, Bismarck und Roon, erfochten den glänzendsten Sieg gegen eine Welt von Feinden, von Uebelwollen und Mißverständnis, von Thorheit und Haß, von Doktrinarismus und Parteiwut. Wie es gekommen wäre, wenn diese drei nicht, Treue um Treue gewährend, fest zu einander standen wie einst im letzten Kampf der Nibelungen, wie Deutschlands Geschick sich gestaltet, wenn König Wilhelm, müde des Kampfes mit seinem Volke, nachgegeben und gar der Krone entsagt hätte, wenn Roon die Grundgedanken der Heeresreform preisgab und Otto v. Bismarck, den man mit Catilina und Strafford verglich, den man als doppelzüngigen, mit

Napoleon verbündeten Verräter beschimpfte, den Posten verließ, wer vermag es zu künden? Wenn es aber wahr ist, daß ohne den Hammer kein Eisen geschmiedet, ohne Schwert kein Schlag geführt werden kann, dann ist es auch gewiß, daß ohne den eisernen Willen, den Bismarck in der Konfliktszeit bewies, nicht Deutschlands Einheit erfochten wurde. Hätten die Waldeck und Grabow, die Virchow und Hoverbeck gesiegt, hätten sie mit einer verhängnisvollen Schwächung des Heeres zugleich das Königtum unter das Joch des parlamentarischen Willens gebeugt, dann wäre niemals der Tag von Versailles heraufgezogen und noch immer wäre mit gebrochenem Fittich der Kaiseradler an die Stange gekettet.

Nicht den Kampf allein um die Heeresmacht, sondern auch den Kampf um das Königtum und sein Recht galt es zu führen, als Wilhelm der Erste Otto v. Bismarck berief. Es galt, Deiche und Dämme zu schaffen, daß nicht die parlamentarische Welle hinüberflute und der Krone den Glanz raube. Das Stichwort, dem Bismarck in diesem Kampfe zu folgen gedachte, gab er bereits aus, als vor Beginn des Konfliktes zum erstenmale, wenn auch noch zu früh, das Kommando „An die Pferde" erscholl: „Ich bin meinem Fürsten treu bis in die Vendée, aber gegen alle anderen fühle ich in keinem Blutstropfen eine Spur von Verbindlichkeit, den Finger für sie aufzuheben." Als Bismarck im Schloß Babelsberg erschien, hatte König Wilhelm bereits seine Abdankung unterzeichnet, alles schien verloren, und doch war gerade in diesem Augenblick alles gewonnen; denn eine neue Armee zog heran und diese Armee hieß — Bismarck. Welcher Geist ihn beseelte, welche Gefahren ihm drohten, das zeigen deutlicher als alles zwei Worte, die er damals sprach: „Der Tod auf dem Schaffot ist unter Umständen ebenso ehrenvoll wie der auf dem Schlachtfelde" und „Ich kann mir schlimmere Todesarten denken als die Hinrichtung". Und das erste Wort, das er zu den Landboten sprach, war das von „Eisen und Blut". Er stand allein da und verlassen, in der ganzen Einsamkeit des Genies.

Ursache und Verlauf des Konfliktes ist heute noch bekannt; nur wenige Daten mögen die Erinnerung festigen. Am 22. Juli 1858 hatte Roon seine „Bemerkungen und Entwürfe zur vaterländischen Heeresverfassung" an den Prinzregenten nach Baden-Baden gesandt; einleitend hatte er geschrieben: „Die hier zu lösende Aufgabe beschränkt sich auf die praktische Frage: durch welche Mittel Preußen seine welthistorische Aufgabe zu behaupten, seine politische Mission zu erfüllen vermag?" Und die Antwort forderte die Herstellung und Erhaltung eines schlagfertigen Heeres. „Die preußische Armee wird auch in Zukunft das preußische Volk in Waffen sein . . . Es gilt, die Geschicke des Vaterlandes gegen die Wechselfälle der Zukunft sicherzustellen." Der Landtag opponierte den Vorschlägen Roons, die liberalen Minister neigten zu schwächlichen Kompromissen; die Abgeordneten waren bereit, einen einmaligen Kredit zur Bestreitung der Kosten der Heeres-Reorganisation

zu bewilligen, aber sie wollten nichts davon wissen, daß die neuen Truppen einen ständigen, unanfechtbaren Posten im Kriegsbudget einnehmen sollten. Der eigentliche Konflikt entbrannte jedoch erst am 5. März 1862, als Roon erklärte, daß die Regierung nicht von der dreijährigen Dienstzeit lassen könne und der Kammer das Recht bestritt, die Mittel für die neueingerichteten Regimenter stets von neuem zu bewilligen oder nach Willkür abzulehnen. Hier sahen die Volksvertreter ihr vornehmstes Recht, das Budgetrecht, in schwerer Gefahr und schier unlösbar begannen sich die Fäden ineinander zu schlingen. Am 22. und 29. August versagte, wie wir oben erwähnten, der Landtag jeden Mann und jeden Groschen, alle Kosten der Heeresreform und des neuen Flottengründungsplanes, mit 273 gegen 68 Stimmen wurden die gesamten Heeresforderungen aus dem Budget für 1862 herausgestrichen und dieses verstümmelte Budget mit 308 gegen 11 Stimmen angenommen! Ein Ministerium war dem anderen gefolgt, da erschien die königliche Ordre, die den Prinzen zu Hohenlohe-Ingelfingen von dem Vorsitz im Staatsministerium entband und zunächst interimistisch, wenige Tage darauf dauernd, dem bisherigen Gesandten in Paris, Herrn von Bismarck, jenes Amt übertrug, das er durch ein Menschenalter zu Deutschlands Heil und Segen geführt hat. Seine Wanderjahre waren vorüber, der grimme Männerkampf um das größte Ziel begann.

Jetzt haben die Männer, die damals Bismarck bekämpften, bis auf wenige längst ihre Fehler erkannt; ein Sybel ist der glühendste Bewunderer des großen Staatsmannes geworden und in manchen von den alten Gegnern hat sich der Groll in Begeisterung verwandelt. Längst hat man erkannt, auf wessen Seite damals Scharfblick und weise Voraussicht stand, und daß der Liberalismus nur um Schattenbilder focht. Nicht allen ist heute ein Vorwurf deshalb zu machen: Wir Späteren sehen die ragende Vollgestalt und wissen, wer Bismarck ist; die Männer von damals standen vor einem Ungekannten, kaum noch Bewährten und noch immer ist es des Genius Art, daß er sich erst durchkämpfen muß zur Anerkennung. Ein herber Vorwurf trifft nur jene, die hartnäckig und verbissen auch jetzt nicht einräumen wollen, daß ihnen die Weltgeschichte Unrecht gegeben, und die dem Wundervollen zum Trotz, das über uns hinzog, festhalten an veralteter Thorheit. Bismarck und Virchow! Zur Sonne fliegt der Adler, mühselig in der Muskel verkapselt sich die Trichine.

Mit unbeschreiblicher Energie ging Bismarck vor. Er war fest entschlossen, daß die Armee, wie sie vom König organisiert war, nicht um einen Mann vermindert werden sollte, und keine Macht auf Erden, nicht der erbitterte Haß seiner Landsleute, nicht die abfälligen Urteile Europas, nicht die Drohung, ihn unter Anklage zu stellen, nicht die Aussicht auf Verbannung und Schaffot konnten den Unerschütterlichen erschüttern: „Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo“. „Was liegt daran“, so sagte er zu dem nachgiebigen, den Liberalen geneigten

Kronprinzen, „wenn man mich auch hängt, wenn nur der Strick Ihren Thron fest an das geeinte Deutschland bindet.“ Wer ahnte damals, daß er den Kampf schon führte, um für die Einigung Deutschlands den Grundbau zu schaffen!

Und nun begann der Kampf mit allen seinen Wechselfällen, jener Kampf, in dem ein einzelner rang gegen tausende, bis er den Sieg erfocht. Bismarcks Haltung war zuerst versöhnlich, aber der Oelzweig, den er aus Avignon brachte, wurde zurückgewiesen. Nichts konnte die Kammer bewegen, die Forderungen für die reorganisierte Armee zu bewilligen, während weder der König noch das Herrenhaus auf Abstriche eingingen. So regierten König Wilhelm und seine Minister denn ohne Budget, stürmische Auftritte folgten einander, im Lande wuchs die erbitterte Erregung. In den Kammerdebatten war Bismarck stolz, selbstbewußt, schneidend, sarkastisch, aber stets vornehm in seiner Polemik, gesellschaftlich gewandt; wenn die Doktrinäre dort unten gegen ihn donnerten, dann blieb er kühl, und wenn sie von Anklage und Schaffot lärmten, dann schrieb er amüsante Briefe an seine Frau oder entwirft seinem Freunde Motley ein Bild seiner Gegner: „Eure Gefechte sind blutig, unsere geschwätzig; diese Schwätzer können Preußen wirklich nicht regieren, ich muß den Widerstand leisten, sie haben zu wenig Witz und zu viel Behagen. Dumm in seiner Allgemeinheit ist nicht der richtige Ausdruck; die Leute sind, einzeln betrachtet, zum Teil recht gescheit, meist unterrichtet, regelrechte deutsche Universitätsbildung, aber von der Politik über die Kirchturm-Interessen hinaus wissen sie so wenig, wie wir als Studenten davon wußten, ja noch weniger, in auswärtiger Politik sind sie auch einzeln genommen Kinder; in allen übrigen Fragen aber werden sie kindisch, sobald sie in corpore zusammentreten, massenweis dumm, einzeln verständig.“ Während Bismarck dies schrieb, tobte wenige Schritte von ihm Virchow und er hielt sich für weise und groß und für ein Stück Mirabeau! Schnell aber folgten sich die Dinge. Die zweite Kammer nahm eine Resolution an, in der das Verhalten der Regierung als verfassungswidrig bezeichnet wurde, das Herrenhaus aber bewilligte den Etat wie ihn die Regierung vorgeschlagen und schuf so die Grundlage zu Bismarcks Theorie, daß die Mehrheit der entscheidenden Gewalten, König und Herrenhaus, gewissermaßen das Recht der Majorisierung gegenüber dem dritten Faktor besäßen. Bis zum 27. Januar 1863 wurde der Landtag geschlossen, als er wieder zusammentrat, war die Feindseligkeit nur noch verschärft. Es begann die berühmte Adreßdebatte, in der Bismarck darauf hinwies, daß das ganze Verfassungsleben eine Reihe von Kompromissen sei, daß der Konflikt eintreten müsse, wenn eine der beteiligten Gewalten ihre eigene Ansicht mit doktrinärem Absolutismus durchführen wolle — „das preußische Königstum hat seine Mission noch nicht erfüllt, es ist noch nicht reif dazu, einen rein ornamentalen Schmuck Ihres Verfassungsgebäudes zu bilden, noch nicht reif, als ein toter Maschinenteil dem Mechanismus des parlamentarischen Regiments eingefügt zu werden.“ Damals fiel das Wort:

„Meine Herren, ich bin stolz darauf, eine preußische Sprache zu reden und Sie werden dieselbe noch oft von mir hören.“ Daß der Landtag keine preußische Sprache sprach, hat er in seinem unsäglich läppischen Verhalten gegen den polnischen Aufstand bewiesen. Protestierte doch sogar ein Sybel gegen Bismarcks Politik, welche „sich hiermit wieder das Zeugnis ausstellt, daß die Essenz ihres Wesens die Nichtachtung des Rechtes ist, daß sie weder im Innern noch nach außen handeln, weder ruhen noch wirken, ja ich möchte sagen, weder leben noch sterben kann, ohne die Gesetze dieses Landes zu verletzen. Und Herr v. Rönne, der berühmte Staatsrechtslehrer, rief aus, diese Politik gefährde sogar die Existenz der Dynastie aufs äußerste.“ Twesten, Unruh, Simson, Waldeck, Vincke, Carlowitz, sie alle donnerten gegen Bismarck, einige konservative Männer am Rhein aber schenkten ihm den ersten Ehrendegen mit der Inschrift: „Das Wegekraut sollst stehen la'n — hüt' Dich, Junge, 's sind Nesseln dran.“ Immer neue Stürme folgten, Bismarcks und Roons Konflikt mit dem Präsidenten, die Adresse der Kammer, die königliche Botschaft; am 27. Mai 1863 wurde die Session geschlossen, am 28. Oktober fanden Neuwahlen statt und — nur noch 37 Stimmen blieben auf Seiten der Regierung. Jeder andere hätte jetzt den Mut verloren, Bismarck ging kampfesfreudiger denn je dem Sturme entgegen. Der erste Schlag gegen den Verhaßten war die Verweigerung der Anleihe für den dänischen Krieg. Der Vertreter der Mehrheit schloß seine Rede mit den Worten: „Sagen wir uns von jeder Gemeinschaft mit der Politik dieses Ministeriums los.“ — Herr Virchow erklärte von Bismarck: „Er ist jetzt dem Bösen verfallen und er wird von ihm nicht wieder loskommen!“ Am 1. Februar 1864 überschritt die österreichisch-preußische Armee die Eider und ein Franzose, Prosper Mérimée, schrieb um diese Zeit: „Il n'y a que M. de Bismarck qui soit un vrai grand homme“.

Und in der That war die erste Sitzung nach dem dänischen Kriege nur von Streitigkeiten, Vorwürfen und Anklagen erfüllt. Wiederum verwarf der Landtag die neue Militärvorlage, die bereits so lockende Früchte getragen hatte, sie weigerte sich, die Ausgaben, die einen neuen Lorbeerkranz um die Stirn Preußens gewunden, zu genehmigen oder die Mittel zum Bau einer Flotte zu gewähren. Da rief ihnen Bismarck zu, daß „im allgemeinen die Existenz auf der Basis der Phäaken bequemer sei, als auf der Basis der Spartaner, daß er aber hoffe, daß wie Düppel und Alsen ihnen zum Trotz erobert seien, so Preußen, ungeachtet ihrer „impotenten Negative“ eine Flotte bekommen würde.“ Und Bismarck war wiederum der Prophet, und wie er Deutschland fortführte die Höhen zum Siege empor, so zwang er auch in der Kammer seine Gegner nieder. Nicht Reden, sondern Eisen und Blut haben den preußischen Konflikt gelöst!

* * *

Es ist natürlich, daß gerade jene Zeit des Konfliktes, in der Otto von Bismarck im Kampfe gegen eine Welt der Feindschaft und des Vorurteils herauswuchs zu dem größten preußischen Staatsmann, überreich ist an privaten und politischen Dokumenten. Wenn wir nur denen folgen, die besonders charakteristisch erscheinen, so liegt die Begründung eben in der Fülle des Materials.

Als Bismarck von seinem König berufen wurde, wurde sein Name, wenn auch nicht in der Heimat, wo man von seinem Wirken in Frankfurt vielleicht nur allzuwenig wußte, so doch im Ausland mit größter Achtung genannt; das läßt sich erkennen aus dem ersten Leitartikel, der zwar schon am 14. Juni 1862 in dem Journal des Débats erschien, zu der Zeit als Bismarck als Gesandter nach Paris versetzt worden war, aber hier eingefügt sein mag, um den Unterschied kenntlich zu machen gegen den Empfang, der ihm in Preußen bereitet wurde:

Der neue Gesandte, der vom König von Preußen dazu ausersehen ist, den Grafen Pourtalès abzulösen, hat am 1. Juni dem Kaiser sein Beglaubigungsschreiben überreicht. Als der Gesandte Berlin verließ, war seine Ernennung erst wenige Tage bekannt, obgleich sein Name unmittelbar nach dem Eintreten der Vakanz als der dem König genehmste genannt worden war. Herr von Bismarck-Schönhausen hat sich also mit seiner Reise hierher sehr beeilt; und diese Eile ist ein günstiges Vorzeichen, denn sie beweist, daß die preußische Regierung Wert darauf gelegt hat, im Augenblick der Wiedereröffnung des Landtages auch ihre diplomatischen Beziehungen zu Frankreich wieder zu ordnen und in eine freundliche Verbindung mit dem benachbarten Kaiserreich zu treten. Penzler V.

Herr Otto von Bismarck ist noch jung, er ist im April 1815 in Schönhausen an der Elbe geboren und 1851 in die diplomatische Laufbahn eingetreten. Er wurde damals sofort auf den speziellen Wunsch des Königs Friedrich Wilhelm IV. zum Bundestagsgesandten in Frankfurt ernannt und damit auf einen Posten gestellt, der immer schwierig, immer umworben, damals aber ganz besonders schwer auszufüllen war, weil es sich dort darum handelte, die Ereignisse, deren Schauplatz Deutschland eben gewesen war, im Interesse Preußens auszunützen. Diesen Posten konnte nur ein Mann ausfüllen, der durch seine Herkunft, seinen Charakter und seine Vergangenheit allen denen ein unbegrenztes Vertrauen einflößte, die aufrichtig die Wiederherstellung der sittlichen und materiellen Ordnung im Deutschen Bunde wünschten; ein Mann, der klar genug sah, um in den verwickelten Interessen Preußens sich zurechtzufinden, der billig genug dachte, um jedem Staat — und sogar Oesterreich — im Bundestag seinen legitimen Einfluß zu wahren, und der doch die nötige Energie besaß, um die größeren Staaten an einer Ueberschreitung der ihnen von der Verfassung des Bundestages gezogenen Grenzen zu hindern. König Friedrich Wilhelm kannte seine Leute, er zeichnete Herrn von Bismarck, der seit vier Jahren in der zweiten preußischen Kammer saß und dort eine geachtete Stellung erworben hatte, besonders aus, und er schickte ihn nach Frankfurt, weil er in ihm das Zeug zu einem Diplomaten ersten Ranges zu finden glaubte.

In manchen wichtigen Punkten unterschied Herr von Bismarck sich sehr deutlich noch von seinen Collegen. Er bekannte sich offen zum Konstitutionalismus und meinte, da der König doch einmal genötigt gewesen sei, eine Verfassung zu geben, müsse man diese Verfassung auch uneingeschränkt hinnehmen und sie in Freiheit sich entwickeln lassen — soweit damit nicht die Autorität und die Prärogative der Krone und die Grundbedingungen der preußischen Macht und Größe in Frage gestellt würden. Auch über Oesterreich hatte er eigene Gedanken; er sah in diesem Staat den Antagonisten Preußens und fand

durch die überragende Großmachtstellung Oesterreichs Deutschland bedroht — um so mehr, als der deutsche Besitz nur einen kleinen Teil des österreichischen Staates bildet und dieser Staat daher ganz andere Interessen als Deutschland — und oft diesen geradezu entgegengesetzte — hat. Im Uebrigen empfand er für keine europäische Macht eine grundsätzliche Sympathie oder Antipathie und gab immer der Meinung Ausdruck, Preußen müsse seine volle Freiheit und Unabhängigkeit bewahren, um im gegebenen Falle mit Allen politische Geschäfte machen zu können, mit Frankreich, England, Rußland, sogar mit Oesterreich.

Sieben Jahre lang hat Herr von Bismarck mit Ehren die harte Schule in Frankfurt besucht, wo er unter den schwierigsten Verhältnissen — und namentlich auch während des Krimkrieges — die preußischen Ansprüche zu vertreten hatte. Keine Komplikation blieb ihm erspart, denn Preußen mußte sich gleichzeitig gegen Rußlands drängendes Werben, gegen die mehr oder minder offen ausgesprochenen Wünsche Frankreichs und Englands und gegen die arglistigen Zumutungen Oesterreichs zur Wehr setzen, das bei jeder Gelegenheit den preußischen Einfluß im Bundestage zu schwächen suchte.

Im März 1859 wurde Herr von Bismarck nach St. Petersburg geschickt, wo er einen großen Erfolg hatte, weil es ihm gelang, zugleich die Achtung und das Vertrauen des Kaisers Alexander und seines Ministers, des Fürsten Gortschakow, zu gewinnen. Nun ist Herr von Bismarck in Paris . . . .

Abgesehen von der Persönlichkeit des Gesandten, geben auch die besonderen Umstände seiner Ernennung eine ungewöhnliche Bedeutung. Wie viele und wie wichtige Fragen harren gerade jetzt der Beantwortung! Frankreich ist zum politischen Centrum Europas, fast möchte man sagen: der Welt, geworden, und Preußen ist durch seine Stellung und seine bewährte Eigenart berufen, an der Lösung dieser gewichtigen Probleme einen erheblichen Anteil zu nehmen. Alle, die Herrn von Bismarck kennen, sind überzeugt, daß er seiner Aufgabe gewachsen sein wird, daß die Interessen Preußens nicht geeigneteren Händen anvertraut werden konnten, daß er von versöhnlicher Gesinnung erfüllt ist und geistige Klarheit und ein ungetrübtes Urteil besitzt. Besonders rühmt man seine loyale Aufrichtigkeit, seine Abneigung gegen alle Hinterhaltigkeit und gegen die kleinlichen Künste der Intrigue. Er verabscheut die Doppelzüngigkeit, die man so oft manchen deutschen Kabinetten vorzuwerfen hatte, und er besitzt alle Eigenschaften, um auch in Paris den Erfolg zu finden, den er in Petersburg und in Frankfurt an seine Thätigkeit zu fesseln gewußt hat.

Es ist in hohem Maße charakteristisch, daß Otto von Bismarck als „der kommende Mann" in gewissen Kreisen schon galt, als Friedrich Wilhelm IV. noch im Kampf stand gegen die Revolution; immer wieder fällt auf ihn das Auge der führenden Männer, und nur die Sorge vor seinem überschäumenden, kampfbereiten Temperament hinderte, wie wir sahen, an dem Vollbringen. Aber wohl täglich wird sein Name erst ausgesprochen, als Roon an sein großes Werk ging, mit dem Prinzregenten der Schöpfer der Heeresreform. Streng, schroff, ein Diener seines Kriegsherrn, voll großer, starker, preußischer Anschauungen, voll reicher wissenschaftlicher Bildung und kühnen Fluges, tief christlich und tief monarchisch, furchtlos, ja rauh bei aller inneren Wärme, die sein Wesen seiner Gattin und seinen Freunden enthüllte, der erste der mächtigen Kämpfer einer hereinbrechenden eisernen Zeit — so schildert Erich Marcks Roons Charakter. Mit den Worten: „Es gilt Großes zu leisten, nur ein Schelm denkt immer nur an sich; das Reformwerk ist eine Existenzfrage für Preußen, es muß vollbracht werden", trat er das Amt des Kriegsministers an.

Aber Roon bedurfte des Helfers für sein Werk, den Soldaten mußte der Politiker ergänzen. So hat er sich Bismarck geholt. Mit ihm steht er durch lange Jahre im Briefwechsel, überaus rege ist der Meinungsaustausch der beiden Männer, so daß, als sie endlich Seite an Seite gestellt werden, eine tiefe Harmonie zwischen ihnen besteht. Aber Roon stieß mit seinem Wunsche gerade dort auf Widerstand, wo die Entscheidung lag, auf der Seite des Königs. „Er selbst passe nicht für den Prinzen, der sehr sanft behandelt werden müsse", schrieb Bismarck im Jahre 1858 an Gerlach. Noch galt, wie Bismarck vier Jahre später sich ausdrückte, seine „alte Reputation vor leichtfertiger Gewaltthätigkeit", man traute ihm alles zu. Der Genius war es, der in seiner Naturkraft den König erschreckte, die Leidenschaft, der zwingende Wille, der Dämon. „Des Königs eigene, vornehme, gerade Art, allem Dämonischen so gänzlich fremd, männlich aber milde, von jener Reinheit, die sich niemals beflecken kann, aber eben deshalb auch nicht dazu fähig ist, im starken Zusammenstoß des Weltlichen, im Gemenge der Politik das Große selber zu thun, das nun einmal nicht ausgeführt werden kann ohne den Griff auch in den Ruß und in den Schmutz hinein, ohne die Freiheit einer sich selbst daran setzenden, verwegenen Entschließung — diese sittlich empfindliche Natur, die überdies die eigene monarchische Würde sehr bestimmt empfand, sie wurde von Bismarcks dämonischer Kraft zurückgestoßen, sie mußte sich selbst erst überwinden, ehe sie sich ihm anheimgab. Erst als der Konflikt ausgebrochen war, als alle Wege verlegt zu sein schienen, wurde Bismarck berufen auf Roons Drängen und Flehen. In der „ministeriellen Schlachtordnung erschien ein neues Bataillon", wie Bismarck dem Freunde schrieb, in Wahrheit aber, wie Spätere erkannten, eine neue Armee.

Die Helfer im Streit hat Bismarck selbst geschildert. Karl von Bodelschwingh übernahm die Finanzen, Graf Itzenplitz das Handelsministerium.

Beide beschränkten sich darauf, die Beschlüsse der sachkundigen Räte mit ihrer Unterschrift zu versehen und nach Möglichkeit die Divergenzen zu vermitteln, in welche die Beschlüsse der teils liberalen, teils in engen Ressort-Gesichtspunkten befangenen Räte mit der Politik des Königs und des Staatsministeriums geraten konnten. Die Unterstützung meiner Politik hatte ich persönlich von den in Rede stehenden beiden Kollegen nicht zu erwarten, weder nach ihrem Verständnis für dieselbe noch nach dem Maß von Wohlwollen, welches sie für mich als jüngeren und ursprünglich dem Geschäft nicht angehörigen Präsidenten übrig hatten. Ged. u. Er. I

Minister des Innern war Herr von Jagow, der bald durch den Grafen Friedrich Eulenburg ersetzt wurde, obwohl dieser „arbeitsscheu und vergnügungssüchtig" war und einen gewissen „Mangel an Arbeitsamkeit und Pflichtgefühl" besaß. Immerhin nennt ihn Bismarck neben Roon den Hervorragendsten im Konfliktsministerium. Ueber diesen aber, den Getreuesten, urteilt Bismarck:

Roon war der einzige unter meinen spätern Kollegen, der bei meinem Eintritt in das Amt sich der Wirkung und des Zweckes desselben und des

gemeinsamen Operationsplanes bewußt war und den letzteren mit mir besprach. Er war unerreicht in der Treue, Tapferkeit und Leistungsfähigkeit, womit er vor und nach meinem Eintritt die Krisis überwinden half, in die der Staat durch das Experiment der neuen Aera geraten war. Er verstand sein Ressort und beherrschte es, war der beste Redner unter uns, ein Mann von Geist und unerschütterlich in der Gesinnung eines ehrliebenden preußischen Offiziers. Mit vollem Verständnis für politische Fragen wie Eulenburg, war er konsequenter, sichrer und besonnener als dieser. Sein Privatleben war einwandsfrei. Ich war mit ihm von meinen Kinderjahren her, als er, mit topographischen Aufnahmen beschäftigt, sich im Hause meiner Eltern aufhielt (1833), persönlich befreundet und habe nur unter seinem Jähzorn zuweilen gelitten, der sich leicht bis zur Gefährdung seiner Gesundheit steigerte. In der Zeit, während deren ich krankheitshalber das Präsidium an ihn abgegeben hatte, 1873, machten sich Streber, wie Harry Arnim und jüngere Militärs, dieselben, die mit ihren Verbündeten in der „Kreuzzeitung“ und durch die „Reichsglocke“ gegen mich arbeiteten, an ihn heran und suchten ihn mir zu entfremden. Seine Präsidialstellung nahm ohne meine Mitwirkung ein Ende auf die Initiative meiner übrigen Kollegen, die bei ihm, dessen Heftigkeit sich mit den Jahren steigerte und der seinerseits von unsern Mitarbeitern in Zivil nicht imponiert war, die Formen vermißten, auf welche sie im kollegialischen Verkehr Anspruch machten, und bei mir, und durch Eulenburg vertraulich bei dem Könige, anregten, daß ich das Präsidium wieder übernehmen möchte. Daraus entstand zu meinem Bedauern und ohne meine Absicht, hauptsächlich durch Zwischenträgereien, in Roons letzten Jahren nicht gerade eine Erkältung, doch eine Zurückhaltung, und bei mir die Empfindung, daß mein bester Freund und Kamerad den Lügen und Verleumdungen, welche über mich systematisch verbreitet wurden, nicht mit der Entschiedenheit entgegentrat, welche ich, wie ich glaube, im umgekehrten Falle bethätigt haben würde.

Bei Herrn von Mühler, dem Kultusminister, traten weibliche Einflüsse hervor:

Der Kultusminister von Mühler hatte viel Aehnlichkeit mit seinem spätern Nachfolger, Herrn von Goßler, in der Art, wie er sich geschäftlich gab, nur daß die Energie und die geschäftliche Liebhaberei seiner gescheidten und, wenn sie wollte, liebenswürdigen Frau auf ihn wirkte und er ihrer stärkern Willenskraft vielleicht unterlag; ich wußte das anfangs allerdings nicht aus direkter Wahrnehmung, sondern konnte es nur nach dem Eindrucke schließen, den beide Persönlichkeiten mir im Verkehr gemacht hatten. Ich erinnere mich, daß ich schon in Gastein im August 1865 bis zur Unhöflichkeit darauf bestehen mußte, allein mit Herrn von Mühler über einen königlichen Befehl zu sprechen, ehe es mir gelang, die Frau Ministerin zu bewegen, uns allein zu lassen. Das Vorkommen einer solchen Nötigung hatte seinerseits Verstimmungen zur Folge, die sich bei seiner sachkundigen Behandlung der Dinge auf mein geschäftliches Verhältnis zunächst nicht übertrugen, aber doch die Ergebnisse unsres persönlichen Verkehrs beeinträchtigten. Frau von Mühler empfing ihre politische Direktion nicht von ihrem Gemahle, sondern von Ihrer Majestät, mit welcher Fühlung zu erhalten sie vor allem bestrebt war. Die Hofluft, die Rangfragen, die äußerliche Kundgebung allerhöchster Intimität haben nicht selten auf Ministerfrauen einen Einfluß, der sich in der Politik fühlbar macht; die persönliche, der Staatsraison in der Regel zuwiderlaufende Politik der Kaiserin Augusta fand in Frau von Mühler eine bereitwillige Dienerin, und Herr von Mühler, wenn auch ein einsichtiger und ehrlicher Beamter, war doch nicht fest genug in seinen Ueberzeugungen, um nicht dem Hausfrieden Konzessionen auf Kosten der Staatspolitik zu machen, wenn es in unauffälliger Weise geschehen konnte.

Der Justizminister Graf zur Lippe hatte vielleicht von seiner Thätigkeit als Staatsanwalt die Gewohnheit beibehalten, auch das Schärfste mit lächelnder Miene, mit einem höhnischen Ausdrucke von Ueberlegenheit zu sagen, und

verstimmte dadurch die Parlamente und die Kollegen. Er stand nächst Bodelschwingh am weitesten rechts unter uns und war in Vertretung seiner Richtung schärfer als dieser, weil er in seinem Ressort sachkundig genug war, um seiner persönlichen Ueberzeugung folgen zu können, während Bodelschwingh den Geschäftsgang des Finanzministeriums ohne den willigen Beistand seiner sachkundigen Räte nicht beherrschen konnte, diese Räte aber in ihrer politischen Auffassung weiter links standen als ihr Chef und das ganze Ministerium.

Am 29. September 1862 begann der Kampf. Da führte sich Bismarck in der Budgetkommission des Landtages mit den vielzitierten Worten ein:

Der Konflikt wird zu tragisch aufgefaßt und von der Presse zu tragisch dargestellt; die Regierung sucht keinen Kampf. Kann die Krisis mit Ehren beendigt werden, so bietet die Regierung gern die Hand dazu. Die große Selbständigkeit des Einzelnen macht es in Preußen schwierig, mit der Verfassung zu regieren; in Frankreich ist das anders: da fehlt die individuelle Selbständigkeit. Eine Verfassungskrisis ist aber keine Schande, sondern eine Ehre. Wir sind vielleicht zu gebildet, um eine Verfassung zu ertragen — wir sind zu kritisch! Die öffentliche Meinung wechselt; die Presse ist nicht die öffentliche Meinung: man weiß, wie sie entsteht. Es giebt zu viel katilinarische Existenzen, die ein Interesse an Umwälzungen haben; die Abgeordneten aber haben die Aufgabe, die Stimmung zu leiten, über ihr zu stehen. — Wir haben zu heißes Blut, wir haben die Vorliebe, eine zu große Rüstung für unsern schmalen Leib zu tragen, nur sollten wir sie auch nützen. Nicht auf Preußens Liberalismus sieht Deutschland, sondern auf seine Macht. Bayern, Württemberg und Baden mögen deren Liberalismus indulgieren, darum wird ihnen doch niemand Preußens Rolle anweisen. Preußen muß seine Macht zusammenhalten auf den günstigen Augenblick, der schon einigemal verpaßt ist; Preußens Grenzen sind zu einem gesunden Staatskörper nicht günstig. Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden — das ist der Fehler von 1848 und 1849 gewesen — sondern durch Eisen und Blut. Diesen Olivenzweig (der Minister zog ihn aus seinem Notizbuche) habe ich in Avignon gepflückt, um ihn der Volkspartei als Friedenszeichen anzubieten; ich sehe jedoch, daß es noch nicht Zeit dazu ist.

Rede v. 29. 9. 1862.

Man hat das Friedensangebot und auch das Wort von Eisen und Blut damals nicht verstanden, der Doktrinismus und die Professorenweisheit hatten andere Ideale. Ja man nahm das kühne Wort des kraftvollen Staatsmannes fast durchweg mit Hohn auf. Ein Gedicht des „Kladderadatsch" mag dies bezeugen.

Die Ueberschrift lautet „Cavalier-Politik":

Wohl hab' ich einst manch ernstes Wort gehört,
Und zwar in „sonst gut unterrichteten" Kreisen:
Der eine drohte „mit gezogenem Schwert",
Der andere prophezeit von „Blut und Eisen".
Ernst und bedenklich glaubt' ich anfangs dran;
Jetzt weiß ich's besser und will mich nicht grämen.
Hat uns ein Weiser doch geraten: man
Muß die Konflikte nicht zu tragisch nehmen!

Kladd. 16. 11. 1862.

Zwar stehn in nie versöhntem Gegensatz
Zum Kampf bereit die Träger zweier Zeiten;
Nur einer kann behaupten noch den Platz,
Auf Tod und Leben gilt's, ein hartes Streiten.

Zwar immer bittrer wird der alte Groll,
Und immer schwieriger der Haß zu zähmen;
Er aber spricht, harmlosen Scherzes voll:
Man muß die Sachen nicht zu tragisch nehmen!

Man muß nur etwa nicht als Staatsphantast
Noch träumen groß von idealen Zielen;
Das einz'ge, was dem wahren Staatsmann paßt:
Die große Kunst ist's, mit dem Volk zu spielen.
Mein Spruch: Toujours fidèle et sans souci!
Und wenn mir gar zu ernst die Dinge kämen,
Dann — nun, dann — nimmt Manteuffel die Partie.
Man muß die Sachen nicht zu tragisch nehmen!

Er lebe hoch, der weise Staatsmann, der
Dies große Wort gelassen ausgesprochen!
Als „Civilisationsstaatssekretär"
Hat er dem Frieden neue Bahn gebrochen.
Die Sachen freilich müssen leider wir
Zu nehmen wie sie sind, uns schon bequemen.
Ihn selber aber, Sohn, das rat' ich dir —
Ihn selber mußt du niemals tragisch nehmen!

In der „Köln. Ztg." aber war über die Sitzung in der Budgetkommission und die „geflügelten Worte" des neuen Ministers zu lesen: „Zunächst that das eine überraschende Wirkung, wir sind von preußischen Ministern lange nicht mehr an viel Geist gewöhnt. Hier nun sprudelte etwas davon. Aber als man dazu kam, da war's kein Wein, höchstens Soda."

Selbst König Wilhelm war über Bismarcks Aeußerung tief erschreckt, sodaß der Minister sich genötigt sah, seinen Souverän zu beruhigen:

In den ersten Tagen des Oktobers fuhr ich dem Könige, der sich zum
Ged. u. Er. I. 30. September, dem Geburtstage seiner Gemahlin, nach Baden-Baden begeben hatte, bis Jüterbog entgegen und erwartete ihn in dem noch unfertigen, von Reisenden dritter Klasse und Handwerkern gefüllten Bahnhofe, im Dunkeln auf einer umgestürzten Schiebkarre sitzend.

Ich hatte einige Mühe, durch Erkundigungen bei kurz angebundenen Schaffnern des fahrplanmäßigen Zuges den Wagen zu ermitteln, in dem der König allein in einem gewöhnlichen Koupee erster Klasse saß. Er war unter der Nachwirkung des Verkehrs mit seiner Gemahlin sichtlich in gedrückter Stimmung, und als ich um die Erlaubnis bat, die Vorgänge während seiner Abwesenheit darzulegen, unterbrach er mich mit den Worten:

„Ich sehe ganz genau voraus, wie das alles endigen wird. Da vor dem Opernplatz, unter meinen Fenstern, wird man Ihnen den Kopf abschlagen und etwas später mir."

Ich erriet, und es ist mir später von Zeugen bestätigt worden, daß er während des achttägigen Aufenthalts in Baden mit Variationen über das Thema Polignac, Strafford, Ludwig XVI. bearbeitet worden war. Als er schwieg, antwortete ich mit der kurzen Phrase „Et après, Sire?" — „Ja, après, dann sind wir tot!" erwiderte der König. „Ja," fuhr ich fort, „dann sind wir tot, aber sterben müssen wir früher oder später doch, und können wir anständiger umkommen? Ich selbst im Kampfe für die Sache meines Königs und Eure Majestät, indem Sie Ihre königlichen Rechte von Gottes Gnaden mit dem eigenen Blute besiegeln, ob auf dem Schaffot oder auf dem Schlachtfelde,

ändert nichts an dem rühmlichen Einsetzen von Leib und Leben für die von Gottes Gnaden verliehenen Rechte. Eure Majestät müssen nicht an Ludwig XVI. denken; der lebte und starb in einer schwächlichen Gemütsverfassung und macht kein gutes Bild in der Geschichte. Karl I. dagegen, wird er nicht immer eine vornehme historische Erscheinung bleiben, wie er, nachdem er für sein Recht das Schwert gezogen, die Schlacht verloren hatte, ungebeugt seine königliche Gesinnung mit seinem Blute bekräftigte? Eure Majestät sind in der Notwendigkeit zu fechten, Sie können nicht kapitulieren, Sie müssen, und wenn es mit körperlicher Gefahr wäre, der Vergewaltigung entgegentreten.

Je länger ich in diesem Sinne sprach, desto mehr belebte sich der König und fühlte sich in die Rolle des für Königtum und Vaterland kämpfenden Offiziers hinein. Er war äußeren und persönlichen Gefahren gegenüber von einer seltenen und ihm absolut natürlichen Furchtlosigkeit, auf dem Schlachtfelde, wie Attentaten gegenüber; seine Haltung in jeder äußeren Gefahr hatte etwas Herzerhebendes und Begeisterndes. Der ideale Typus des preußischen Offiziers, der dem sicheren Tode im Dienste mit dem einfachen Worte „Zu Befehl" selbstlos und furchtlos entgegengeht, der aber, wenn er auf eigene Verantwortung handeln soll, die Kritik des Vorgesetzten oder der Welt mehr als den Tod und dergestalt fürchtet, daß die Energie und Richtigkeit seiner Entschließung durch die Furcht vor Verweis und Tadel beeinträchtigt wird, dieser Typus war in ihm im höchsten Grade ausgebildet. Er hatte sich bis dahin auf seiner Fahrt nur gefragt, ob er vor der überlegenen Kritik seiner Frau Gemahlin und vor der öffentlichen Meinung in Preußen mit dem Wege, den er mit mir einschlug, würde bestehen können. Dem gegenüber war die Wirkung unserer Unterredung in dem dunklen Kupee, daß er die ihm nach der Situation zufallende Rolle mehr vom Standpunkte des Offiziers auffaßte. Er fühlte sich bei dem Porte-épée gefaßt und in der Lage eines Offiziers, der die Aufgabe hat, einen bestimmten Posten auf Leben und Tod zu behaupten, gleichviel ob er darauf umkommt oder nicht. Damit war er auf einen seinem Gedankengange vertrauten Weg gestellt und fand in wenigen Minuten die Sicherheit wieder, um die er in Baden gebracht worden war, und selbst seine Heiterkeit. Das Leben für König und Vaterland einzusetzen, war die Pflicht des preußischen Offiziers, um so mehr die des Königs, als des ersten Offiziers im Lande. Sobald er seine Stellung unter dem Gesichtspunkte der Offiziersehre betrachtete, hatte sie für ihn ebenso wenig Bedenkliches, wie für jeden normalen preußischen Offizier die instruktionsmäßige Verteidigung eines vielleicht verlorenen Postens. Er war der Sorge vor der „Manöverkritik", welche von der öffentlichen Meinung, der Geschichte und der Gemahlin an seinem politischen Manöver geübt werden könnte, überhoben. Er fühlte sich ganz in der Aufgabe des ersten Offiziers der Preußischen Monarchie, für den der Untergang im Dienste ein ehrenvoller Abschluß der ihm gestellten Aufgabe ist. Der Beweis der Richtigkeit meiner Beurteilung ergab sich daraus, daß der König, den ich in Jüterbog matt, niedergeschlagen und entmutigt gefunden hatte, schon vor der Ankunft in Berlin in eine heitere, man kann sagen, fröhliche und kampflustige Stimmung geriet, die sich den empfangenden Ministern und Beamten gegenüber auf das unzweideutigste erkennbar machte.

Nicht nur die Fortschrittspartei, der liberale Radikalismus stand gegen Bismarck, sondern auch die Gemäßigten. Von ihnen trennte ihn vor allem die Forderung der zweijährigen Dienstzeit. So zog Bismarck das verstümmelte Budget zurück. Die Antwort war ein Beschluß des Landtages, die Regierung sei verpflichtet, den Etat für 1863 vor Beginn des Jahres vorzulegen, jede Ausgabe vor dessen Genehmigung sei verfassungswidrig. Damit war der Konflikt auf das Gebiet des Verfassungsrechtes übertragen. Hier ging Bismarcks Standpunkt dahin, daß nach der Verfassung zwar „alle Einnahmen und Ausgaben des Staates für

jedes Jahr im voraus veranschlagt und auf den Staatshaushalt gebracht werden müsse", der „jährlich durch ein Gesetz festzustellen sei" aber, da die Verfassung auch sage, daß die „gesetzgebende Gewalt gemeinschaftlich durch den König und die beiden Kammern" ausgeübt werde, da ferner bestimmt sei, „daß die Uebereinstimmung des Königs und beider Kammern zu jedem Gesetz erforderlich sei" und daß wohl „jeder Finanzentwurf und auch das Haushaltsgesetz zuerst der zweiten Kammer vorzulegen, dann aber von der ersten Kammer anzunehmen oder abzulehnen sei" so bekämpfte er die einseitige Auffassung der Kammern, sah, wenn ein Widerspruch innerhalb der einzelnen entscheidenden Faktoren vorlag, ein Vakuum als gegeben an und suchte seine Stütze nach der verfassungsrechtlichen Bestimmung, daß „die bestehenden Steuern und Abgaben fortzuerheben seien, bis sie durch ein Gesetz abgeändert werden". Die Zustimmung des Herrenhauses gab ihm den Rechtsgrund zu solcher Auffassung, mit 150 gegen 17 Stimmen wurde hier das Budget der Abgeordneten abgelehnt und so ein budgetloses Regiment geschaffen.

Am 12. Oktober erklärte der Landtag den Beschluß des Herrenhauses für null und nichtig, und am folgenden Tage schon wurde die Session geschlossen. In der von Bismarck verlesenen Thronrede hieß es, die Regierung habe den Beschlüssen der Abgeordneten, nach denen die größtenteils schon aufgewendeten Kosten der Heeresreform und andere unentbehrliche Ausgaben für das laufende Jahr abgesetzt werden sollen nicht beitreten können:

Rede v. 13. 10. 1862. Sie würde sich einer schweren Pflichtverletzung schuldig machen, wenn sie die auf Grund der früheren Bewilligungen der Landesvertretung ausgeführte Umformung der Heeresverfassung unter Preisgebung der dafür gebrachten beträchtlichen Opfer und mit Beeinträchtigung der Machtstellung Preußens dem Beschlusse des Hauses gemäß rückgängig machen wollte.

Schon in jenen Tagen begannen die nächsten Angehörigen des Königs auf ihn zu wirken, daß er vor dem Konflikt zurückweiche. Diese Einredungen fanden ihren Gipfelpunkt in der „Danziger Episode".

Bismarck hat oft geklagt gegen die mächtigen Einflüsse, die sich gegen seine Politik geltend machten. In besonderem Maße ist dieses der Fall gewesen in der Konfliktszeit, als die Kühnheit seines Vorgehens selbst die königliche Familie, für deren Recht und Eigentum er doch kämpfte, in die Sorge versetzte, er treibe ein va banque-Spiel, dessen Ausgang nur mit dem Verlust der Krone endigen könne. Ganz besonders ist es der Kronprinz gewesen, der unter dem überragenden Einflusse seiner Gemahlin, einer von den Anschauungen des englischen Liberalismus durchsättigten Prinzessin, selbst den liberalen Standpunkt dem vermeintlichen Reaktionär gegenüber nach Kräften betonte. Schon die Berufung Bismarcks war dem Kreise, der sich um den Thronfolger scharte, ein Dorn im Auge. Aus dem Buche Hayms über Max Duncker, der durch lange Jahre der Vertraute des Kronprinzen war, wissen wir, daß der Erbe der Krone oft genug bei den Beratungen der Minister mit solcher Schärfe sich aussprach, daß er den Unwillen des Königs er-

regte, weil er die Opposition unterstützte. Ganz besonders ernst war die Lage durch die Schließung des Landtages im Mai 1863 geworden; es schien nur noch ein Verfassungsbruch die Lösung der Wirren bringen zu können.

Am 31. Mai begab sich der Kronprinz auf eine militärische Inspektionsreise nach Westpreußen. Am Tage darauf erschienen jene bekannten Preßverordnungen, durch welche die im Lande herrschende Erbitterung in das Maßlose gesteigert wurde. Es schien, als solle das Napoleonische System noch in besonderer Verschärfung in Preußen eingeführt, die kaum erst erhobene Freiheit der Presse eingeschränkt, der Ausdruck der politischen Meinung abgeschnitten werden. Zahllose liberale Adressen und Deputationen gingen an den König, der unter dem Eindrucke jener Tage so schwer litt, daß er zu Beckerath klagte: „Ich schlafe keine Nacht.“ In den Preßverordnungen wurde allen regierungsfeindlichen Blättern das Schicksal der Verwarnung und Unterdrückung durch die Verwaltungsbehörde in Aussicht gestellt. Schon am Tage vor seiner Abreise hatte der Kronprinz einen Brief an seinen Vater gerichtet, in dem er seine Warnung vor dem erfolgten System aussprach; er protestierte wenige Tage darauf gegen die Preßverordnungen, zu deren Abfassung er nicht hinzugezogen war, und bezweifelte sowohl ihre Geltung als ihren politischen Wert. Aber der Kronprinz ging weiter. Auf den Rat des Danziger Oberbürgermeisters von Winter entschloß er sich, von seiner Gemahlin lebhaft unterstützt, zu einer öffentlichen Kundgebung. Er knüpfte sie an eine von dem Danziger Stadthaupt gehaltene Rede, die das Bedauern darüber aussprach, daß die Verhältnisse es nicht ermöglichten, die herzliche Freude der Stadt in lauten Jubel ausklingen zu lassen, und er sagte selbst folgendes: „Auch ich beklage, daß ich in einer Zeit hergekommen bin, in welcher zwischen Regierung und Volk ein Zerwürfnis eingetreten ist, welches zu erfahren mich in hohem Grade überrascht hat. Ich habe von den Anordnungen, die dazu geführt haben, nichts gewußt. Ich habe keinen Teil an den Ratschlägen gehabt; ich war abwesend. Aber wir alle, und ich am meisten, der ich die edlen und landesväterlichen Intentionen und hochherzigen Gesinnungen Sr. Majestät des Königs kenne, wir alle haben die Zuversicht, daß Preußen unter seinem Szepter der Größe sicher entgegen geht, die ihm die Vorsehung bestimmt hat“. So erschien der Kronprinz, trotz aller Versuche, seine eigentliche Absicht in schönen Wendungen zu verhüllen, als das Haupt der Opposition dem Könige gegenüber. Am 7. Juni empfing der Kronprinz von seinem Vater einen Brief, der nicht nur eine strenge Rüge, sondern auch Drohungen und Forderungen hinsichtlich seines ferneren Verhaltens enthielt. Der Kronprinz bat in seiner Erwiderung um Verzeihung, daß er Seiner Majestät solchen Kummer bereite, blieb jedoch zugleich bei den in Danzig ausgesprochenen Worten stehen: Er habe angesichts von Maßregeln, die ihm so gefährlich erschienen seien, für sich und seiner Kinder Zukunft nicht besser zu handeln gewußt. Auch der Entrüstung darüber, daß Bismarck ihn in gänzlicher Unkenntnis über

die geplanten Verordnungen gelassen habe, gebe er nochmals Ausdruck und stelle dem Vater seine Entbindung von sämtlichen militärischen und staatsrechtlichen Stellungen anheim. Der König überging das Entlassungsgesuch mit Stillschweigen; er erteilte in einem Brief vom 11. Juni dem Kronprinzen jedoch einen Verweis, daß er öffentlich Opposition treibe und eine Fahne aufgesteckt habe, nach der das Volk zwischen Vater und Sohn zu wählen, habe und verpflichtete ihn ausdrücklich, zu schweigen. Bismarck selbst schrieb dem Kronprinzen: Der König habe ihm verboten, den eingesandten Protest zur Kenntnis des Staatsministeriums zu bringen.

Doch griff alsbald Bismarck im versöhnlichsten Sinne ein:

Ged. u. Er. I Während ich die Erregung des Königs als berechtigt anerkennen mußte, bemühte ich mich zu verhindern, daß er ihr durch staatliche oder auch nur öffentlich erkennbare Akte Folge gebe. Ich mußte es mir im dynastischen Interesse zur Aufgabe stellen, den König zu beruhigen und von Schritten, die an Friedrich Wilhelm I. und Küstrin erinnert hätten, abzuhalten. Es geschah das hauptsächlich am 10. Juni auf einer Fahrt von Babelsberg nach dem neuen Palais, wo Se. Majestät das Lehrbataillon besichtigte; die Unterhaltung wurde wegen der Dienerschaft auf dem Bocke französisch geführt. Es gelang mir in der That, die väterliche Entrüstung durch die Staatsraison zu besänftigen, daß in dem vorliegenden Kampfe zwischen Königtum und Parlament ein Zwiespalt innerhalb des Königlichen Hauses abgestumpft, ignoriert und totgeschwiegen werden, daß der Vater und König in höherem Maße dafür Sorge tragen müsse, daß die Interessen beider nicht geschädigt würden. „Verfahren Sie säuberlich mit dem Knaben Absalom!" sagte ich in Anspielung darauf, daß schon Geistliche im Lande über Samuelis Buch 2, Kapitel 15, Vers 3 und 4 predigten; „vermeiden Ew. Majestät jeden Entschluß ab irato, nur die Staatsraison kann maßgebend sein." Einen besonderen Eindruck schien es zu machen, als ich daran erinnerte, daß in dem Konflikte zwischen Friedrich Wilhelm I. und seinem Sohne dem letzteren die Sympathie der Zeitgenossen und der Nachwelt gehöre, daß es nicht ratsam sei, den Kronprinzen zum Märtyrer zu machen.

Der Briefwechsel zwischen dem Könige und dem Kronprinzen wurde durch eine Indiskretion in den „Times" an die Oeffentlichkeit gebracht.

Dort heißt es:

„Der Prinz erlaubte sich bei Gelegenheit einer militärischen Dienstreise mit der Politik des Souveräns in Widerspruch zu treten und seine Maßregeln in Frage zu stellen. Das mindeste, was er thun konnte, um diese schwere Beleidigung wieder gut zu machen, war die Zurücknahme seiner Aeußerungen. Dies forderte der König von ihm in einem Briefe, hinzufügend, daß er seiner Würden und Anstellungen beraubt werden würde, wenn er sich weigerte. Der Prinz, in Uebereinstimmung, wie man sagt, mit Ihrer K. H. der Prinzessin, schrieb eine feste Antwort auf dieses Verlangen. Er weigerte sich, irgend etwas zurückzunehmen, bot die Niederlegung seines Kommandos und seiner Würden an und bat um Erlaubnis, sich mit seiner Frau und Familie an einen Ort zurückzuziehen, wo er frei von dem Verdacht sein könne, sich auf irgend eine Weise in Staatsangelegenheiten zu mischen. Dieser Brief, sagt man, sei ausgezeichnet, und der Prinz sei glücklich zu preisen im Besitz einer Gattin, welche nicht nur seine liberalen Ansichten teilt,

sondern auch im stande ist, ihm in einem wichtigen und kritischen Augenblicke seines Lebens so viel Beistand zu leisten. Man könne sich nicht leicht eine schwierigere Stellung denken, als die des Prinzlichen Paares ohne jeden Ratgeber, mit einem eigenwilligen Souverän und einem verderblichen Kabinett auf einer Seite und einem aufgeregten Volke auf der andern.“

Dies benutzte der Kronprinz, um seinem Vertrauten Duncker in einem Brief seinen Standpunkt noch einmal darzulegen und zwar die Danziger Ansichten festzuhalten, jedoch gleichzeitig eine Neigung zu den Fortschrittlern zu bestreiten. Seine Stellung zu Bismarck leuchtet aus den an Duncker gerichteten Worten hervor, die sich auf die Publikation des Schriftwechsels beziehen:

„Sollten geheime Künste angewendet worden sein, dann freilich ist meine Macht zu Ende, und wäre ich wenig überrascht, wenn man durch eine in gewissen Kreisen nicht ungewohnte Spionage meiner Person sich Bismarckischerseits in Besitz von Schriften zu setzen gewußt hätte.“ Bismarck selbst hat darauf gegen Duncker eine Disziplinaruntersuchung eingeleitet über etwaige Wissenschaft hinsichtlich der Veröffentlichung in den „Times“; der Kronprinz aber war fernerhin durch nichts zu bewegen, im Ministerrate zu erscheinen. Er reiste in das schottische Hochland und wollte mit der Konfliktspolitik nichts mehr zu thun haben. Und noch im Jahre 1864, als bereits der Tag von Düppel vorübergezogen war, hatte der Kronprinz seine pessimistischen Ansichten nicht aufgegeben.

„Gleichmäßig haßte der Kronprinz die innere Politik Bismarcks als reaktionär und verurteilte die auswärtige Politik als gewaltthätig und unverantwortlich“, sagt Gustav Freytag. Am 28. Februar 1866 gab der Kronprinz im Ministerrat seine Stimme gegen den Krieg ab. Wiederholt sprach er es aus, daß, wenn Bismarck ihm nicht vorher allen Boden verdürbe, er „durch ein den Forderungen der Zeit gemäßes entschieden liberales Regiment im Innern“ die Rettung bringen wolle. Die Haltung der Kronprinzessin in allen jenen Zeiten schildert mit drastischer Kürze General von Roon, indem er unmittelbar vor der Entscheidung mit Oesterreich an Bismarck schrieb:

Die ganze Koburgsche Manscherei ist durch die Frau Nichte des Schützenherzogs, der von ihr adorirt wird, angezettelt, um Sie zu stürzen; daher auch gewisse süße Mienen, die uns seit einiger Zeit auffielen. Die gesegnete Dame hat den eitlen Ohm zu Briefen nach Berlin und Wien veranlaßt. Brf. Roons 1. 1. 1866.

Wir wissen es besonders aus dem Buche des sächsischen Diplomaten Grafen Vitzthum, welche Hindernisse gegen die Durchführung der Pläne Bismarcks der Hof des Kronprinzen und vor allem der Einfluß der Kronprinzessin bot. Wir wissen auch aus diesen Erinnerungen, daß in jenen Jahren ein förmlicher Bund der Frauen an den europäischen Höfen bestand, um durch gemeinsame Anstrengungen König Wilhelm zur Entlassung des Ministerpräsidenten zu bestimmen. So schrieb eine Hofdame am 26. Januar 1865 an Vitzthum: „Die Kronprinzessin sei von der Gefahr durchdrungen, welche die jetzige Richtung der preußischen Politik

für die Zukunft ihrer Kinder haben könne; sie klage, daß bei „the infatuation of the poor king" ihr eigner und des Gatten Widerstand auf Kosten der Popularität beider erfolgen müsse. Die Kronprinzessin fand nicht nur in London eifrige Unterstützung, sondern auch bei der Witwe Friedrich Wilhelms IV., der Königin Elisabeth. Bismarck selbst rief einmal, wie Graf Scherr-Thoß erzählt, aus: „Beim Könige wurde ich von allen Seiten als verkappter Demokrat verdächtigt. Dieser Kampf kostete mich meine Nerven, meine Lebenskraft! Aber besiegt habe ich alle, alle!" „So rief er," fügt der genannte Gewährsmann hinzu, „mit der Hand heftig auf den Tisch schlagend, und nannte drei weibliche Namen, die ihm besonders viel Aerger bereitet zu haben schienen."

Auch die Episode von Danzig führte noch zu einem Nachspiel. Der Kronprinz war längere Zeit hindurch den Sitzungen des Staatsministeriums fern geblieben. Als er dennoch einmal erschien, kam es zu folgender, von dem Fürsten später lebendig erzählten Szene:

Ged. u. Er. I. Ich fragte ihn, weshalb er sich so fern von der Regierung halte; in einigen Jahren werde sie doch die seinige sein; wenn er etwa andere Prinzipien habe, so sollte er lieber den Uebergang zu vermitteln suchen, als opponieren. Er lehnte das scharf ab, wie es schien in der Vermutung, daß ich meinen Uebergang in seine Dienste anbahnen wolle. Ich habe den feindlichen Ausdruck olympischer Hoheit, mit dem das geschah, Jahre hindurch nicht vergessen können und sehe noch heut den zurückgeworfenen Kopf, das gerötete Gesicht und den Blick über die linke Schulter vor mir. Ich unterdrückte meine eigene Aufwallung, dachte an Carlos und Alba (Akt 2, Auftritt 5) und antwortete, ich hätte in einer Anwandlung dynastischen Gefühls gesprochen, um ihn mit seinem Vater wieder in nähere Beziehung zu bringen, im Interesse des Landes und der Dynastie, das durch die Entfremdung geschädigt wäre; ich hätte im Juni gethan, was ich gekonnt, um seinen Herrn Vater von Entschließungen ab irato abzuhalten, weil ich im Interesse des Landes und im Kampfe gegen die Parlamentsherrschaft die Uebereinstimmung in der königlichen Familie zu erhalten wünschte. Ich sei ein treuer Diener seines Herrn Vaters und wünschte ihm, daß er, wenn er den Thron bestiege, anstatt meiner ebenso treue Diener finde, wie ich für seinen Vater gewesen. Ich hoffte, er würde sich des Gedankens, als ob ich danach strebte, einmal sein Minister zu werden, entschlagen; ich werde es niemals sein. Ebenso rasch wie erregt, ebenso rasch wurde er weich und schloß das Gespräch mit freundlichen Worten.

Daß übrigens die Preßverordnungen ihren Zweck nicht verfehlten, ergab sich aus einem Brief Perthes an Roon vom 8. Juni 1863:

Denkw. Roons Bd. II. Es ist, mein lieber und verehrter Freund, durch den Schluß des Landtages und mehr noch vielleicht durch die Preßverordnung vom 1. und die Verwarnungen vom 5. Juni doch wirklich eine nicht unwesentliche Aenderung in unseren Zuständen eingetreten. Seit Jahren hatten die Landtagsabgeordneten, die Zeitungsredakteurs und die Clubbisten in „Schlafrock und Pantoffeln" so lebhaft die schweren Opfer, welche sie brächten, bewundert, daß Einzelne unter ihnen, so unglaublich es auch scheinen mag, endlich dahin gelangten, Respekt vor sich selbst und sogar vor ihren Kollegen zu bekommen. Während die Herren in ihren Versammlungen sauren Wein und dickes Bier mit vielem Behagen verzehrten, beklagten sie die schwere Noth der Zeit; während Zweckessen und Dankadressen die einzigen für sie in Aussicht stehenden Widerwärtigkeiten waren, legten sie das feierliche Gelübde ab, kalt und männlich in den großen Gefahren auszuharren, die Jeden bedrohten, der gegen die Herren v. Roon und v. Bismarck eine Rede halte oder einen Zeitungsartikel drucken lasse; während die Frechheit

ungestraft und ungehemmt überall sich spreizte, tobten sie über die Ministerdespotie, welche das Land drücke wie ein Alp und jede Lebensregung schon in der Geburt ersticke.

Dieses lügenhafte, frivole Spiel mit sehr ernsten Worten und Dingen scheint zu verschwinden; es geht ein Gefühl durch das Land, wie wenn es mit dem Spaßen nunmehr ein Ende habe und dem Einzelnen sein wüstes, leichtfertiges Gethue zwar nicht gerade Hals und Hand, aber doch harte Thaler und vielleicht sogar das jus ambulandi kosten könne. Mag die Verfassungsfähigkeit der Verordnung vom 1. Juni immerhin disputabel sein, so ist doch bis zum Wiederzusammentritt des Landtages Niemand da, welcher ein Recht hätte, dieselbe in Abrede zu stellen, und steht es auch nur auf sechs Monate thatsächlich fest, daß die Obrigkeit ihr Schwert nicht umsonst trägt, so würde dadurch allein schon alles anders sein —, wenn nicht zugleich öffentlich und ausdrücklich ausgesprochen worden wäre, daß die künftige Regierung den Ernst und die Festigkeit der gegenwärtigen zu teilen nicht gesonnen sei.

Bismarck hat in jener Zeit schwer gelitten unter der Feindseligkeit des Volkes, wenn er auch gerade damals in der Treue seines Königs einen starken Trost fand. In jenen Zeiten langten auch die ersten „Todesurteile" gegen Bismarck an; das erste am 3. April aus Warschau, angeblich von einem Polenkomitee, mit der Anzeige, daß er wegen seines Auftretens gegen die polnische Nation zum Tode verurteilt sei und auf offener Straße ermordet werden solle. Am 21. Mai empfing er dann aus „Ost-Coczya bei Thorn" ein von der „Warschauer Henkerkommission" unterzeichnetes Schreiben in Begleitung eines Holzkastens, in dem ein mit schwarz-weißer Schleife gezierter Strang lag. Seine Stimmung wurde jedoch gerade hierdurch nicht im besonderen Maße verdüstert. Davon zeugt vor allem der bekannte Brief an seinen Freund Motley:

My dear Motley, — Du hast mir eine große Freude gemacht durch Deinen Brief vom 9., und ich werde Dir sehr dankbar sein, wenn Du Wort hältst to write oftener and longer. I hate politics, aber wie Du sehr richtig sagst, like the grocer hating figs, ich bin nichtsdestoweniger genötigt, meine Gedanken unablässig mit jenen figs zu befassen. Auch in diesem Augenblicke, während ich Dir schreibe, habe ich die Ohren davon voll. Ich bin genötigt, ungewöhnlich abgeschmackte Reden aus dem Munde ungewöhnlich kindischer und aufgeregter Politiker anzuhören, und habe dadurch einen Augenblick unfreiwilliger Muße, die ich nicht besser benützen kann, als indem ich Dir von meinem Wohlbefinden Nachricht gebe. Ich habe niemals geglaubt, daß ich in meinen reifen Jahren genötigt werden würde, ein so unwürdiges Gewerbe wie das eines parlamentarischen Ministers zu betreiben. Als Gesandter hatte ich, obschon Beamter, doch das Gefühl, ein gentleman zu sein. Als Minister ist man Helot. Ich bin heruntergekommen und weiß doch selber nicht, wie. Brf. v. 17. 4. 1863.

April 18. — So weit schrieb ich gestern, dann schloß die Sitzung; 5 Stunden Kammer bis 3 Uhr, dann 1 Stunde Reiten, 1 Stunde Vortrag bei Seiner Majestät, 3 Stunden auf einem langweiligen Diner, old important Whigs, dann 2 Stunden Arbeit, schließlich ein Souper bei einem Collegen, der es mir übel genommen hätte, wenn ich seinen Fisch verschmäht hätte.

Heut früh kaum gefrühstückt, da saß mir Karolyi schon gegenüber; ihn löften ohne Unterbrechung Dänemark, England, Portugal, Rußland, Frankreich ab, dessen Botschafter ich darauf aufmerksam machen mußte, daß es für mich Zeit sei, in das Haus der Phrasen zu gehn. In diesem sitze ich nun wieder, höre die Leute Unsinn reden und beendige meinen Brief; die Leute sind Alle darüber einig, unsre Verträge with Belgien gut zu heißen, und doch sprechen 20 Redner, schelten einander mit der größten Heftigkeit, als ob jeder den Andern

umbringen wollte; sie sind über die Motive nicht einig, aus denen sie übereinstimmen, darum der Zank; echt deutsch, leider, Streit um des Kaisers Bart, querelle d'Allemand; Etwas davon habt Ihr Anglo-Saxon Yankees auch. Wißt Ihr eigentlich, aber genau, warum Ihr so wütend Krieg miteinander führt? Alle wissen es gewiß nicht; aber man schlägt sich con amore tot, das Geschäft bringt's halt so mit sich. Eure Gefechte sind blutig, unsre geschwätzig; die Schwätzer können Preußen wirklich nicht regiren, ich muß den Widerstand leisten, sie haben zu wenig Witz und zu viel Behagen, dumm und dreist. Dumm in seiner Allgemeinheit ist nicht der richtige Ausdruck; die Leute sind, einzeln, betrachtet, zum Teil recht gescheut, meist unterrichtet, regelrechte deutsche Universitätsbildung, aber von der Politik, über die Kirchturm-Interessen hinaus, wissen sie so wenig, wie wir als Studenten davon wußten, ja noch weniger, in auswärtiger Politik sind sie auch einzeln genommen Kinder; in allen übrigen Fragen aber werden sie kindisch, sobald sie in corpore zusammentreten, massenweis dumm, einzeln verständig.

Der übrige Teil des Briefes ist englisch geschrieben, in der Nacht, ehe Bismarck im Bett „des müden Leibes süßen Krafterneuerer" aufsucht. Er will den Brief zerreißen, da dieser unter dem lärmenden Getöse des Parlamentes doch nur eine Folge trauriger Gemeinplätze festgelegt habe, aber da er in seinem dornenvollen Schicksale doch keinen ungestörten Augenblick und keine passendere Gemütsstimmung zu finden wagt, so denkt er, wie Pontius Pilatus: „Was ich schrieb, das schrieb ich."

„Diese Tropfen meiner eigenen Tinte", fährt er englisch fort, „sollen Dir wenigstens beweisen, daß meine Gedanken, wenn allein gelassen, hurtig zu Dir eilen. Ich gehe nie an unserm alten Logierhause in der Friedrichstraße vorüber, ohne zu den Fenstern aufzuschauen, die einst geschmückt zu sein pflegten mit einem Paar roter Pantoffeln, die auf dem Fensterbrett aufrechtgehalten wurden von den Füßen eines Herrn (gentleman), der in Yankee-Weise dasaß (d. h. während er die Beine hochhielt), mit dem Kopf drunten und außer Sicht. Meine Frau ist sehr verbunden für Dein freundliches Gedenken. Die Meinen sind leidlich wohl". „Gott sei Dank", schließt der Brief deutsch. „Nun leb herzlich wohl. Ich kann so spät am Abend eine so unorthographische Sprache wie englisch nicht länger schreiben. Aber bitte, versuche Du es bald wieder. Deine Hand sieht aus wie Krähenfüße, ist aber sehr leserlich; meine auch? Dein treuer alter Freund v. Bismarck."

Trotz aller Kämpfe und Sorgen blieb Bismarcks Humor und fröhliche Lebensauffassung ihm treu. So schreibt er der Gattin am 7. Oktober:

Brf. v. 7. 10. 1862 Am Kammertisch, mit einem Redner, der mir Sottisen sagt, auf der Tribüne vor mir, zwischen einer abgegebenen und einer abzugebenden Erklärung, gebe ich Dir Nachricht von meinem Wohlbefinden. Arbeit ist viel, etwas müde, nicht genug Schlaf, aller Anfang ist schwer; mit Gottes Hülfe wird es besser werden, es ist ja auch so recht gut, nur das Leben auf dem Präsentirteller ist etwas unbehaglich. Ich esse alle Tage bei den guten Roons, die Dir eine rechte Stütze sein werden. Ich sehe, daß ich verkehrt angefangen habe, hoffentlich nicht als böses Omen! Wenn Roon und die Fuchsstute nicht wären, so würde ich mir etwas vereinsamt vorkommen, obwohl ich nie allein bin . . . .

Auch die deutsche Frage warf noch ihre Schatten in die Konfliktszeit und auch hier suchte Bismarck durch Versöhnlichkeit Erfolge zu erzielen und zugleich das Mißtrauen gegen seine Absichten zu zerstreuen.

So schreibt er an seinen alten Gegner Beust einen überaus liebenswürdigen Brief:

Ich brauche Ihrer Kenntnis der Dinge und der Menschen gegenüber nicht zu versichern, daß ich allen abenteuerlichen Plänen fernstehe, welche mir von politischen Kindern und Gegnern in der Presse zugeschrieben werden. Die unwahren, entstellten und des Zusammenhangs entkleideten Veröffentlichungen angeblicher Aeußerungen von mir, durch welche man meine Urteilskraft zu verdächtigen gesucht hat, werden von Ihnen mit vollem Verständnis des wahren Sachverhalts gewürdigt worden sein. Ich fühle nicht den Beruf, Preußen in die Bahnen sardinischer Politik zu drängen, und wenn ihn jemand in meiner Lage fühlte, so würden ihm alle Unterlagen fehlen, um die Theorie zur Praxis zu machen. Brf. v. 10. 10. 1862.

Im Hinblick auf die Pariser Bestrebungen glaube ich mich in Betreff der für deutsche Reformbestrebungen erreichbaren Ziele in keinem prinzipiellen Gegensatz mit Eurer Exzellenz zu befinden; nur so lange, als die thatsächlich bestehenden deutschen Partikularinteressen sich nicht zu allseitig anerkannten Gesamtinteressen in der Art verschmelzen, daß ihre Solidarität auf jede Gefahr hin verbürgt erscheint, nehme ich für die auswärtigen Beziehungen Preußens dieselbe Freiheit der Bewegung in Anspruch, deren das Wiener Kabinett sich notorisch bedient. In Benutzung derselben habe ich keine vorgefaßte Meinung nach irgend einer Richtung hin, wohl aber das Bedürfnis, dem Vorurteile entgegenzuwirken, als ob Preußen auswärtigen Angriffen mehr ausgesetzt und deshalb fremden oder landsmannschaftlichen Beistandes bedürftiger sei als irgend ein anderer Staat.

In Betreff unsrer innern Angelegenheiten ist es meine nächste Absicht, gegen das wachsende Uebergewicht des Hauses der Abgeordneten und des parlamentarischen Beamtentums die Schwerkraft der Krone zu wahren und zu stärken. Ich halte diese Aufgabe für lösbar, ohne mit positiven Bestimmungen der Verfassung zu brechen, und werde dabei bemüht sein, konstitutionelle Empfindlichkeiten, soweit es möglich, zu schonen und die unbestrittene Heerstraße des Verfassungslebens, sobald es geht, wieder zu gewinnen, immer aber eingedenk sein, daß unser Verfassungseid die „Treue dem König" voranstellt. In der Gewißheit Ihres Einverständnisses mit dieser Auffassung würde ich jede Mitteilung über die Eindrücke, welche Ihnen die Vorgänge bei uns machen, und jeden guten Rat, den Ihre Erfahrung in ähnlichen Erlebnissen Ihnen eingiebt, mit verbindlichstem Dank entgegennehmen.

Noch einmal mußte Bismarck nach Paris zurückkehren, um sich von dem Kaiser Napoleon zu verabschieden. Kurz vorher hatte er seinen Einzug in das Haus in der Wilhelmstraße gehalten, das ihm länger als ein Vierteljahrhundert ein Heim bieten sollte. In Paris hatte er wiederholte Besprechungen mit dem Ministerpräsidenten Drouyn de L'Huys; am 1. November verabschiedete er sich in St. Cloud vom Kaiser nach einer langen Unterredung, die sicherlich dazu beigetragen hat, das Verständnis Napoleons für seine eigene Politik zu schärfen. Es wird sogar berichtet, daß auf diese Unterredung das Versprechen Napoleons zurückzuführen sei, in einem Kriege Preußens gegen Oesterreich die Neutralität zu wahren. Auch über Handelsfragen hat Bismarck mit Napoleon und seinem Ratgeber verhandelt.

Als Bismarck heimgekehrt war, bot sich ihm die Gelegenheit, in einen deutschen Hader mit solcher Schneidigkeit einzugreifen, daß noch heute die Episode, die sich hieran knüpfte, als ein Glanzpunkt seiner Thätigkeit bezeichnet wird. Es war wieder einmal in Hessen zu Wirrungen

gekommen. Der Kurfürst hatte den Landtag für den 30. Oktober einberufen, um ihm ein neues Wahlgesetz vorzulegen. Die Abgeordneten begrüßten diesen Vorschlag leider mit tiefem Mißtrauen, so daß ihr national gesinnter Führer Friedrich Oetker sich veranlaßt sah, den Rat Bismarcks einzuholen; er selbst hat über seine Audienz vom 15. Oktober berichtet:

Oetker, Lebenser. III.

Man kann sich vorstellen, mit welchen Gedanken und mit welcher Zurückhaltung ich mich dem Manne näherte, der damals liberalerseits als der wahre aristokratisch-feudale Unhold angesehen wurde. Serviler Landjunker, eingefleischter Aristokrat, Jagdbummler, leichtsinniger Spieler — das waren so etwa die Bezeichnungen, mit denen man den neuen Ersten Minister Preußens bedachte. Und ich selbst, wenn ich auch mein Urteil weit freier gehalten hatte, stand doch unter dem Eindruck der allgemeinen Meinung. Wie war ich daher erstaunt, in wenig Minuten ein ganz anderes Bild in der Seele zu haben, als womit ich das Zimmer des Ministers betreten hatte. Keine Spur von aristokratischem Uebermut, borniertem Junkertum, feudaler Einseitigkeit, prinzipieller Verranntheit, diplomatischer Zurückhaltung. Eine hohe, starke, aber geschmeidige Kraftgestalt kam mir freundlichst bis an die Thüre entgegen, reichte mir die Hand, rückte mir einen Sessel zurecht und sagte mit dem gewinnendsten Lächeln: „Na, Sie werden ja auch schon mißliebig bei den Demokraten."

Der hessische Landtag protestierte natürlich gegen das neue Wahlgesetz und verlangte die Vorlegung des Budgets. Das Ministerium, das gleichfalls diese Ansichten vertrat, wurde plötzlich entlassen und bald darauf auch die Ständeversammlung vertagt. Da sandte Bismarck am 24. durch einen Feldjäger Litt eine Note unmittelbar an den leitenden hessischen Minister, in der er erklärte, Preußen wolle die Wirren keinesfalls wieder aufleben lassen; fahre der Kurfürst in seiner Willkür fort, so werde Preußen sofort die Verhandlung über die Absetzung des Kuragnaten einleiten; jedenfalls würde diese sofort seine Regierungsunfähigkeit aussprechen. Der Kurfürst müßte sich fügen und die hessischen Wirren wären erledigt.

Dreizehntes Kapitel.

Fürstentag in Frankfurt.

In der Zeit der Parlamentslosigkeit trat von neuem die deutsche Frage an Bismarck heran. Er behandelte sie nach dem Grundsatze und Anschauungen, die er in dem langen Kampfe von Frankfurt gewonnen hatte. Gemeinsame Beherrschung Deutschlands durch die beiden Großmächte oder Teilung Deutschlands nach der Mainlinie oder gänzliche Ausschließung Oesterreichs, das waren die drei Möglichkeiten, die sich ihm boten. Bismarck wog sie ab, prüfte sie in ihrer Erreichbarkeit nach Kosten und Gefahren, stets bereit, Weg und Ziel zu ändern. Er selbst sprach es in seiner weltberühmten Unterredung mit dem Grafen Karoli offen aus, daß er mit einer kriegerischen Entscheidung rechne, daß selbst ein Bündnis Preußens mit einem Gegner Oesterreichs nicht ausgeschlossen sei. In Wien solle man eine ehrliche Verbindung mit Preußen suchen, dann müsse man aber auch das unehrliche Treiben an den deutschen Höfen preisgeben. Als der österreichische Staatsmann dies für unmöglich erklärte, weil dann Oesterreich aus Deutschland herausgetrieben würde, rief Bismarck: „Nun so verlegt Euren Schwerpunkt nach Ofen.“ Den energischen Worten folgte auch die energische That. Bismarck erklärte, daß Preußen fortan eine Ueberschreitung der Bundeskompetenz durch Mehrheitsbeschluß als Bundesbruch ansehe und seinen Vertreter aus Frankfurt abberufen werde. Es handelte sich um das österreichische Projekt einer Delegiertenversammlung zum Bundestage, das die Berliner Regierung entschlossen bekämpfte. Am 22. Januar sollte die Entscheidung in Frankfurt fallen und Preußen trug den Sieg davon. In diesem Konflikt ließ Bismarck erklären, daß er die nationale Forderung eines aus Volkswillen hervorgehenden Parlamentes aufnähme. Auch dieses Versprechen wurde in Deutschland mit Hohn aufgenommen. Und doch hatte durch lange Jahre nicht nur der nationale Verein, sondern auch alle festlichen Versammlungen diese Forderungen gestellt. Der Dank bestand darin, daß ein Leipziger Gelehrter Bismarck eine frivole Bestie nannte.

* * *

Der letzte größere Versuch, den verwesenden Leichnam des Bundestages noch einmal zu beleben, ist von Oesterreich ausgegangen. Selbstverständlich war das Bemühen des Kaisers Franz Joseph und seiner Diplomaten immer nur darauf gerichtet, ein förmliches Uebergewicht über Preußen gesetzlich festzulegen und in der Gestalt einer Bundesreform die alten Ansprüche des Kaiserstaates auf die Suprematie in Deutschland zu betonen. Auch in den Mittelstaaten bestanden die mannigfaltigsten Pläne einer Wiederbelebung des Bundes; aber auch hier war der partikularistische Egoismus hinreichend stark vertreten, um die Lösung dieser so überaus wichtigen Frage dauernd zu verhindern, nur wußte man hier im allgemeinen mehr, was man nicht wollte, als das, was nun thatsächlich geschehen sollte. Besonders Herr von Beust war unermüdlich, bald in München, bald in Heidelberg oder Darmstadt und Wien Konferenzen abzuhalten, ohne daß er imstande war, auch nur das geringste Resultat zu erzielen. König Georg von Hannover wiederum meinte, eine bessere Bundesverfassung als die des Jahres 1815 lasse sich überhaupt nicht ersinnen; man solle also an dem Bestehenden nicht rütteln. Der Kurfürst von Hessen war der gleichen Meinung, während Baden zwar fortschreiten wollte, aber über unwesentliche Anregungen nicht hinausgelangte. Oesterreich war schließlich von vornherein zwar geneigt, einzelne preußische Vorschläge anzunehmen und namentlich in Verhandlungen über die Reform der Bundes-Kriegsverfassung einzutreten, in Wahrheit jedoch richtete es selbst immer neue Hindernisse auf, und nach langen Monaten wurde die Verwerfung dieser Reform von dem Ausschuß des Bundestages mit allen gegen eine Stimme beschlossen. Schon in Baden hatte nach einem Besuch Napoleons eine Konferenz der norddeutschen Fürsten stattgefunden. Es waren alle möglichen Vermittlungsvorschläge, die sogar in der Dreiteilung des Bundespräsidiums gipfelten, gemacht worden, doch hatte der Prinzregent von Preußen ganz entschieden dabei verharrt, daß nur eine Zweiteilung unter preußischer und österreichischer Form möglich sei; er war auch mit Kaiser Franz Joseph zusammengetroffen und hatte ihm ein Schutz- und Trutzbündnis gegen französische Gelüste vorgeschlagen; er hatte aber auch das Alternat im Vorsitz des Bundestages, Gleichberechtigung der Konfessionen und andere Reformen verlangt, die den Beifall Oesterreichs nur in ganz beschränktem Maße fanden. Immer aber scheiterten die Pläne an der Weigerung Oesterreichs, die Gleichberechtigung Preußens anzuerkennen.

Einen besonders radikalen Plan entwarf in der folgenden Zeit Herr von Beust. In der sächsischen Kammer war ein Antrag auf die Errichtung einer deutschen Centralgewalt und Volksvertretung eingebracht worden; Beust stellte ihm seinen alten Gedanken gegenüber, den Bundestag durch die Konferenz der Minister aller deutschen Staaten zu ersetzen, die zweimal im Jahre, vier Wochen lang, einmal in Regensburg unter dem Vorsitz Oesterreichs, das andere Mal in Hamburg unter preußischem Vorsitz stattfinden sollten; daneben sollte eine Versammlung Delegierter

der Landtage einberufen werden; ein Bundesgericht sollte über Verfassungsstreitigkeiten entscheiden.

Fand Beust auch in Wien eine bedingte Zustimmung, so erlebte er doch, als er seine Schöpfung dem deutschen Hofe vorlegte, eine harte Enttäuschung. In der Entgegnung Preußens trat der Gegensatz zu Wien auf das schärfste hervor, es wurde das Verlangen gestellt, die Kompetenz des Bundesstaates auf das möglichst geringste Maß zu beschränken; wer auf deutschem Boden besseres verlange, könne es nur durch freie Vereinbarung gleichartiger Staaten zu einer engeren Gemeinschaft innerhalb des Bundes, also durch die Errichtung eines Bundesstaates im Staatenbunde, erlangen. Dieser Gedanke rief eine außerordentliche Erregung hervor. In Wien betrachtete man den Vorschlag als eine Herausforderung und zugleich sah man in ihm die Absicht, das ganze bisherige Verhältnis zu lösen. Die Antworten, die von sieben Regierungen nach Berlin gesandt wurden, enthielten eine Reihe der bittersten Vorwürfe, forderten jedoch zugleich im österreichischen Sinne zu Konferenzen auf, deren Zweck die Errichtung eines Bundesdirektoriums und die Einberufung einer Delegiertenversammlung sein sollte. Preußen lehnte diesen Vorschlag ab; der Gegensatz zwischen den Regierungen trat immer schärfer hervor, und die Lage wurde für Preußen um so bedenklicher, als gleichzeitig der Konflikt im Abgeordnetenhause in aller Schärfe tobte. Oesterreich erließ eine Einladung zum zweiten Male. Die vier Königreiche, beide Hessen und Nassau sandten ihre Vertreter, aber Preußen blieb bei seiner Haltung bestehen.

In jene Zeit fällt der Eintritt Otto von Bismarcks in das Ministerium. Eine bestimmte Entschließung, sagt Sybel, über die Art und Form der für die Zukunft anzustrebenden deutschen Verfassung hatte Bismarck damals schwerlich schon gefaßt. Fest stand ihm die Thatsache, daß die jetzige Stellung Preußens im deutschen Bunde unerträglich sei, daß sie, wie er einst dem Minister von Schleinitz geschrieben, im Notfall ferro et igni geheilt werden müsse, und nicht minder gewiß war die weitere Thatsache, daß für die Entscheidung der Frage alles auf die realen Mächte in Deutschland, auf das Verhältnis zwischen Oesterreich und Preußen ankam. Eine friedliche Umgestaltung desselben hielt Bismarck für äußerst unwahrscheinlich: jeder andere Krieg, sagte er wohl, welchen Preußen vor diesem österreichischen führte, wäre die reinste Munitionsverschwendung. Er war bereit, in den Kampf einzutreten, verkannte aber die Gefahren desselben nicht und hätte, wenn sich ein Einvernehmen möglich zeigte, ein solches Friedenswerk gern begrüßt. In voller Klarheit lagen die verschiedenen, in Krieg oder Frieden denkbaren Systeme vor seinem unvergleichlich scharfen und weiten Blick; gemeinsame Beherrschung Deutschlands durch die beiden Großmächte oder Teilung Deutschlands unter dieselben nach der Mainlinie, oder gänzlicher Ausschluß Oesterreiches aus Deutschland, und dann wieder die mehr föderative oder mehr unitarische Gestaltung des neuen Bundes, die engere oder weitere Kom-

v. Sybel Bd. II.

petenz der von Preußen zu leitenden Reichsgewalt und der nationalen Volksvertretung.

Ohne eine doktrinäre Vorliebe für irgend eines dieser Systeme, wog er ihre Aussichten und Vorteile, ihre Kosten und Gefahren und vor allem ihre Erreichbarkeit ab, stets bereit, je nach der Lage das Verfahren oder das Ziel zu wechseln — nur unter dem unverbrüchlichen Gesetz, daß Preußen immer vorwärts schreite, niemals zurückweiche, niemals den gewonnenen Boden und niemals den eigenen Mut verliere. Er war bereit, Deutschland den Krieg zu ersparen, aber er war überzeugt, daß dies unmöglich sei. Dem Botschafter Grafen Karolyi sagte er bereits damals, daß Oesterreich früher oder später seinen Schwerpunkt nach Ofen verlegen müsse. Ihm erklärte er auch, daß Preußen die in Frankfurt geplante Ueberschreitung der Bundeskompetenz durch einen ihm nicht genehmen Mehrheitsbeschluß als Bundesbruch betrachten und seine Vertreter abrufen werde. Auf diese entschlossene Sprache ist es zurückzuführen, daß der Bundestag die österreichischen Vorschläge ablehnte. Die Spannung, die sich jedoch hieraus ergab, war außerordentlich. Sie wurde auch durch die Erklärung Bismarcks nicht gemildert, daß er ein auf allgemeinen Wahlen beruhendes Parlament als die Voraussetzung einer Bundesreform betrachte. In Deutschland wollte niemand an die Drohung Preußens, aus dem Bundestage auszutreten, glauben, man ahnte noch nicht, daß Bismarcks Ueberzeugung dahin ging, daß die kühnste Politik stets den sichersten Erfolg verspreche.

Im Spätsommer 1863 schien die Abrechnung zwischen Preußen und Oesterreich mit aller Macht hereinbrechen zu sollen. Oesterreich erneuerte in versöhnlicherer Form seine Vorschläge und am 2. August empfing König Wilhelm in Gastein den Besuch des Kaisers Franz Joseph, der ihm seine Absicht mitteilte, auf den 16. August alle deutschen Fürsten nach Frankfurt zu laden zu persönlicher Beratung und Entscheidung über eine neue deutsche Bundesverfassung. Einen ausgearbeiteten Entwurf legte zwar der Kaiser nicht vor, aber die mündliche Skizzierung der Hauptpunkte ergab, daß er ein Bundesdirektorium von fünf Mitgliedern und ein Bundesparlament, aus Delegierten der deutschen Kammern bestehend, mit beratender, nicht beschließender Stimme wünschte. Zugleich übergab er dem Könige eine Denkschrift, in der die Einzelheiten ausgearbeitet waren. Dieses Schriftstück war überaus merkwürdig. Es stellte den deutschen Bund wie einen altersschwachen Greis hin; es versicherte, daß die deutschen Regierungen neben einander fortleben nur noch im Vorgefühl naher Katastrophen. Der jetzige Zustand sei geradezu chaotisch: „Der Boden der Bundesverträge schwanke unter den Füßen dessen, der sich auf ihn stelle. Der Bau der vertragsmäßigen Ordnung der Dinge zeige überall Risse und Spalten, und der bloße Wunsch, daß die morschen Wände den nächsten Sturm noch aushalten mögen, könne ihnen die dazu nötige Festigkeit nimmermehr zurückgeben.“ Aber Oesterreich lehnte ein aus Volkswahlen hervorgegangenes Parlament ab; es blieb auf den vom Kaiser dargelegten Grundsätzen bestehen.

Bismarck war im ganzen der Idee eines Bundesstaates mit doppelter Spitze nicht abgeneigt:

Die Versuche zur Zeit des Ministeriums Rechberg würden, wenn erfolgreich, damals zu einer gesamtdeutschen Union auf der Basis des Dualismus haben führen können, zu dem Siebzigmillionenreich in Zentraleuropa mit zweiköpfiger Spitze, während die Schwarzenbergische Politik auf etwas Aehnliches ausgegangen war, aber mit einheitlicher Spitze Oesterreichs und Hinabdrückung Preußens nach Möglichkeit auf den mittelstaatlichen Stand. Ged. u. Er. I

Unter einer dualistischen Spitze mit Gleichberechtigung Preußens und Oesterreichs, wie sie als Konsequenz meiner Annäherung an Rechberg erstrebt werden konnte, würde unsere innere verfassungsmäßige Entwickelung von der Versumpfung in bundestägiger Reaktion und von der einseitigen Förderung absolutistischer Zwecke in den einzelnen Staaten nicht notwendig bedroht worden sein; die Eifersucht der beiden Großstaaten wäre der Schutz der Verfassungen gewesen. Preußen, Oesterreich und die Mittelstaaten würden bei dualistischer Spitze auf Wettbewerb um die öffentliche Meinung in der Gesamtnation wie in den einzelnen Staaten angewiesen geblieben sein, und die daraus entspringenden Friktionen würden unser öffentliches Leben vor ähnlichen Erstarrungen bewahrt haben, wie sie auf die Zeiten der Mainzer Untersuchungskommission folgten. Die Zeit der liberalen österreichischen Preßthätigkeit im Wetteifer mit Preußen, wenn auch nur auf dem Gebiet der Phrase, ließ schon zu Anfang der fünfziger Jahre erkennen, daß der unentschiedene Kampf um die Hegemonie für die Belebung unserer nationalen Gefühle und für die verfassungsmäßige Entwickelung nützlich war.

Aber die von Oesterreich mit Hilfe des Fürstentages von 1863 erstrebte Bundesreform würde für eine Rivalität zwischen Preußen, Oesterreich und dem Parlamentarismus geringen Raum gelassen haben. Die Vorherrschaft Oesterreichs in der damals beabsichtigten Bundesreform würde, auf Grund der dynastischen Befürchtungen vor Preußen und vor parlamentarischen Kämpfen, vermittelst einer dauernden und systematisch begründeten Bundesmajorität gesichert gewesen sein.

Das Ansehen Deutschlands nach außen hing in beiden Gestaltungen, der dualistischen und der österreichischen, von dem Grade fester Einigkeit ab, den die eine und die andere der Gesamtnation gewährt haben würde. Daß Oesterreich und Preußen, sobald sie einig, eine Macht in Europa darstellen, welche leichtfertig anzugreifen keine der anderen Mächte geneigt war, hat der ganze Verlauf der dänischen Verwickelungen gezeigt. Solange Preußen allein, wenn auch in Verbindung mit dem stärksten Ausdruck der öffentlichen Meinung des des deutschen Volkes, einschließlich der Mittelstaaten, die Sache in der Hand hatte, kam sie nicht vorwärts und führte zu Abschlüssen, wie der Waffenstillstand von Malmö und die Olmützer Konvention. Sobald es gelungen war, Oesterreich unter Rechberg für eine mit Preußen übereinstimmende Aktion zu gewinnen, wurde das Schwergewicht der beiden deutschen Großstaaten stark genug, um die Einmischungsgelüste, welche andere Mächte haben konnten, zurückzuhalten.

Auch mit Bismarck hatte der Kaiser Unterredungen, ohne indessen die Ueberzeugung des Staatsmannes zu ändern. In seiner Antwort schrieb König Wilhelm, er halte die Einberufung eines Fürstenkongresses für bedenklich, zumal bei einem so nahen Termin; er zöge eine vorhergehende Erörterung durch eine Ministerkonferenz vor. Er halte es auch nicht für wahrscheinlich, daß die Landtage sich mit einer beratenden Stimme begnügen würden; die Besetzung des Bundesdirektoriums durch fünf Stimmen halte er für undenkbar. Müsse aber der Fürstenkongreß unverrichteter Dinge auseinandergehen, so würde nur der Revolution

ein außerordentlicher Dienst erwiesen sein. Die Einladungen zur Beschickung des Fürstentages ergingen dennoch; Preußen lehnte sie jedoch abermals nachdrücklich ab, auch als der Vorschlag gemacht wurde, als Stellvertreter des Königs möge der Kronprinz erscheinen. Bismarck seinerseits erließ an den preußischen Gesandten in Wien zwei Depeschen, in denen er nicht nur sein Erstaunen über die österreichische Denkschrift aussprach, sondern zugleich erklärte, es entspräche der Würde seines Herrn nicht, an einer Versammlung teilzunehmen, deren wichtiger Zweck nicht vorher mit ihm beraten worden wäre. An den Bundestagsgesandten aber schrieb er:

Poschinger IV. Ich betrachte das österreichische Reformprojekt als eine Schaumwelle, mit welcher Schmerling mehr noch ein Manöver der inneren österreichischen Politik, als einen Schachzug antipreußischer Diplomatie beabsichtigt. Er arrangirt dem Kaiser eine glänzende Geburtstagsfeier mit weißgekleideten Fürsten, und fingirt ihm Erfolge der konstitutionellen Aera Oesterreichs. Von dem Dampf der Phrasen entkleidet, ist des Pudels Kern ein so dürftiger, daß man dem Volke lieber nicht praktisch vordemonstriren sollte, wie nicht einmal das zustande kommt. Einen Einfluß auf die Verhandlungen zu erhalten, empfiehlt sich jetzt noch nicht; wir müssen die Weisheit der Reformen sich erst ungestört offenbaren lassen.

Der Fürstentag hat dennoch stattgefunden. Er wurde vom Kaiser Franz Joseph am 17. August eröffnet. Seine erste That war die Absendung einer neuen Einladung an König Wilhelm, und es wurde ihm hart genug gemacht, wiederum mit einer Ablehnung zu antworten. Besonders erhoben sich die weiblichen Einflüsse, um seinen Entschluß zu durchbrechen. Die bayerische Königin Marie, die Königin-Witwe Elisabeth faßten ihn „beim Rüssel der Weltgeschichte“, von Koburg wurden Einflüsse auf ihn geltend gemacht, die englische Regierung trat natürlich wie immer gegen die Anschauungen Bismarcks in die Schranken; aber zum zweiten Male faßte der entschlossene Staatsmann seinen König beim preußischen Portepee, indem er ihm erklärte, er sei zwar bereit, seinem Könige nach Frankfurt zu folgen, aber nicht mehr als Minister nach Berlin zurückzukehren. Besonders schwer wog die Bitte, die König Johann von Sachsen an den König richtete, ihm sprach er sogar offen seinen innersten Wunsch aus, dennoch nach Frankfurt zu gehen und in der folgenden Beratung mit Bismarck rief er aus:

„Dreißig Fürsten als Einlader, ein König als Kabinetskourier, wie kann man da ablehnen?“

Und doch wurde der absagende Brief geschrieben und von Bismarck dem abreisenden König freudig überreicht. Wie in dem Innern des Staatsmannes der Zorn über die lange Spannung kochte, beweist die von Sybel erzählte Thatsache, daß er, als hinter dem Sachsen die Thüre sich geschlossen hatte, einen auf dem Tische stehenden Teller mit Gläsern zusammenschlug. „Ich mußte etwas zerstören“, sagte er, „jetzt habe ich wieder Atem.“

Ueber diese Schwierigkeiten, die ihm die Neigung des Königs, an dem Kongreß teilzunehmen, bereitete, erzählt der Staatsmann:

Es wurde mir nicht leicht, den König zum Fernbleiben von Frankfurt zu bestimmen. Ich bemühte mich darum auf der Fahrt von Wildbad nach Baden, wo wir im offenen kleinen Wagen, wegen der Leute vor uns auf dem Bock, die deutsche Frage französisch verhandelten. Ich glaubte den Herrn überzeugt zu haben, als wir in Baden anlangten. Dort aber fanden wir den König von Sachsen, der im Auftrage aller Fürsten die Einladung nach Frankfurt erneuerte (19. August). Diesem Schachzug zu widerstehen, wurde meinem Herrn nicht leicht. Er wiederholte mehrmals die Erwägung: „30 regierende Herren und ein König als Kourier!" und er liebte und verehrte den König von Sachsen, der unter den Fürsten für diese Mission auch persönlich der Berufenste war. Erst um Mitternacht gelang es mir, die Unterschrift des Königs zu erhalten für die Absage an den König von Sachsen. Als ich den Herrn verließ, waren wir beide infolge der nervösen Spannung der Situation krankhaft erschöpft, und meine sofortige mündliche Mitteilung an den sächsischen Minister von Beust trug noch den Stempel dieser Erregung. Die Krisis war aber überwunden, und der König von Sachsen reiste ab, ohne meinen Herrn, wie ich es befürchtet hatte, nochmals aufzusuchen. Geb. u. Er. I.

Nachdem der König auf der Rückreise von Baden-Baden (31. August) nach Berlin so nahe an Frankfurt vorüber gefahren war, daß der entschlossene Wille, sich nicht zu beteiligen, zu Tage lag, wurde die Mehrheit oder wurden wenigstens die mächtigsten Fürsten von einem Unbehagen erfaßt bei dem Gedanken an den Reformenentwurf, der sie, wenn Preußen fern blieb, mit Oesterreich allein in einem Verbande ließ, in dem sie nicht durch die Rivalität der beiden Großmächte gedeckt waren. Das Wiener Kabinett muß an die Möglichkeit geglaubt haben, daß die übrigen Bundesfürsten auf die dem Kongreß am 17. August gemachte Vorlage auch dann eingehen würden, wenn sie in dem reformierten Bundesverhältnis schließlich mit Oesterreich allein geblieben wären. Man würde sonst nicht den in Frankfurt verbliebenen Fürsten die Zumutung gemacht haben, die österreichische Vorlage auch ohne Preußens Zustimmung anzunehmen und in die Praxis überzuführen. Die Mittelstaaten wollten aber in Frankfurt weder eine einseitig preußische noch eine einseitig österreichische Leitung, sondern für sich ein möglichst einflußreiches Schiedsamt im Sinne der Trias, welches jede der beiden Großmächte auf das Bewerben um die Stimmen der Mittelstaaten anwies. Die österreichische Zumutung, auch ohne Preußen abzuschließen, wurde beantwortet durch den Hinweis auf die Notwendigkeit neuer Verhandlungen mit Preußen und die Kundgebung der eigenen Neigung zu solchen. Die Form der Beantwortung der österreichischen Wünsche war nicht glatt genug, um in Wien keine Empfindlichkeit zu erregen. Die Wirkung auf den Grafen Rechberg, vorbereitet durch die guten Beziehungen, in denen unsere Frankfurter Kollegenschaft abgeschlossen hatte, war, daß er sagte, der Weg nach Berlin sei für Oesterreich nicht weiter und nicht schwieriger als für die Mittelstaaten.

Die durch die Ablehnung erzeugte Verstimmung war nach meinen Eindrücken hauptsächlich der Antrieb, der das Wiener Kabinett zu einer Verständigung mit Preußen im Widerspruche mit der bundestägigen Auffassung leitete. Diese neue Richtung entsprach dem österreichischen Interesse, auch wenn sie länger beibehalten worden wäre. Dazu wäre vor allem erforderlich gewesen, daß Rechberg am Ruder blieb. Wäre damit eine dualistische Führung des Deutschen Bundes hergestellt worden, der sich die übrigen Staaten nicht versagt haben würden, sobald sie die Ueberzeugung gewonnen hätten, daß die Verständigung der beiden Vormächte ehrlich und dauerhaft war, so würden auch die Rheinbundgelüste einzelner süddeutschen Minister, die am schärfsten, was auch Graf Beust in seinen Denkwürdigkeiten sagen mag, in Darmstadt zum Ausdruck kamen, dem österreichisch-preußischen Einverständnis gegenüber verstummt sein.

Der Fürstentag beriet weiter; es wurden allerlei Beschlüsse gefaßt, aber ein praktisches Resultat ist nicht erzielt worden, es sei denn der Beschluß, über die wichtigsten Fragen keinen Beschluß zu fassen.

Auch ein Patriot, wie Heinrich Abeken, dessen Erinnerungen vor kurzem erschienen sind, urteilt über das wunderliche Unternehmen:

H. Abeken, Ein schlichtes Leben. Brf. v. 27. 6. 1863.

Bei dem Fürstentage in Frankfurt, zu dem der Kaiser von Oesterreich so unglaublicher Weise ohne vorherige Verständigung mit Preußen eingeladen hat, thut es mir nur leid, daß nichts dabei herauskommen kann und wird. In Deutschland kann nun einmal nichts zustande kommen, was nicht von Oesterreich und Preußen gemeinsam ausgeht, oder worüber nicht Beide wenigstens vorher einig sind. Das haben wir im Jahre 1849 mit unserer Union bitter erfahren; und Oesterreich mag es nun auch einmal erfahren. Wenn die Fürsten sich in Frankfurt dem Kaiser allein gegenüber sehen, und wenn sie gar ein wenig merken sollten von dem (allerdings schon zehn Jahre alten, vielleicht aber jetzt sicherfüllensollenden) Wort eines österreichischen Diplomaten von den „Vasallen um den Thron ihres Kaisers", dann wird die Angst vor Wien größer werden, als im Jahre 1849 vor Berlin! Darum ist es gut, daß der König von Preußen abgelehnt hat; er hätte nicht helfen können; denn wie sollte irgend ein Projekt der Bundesreform in ein paar Tagen von den Fürsten selbst beraten und zum Beschluß gebracht werden! Wo aber nichts zustande kommen kann, da bleibt man besser weg. Die Schuld des Nichtzustandekommens wird man nun freilich fälschlich auf Preußen schieben, während sie in ganz anderen Verhältnissen und in der Natur der Sache liegt; mags! Schützentage, Turnertage, Fürstentage, Abgeordnetentage (in Frankfurt gleich an 20!), Nationalvereinstage — ich fürchte mich vor dem einen so wenig wie vor dem anderen.

Am 10. September schreibt er:

Brf. v. 10. 9. 1863.

Daß auch die Nachwehen des Frankfurter Fürstentages noch viel zu thun geben, kannst Du wohl denken; „wenn Könige bauen, haben die Kärrner zu thun", und wenn sie niederreißen (denn viel mehr ist ihr gegenwärtiger Bauversuch leider noch nicht), auch! Wenn die Fürsten ein Wettlaufen mit dem Nationalverein anstellen, da kriegen wir armen Diplomaten und Halbdiplomaten viel Staub zu schlucken.

Für Bismarcks Gesundheitszustand waren die Aufregungen jener Tage nicht besonders günstig; die Erscheinung aber, die so oft in seinem Leben hervortrat, erblicken wir bereits hier im vollsten Umfange, daß die folgenschwersten und entscheidendsten Beschlüsse von ihm seinem alten Herrn erst abgerungen werden mußten, daß er gerade dort die schwersten Kämpfe zu bestehen hatte, wo nach der populären Auffassung ihm kaum jemals ein Hindernis bereitet wurde. Bismarck war damals nicht und auch später niemals ein Handlanger oder ein Werkzeug; er war der Führer im Streite, der Fahnenträger, dem alle anderen und selbst sein König erst folgten.

Aus jener Zeit des bittersten Kampfes stammen eine Anzahl von Briefen Bismarcks an seine Frau, die uns einen Einblick in seine damalige Stimmung geben, wenn sie auch selbstverständlich nach Möglichkeit die Gereiztheit, die in ihm die politischen Ereignisse erregten, zu verheimlichen suchten. Aus Gastein schrieb er an die Gattin:

Brf. v. 24. 7. 1863.

. . . Ich wollte Dir Edelweiß mitschicken, es ist aber abhanden gekommen, Salzachofen kam mir vor 10 Jahren noch imposanter vor; das Wetter war zu schön; der Weg hierher, den Du nicht sahst, ist schön, aber nicht überwältigend. Hier wohne ich dem Könige gegenüber am Wasserfall, gegen den der Golling ein Kind, nur in den Pyrenäen sah ich zwei schönere, keine größern. Ich habe zwei Bäder genommen, sehr angenehm, aber müde danach, und unlustig zum Arbeiten. Ich werde von morgen an erst Mittags baden und vorher schreiben. Luft reizend, Gegend mehr imposant als freundlich. Dem Könige geht es gut. . .

Einige Tage darauf schrieb er der Lebensgefährtin:

Wie dieser Tag vor 16 Jahren Sonnenschein in mein wüstes Junggesellenleben brachte, so hat er heut auch dieses Thal damit erfreut, und ich habe es auf einem reizenden Morgenspaziergang zum ersten Mal in seiner ganzen Schönheit gesehn. Moritz würde sagen, daß es eine riesige Schüssel mit Grünkohl ist, schmal und tief, die Ränder mit weißen Falleiern rundum besetzt. Steile Wände, einige tausend Fuß hoch, mit Tannen- und Wiesengrün und eingestreuten Sennhütten bis an die Schneegränze bedeckt, und das Ganze von einem Kranze weißer Spitzen und Bänder umzogen, die der Schnee während der 5 Regentage reichlich bepudert hat und deren untre Gränze die Sonne nun allmählich höher rückt. Dutzende von silbernen Fäden durchziehn das Grün von oben, Wasserbäche, die sich herabstürzen in eiliger Hast, als kämen sie zu spät zu dem großen Fall, den sie mit der Ache zusammen dicht vor meinem Hause bilden. Die Ache ist ein Strom mit etwas mehr Wasser, als die Stolpe bei Strellin und vollführt einen rasenden Walzer durch ganz Gastein, indem sie einige hundert Fuß in verschiednen Absätzen zwischen Felsen herabspringt. Brf. v. 28. 7. 1863.

Bei diesem Wetter läßt sich leben hier, nur möchte ich garnichts zu thun haben, immer an den Höhen umherschlendern, mich auf sonnige Bänke setzen, rauchen und die zackigen Schneespitzen durch das Glas ansehn. Gesellschaft ist wenig hier, ich lebe nur mit der Umgebung des Königs in Verkehr, mit der mich Mittag und Thee täglich zusammenführen; die übrige Zeit reicht zum Arbeiten, Schlafen, Baden, Gehn kaum hin. Den alten * habe ich gestern Abend besucht; zugleich mit dem Kaiser, der am 2. erwartet wird, kommt Rechberg und wird mir vorklagen, daß das Lügen der Fluch dieser Welt sei.

Ich höre eben, daß der König (dem es sehr wohl geht, nur hat er sich am Hacken durchgegangen und muß leider still sitzen) den Feldjäger bis morgen zurückhält, und mit der Post kommt dieser Brief wohl nicht früher, da er durch das Oeffnen einen Tag verlieren würde. Ich lasse ihn also liegen. Der gute Prinz Friedrich ist gestern von seinen Leiden erlöst; es ging dem Könige sehr nah. . . .

Vom Tage der Ankunft des Oesterreichischen Kaisers stammen folgende Zeilen:

Bills Tag ist mit gutem Wetter von mir gefeiert, dem Könige gemeldet, der sich nach dem Alter und dem Fleiße seines Pathen erkundigte. Heut kommt der Kaiser, alles flaggt und bekränzt sich, die Sonne scheint, und ich bin noch nicht aus dem Zimmer gewesen, schreibe seit 3 Stunden, darum nur herzliche Grüße. Wenn ich nicht über Berlin schreibe, so falle ich der hiesigen Post in die Hände; ich schreibe zwar keine Geheimnisse, aber es ist doch unbehaglich. Die Stute ist wieder in Berlin. Ich bade täglich, es ist nett, aber ermüdend. . . Brf. v. 2. 8 1863.

Charakteristisch sind folgende Zeilen vom 12. August

Mir geht es wohl, aber Courierangst in allen Richtungen. Ich habe vorgestern 7000 Fuß hoch 2 Gemsen geschossen, ganz gebraten, trotz der Höhe. Am 15. fahren wir von hier nach Salzburg, 16. Stuttgart, 17. Baden. Ich kann wegen der Frankfurter Windbeuteleien nicht vom König fort. Brf. v. 12. 8. 1863.

Wir fügen noch folgenden Brief dazu:

. . . Ich habe eine rechte Sehnsucht, einmal einen faulen Tag in Eurer Mitte zu verleben; hier werde ich auch bei dem reizendsten Wetter die Tinte nicht von den Fingern los. Gestern bin ich bei wundervollem Mondschein bis Mitternacht in den Feldern spazieren gegangen, kann aber doch die Geschäfte nicht aus dem Kopf los werden. Die Gesellschaft hat auch nichts Ausruhendes an sich. Die * ist reizend anzusehn, spricht mir aber zu viel Politik, * natürlich auch immer auf Berichtfuß; die *, die mir sonst sehr angenehm ist, hat Leute um sich, die mein Behagen mit ihr stören, und neue Bekanntschaften sind sehr angreifend. Bequem ist mir eigentlich (nur) unser A(beken). Mit ihm und E., der Brf. v. 28. 8. 1863.

auf 2 Tage hier ist, dinierte ich gestern auf meinem Zimmer. Der König ist wohl, aber von Intriguen umlagert; heut speise ich bei Ihrer Majestät der Königin. Schleinitz ist hier, Hohenzollern wird erwartet, Goltz nach Paris abgereist. Ich denke, der König wird spätestens Sonntag von hier aufbrechen; einige Tage später muß ich in Berlin sein; vielleicht gewinne ich dazwischen Zeit zu einem Abstecher nach Spaa, wo ich O(rlows) treffe, vielleicht muß ich auch mit zur Königin von England, die der König auf der Rückreise in Rosenau bei Coburg besuchen will. Jedenfalls hoffe ich mir im September einige Tage frei zu machen für Pommern. Ich wollte, irgend eine Intrigue setzte ein andres Ministerium durch, daß ich mit Ehren diesem ununterbrochnen Tintenstrom den Rücken drehn und still auf dem Lande leben könnte; die Ruhelosigkeit der Existenz ist unerträglich, seit 10 Wochen im Wirtshause Schreiberdienste und in Berlin wieder; es ist kein Leben für einen rechtschaffnen Landedelmann, und ich sehe einen Wohlthäter in jedem, der mich zu stürzen sucht. Dabei brummen und kitzeln und stechen die Fliegen hier im Zimmer, daß ich dringend Aenderung meiner Lage wünsche, die mir allerdings in wenig Minuten mit dem Berliner Zuge ein Feldjäger mit 50 inhaltlosen Depeschen bringen wird. . . .

Ein direktes Resultat hat übrigens der Fürstentag, den Roon in seinem Briefe an Bismarck als Frankfurter Farce bezeichnete, für die innere Politik Preußens gehabt. Man fühlte auch innerhalb der Opposition die Notwendigkeit, gegen die gefährlichen Absichten Oesterreichs zusammenzustehen und sogar die verhaßte Regierung zu unterstützen, wenn nicht alle Hoffnungen, welche die Patrioten seit Jahrzehnten für die Neugestaltung Deutschlands gehegt hatten, unwiederbringlich in Trümmer gehen sollten. Vor allem hat die Verheißung einer aus direkten Wahlen hervorgehenden nationalen Vertretung die preußischen Reformbestrebungen volkstümlich gemacht: man sah auch, wie ernstlich die verhaßte Regierung die Würde und Machtstellung Preußens und die Interessen der gesamten deutschen Nation zu wahren verstanden hatte und fernerhin zu wahren entschlossen schien. So wurde der Stimmungswechsel angebahnt, den Königgrätz später vollzog.

Vierzehntes Kapitel.

Der Konflikt auf der Höhe.

Am 14. Januar 1863 wurde der Landtag von neuem eröffnet. Bismarcks Eröffnungsrede drückte wiederum den Wunsch nach einer Verständigung aus und die Hoffnung, daß die Militärreform nunmehr ihren Abschluß finden werde. Aber auch jetzt war die Haltung der überwiegenden Mehrheit durchaus feindlich. Schon die Worte, mit denen der Präsident Grabow das Hoch auf den König einleitete, war mit den schwersten Anklagen und Beschuldigungen erfüllt. Er sagte, daß im Hinblick auf die königlichen Worte: „Zwischen uns sei Wahrheit", mit Bedauern ausgesprochen werden müsse, daß der Konflikt in den letzten drei Monaten immer größere Dimensionen angenommen habe, die Verfassung sei verletzt. Als Antwort auf die Thronrede wurden zwei Adressenentwürfe eingereicht. Der Entwurf des Herrn v. Vincke drückte es in maßvoller Form aus, daß die Verständigung nur dann zu erreichen sei, wenn Artikel 99 der Verfassung zur Wahrheit würde, so daß Staatsausgaben nur auf grund eines von der Landesvertretung genehmigten Gesetzes geleistet werden dürfen. Der Antrag des Herrn Virchow sprach in den schärfsten Redewendungen von einer Verfassungsverletzung. In der Kommission erklärte Bismarck sofort: es gäbe eine Grenze für das, was ein König von Preußen anhören könne. Wenn die Adresse in der vom Dr. Virchow beantragten Form angenommen werde, werde er dem Könige nicht raten können, sie anzunehmen. Die Adresse treffe den König selbst, da die Akte, worin eine Verfassungsverletzung gefunden werde, im Namen des Königs erfolgt seien. Die Minister halten die Verfassung nicht für verletzt, sie nehmen den Eid darauf ebenso ernst wie die Abgeordneten. Gerade als Verfassungsfreund wolle er, der Ministerpräsident, darauf hinweisen: man möge nicht zu oft von Verfassungsverletzungen sprechen. Solche Mittel schwächten sich durch die Wiederholungen ab.

Die Debatte im Plenum war leidenschaftlich erregt. Nach Herrn von Sybel, der maßvoll gesprochen hatte, ergriff sofort Bismarck das Wort, um zu erklären, daß durch diese Adresse dem königlichen Hause

der Hohenzollern seine verfassungsmäßigen Rechte abgefordert würden, um sie der Majorität des Abgeordnetenhauses zu übertragen:

Rede v. 27. 1. 1863. Sie kleiden die Forderung in die Form ein, daß Sie die Verfassung für verletzt erklären, insoweit die Krone und das Herrenhaus sich Ihrem Willen nicht fügen; Sie richten den Vorwurf der Verfassungsverletzung gegen das Ministerium, nicht gegen die Krone, deren Treue gegen die Verfassung Sie ganz außer allem Zweifel stellen. Gegen diese Scheidung habe ich mich schon in den Ausschuß-Sitzungen verwahrt. Sie wissen so gut wie jedermann in Preußen, daß das Ministerium im Namen und auf Befehl Sr. Majestät des Königs in Preußen handelt, und namentlich diejenigen Regierungsakte, in welchen Sie eine Verfassungsverletzung erblicken wollen, in diesem Sinne vollzogen hat. Sie wissen, daß ein Preußisches Ministerium in dieser Beziehung anders dasteht als ein Englisches. Ein Englisches Ministerium, mag es sich nennen wie es will, ist ein parlamentarisches, ein Ministerium der Majorität des Parlaments; wir aber sind Minister Sr. Majestät des Königs. Ich weise die Trennung der Minister von der Krone, wie sie in der Adresse angenommen wird, keineswegs zurück, wie vorhin von der Tribüne angedeutet wurde, um die Autorität der Krone zu einem Schilde zu machen, durch welchen das Ministerium sich deckt. Wir bedürfen dieser Deckung nicht, wir stehen fest auf dem Boden unseres guten Rechtes. Ich weise diese Trennung um deshalb zurück, weil durch sie die Thatsache verdeckt wird, daß Sie sich im Kampfe mit der Krone um die Herrschaft dieses Landes befinden und nicht im Kampfe mit dem Ministerium.

Zum Zustandekommen dieses Gesetzes sei die Uebereinstimmung der Krone und der beiden Kammern erforderlich. Das Herrenhaus sei berechtigt, ein von der zweiten Kammer beschlossenes und ihm nicht konvenierendes Budget zu verwerfen. Jedes dieser drei konkurrierenden Rechte sei in der Theorie unbegrenzt, und das eine so stark als das andre. Wenn eine Vereinbarung nicht stattfinde, so fehlt jede Bestimmung, welche von den drei Gewalten nachgeben müsse. Es bestehe kein Grund, daß die beiden anderen Faktoren sich dem Abgeordnetenhause fügten, daß die Krone und die Minister sich ihm unterwerfen:

Auf diese Weise würde allerdings die souveräne Alleinherrschaft des Abgeordnetenhauses hergestellt werden; aber eine solche Alleinherrschaft ist nicht verfassungsmäßiges Recht in Preußen. Die Verfassung hält das Gleichgewicht der drei gesetzgebenden Gewalten in allen Fragen, auch in der Budget-Gesetzgebung, durchaus fest; keine dieser Gewalten kann die andre zum Nachgeben zwingen; die Verfassung verweist daher auf den Weg der Kompromisse zur Verständigung. Ein konstitutionell erfahrener Staatsmann hat gesagt, daß das ganze Verfassungsleben jederzeit eine Reihe von Kompromissen ist. Wird der Kompromiß dadurch vereitelt, daß eine der beteiligten Gewalten ihre eigne Ansicht mit doktrinärem Absolutismus durchführen will, so wird die Reihe der Kompromisse unterbrochen und an ihre Stelle treten Konflikte, und Konflikte, da das Staatsleben nicht stillzustehen vermag, werden zu Machtfragen; wer die Macht in Händen hat, geht dann in seinem Sinne vor, weil das Staatsleben auch nicht einen Augenblick stillstehen kann.

Bismarck schloß mit den Worten:

Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß die Beratung dieses Manifestes, welches unserm Königlichen Herrn überreicht werden soll, gerade zusammenfällt mit dem heutigen Geburtstage des jüngsten mutmaßlichen Thronerben (des Prinzen Wilhelm, ältesten Sohnes des Kronprinzen, geboren am 27. Januar 1859). In diesem Zusammentreffen, meine Herren, sehen wir eine verdoppelte Aufforderung, fest für die Rechte des Königtums, fest für die Rechte

der Nachfolger Sr. Majestät einzustehen. Das Preußische Königtum hat seine Mission noch nicht erfüllt, es ist noch nicht reif dazu, einen rein ornamentalen Schmuck Ihres Verfassungsgebäudes zu bilden, noch nicht reif, als ein toter Maschinenteil dem Mechanismus des parlamentarischen Regiments eingefügt zu werden.

Unmittelbar nach dieser Rede erhob Graf Schwerin Protest gegen die angebliche Aeußerung Bismarck's „Macht vergeht vor Recht". Bismarck bestritt diese Aeußerung nachdrücklich und er wiederholte unter großer Unruhe des Hauses seine Worte: „Ich habe von einem Kompromiß geredet, weil in Ermangelung eines solchen sich Konflikte einstellen müssen, Konflikte aber zur Machtfrage werden und, da das Staatsleben nicht einen Augenblick stille stehen kann, derjenige, der sich im Besitz der Macht befindet, daher genötigt ist, sie zu verbrauchen."

Erst nach zehn Tagen wurde die Debatte fortgesetzt und namentlich erging sich Virchow in den lebhaftesten Angriffen gegen den leitenden Minister. So äußerte er seine Zweifel an der Korrektheit der sogenannten Glorialitätsadressen; die Deputation an den König würde in der Wilhelmstraße mit Glorialitätsfracks kostümiert. Er fuhr dann fort, anknüpfend an die Aeußerung eines Polen: „Ja, meine Herren, es giebt eine Art von preußischer Sprache; das ist diejenige, welche die Herren vom Ministertisch gegenwärtig reden. Es ist aber die Sprache, welche man in der ganzen Welt nicht versteht." Scharf und schneidig antwortete Bismarck, daß er auf die Tonart Virchows seinen gesellschaftlichen Gewohnheiten gemäß nicht eingehen könne; den Angriff Virchows gegen die „preußische Sprache" beantwortete er mit der Erklärung: „Ich bin stolz darauf, eine preußische Sprache zu reden, und Sie werden dieselbe noch oft von mir hören."

Auch die nächste Verhandlung brachte eine Reihe scharfer Angriffe gegen den Minister. Die Adresse wurde mit größter Mehrheit angenommen; der König verweigerte den Empfang der Deputation und beantwortete die ihm hierauf unmittelbar zugesandte Adresse „ohne Vermittlung seiner Minister" direkt, da er annähme, „daß es dem Hause darum zu thun sei, seine persönliche Anschauungs- und Willensmeinung kennen zu lernen." König Wilhelm trat mit Würde und Kraft seinen Ministern bei; er übernahm in gewissem Sinne die volle Verantwortlichkeit für das Geschehene für seine eigene Person.

Das Bedürfnis der Abgeordneten, dem verhaßten Ministerium auf jedem Schritt Schwierigkeiten zu bereiten, führte auch zu Angriffen auf Bismarcks auswärtige Politik. Selbst ein Mann wie Sybel verstieg sich zu der Bemerkung, „die Kleinodien unserer Vergangenheit würden ihnen unter den Händen verfälscht und der Blick in die Zukunft sei von Grund auf verdüstert. Eine preußische Regierung, die den Aufgaben des Volkes im 19. Jahrhundert gewachsen sein solle, müsse verstehen, große und ideale Ziele aufzustecken und so das Volk um ihr Banner zu versammeln. Und ein anderer Abgeordneter rief aus, daß, was auch dieses Ministerium in der auswärtigen Politik unternehmen möge, jede seiner

Unternehmungen mit Unfruchtbarkeit geschlagen sein werde, denn es zähle nur die neugeschaffenen Bataillone und nicht die Herzen des Volkes. Preußen stehe geschwächt durch innere Zerwürfnisse und belastet mit dem Mißtrauen Deutschlands isoliert in der Welt, ohne einen schöpferischen Gedanken; es werde gezwungen sein, unter das caudinische Joch zu wandern und sich Oesterreichs Führung unterzuordnen. Erst eine spätere Zeit werde Preußens guten Genius von neuem enthüllen, aber nicht mit Blut und Eisen und nicht mit Donner und Blitz, sondern mit friedlichem Sonnenschein eines verfassungstreuen, auf Freiheit und Recht begründeten Regiments. Auch hier ließ es Bismarck an einer scharfen Erwiderung nicht fehlen. Er rief seinen Anklägern zu, daß, wenn die Notwendigkeit eintreten sollte, die Ehre und Unabhängigkeit Preußens zu wahren, sie selbst gar nicht in der Lage wären, die Mittel der Abwehr gegen das Ausland zu verweigern, in deren Mangel sie jetzt eine Schwächung der auswärtigen Politik erblickten. Der Haß der Abgeordneten verstieg sich selbst in der wichtigsten und verhängnisvollsten Frage, die damals das deutsche Leben berührte, nur zu heftigen Anklagen gegen Bismarck; man vergaß die Pflicht des Patriotismus, um seine Politik und damit ihn selbst in der öffentlichen Meinung zu diskreditieren. Am 22. Januar war der Aufstand der Polen in Warschau ausgebrochen; nicht infolge russischer Bedrückung, sondern infolge von Hetzereien des kleinen und großen Adels und in der Hoffnung auf die Unterstützung durch Napoleon. Man glaubte, zugleich mit den Polen werden auch die Ungarn und die Italiener zum Aufstand schreiten. Der Plan der Verschwörer ging sogar so weit, die russische Garnison im Schlafe zu ermorden. General Mieroslawski war der Chef der polnischen Nationalregierung. Die preußischen Behörden im Osten warnten energisch die ihnen untergebene Bevölkerung vor einer Teilnahme an dem Aufstande. Am 8. Februar erfolgte der Abschluß einer Konvention Preußens mit Rußland zur gemeinsamen Handlung gegen die Insurrektion. Bismarck hat damals, wie stets, eine heftige Abneigung gegen das intriguante Polenvolk empfunden; er hat trotz aller sentimentalen Widersprüche ein kraftvolles Zurückdrängen der polnischen Elemente bis zu dem letzten Tage seiner Reichskanzlerschaft durchgeführt, und noch nach seiner Entlassung hat er in seinen Reden an die Deputationen aus Posen und Westpreußen die Gewissen nach der gleichen Richtung geschärft. Damals hielt er es für die vornehmste Pflicht eines wahrhaft preußischen Staatsmannes, die Errichtung eines Polenreiches im Osten der Monarchie zu verhindern; denn wenn auch die Absichten der Aufständischen zunächst nicht über die preußische Grenze gingen, so mußte doch in Zukunft der Anspruch erhoben werden auf Westpreußen, Posen und einen Teil von Pommern.

General Gustav von Alvensleben erhielt die Weisung, nach Petersburg und von dort nach Warschau zu gehen. In Petersburg sollte er einen eigenhändigen Brief des Königs in die Hände des Kaisers legen und den Versuch machen, eine Verständigung über eine gemeinschaftliche

Unterdrückung des Aufstandes anzubahnen. Der König, so hieß es in der Instruktion, ist von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Interessen beider Regierungen durch jene polnische Schilderhebung gleich gefährdet seien und daß jede Emanzipation des polnischen Elementes von der Autorität des Kaisers ihre Wirkung nicht auf die Grenzen des Königreiches beschränke, sondern daß ebenso die Sicherheit der benachbarten königlichen Provinzen wie die der westlichen Gouvernements des Kaiserreiches gefährdet werde. Unserer Ansicht nach ist demnach die Stellung beider Höfe der polnischen Revolution gegenüber sachlich diejenige zweier Bundesgenossen, die von einem gemeinschaftlichen Feinde bedroht werden.

Bismarck hat den Gedankengang, der ihn zu dem Abschluß der Kovention führte, in folgender Weise begründet:

Nachdem ich dennoch Minister geworden war, stand zunächst die innere Politik mehr im Vordergrunde als die äußere; in dieser aber lagen mir die Beziehungen zu Rußland dank meiner jüngsten Vergangenheit besonders nahe, und ich war bestrebt, unsrer Politik den Besitz an Einfluß in Petersburg, den wir dort hatten, nach Möglichkeit zu erhalten. Es lag auf der Hand, daß die preußische Politik in deutscher Richtung damals von Oesterreich keine Unterstützung zu erwarten hatte. Es war nicht wahrscheinlich, daß das Wohlwollen Frankreichs für unsre Stärkung und die deutsche Einigung auf die Dauer ehrlich sein werde, eine Ueberzeugung, die nicht hindern durfte, vorübergehende, auf irrtümlichen Berechnungen beruhende Unterstützung und Förderung Napoleons utiliter anzunehmen. Mit Rußland waren wir in derselben Lage wie mit England, insoweit als wir mit beiden prinzipielle divergierende Interessen nicht hatten und durch langjährige Freundschaft verbunden waren. Von England konnten wir platonisches Wohlwollen und belehrende Briefe und Zeitungsartikel, aber schwerlich mehr erwarten. Der zarische Beistand ging, wie die ungarische Expedition des Kaisers Nikolaus gezeigt hatte, unter Umständen über die wohlwollende Neutralität hinaus. Daß er zu unsern Gunsten das thun würde, darauf ließ sich nicht rechnen, wohl aber lag es nicht außerhalb der möglichen Rechnung, daß Kaiser Alexander bei französischen Versuchen zum Eingreifen in die deutsche Frage uns in deren Abwehr wenigstens diplomatisch beistehen würde. Die Stimmung dieses Monarchen, die mich zu der Annahme berechtigte, hat sich noch 1870 erkennen lassen, während wir damals das neutrale und befreundete England mit seinen Sympathien auf französischer Seite fanden. Wir hatten also nach meiner Meinung allen Grund, jede Sympathie, welche Alexander II. im Gegensatz zu vielen seiner Unterthanen und höchsten Beamten für uns hegte, wenigstens insoweit zu pflegen, als nötig war, um Rußlands Parteinahme gegen uns nach Möglichkeit zu verhüten. Es ließ sich damals nicht mit Sicherheit voraussehen, ob und wie lange dieses politische Kapital der zarischen Freundschaft sich werde praktisch verwerten lassen. Jedenfalls aber empfahl der einfache gesunde Menschenverstand, es nicht in den Besitz unserer Gegner geraten zu lassen, die wir in den Polen, den polonisierenden Russen und im letzten Abschluß wahrscheinlich auch in den Franzosen zu sehen hatten. Oesterreich hatte damals in erster Linie die Rivalität mit Preußen auf deutschem Gebiet im Auge und konnte sich mit der polnischen Bewegung leichter abfinden als wir oder als Rußland, weil der katholische Kaiserstaat ungeachtet der Reminiszenzen von 1846 und der auf die Köpfe polnischer Edelleute gesetzten Preise doch unter diesen und der Geistlichkeit immer viel mehr Sympathie besaß als Preußen und Rußland. Ged. u. Er. I.

Der General fand in Petersburg eine um so günstigere Aufnahme, als die öffentliche Meinung in Europa durchaus für die Polen eingenommen war. Der Kaiser begrüßte den preußischen Vorschlag mit

herzlicher Dankbarkeit, sein Entschluß ging dahin, die Revolution möglichst schnell zu unterdrücken und eine möglichst gute Verwaltung einzuführen. Er machte dem Gesandten den Vorschlag, die erforderlichen Maßregeln in einer Konvention festzustellen; und dieser sandte entsprechende Entwürfe nach Berlin. Der Inhalt ging dahin, daß auf Ersuchen des russischen oder des preußischen Oberbefehlshabers oder der Grenzbehörden die beiderseitigen Truppenführer bevollmächtigt werden, sich gegenseitig, selbst unter Ueberschreitung der Grenze, Hilfe zu leisten. Nach einem weiteren Artikel verpflichtete sich Herr von Gortschakoff, der für Rußland die Verhandlungen führte, dem preußischen Befehlshaber jede Notiz über politische Umtriebe in Posen zukommen zu lassen. Der Vertrag wurde unterzeichnet, jedoch von Gortschakoff selbst dem französischen Gesandten Herzog von Montebello verraten, um die Entrüstung Europas gegen Preußen zu entfesseln.

Die Militärkonvention, welche durch den General Gustav von Alvensleben
Ged. u. Er. I. im Februar 1863 in Petersburg abgeschlossen wurde, hatte für die preußische Politik mehr einen diplomatischen als einen militärischen Zweck. Sie repräsentierte einen im Kabinet des russischen Kaisers erfochtenen Sieg der preußischen Politik über die polnische, die vertreten war durch Gortschakow, Großfürst Konstantin, Wielopolski und andere einflußreiche Personen. Das Ergebnis beruhte auf direkter kaiserlicher Entschließung im Gegensatz zu ministeriellen Bestrebungen. Ein Abkommen militärisch-politischer Natur, welches Rußland mit dem germanischen Gegner des Panslavismus gegen den polnischen „Bruderstamm“ schloß, war ein entscheidender Schlag auf die Aussichten der polonisierenden Partei am russischen Hofe; und in diesem Sinne hat das militärisch ziemlich anodyne Abkommen seinen Zweck reichlich erfüllt. Ein militärisches Bedürfnis war dafür an Ort und Stelle nicht vorhanden; die russischen Truppen waren stark genug, und die Erfolge der Insurgenten existierten zum großen Teil nur in den von Paris bestellten, in Myslowitz fabrizierten, bald von der Grenze, bald vom Kriegsschauplatze, bald aus Warschau datierten, zuweilen recht märchenhaften Berichten, die zuerst in einem Berliner Blatte erschienen und dann ihre Runde durch die europäische Presse machten. Die Konvention war ein gelungener Schachzug, der die Partie entschied, die innerhalb des russischen Kabinetts der antipolnische monarchische und der polonisierende panslavistische Einfluß gegen einander spielten.

Preußen selbst hatte eine Anzahl von Armeekorps in Kriegsbereitschaft gesetzt und nach Osten vorgeschoben, und Bismarck hielt es für angemessen, den Großmächten über Preußens Haltung jeden Zweifel zu benehmen. In einer Unterredung mit dem englischen Gesandten Sir Andrew Buchanan beantwortete Bismarck die Frage des Britten, was man denn thun würde, wenn die Russen aus Polen hinausgeschlagen würden, mit der entschiedenen Erklärung: „Dann müßten wir das Königreich selbst zu besetzen suchen, um das Aufkommen einer so feindlichen Macht zu hindern.“ Als dann der Engländer ausrief: „Das wird Europa niemals dulden,“ antwortete Bismarck mit der Gegenfrage: „Wer ist Europa?“ „Verschiedene große Nationen,“ antwortete Sir Andrew. „Sind Sie bereits darüber einig?“ fragte Bismarck, „für uns ist die Unterdrückung des Aufstandes eine Frage über Leben und Tod.“

In Frankreich stand, wie überall, die öffentliche Meinung auf Seiten der Polen, so daß Napoleon sich bewogen sah, einen Versuch der

Einschüchterung gegen Preußen zu wagen und sogar verblümt die Entlassung Bismarcks zu fordern. Aber dieses Vorgehen fand nirgends Gegenliebe und endete mit einer Niederlage der französischen Politik.

Auch die preußische Opposition machte in der Polenfrage gegen Bismarck mobil. Die Gelegenheit zu einer Debatte führte ein polnischer Abgeordneter, Dr. Kantack, herbei, doch kam es erst auf eine weitere Anfrage über den abgeschlossenen Vertrag und seinen Inhalt zu einer längeren Debatte. Herr von Unruh war es, der in seiner Rede absolutistische Tentenzen des Vertragsabschlusses behauptete, bestimmt, jeder gerechten und willigen Forderung des Volkes mit den Waffen entgegenzutreten und sich dabei gegenseitig zu unterstützen; zu einer solchen Politik werde der Landtag diesem Ministerium auch nicht einen Thaler bewilligen. Man könne Preußen nur eine Politik der Nichteinmischung empfehlen, sonst würde ein neues Olmütz bevorstehen. Der freisinnige Führer Waldeck verstieg sich zu der Erklärung, daß der Gendarmendienst, den Preußen an Rußland leiste, jedem Preußen die Schamröte ins Gesicht treiben müsse. Als dann der Antrag eingebracht wurde, Preußen dürfe weder der russischen Regierung noch den Insurgenten irgend welche Begünstigungen gewähren, daher auch nicht gestatten, daß einer der kämpfenden Teile preußisches Gebiet betrete, kam es zu einer der aufgeregtesten Szenen, die der preußische Landtag jemals gesehen hat. Schon Bismarcks erste Worte riefen lebhafteste Opposition hervor: „Die Neigung, sich für fremde Nationen und nationale Bestrebungen zu begeistern, auch dann, wenn dieselbe nur auf Kosten des eigenen Vaterlandes verwirklicht werden könne, ist eine politische Krankheitsform, deren geographische Verbreitung sich auf Deutschland leider beschränkt."

Dem Abgeordneten von Unruh erklärte er, daß er dem Gesandten gewissermaßen zugerufen hätte: „Kommt her, der Augenblick ist günstig, Preußen — diese Worte wurden vom Lärm der Versammlung unterbrochen, und mit ironischer Verbeugung bemerkte Bismarck: „Nun es freut mich, daß Sie noch ein Gefühl der Entrüstung äußern." Der Vizepräsident stellte nur mühsam die Ruhe her bei dem hier sich erhebenden Lärm; eine kurze Ansprache an das Haus, dessen Mehrzahl einen Ordnungsruf für Bismarck verlangte, beantwortete er mit der Wendung: „Einen solchen halte ich hier nicht für gerechtfertigt." Als dann Bismarck einen Angriff auf den Abgeordneten von Unruh begann mit den Worten: „Diese Drohung, Preußen wehrlos zu machen, spricht derselbe Abgeordnete aus, dessen Name mit der Steuerverweigerung von 1848 — hier wurde der Redner abermals stürmisch unterbrochen und von dem Präsidenten zur Sache gerufen. Mit Energie lehnte Bismarck es ab, eine derartige Unterbrechung sich gefallen zu lassen; der Präsident besitze über ihn keine Gewalt, er habe nur den König zum Vorgesetzten und ergreife das Wort kraft der von dem Monarchen ihm verliehenen Autorität. Niemand habe das Recht, ihn zu unterbrechen. Als der Präsident auf seiner Ansicht bestand, lehnte Bismarck seine Ausführungen abermals schroff ab. Er begann seine Rede mit denselben gegen Unruh

gerichteten Worten und wieder unterbrach ein wildes Geschrei seine Ausführungen, so daß der Präsident sich genötigt sah, mit der Vertagung zu drohen. Nur mühsam gelangte Bismarck zur Fortsetzung dieser Rede, um das Abgeordnetenhaus verräterischer Sympathien für die Polen anzuklagen. Die Berichte über den Inhalt des Vertrages mit Rußland nannte er Phantasiegebilde und vollständig müßige Erfindungen und er schloß seine Rede mit den aggressiven Worten:

Ich glaube daher, wenn diese ganze Debatte — einen sonstigen Zweck kann ich nicht einsehen — das Ziel gehabt hat (Unruhe), der Königl. Regierung Verlegenheiten zu bereiten und sie in ihrer Stellung, in ihren Ansichten zu erschüttern, so hat sie auch darin ihren Zweck verfehlt. (Stimme links: Leider!) Wir fühlen uns stark in der Ueberzeugung, die Pflicht erfüllt zu haben, die uns durch die Wahrung der Interessen des Landes auferlegt war, und diese Ueberzeugung wird dadurch nicht geschwächt werden, wenn Sie uns durch die Annahme Ihres Antrages in die Lage versetzen, vor dem Lande Akt davon zu nehmen, daß Sie Partei ergreifen für die polnische Insurrektion. (Anhaltende Unruhe links. Bewegung in der Versammlung.)

Die Frage des Abgeordneten Hennig, warum Bismarck dann nicht ein solches landesverräterisches Abgeordnetenhaus auflöse, und seine Bemerkung, man solle sich Bismarck einmal vor dem englischen Unterhause vorstellen, das würde zusammenpassen wie die Faust aufs Auge, bei der er wohl die Rolle des Auges übernehmen würde, erklärte Bismarck energisch:

Der Herr Vorredner hat gefragt, warum wir denn die Kammer, wenn wir mit ihr nicht einverstanden wären, nicht auflösten und an das Land appellierten? Ja, meine Herren, ehe wir das thun, möchten wir gern, daß das Land Gelegenheit hat, Sie recht kennen zu lernen (Heiterkeit), um mit vollständiger Personenkenntnis wieder wählen zu können. Der Herr Vorredner hat ferner einen Vergleich von Faust und Auge gebraucht, wo er mir die Rolle des Auges zuweist. Ich bin ihm dafür sehr dankbar; denn das Auge ist unzweifelhaft der edlere Teil, das Auge leitet die Faust. Er hat beklagt, daß ich allein sämtliche Weisheit zu besitzen glaubte dem Lande gegenüber. Darin ist wohl einige Uebertreibung enthalten; die wenige Weisheit, die ich zu besitzen glaube, muß ich in der Lage, in die ich durch das Vertrauen des Königs berufen worden bin, zur Anwendung bringen. Daß mein Rat dabei an Höchster Stelle mitunter Gehör findet, liegt wohl darin, daß ich Minister bin. Wenn Sie es einmal sein werden, dann werden Sie Ihrerseits in derselben Weise Gelegenheit haben, Ihre Weisheit an den Mann zu bringen.

Immer wieder kam das Abgeordnetenhaus auf die politische Frage zurück. Seine Führer waren, wenn auch unbewußt, die Werkzeuge preußenfeindlicher Tendenzen. Rief doch Waldeck sogar aus: „Wenn wir leider ein Staat sind, der bei diesem Ministerium auf eine große Politik in Europa so wenig wie auf eine klare und wahre und freie und redliche Politik im Innern irgend einen Anspruch machen kann, so lassen Sie uns doch wenigstens zur Menschlichkeit und Humanität halten.“ Simson bezeichnete die Politik der Regierung als Don Quixoterie, Twesten erklärte, die Ehre der Regierung sei nicht mehr die Ehre des Staates und des Landes. Noch im Jahre 1888 griff Bismarck mit Bitterkeit auf diese Debatte zurück in seiner berühmten Februarrede:

Schon 1863 war eine kaum minder große Kriegsgefahr, die dem großen Publikum ziemlich unbekannt blieb und die ihren Eindruck erst machen wird, wenn dermaleinst die geheimen Archive der Kabinette der Oeffentlichkeit übergeben sein werden. Sie werden sich des polnischen Aufstandes erinnern, der 1863 stattfand, und ich werde es nie vergessen, wie ich in jener Zeit des Morgens den Besuch zu haben pflegte von Sir Andrew Buchanan, dem englischen Botschafter, und Talleyrand, dem französischen Vertreter, die mir die Hölle heiß machten über das unverantwortliche Festhalten der preußischen Politik an der russischen und eine ziemlich drohende Sprache uns gegenüber führten; am Mittag desselben Tages hatte ich nachher die Annehmlichkeit, im preußischen Landtag ungefähr dieselben Argumente und Angriffe zu hören, die die beiden fremden Botschafter am Morgen auf mich gemacht hatten. Ich habe das ruhig ausgehalten, aber dem Kaiser Alexander riß die Geduld, und er wollte den Degen ziehen gegenüber den Schikanen von Seiten der Westmächte. Sie werden sich erinnern, daß die französische Kriegsmacht damals schon mit amerikanischen Projekten und in Mexiko engagiert war, so daß sie nicht mit der vollen Macht auftreten konnte. Der Kaiser von Rußland wollte sich die polnischen Intriguen von seiten der andern Mächte nicht mehr gefallen lassen und war bereit, mit uns im Bunde den Ereignissen die Stirn zu bieten und zu schlagen. Sie werden sich erinnern, daß damals Preußen in seinem Innern in einer schwierigen Lage war, daß in Deutschland die Gemüter bereits gährten und der Frankfurter Fürstentag sich in der Vorbereitung befand. Man kann also zugeben, daß die Versuchung für meinen allergnädigsten Herrn, diese schwierige innere Lage durch Eingehen auf ein kriegerisches Unternehmen im größten Stile abzuschneiden und zu sanieren, daß die wohl vorhanden war, und es wäre damals ganz zweifellos zum Kriege gekommen von Preußen und Rußland im Bunde gegen diejenigen, welche den polnischen Aufstand uns gegenüber beschützten, wenn Seine Majestät nicht zurückgeschreckt wäre vor dem Gedanken, innere Schwierigkeiten, preußische wie deutsche, mit fremder Hilfe zu lösen (Bravo!), und wir haben damals, ohne die Gründe unseres Verfahrens gegenüber den uns feindlichen Projekten anderer deutscher Regierungen geltend zu machen, stillschweigend abgelehnt. Der Tod des Königs von Dänemark hat nachher alle Beteiligten auf andere Gedanken gebracht. Aber es bedurfte nur eines Ja statt eines Nein aus Gastein von Seiner Majestät dem König, und der große Krieg, der Koalitionskrieg, war 1863 schon vorhanden. Ein anderer als ein deutscher Minister würde vielleicht zugeredet haben aus Utilitätsrücksichten, als Opportunist, um unsere inneren Schwierigkeiten zu lösen; im eigenen Volke wie im Auslande hat man eben kaum eine richtige Vorstellung von dem Maß von nationalem Sinn und pflichtgetreuer Gewissenhaftigkeit, welches Monarchen und Minister beim Regieren deutscher Länder leitet. Rede v. 6. 2. 1888.

Ahnungslos machte der Landtag Opposition, ohne die realen Thatsachen zu kennen. Aus der Rede, die Bismarck nach 25 Jahren hielt, wissen wir, daß nur seiner Entschlossenheit es zu verdanken ist, daß damals an Frankreich und Oesterreich nicht der Krieg erklärt wurde. Zar Alexander selbst hatte in seinem Briefe an König Wilhelm diesen Vorschlag gemacht, die Ablehnung erfolgte auf einem eigenhändigen Konzept Bismarcks in einer Form, die in keiner Weise die persönlichen Gefühle des russischen Kaisers verletzte. Aber die Opposition handelte damals wie in der folgenden Zeit nach dem Grundsatz: wir kennen die Absichten der Regierung nicht, aber wir verurteilen sie. So blieb die Session des Landtages unfruchtbar, nur im Lande war der Haß geschürt und er richtete sich vor allen Dingen gegen die Persönlichkeit des Mannes, der so kühn dem „Volkswillen" trotzte. Er selbst sah den Dingen

mit Ruhe zu, in der bittersten Zeit schrieb er den bereits zitierten Brief an Motley. An seine Schwester schrieb er gemütsruhig:

Brf. v. 10. 11. 1862. So gute Blutwurst aß ich nie und so gute Leber nur selten; mögen Deine Schlachtthaten an Dir gesegnet werden; ich frühstücke seit 3 Tagen dran. Koch Rimpe ist angelangt, und ich esse einsam im Hause, wenn nicht an Sr. M. Tafel. In Paris ging es mir gut, in Letzlingen schoß ich 1 Hirsch, 1 Sau, 4 Schaufler, 5 Spießer, 4 St. Dammwild und pudelte doch gehörig, wenn auch nicht so viel wie meine Nachbarn. Die Arbeitslast wächst hier aber täglich. Heut von 8 bis 11 Diplomatie, von 11 bis $2^1/_2$ verschiedene streitsüchtige Ministerkonferenzen, dann bis 4 Vortrag beim König, von $^1/_4$ bis $^3/_4$5 Galopp im Regen bis Hippodrom, um 5 zur Tafel, von 7 bis jetzt 10 Uhr Arbeit aller Art, aber gesund und guten Schlaf, starken Durst! . . .

Auch die königliche Familie trat gegen Bismarck ein. In Danzig hielt der Kronprinz seine Rede und der Berliner Witz fand seine Genugthuung in den Schmähworten gegen den König, der nach Karlsbad gereist war: Lehmann (das war der Spitzname für den Monarchen) sei leberleidend abgereist und leider lebend wieder gekommen. Bismarck folgte dem König nach Karlsbald; er traf ihn später wieder in Regensburg und begab sich dann nach Dresden, wo er mit Beust eine ausführliche Unterredung hatte. Es scheint als wenn in jenen Monaten Bismarck sogar die Absicht gehabt hat, die Anhänger Ferd. Lassalles gegen die ihm verhaßte Fortschrittspartei ins Feld zu führen; er empfing den sozialistischen Agitator, der übrigens bereit war, die Arbeiterschaft auf die Seite des Königtums zu führen im Kampfe gegen die Bourgeoisie wie ein Gutsnachbar, und er betonte wiederholt die Hoffnung, durch Erweiterung des Wahlrechtes eine bessere Kammer zu bekommen als unter den bestehenden Verhältnissen.

Bismarck reiste nach dem Dresdener Intermezzo mit dem Könige über Salzburg nach Gastein, und auch von hier sandte er, unbekümmert um alle heimischen Streitigkeiten, die liebenswürdigsten Naturschilderungen an seine Teuren daheim:

Brf. v. 28. 7. 1863. Wie dieser Tag vor 16 Jahren Sonnenschein in mein wüstes Junggesellenleben brachte, so hat er heut auch dieses Thal damit erfreut, und ich habe es auf einem reizenden Morgenspaziergang zum ersten Mal in seiner Schönheit gesehen. Moritz würde sagen, daß es eine riesige Schüssel mit Grünkohl ist, schmal und tief, die Ränder mit weißen Falleiern rundum besetzt. Steile Wände, einige tausend Fuß hoch, mit Tannen und Wiesengrün und eingestreuten Sennhütten bis an die Schneegrenze bedeckt, und das Ganze von einem Kranze weißer Spitzen und Bänder umzogen, die der Schnee während der fünf Regentage reichlich bepudert hat und deren untre Grenze die Sonne nun allmählich höher rückt. Dutzende von silbernen Fäden durchziehen das Grün von oben, Wasserbäche, die sich herabstürzen in eiliger Hast, als kämen sie zu spät zu dem großen Fall, den sie mit der Ache zusammen dicht vor meinem Hause bilden. Die Ache ist der Strom mit etwas mehr Wasser als die Stolpe bei Strellin und vollführt einen rasenden Walzer durch ganz Gastein, indem sie einige hundert Fuß in verschiedenen Absätzen zwischen Felsen herabspringt.

Bei diesem Wetter läßt sich leben hier, nur möchte ich gar nichts zu thun haben, immer an den Höhen herumschlendern, mich auf sonnige Bänke setzen, rauchen und die zackigen Schneespitzen durch das Glas ansehen. Gesellschaft ist wenig hier, ich lebe nur mit der Umgebung des Königs in Verkehr, mit der mich Mittag und Thee täglich zusammenführen; die übrige Zeit reicht zum

Arbeiten, Schlafen, Baden, Gehen kaum hin. Den Alten hab ich gestern Abend besucht; zugleich mit dem Kaiser, der am 2. erwartet wird, kommt Rechberg und wird mir vorklagen, daß das Lügen der Fluch dieser Welt sei.

Ich höre eben, daß der König (dem es sehr wohl geht, nur hat er sich am Hacken durchgegangen und muß leider still sitzen) den Feldjäger bis morgen zurückhält, und mit der Post kommt dieser Brief wohl nicht früher, da er durch das Oeffnen einen Tag verlieren würde. Ich lasse ihn also liegen. Der gute Prinz Friedrich ist gestern von seinen Leiden erlöst; es ging dem Könige sehr nah . . . .

Die Verhandlungen, die sich an den Fürstentag anknüpften, nahmen alsbald Bismarcks ganze Thätigkeit in Anspruch, so daß er auch den Wunsch hegte, einmal dem Tintenstrom den Rücken zu drehen und in der Mitte der Seinigen der Ruhelosigkeit des Daseins zu entgehen. Schrieb er doch einmal halb ernsthaft, halb humoristisch an die Gattin:

Die Ruhelosigkeit ist unerträglich; seit zehn Wochen im Wirtshause Schreiberdienste und in Berlin wieder. Es ist kein Leben für einen rechtschaffenen Landedelmann und ich sehe einen Wohltäter in jedem, der mich zu stürzen sucht.

Am 4. September wurde beschlossen, die Kammer aufzulösen; am selben Tage schrieb Bismarck an die Gattin:

Endlich finde ich einen Augenblick Zeit, Dir zu schreiben. Ich hatte gehofft, auf einige Tage mich in Kröchlendorf wenigstens zu erholen, aber es ist wieder ganz die alte Tretmühle, gestern nachts bis 1 Uhr Arbeit, und dann goß ich Tinte statt Sand darüber, daß sie mir auf die Kniee floß. Heut um 9 Uhr schon die Minister hier, um 1 zum zweitenmal und mit ihnen der König. Das Ergebnis aller Beratung ist die Auflösung der Kammer gewesen, zu der ich kein Herz hatte. Aber es ging nicht anders; Gott weiß, wozu es gut ist. Nun geht der Wahlschwindel los. Gesund bin ich dabei noch mit Gottes Hülfe; aber es gehört ein demütiges Vertrauen auf Gott dazu, um an der Zukunft unseres Landes nicht zu verzweifeln. Möge er vor allem dem Könige Gesundheit schenken. Brf. v. 4. 9. 1863.

Sehr nett ist es hier im öden Hause nicht; aber ich komme nicht zum Bewußtsein davon vor Arbeit. Heut sind die Pferde wieder angekommen, recht erholt. Die Sorge wegen der Fuchsstute war ein Schwindel. . . .

Sein kurzer Urlaub, den Bismarck unmittelbar nach diesem entscheidenden Schritt antrat, hatte insofern einen wehmütigen Grund, als eben seine Schwiegermutter, Frau von Puttkamer, gestorben war. Aber nur wenige Tage hielt es ihn bei den Seinen. Am 11. September kehrte er zurück, um die Arbeit hauptsächlich in der durch den Frankfurter Tag angeregten deutschen Frage wieder aufzunehmen. Vor allem aber warf in jene Zeit bereits die Frage der Elbherzogtümer ihre dunklen Schatten. Jene Frage, die auf der kriegerischen Laufbahn der nächsten Jahre zur edlen Etappe führen und thatsächlich das prophetische Wort der Wahrheit näherführen sollte, daß nicht auf dem Boden parlamentarischer Beschlüsse, sondern auf der grünen Kampfheide die Entscheidung über Preußens und Deutschlands Geschick fallen müsse. Diese Frage wurde natürlich auch im Landtage benutzt zum Sturmlauf gegen den verhaßten Minister. Am 30. März 1863 hatte die dänische Regierung jenes Patent erlassen, durch welches die Herzogtümer fast vollständig zu Bestandteilen des dänischen Staates gemacht wurden. Gegen

diesen Erlaß erhoben Preußen und Oesterreich einen gleichlautenden Protest. Der Abgeordnete Twesten benutzte diese Vorgänge zu einer Interpellation über die Auffassung der Regierung und erinnerte in seiner Begründung an ein angebliches Wort Bismarcks, das im Jahre 1849 den Krieg mit Dänemarck als ein „höchst ungerechtes, frivoles und verderbliches Unternehmen zur Unterstützung einer ganz un motivierten Rebellion“ bezeichnet habe. Die Schleswig-Holsteinsche Frage und alle ihre Folgen werden wir in einem anderen Kapitel betrachten; hier sei nur kurz erinnert an die Blasen, die diese Frage im Landtage aufwarf, und an die Stellung, die Herr von Bismarck von vornherein ihr gegenüber annahm, sowie an die Wirkungen, die ihre Behandlung auf den innerpolitischen Konflikt ausübte.

In der Antwort auf Twestens Angriff lehnte er es ab, auf Bruchstücke früherer lang zurückliegender Reden einzugehen, unter allgemeiner Sensation aber erklärte er:

Ich kann Sie versichern und das Ausland versichern, wenn wir es für nötig finden, Krieg zu führen, so werden wir ihn führen mit oder ohne Ihr Gutheißen.

An die Besprechung der Twestenschen Interpellation knüpfte sich eine heitere Episode. Bismarck begab sich, ehe Virchow das Wort ergriff, für kurze Zeit in das neben dem Sitzungssaal gelegene Ministerzimmer. Virchow beantragte deshalb die Vertagung der Debatte und die Einladung der Minister auf Grund des Artikels 60 der Verfassung. In demselben Augenblick trat Bismarck wieder in den Saal und sprach: „Ich wollte zur Beruhigung der Herren nur bemerken, daß sowohl der Herr Vorredner als der letzte Herr Redner im Nebenzimmer vollständig verständlich waren.“ Im Saale entstand große Aufregung. Der Abg. Parrisius nahm das Wort zur Geschäftsordnung: „Meine Herren, es ist bekannt, daß der Deutsche eine ungeheure Portion Geduld hat, und dieses Haus hat diesen Erfahrungssatz in einem hohen Grade bewiesen. Wenn aber der Herr Ministerpräsident in einer so wegwerfenden und ganz und gar der Würde des Hauses und den Verhandlungen unangemessenen Weise hier auftritt, seinen Sitz verläßt und ins Nebenzimmer geht und hinterher mit der Bemerkung kommt, daß der Redner im Nebenzimmer gehört sei, dann, meine Herren, muß ich bemerken, ist es Sache des Herrn Präsidenten, wenigstens zu konstatieren, wie wir hier behandelt werden. Wir sitzen hier nicht zu unserm Vergnügen; wir führen eine ernste Debatte und suchen das Beste des Vaterlandes zu fördern.“ Herr v. Bismarck erwiderte:

Meine Herren! Ich muß dem Herrn Abgeordneten Parrisius jedes Urteil über das, was für mich gehörig oder ungehörig ist, absprechen. Wir sitzen hier alle nicht zu unserm Vergnügen. Ich habe noch sehr viele andere Aufgaben außer der, Ihnen zuzuhören; hier unter anderm auch die der Korrektur der Erklärung, die ich Ihnen gegeben habe. Ich habe mit Leuten zu sprechen, die nicht warten können. Es ist mir nicht möglich, ununterbrochen Ihren Verhandlungen beizuwohnen. Wenn ich den Vorteil habe, bei der sonoren Stimme der Herren Vorredner im dortigen Zimmer (auf das Ministerzimmer deutend), am Tische

arbeitend, Ihre Reden hören zu können, so weiß ich nicht, wie Sie darin eine Veranlassung zu diesem Aufwande von sittlicher Entrüstung finden können.

Die Entrüstung wollte sich gleichwohl fürs erste nicht beschwichtigen. Der Abg. Immermann meinte, niemand könne wissen, daß der Ministerpräsident ein so feines Gehör habe, das Wort des Landes auch hinter den Thüren zu hören; das Auftreten des Ministerpräsidenten sei ein Hohn gegen das Haus, fügte der Abg. Parrisius hinzu u. dergl. Weitere Folgen hatte der Zwischenfall einstweilen nicht.

Die Schleswig-Holsteinsche Frage ging ihren Gang; sie bot Bismarck die erste Gelegenheit, jene großartige Politik zu entfalten, die ihn an die Spitze aller Staatsmänner der Welt stellen sollte. Aber auch der Konflikt entbrannte immer heftiger; er erhielt in der Mitte des Mai seine äußerste Verschärfung, als der Abgeordnete Becker das geflügelte Wort brauchte: „Dieser Regierung keine Groschen." Als der Regierung von allen Seiten Verfassungsbruch und Erregung von Unfrieden im Lande vorgeworfen wurde, da geriet Roon in einen heftigen Streit mit dem Landtag, als er derartige Aeußerungen als „ganz unberechtigte Anmaßung" bezeichnete. Als der Präsident von Bockum-Dollfs ihm wegen dieser Aeußerung unterbrach, rief er mit bebender Stimme: „Ich lasse mich nicht unterbrechen; ich kann sprechen nach der Verfassung, wann ich will. Die Befugnis des Präsidenten geht bis an den Ministertisch und nicht weiter." Unter großem Lärm bedeckte der Präsident sein Haupt mit dem Hute und erklärte dadurch die Sitzung für aufgehoben. Das Staatsministerium gab eine Erklärung ab, die dahin gipfelte, daß die Minister sich der Teilnahme an den Verhandlungen so lange enthalten würden, bis das Präsidium erkläre, daß eine Wiederholung solchen Verfahrens nicht in Aussicht stehe. Die Kammer erklärte, auf dieses Verlangen nicht eingehen zu wollen; da verlas Bismarck eine königliche Botschaft, die das gleiche Verlangen stellte wie die Minister und es als der königlichen Würde nicht für entsprechend bezeichnete, wenn die Minister unter Verzicht auf die ihnen verbrieften Rechte den Verhandlungen weiter beiwohnten. Aber auch die königliche Mahnung blieb ohne Wirkung. Das Abgeordnetenhaus antwortete mit einer Adresse, in welcher es aussprach, es habe kein Mittel der Verständigung mehr mit diesem Ministerium, es lehne seine Mitwirkung zu der gegenwärtigen Politik der Regierung ab. Darauf erklärte der König in einer neuen Botschaft vom 26. Mai: „Meine Minister besitzen Mein Vertrauen, ihre amtlichen Handlungen sind mit Meiner Billigung geschehen, und Ich weiß es ihnen Dank, daß sie sich angelegen sein lassen, dem verfassungswidrigen Streben des Abgeordnetenhauses nach Machterweiterung entgegenzutreten." Am 27. Mai 1863 wurde die Session geschlossen, am 2. September das Abgeordnetenhaus aufgelöst.

Am 28. Oktober fanden die Neuwahlen zum Abgeordnetenhause statt, aber ein Wechsel in der Zusammensetzung trat nicht ein; wiederum richteten beide Häuser Adressen an den König. Die Eingabe des Herrenhauses sprach den lebhaftesten Dank für das Verhalten der Regierung in

der Polenfrage aus, während die Adresse des Abgeordnetenhauses sich nur wenig von dem Ton der früheren Adresse unterschied. Der erste Angriff der Abgeordneten galt der Stellung Preußens zur Schleswig-Holsteinschen Frage.

Am 9. Dezember brachte die Regierung einen Gesetzentwurf ein zur Kontrahierung einer Staatsanleihe von 12 Millionen Thalern. Die Kommission, die darüber zu beraten hatte, beantragte statt der Bewilligung den Erlaß einer Adresse an den König, in der die Anerkennung des Erbrechts Friedrich des Achten gefordert und das Verlangen gestellt wurde, das deutsche Bundesgebiet von dänischen Truppen zu befreien und die Unabhängigkeit der Herzogtümer herzustellen. Im Kampfe gegen Bismarck that sich besonders Herr Virchow hervor; er warf der Regierung vor, daß sie die Frage der Herzogtümer aus einer deutschen zu einer europäischen gemacht habe und im Begriff sei, Kiel an Rußland auszuliefern. Der König sei in die unglückliche Politik seiner Ratgeber nur hineingepreßt worden und alle nationalen Regungen seien ihm unbekannt geblieben. Die Adresse schloß mit der unzweideutigen Bemerkung: „Nach dem System des Ministeriums müssen wir fürchten, daß in seinen Händen die begehrten Mittel nicht im Interesse der Herzogtümer Deutschlands, nicht zum Nutzen der Krone und des Landes verwandt werden dürften.“

Bismarck stellte an den Redner die Frage, ob er es nicht für möglich halte, daß auf dem Gebiete seiner eigenen Fachwissenschaft jemand, der die Anatomie als Nebenbeschäftigung betreibe, vor einem Auditorium, welches dem Redner politisch sympatisch und persönlich wohlgesinnt, aber nicht in seine wissenschaftliche Tiefen vorgedrungen wäre, — daß ein solcher Redner mit weniger Beredsamkeit selbst, als Virchow überzeugend darthun könnte, von deren Unrichtigkeit er als Sachkundiger vollständig überzeugt wäre, deren Widerlegung ihm aber nur vor einem mit allen Details des Gegenstandes völlig vertrauten Auditorium möglich wäre. Bismarck bemerkte dann weiter:

Rede v. 18. 12. 1863. Man hat mich successive angeklagt, bald daß ich mit Frankreich, bald daß ich mit Rußland ginge. Als ich mein jetziges Amt übernahm, ging ein gewisses Gespenst russisch-französischen Bündnisses vor mir her, dem ich huldigen sollte. Dann hat man mir eine exklusiv russische Politik vorgeworfen, in neuerer Zeit eine exklusiv österreichische; auch heute wieder in diesem Augenblicke enthält der eigentlich praktische Angriff gegen das Ministerium eigentlich den Vorwurf einer Politik, die es zu sehr mit England hält. Es ist mir heute vorgeworfen, daß wir einen zu starken Einfluß auf den Bund geübt hätten, während uns sonst vorgeworfen wurde, daß wir uns vom Bunde und Oesterreich ins Schlepptau nehmen ließen. Ja, heute ist mir sogar der europäische Standpunkt vorgeworfen. Meine Herren, so lange wir in Europa wohnen und nicht etwa mit Dänemark auf einer isolierten Insel, so lange müssen wir uns auf den europäischen Standpunkt stellen, und ich lasse mir diesen Vorwurf ebenso bereitwillig gefallen als den, daß ich eine zu preußische Politik triebe. Diese Vorwürfe heben sich in ihrer Mannigfaltigkeit gegenseitig auf und haben deshalb kein Gewicht für mich.

Herr Virchow fühlte sich schmerzlich gekränkt durch die Andeutung, daß er wohl die Anatomie verstehe, in der Politik aber nur ein Laie sei, und er that den klassischen Ausspruch: „Ich will nur wünschen, daß

es dem Herrn Ministerpräsidenten gelingen möge, unter den Diplomaten Europas eine ähnlich anerkannte Stellung zu finden, wie ich wenigstens sagen kann, daß ich sie unter meinen Spezialkollegen gefunden habe.“ Bismarck erwiderte:

Der Herr Vorredner hat gesagt, er wünsche, daß ich dereinst in meinem Fache mich derselben Anerkennung erfreuen möge wie er in dem seinigen. Ich unterschreibe diesen Wunsch mit voller Aufrichtigkeit. Ich erkenne die hohe Bedeutung des Herrn Vorredners in seinem Fache vollkommen an und gebe zu, daß er in dieser Beziehung einen Vorsprung vor mir hat. Wenn aber der Herr Vorredner sich aus seinem Gebiete entfernt und auf mein Feld unzünftig übergeht, so muß ich ihm sagen, daß über Politik sein Urteil ziemlich leicht für mich wiegt. Ich glaube wirklich, meine Herren, ohne Ueberhebung, die Dinge verstehe ich besser. (Große Heiterkeit.)

Der Herr Vorredner hat gesagt, mir fehle das Verständnis für die nationale Politik; ich kann ihm den Vorwurf nur mit der Unterdrückung des Epithetons zurückgeben. Ich finde bei dem Herrn Vorredner Verständnis für Politik überhaupt nicht. Dieses Verständnis ist gewiß auch in andern Ländern nicht weiter verbreitet als bei uns (Unruhe), aber es findet sich in andern Parlamenten doch selten dieser Grad von Entschlossenheit im Bilden und Aussprechen von Ansichten gepaart mit demselben Maße von Unkenntnis der Dinge wie bei uns.

In der Kommission erschien Bismarck wiederholt. Als ihm immer neue Schwierigkeiten gemacht wurden, erklärte er kurz, daß, wenn die verfassungsmäßige Bewilligung der Anleihe ausbliebe, er die Mittel nehme, wo er sie bekomme. Im Plenum empfahl dennoch der Berichterstatter die Ablehnung der Anleihe und er ermahnte das Haus: „Sagen wir uns von jeder Gemeinschaft dieses Ministeriums los“. Trotz aller sachlichen und tief begründeten Ermahnungen blieb das Haus bei seinem Willen; in der Erwiderung auf Bismarcks Ausführungen erklärte Virchow, daß Bismarck längst jede selbständige Politik aufgegeben habe und immer mehr dem Banne der Kreuzzeitung verfalle, daß er allmälig sich selbst verleugnet habe: „Meine Herren, er ist jetzt dem Bösen verfallen und er wird von ihm nicht wieder loskommen.“ Es ist Virchow vorbehalten geblieben, selbst über diese unsinnige Prophezeiung heraus noch einen höheren Grad der Lächerlichkeit zu erklimmen, als er unmittelbar vor dem Kriege gegen Frankreich den Antrag auf Abrüstung Deutschlands stellte. Wiederum stieg die Erregung auf den Gipfel, als Bismarck auf erneute heftige Angriffe der Linken erklärte, das Motiv der Ablehnung ruhe nicht auf der Basis einer vernünftigen politischen Anschauung, sondern auf dem Wunsche, das verhaßte Ministerium zu stürzen.

Ich habe mich deshalb gefragt: was müßten wir — was müßte ein preußisches Ministerium thun, um Ihr Vertrauen zu erwerben? Es müßte sich von der preußischen Verfassung lossagen (Unruhe und Widerspruch links), es müßte sich von Preußens Traditionen, von Preußens Geschichte, von preußischem Volksgefühl vollständig lossagen, es müßte sich von der Verfassung lossagen, indem es die Hand dazu böte, der Fortdauer der Auflehnung der Krone gegen die Herrschaft dieses Hauses den Boden zu entziehen, durch Verweigerung seiner Kontrasignatur. Rede v. 22. 1. 1864.

Sie haben sich in dem vorliegenden Berichte, meine Herren, mit einer Deutlichkeit darüber ausgesprochen, daß ich glaube, Sie werden heute nicht mehr in der Lage sein, einer Aeußerung gegenüber, die ich etwa vor einem Jahre an dieser Stelle gethan habe, nämlich, daß es sich hier um einen Kampf handelt

über die Herrschaft Preußens zwischen dem Hause der Hohenzollern und dem Hause der Abgeordneten, — eine Aeußerung, die damals mit einem Rufe des Staunens, der mißbilligenden Kritik empfangen wurde — ich glaube, Sie werden heute diesen Ausdruck, diese Mißbilligung nicht mehr aussprechen können, sondern sich offen zu Ihren Thaten bekennen. (Oh! Oh! und Heiterkeit links.)

Man ruft mir zu: „Es ist zu lächerlich"; mit dergleichen Worten ist eine ruhige, ich kann sagen, anständige Diskussion nicht zu führen. (Unruhe.)

Ich will solche Worte nicht zurückgeben, Sie werden selbst finden, daß Ausdrücke, welche den einzelnen Abgeordneten hier vielleicht zulässig erscheinen können, für mich an dieser Stelle nicht passend sein würden.

Bismarck schloß seine Rede:

Meine Herren, fühlte das preußische Volk wie Sie, so müßte man sich einfach sagen, der preußische Staat habe sich überlebt, und die Zeit sei gekommen, wo er andern historischen Gebilden Platz zu machen habe. Soweit sind wir aber noch nicht! Ich erinnere Sie an eine Anekdote, die in früheren Zeiten bei der Grundsteuerverhandlung in diesen Räumen häufig zitiert wurde. Es ist das Schreiben König Friedrich Wilhelms I. an ein Mitglied der ostpreußischen Stände bei Einführung der Grundsteuer; er sagte darin, wenn ich mich der Worte richtig erinnere:

„Was ich ruiniere, das ist das nie pozwalam der Junker;
Ich etabliere die souveraineté comme un rocher de bronze."

Der rocher de bronze steht noch heute fest; er bildet das Fundament der preußischen Geschichte, des preußischen Ruhmes, der preußischen Großmacht und des verfassungsmäßigen Königtums! Diese ehernen Felsen werden Sie nicht zu erschüttern vermögen durch Ihren Nationalverein, durch Ihre Resolution und durch Ihr liberum Veto! (Bravo! rechts. Zischen links.)

Wieder traf Bismarck nicht auf das Verständnis der Volksvertretung. Nach einer Reihe von heftigen Angriffen schloß Graf Schwerin mit der Verdächtigung, das eigentliche Motiv des Standpunktes der königlichen Regierung sei die Furcht vor der Demokratie und die Besorgnis vor dem Auslande. Auf diese Vorwürfe erwiderte Bismarck:

Der Herr Vorredner hat ferner das Motiv unserer Handlungsweise der Furcht vor der Demokratie und Furcht vor dem Auslande der Regierung untergeschoben. Ich glaube, der Herr Redner kennt mich lange genug, um zu wissen, daß ich Furcht vor der Demokratie nicht kenne. Hätte ich diese, so stände ich nicht an diesem Platze oder würde das Spiel verloren geben. (Große Bewegung. Rufe: Ein Spiel! Ein Spiel!) — Ich lasse mich auf Worte nicht ein; rechten Sie nicht über Ausdrücke, rechten Sie über die Sache! — Ich fürchte diesen Gegner nicht, ich glaube sicher, ihn zu besiegen (Oho!); ich glaube, das Gefühl, daß es so kommen werde, ist Ihnen nicht mehr ganz fern. (Heiterkeit.)

Was dagegen die Furcht vor dem Auslande betrifft, so bestreite ich die Richtigkeit des Ausdruckes. Man kann Vorsicht Furcht, man kann Mut Leichtfertigkeit nennen. Der Mut nimmt meines Erachtens diesen Charakter an, wenn man einer Regierung, die für das Schicksal eines großen Landes verantwortlich ist, zumutet — wie mir das in der Kommission von seiten des Herrn Referenten geschehen ist — auch gegen die erdrückendste Uebermacht, die sich von Hause aus zu den Waffen herausstellt, Preußen zu den Waffen greifen zu lassen. Meine Herren! Das kann eine Regierung nicht, das innere, so knüpften sich meine Worte daran, daß der abwesende Referent dem gleichfalls abwesenden Pernice vorwarf, daß seine Ansichten Winkelauffassungen seien, und ich bemerkte darauf, daß bei dem Mangel eines Gerichtshofes in Europa Winkelansichten, wenn es ihnen gelinge, die Mehrheit der Bajonette zu gewinnen, die Eigenschaft hätten, daß sie mitunter siegreich blieben.

Drei Tage darauf wurde das Herrenhaus mit Dankesworten entlassen. Es wurde ihm das Zeugnis ausgestellt, daß es getragen gewesen

sei von der Liebe zum preußischen Vaterlande und daß es in Harmonie sich befinde mit den königstreuen Gefühlen des deutschen Volkes. Anders fiel die Entlassung im Abgeordnetenhause aus. Hier waren nur 51 Stimmen für die Bewilligung der Anleihe abgegeben, 275 Abgeordnete stimmten dagegen und nahmen eine Resolution an, die den Bürgerkrieg in Deutschland als herausgefordert erklärte. Eine königliche Botschaft verfügte den Schluß des Landtages. In der Thronrede erklärte Bismarck: Der feindselige Charakter der gefaßten Beschlüsse, in denen sich das Streben ausdrückte, die auswärtige Politik der Regierung einem verfassungswidrigen Zwange zu unterwerfen, sei noch erhöht worden durch Resolutionen, in denen die Mehrheit gegen das preußische Vaterland Partei nähme. Die Regierung halte sich um so mehr für verpflichtet, mit ganzer Kraft und in voller Ausübung der königlichen Rechte für die Erhaltung des Staates und für das Wohl und die Ehre Preußens einzustehen.

Ein Jahr ging vorüber, ehe der preußische Landtag wieder zusammentrat, im Norden fielen die eisernen Würfel, die Stimmung im Lande schlug um, als das Volk sah, daß der verachtete Junker sich reiche Ehren holte, daß thatsächlich die Grundsätze, die er vertrat, die Schande auslöschten, die durch lange Jahrzehnte brennend auf dem deutschen Gemüt gelegen hatte, die Schande, die aus der Preisgabe Schleswig-Holsteins erwachsen war. Noch bedurfte es allerdings eines zweiten Krieges, noch mußte Bismarck noch weiter durch Haß und Mißtrauen gehen, ehe die Versöhnung zustande kam. Aber die Höhe des Konfliktes war überschritten, als vor Alsen und Düppel die Entscheidung fiel; das Blut der Landeskinder erstickte den Haß, denn durch alle Kämpfe hindurch stieg Bismarck an der Hand seines königlichen Freundes empor zu einer Volkstümlichkeit, wie sie noch kein Deutscher vor ihm besaß. Aber auch in dieser für Deutschlands Geschicke entscheidenden Frage war es Bismarck, der die schwankende Energie seines Königs festigen mußte. Noch am 21. Januar konnte er trüben Sinnes an den getreuen Roon schreiben:

Ich bin weit entfernt von übereilten oder selbstischen Entschlüssen, aber ich habe das Vorgefühl, daß die Partie der Krone gegen die Revolution verloren ist, weil das Herz des Königs im andern Lager und sein Vertrauen mehr seinen Gegnern als seinen Dienern zugewandt ist. Wie Gott will. Nach 16 bis 30 Jahren ist es für uns gleichgültig, für unsre Kinder nicht. Der König hat befohlen, daß ich vor der Sitzung zu ihm komme, um zu bereden, was gesagt werden soll. Ich werde nicht viel sagen; einmal habe ich die Nacht kein Auge zugethan und bin elend, und dann weiß ich eigentlich nicht, was man den Leuten, die ja jedenfalls die Anleihe verwerfen, sagen soll, nachdem so gut wie klar ist, daß Se. Majestät doch auf die Gefahr hin, mit Europa zu brechen und ein schlimmeres Olmütz zu erleben, sich schließlich der Demokratie und den Würzburgern fügen will, um Augustenburg einzusetzen und einen neuen Mittelstaat zu schaffen. Was soll man da noch reden und schimpfen? Ohne Gottes Wunder ist das Spiel verloren, und auf uns wird die Schuld von Mit- und Nachwelt geworfen. Wie Gott will. Er wird wissen, wie lange Preußen bestehen soll. Aber leid ist mir's sehr, wenn es aufhört, das weiß Gott! Dkw. Roons. Brf. v. 21. 1. 1864

„Ohne Gottes Wunder ist das Spiel verloren!“ Aber es geschahen Wunder und das Spiel um den höchsten Einsatz wurde gewonnen! Ihr v. B.

Fünfzehntes Kapitel.

Schleswig-Holstein.

Bismarck hat einmal versichert, daß er auf keine seiner diplomatischen Leistungen so stolz sei wie auf die Politik, die zum Wege nach Düppel und Alsen geführt hat; nirgends haben sich ihm vielleicht so viel Schwierigkeiten in den Weg gestellt wie damals, als Preußen noch ein in Europa mißachteter Staat war, eine quantité négligable, die man noch auf dem Pariser Kongreß straflos ausschließen durfte aus den Verhandlungen der Großmächte. Es kam ja für Bismarck hinzu, daß er gleichzeitig, während er die feinen Netze der internationalen Politik spann, den hartnäckigen Kampf durchfechten mußte mit der preußischen Volksvertretung, die im engherzigen Doktrinarismus ihm sogar die Mittel verweigerte zur Kriegführung. In den Tagen der deutschen Erniedrigung mußte es geduldet werden, daß dänische Waffen den Sieg erfochten über deutsche Truppen, daß die treuen Söhne der beiden meerumschlungenen Länder geopfert wurden für ihr Verlangen, in den Schoß der Mutter Germania zurückzukehren. Die Eifersucht der Mächte und der Bundesstaaten hat es verhindert, daß die Stunde der Freiheit schon am Ausgang der 40er Jahre schlug.

Die Ohnmacht Deutschlands konnte die Möglichkeit schaffen, daß das kleine Dänemark immer wieder die Bedingungen und Versprechungen, die es gegeben hatte, brach, daß in Schleswig und Holstein die deutschen Unterthanen geknechtet oder vertrieben wurden, daß gewaltsam die deutsche Sprache durch das dänische Idiom ersetzt wurde. Auch das Verfassungsrecht der Herzogtümer war verletzt worden, aber auch der Appell an den deutschen Bund brachte keinen Wandel. Schon fünf Jahre, ehe er zum Minister berufen wurde, hatte Bismarck seinen Rat in dieser Frage erteilen müssen, aber damals hatten die Verhältnisse ihm noch Vorsicht und Zurückhaltung empfohlen, und erst die Regentschaft des Prinzen von Preußen führte zu einem energischen Schritt. Dänemark, das für seine deutschen Provinzen und das Stammland zugleich ein gemeinsames Parlament gebildet hatte, in dem natürlich die dänischen Interessen alles andere erstickten, wurde durch ein energisches Vorgehen Preußens beim

Bunde und durch die Drohung einer bewaffneten Exekution gezwungen, die Verfassungsbestimmungen wieder aufzugeben. Aber die Gegnerschaft blieb bestehen, als vor allem das Budget von Holstein alljährlich ohne Mitwirkung der eigenen Stände in Kopenhagen aufgestellt wurde. Immer neue Proteste folgten, ohne daß der dänische Trotz gebrochen wurde. Man verließ sich ja darauf, daß England und Rußland niemals eine bewaffnete Einmischung dulden würden.

Da erschien am 30. März 1863 ein Patent des Königs Friedrich, in dem für Holstein eine neue Verfassung oktroyiert wurde. Ohne Rücksicht auf die früheren Vereinbarungen und Bestimmungen in Kopenhagen bezeichnete man es ganz offen, daß man die volle Einverleibung von Schleswig plane. Aber das alte Wort von dem Kruge, der zu Wasser geht, hat sich auch hier bewahrheitet. Ganz Deutschland flammte empor, und diese Stimmung zwang sogar die österreichische Politik, den alten Standpunkt des laisser faire, laisser aller preiszugeben. In Berlin hatte König Wilhelm, wie Sybel berichtet, mit seinem geraden und festen Sinn, mit seinem hohen militärischen und politischen Ehrgefühl der endlosen Verschleppung der Schleswig-Holsteinschen Frage schon lange mit Ungeduld zugesehen. Er war fest entschlossen, sobald eine günstige Aussicht auf Erfolg sich zeige, mit voller Wucht und, wenn es sein mußte, auch mit dem Schwerte, einzugreifen. Bismarck war von der gleichen Gesinnung erfüllt. Bald nach seinem Eintritt setzte er sich mit den Vertrauensmännern der Holsteiner in geheimes Einvernehmen und forderte zugleich von dem Kriegsminister ein Gutachten über die für einen Krieg erforderlichen Verhaltungen. Schon im Dezember 1862 schrieb er:

Es ist gewiß, daß die ganze dänische Angelegenheit nur durch den Krieg in einer für uns erwünschten Weise gelöst werden kann. Der Anlaß zu diesem Kriege läßt sich in jedem Augenblick finden, welchen man für einen günstigen zur Kriegführung hält. Alsdann aber kommt es viel mehr auf die Stellung der außerdeutschen Großmächte zur Sache als auf die Intriguen der Würzburger Regierungen und deren Einfluß auf die Stimmung in Deutschland an. Den Nachteil, das Londoner Protokoll unterzeichnet zu haben, teilen wir mit Oesterreich und können uns von dieser Unterschrift ohne kriegerischen Bruch nicht lossagen. Kommt es aber zum Kriege, so hängt von dessen Ergebnis auch die künftige Gestaltung der dänischen Territorialverhältnisse ab . . . Es läßt sich nicht vorhersehen, welche Entwickelung den deutschen Bundesverhältnissen in der Zukunft beschieden ist. So lange sie aber annähernd dieselben bleiben wie bisher, kann ich es nicht für ein preußisches Interesse halten, einen Krieg zu führen, um im günstigsten Falle in Schleswig-Holstein einen neuen Großherzog einzusetzen, der aus Furcht vor preußischen Annexionsgelüsten am Bunde gegen uns stimmt und dessen Regierung ein bereitwilliges Objekt österreichischer Umtriebe sein würde, ungeachtet aller Dankbarkeit, die er Preußen für seine Erhebung schulden möchte. . .

Brf. v. 22. 12. 1862.

Damals also schien dem Minister die Zeit zu einem nationalen Kriege noch nicht gekommen, weil sowohl die europäische Lage wie die deutschen Zustände ein Eingreifen verboten. So sah er sich zu einer abwartenden Politik genötigt, zumal da der Ausbruch des polnischen Aufstandes seine Aufmerksamkeit nach einer andern Richtung lenkte; aber das Patent vom 30. März 1863 konnte er nicht stillschweigend

hinnehmen. Die Frage gelangte zuerst an den Bundestag, weil Bismarck noch Zeit gebrauchte, und trotz der lebhaften Ungeduld, die ganz Deutschland beseelte, trotz des Drängens der liberalen Presse zu einem kräftigen Vorgehen, trotz der Heftigkeit, mit der namentlich der Nationalverein die preußische Politik verdammte und ein deutsches Parlament forderte, das die Rechte der Herzogtümer verwirklichen sollte, harrte die preußische Regierung aus. In einem Briefe an den Großherzog von Oldenburg hat Bismarck die Gründe, die ihn bestimmten, ausführlich dargelegt.

In Frankfurt dagegen forderte er die deutsche Regierung auf, binnen sechs Wochen das Märzpatent außer Wirksamkeit zu setzen und schleunigst eine Gesamtstaatsverfassung einzuführen. Da man voraussehen konnte, daß Dänemark sich nicht fügen würde, so schlug Bismarck alsbald in Wien vor, militärische Maßregeln zu ergreifen und zwar möglichst die Truppen der kleineren Staaten für diesen Krieg zu verwenden.

Graf Rechberg, der inzwischen der leitende Minister des Kaiserstaates geworden war, erklärte hierzu seine volle Zustimmung. Der Kriegsplan wurde damals zum erstenmal vom General von Moltke ausgearbeitet. Auch in Dänemark war die Stimmung kriegerisch, zumal da in London Lord Palmerston mit vollem Eifer sein Wort in die Wagschale Dänemarks warf. Am 26. August traf thatsächlich in Frankfurt die Antwort Dänemarks ein, in der die Aufhebung des Märzpatentes verweigert, die Ausführung einer Exekution unverblümt als Kriegsfall bezeichnet wurde. Weitere Herausforderungen gegen Deutschland folgten; man drohte sogar damit, das bisherige Provisorium in der Stellung der Herzogtümer in eine definitive Einverleibung zu verwandeln. So kam es, daß die Bundesexekution am 1. Oktober fast einstimmig beschlossen wurde.

Gerade damals aber war das Verhältnis zwischen Preußen und Oesterreich infolge der Vorgänge auf dem Frankfurter Fürstentage wenig erbaulich, auch von England her wurde zu Gunsten Dänemarks gewirkt. Am 7. Oktober erschien der englische Botschafter Buchanan bei Bismarck, um die Exekution zu verhindern. Bismarck entgegnete, vor allem die Befehle des Königs, der damals in Baden weilte, einholen zu müssen. Nach seiner persönlichen Auffassung könne die Sache eigentlich nur beim Bunde verhandelt werden. Bei inneren Angelegenheiten des Bundes, also in der Holsteinschen Frage, könne fremde Einwirkung überhaupt nicht stattfinden. Was jedoch Schleswig angehe, so würde er für eine englische Vermittlung eintreten, wenn Dänemark sein Patent zurücknähme und keine neuen Erschwerungen einträten.

Nach dieser Erklärung konnte England eigentlich weitere Einwendungen nicht machen.

Am 16. Oktober entwickelte Bismarck seine Auffassung der gesamten Lage in einem Erlasse an den preußischen Bundestagsgesandten Herrn von Sydow, in dem er erklärte:

Erl. v. 16. 10. 1863. Die Herausforderung, welche in der dänischen Bekanntmachung vom 30. März enthalten war, legte dem deutschen Bunde die Notwendigkeit einer bestimmten

Gegenwirkung auf. Wenn letztere den deutschen Ansprüchen vollständig entsprechen sollte, so war der Bundeskrieg die allein richtige Form für dieselbe. Die von Oldenburg vorgeschlagene Außerkraftsetzung der Verträge von 1852 konnte nur dann für ein ehrenvolles Auskunftsmittel gelten, wenn mit ihr der gleichzeitige Entschluß verbunden war, den dadurch rechtlich beanspruchten Status quo ante thatsächlich mit Gewalt wieder herzustellen. Da aber die Gesamtlage Europas es widerriet, in diesem Augenblick einen Bundeskrieg zu beginnen, so wurde zu dem Auskunftsmittel gegriffen, das 1858 begonnene Exekutionsverfahren wieder aufzunehmen. Wir haben uns die Halbheit dieser Maßregel und die Mißlichkeit ihres praktischen Erfolges für die Sache der Herzogtümer niemals verhehlt, konnten aber nicht für angemessen halten, derselben einseitig entgegenzutreten, solange sie von der Mehrzahl der deutschen Regierungen mit einer Lebhaftigkeit befürwortet wurde, welche aus einer teils wirklichen, teils angenommenen Unklarheit über die von der Exekution zu erwartenden Resultate entsprang.

Die Schwierigkeiten, die es für uns hatte, der Exekution offen entgegenzutreten, die Verwickelungen, welchen vorzugsweise Preußen infolge derselben ausgesetzt sein würde, wurden von unsern Gegnern in Deutschland mit Klarheit erkannt, und behufs ihrer Ausbeutung wandten frühere Gegner der Sache der Herzogtümer den letzteren ihre lebhafte Teilnahme zu. Diese scheint bei den gleich uns den Folgen eines dänischen Krieges ausgesetzten Seestaaten im Erkalten begriffen zu sein, während Oesterreich und die süddeutschen Binnenstaaten um so entschiedener ein entschlossenes Vorgehen gegen Dänemark betreiben. Inzwischen hat die vertrauensvolle Sicherheit der Beziehungen der Bundesstaaten untereinander infolge der Vorgänge, welche durch Oesterreichs Reformbestrebungen in das Leben gerufen wurden, eine Erschütterung erlitten, vermöge deren der gegenwärtige Moment zu solchen gemeinsamen Unternehmungen, die zu europäischen Verwickelungen führen können, wenig geeignet erscheint.

In dieser Lage der Dinge ist es nicht unsere Aufgabe, die Exekution um ihrer selbst willen zu fordern, wenn sich zu ihrer Verhütung ehrenvolle Auskunftsmittel darbieten oder wenn sich ihr, ohne unser Verschulden, im Schoße der Bundesversammlung Hindernisse entgegenstellen.

In Kopenhagen wurde die Einverleibung Schleswigs in Dänemark trotz allem beschlossen, aber der leitende Minister Hall konnte die Unterschrift des Königs nicht erlangen; denn als er zu ihm eilte, traf er nur noch einen Sterbenden. Am 15. November erfolgte der Tod. Mit König Friedrich aber erlosch der dänische Mannesstamm, und sein Tod fügte zu der brennenden Frage der Herzogtümer noch die Frage der rechtmäßigen Thronfolge.

Wenige Tage vorher hatte Napoleon in seiner Thronrede erklärt, die Verträge von 1815 hätten aufgehört zu bestehen, und die Souveräne Europas zu einem Kongreß eingeladen, der als höchstes Schiedsgericht über alle streitigen Fragen entscheiden sollte. Er fand allerdings nur wenig Gegenliebe. Königin Victoria nannte den Vorschlag impertinent, und einen ähnlichen Ausdruck brauchte der Kaiser Alexander von Rußland. Kein Mensch hatte über die Tendenz des Vorschlages einen Zweifel; er sollte zu einer Demütigung Oesterreichs und Englands führen. Die Folge dieses Schrittes war ein allgemeiner Umschwung in den gegenseitigen Beziehungen der Großmächte.

In Wien und London begann man für eine Quadrupelallianz gegen Napoleon zu schwärmen; in Rußland, wo man erbittert war über die französische Haltung in der polnischen Frage, gab man sich ähnlichen

Stimmungen hin. Bismarck sah allerdings mit Genugthuung, daß die französische Politik für Preußen sich besonders freundlich gestaltete, aber er verhielt sich zunächst vollkommen neutral und überließ anderen das Odium, den ersten Schritt gegen Napoleons Idee zu unternehmen; er erklärte vielmehr, daß er ein Einverständnis abhängig machen müßte von der Zustimmung der anderen Mächte. Napoleon sah zwar diese Haltung als den Ausdruck besonderer Freundschaft an, aber auch die anderen Höfe glaubten dadurch den Schluß ziehen zu dürfen, daß man in Berlin vollständig ihren Standpunkt teile. So kam es, daß Preußen sich plötzlich von lauter Freunden umgeben sah, und klug benutzte Bismarck die Lage, um auch auf die Haltung Oesterreichs in den Fragen der Bundesreform nachdrücklichst zu wirken.

In Kopenhagen war inzwischen Christian IX. als Herrscher der dänischen Gesamtmonarchie ausgerufen worden, aber am selben Tage verkündete ein Patent des Erbprinzen von Augustenburg, daß er die Regierung in den Herzogtümern anträte, den Schutz des Bundes anriefe und gelobte, die Rechte seiner Unterthanen aufrecht zu erhalten. Wir haben bereits darauf hingewiesen, wie durch den einseitigen, von dem Erben nicht unterzeichneten Verzicht seines Vaters die Möglichkeit zukünftiger Wirren offen gehalten wurde. Es gelang ihm, die Sympathien der Holsteiner größtenteils auf sich zu lenken, während die Bewohner Schleswigs zum Teile dem neuen Könige von Dänemark sich zuwandten.

Im Bundestage waren die Ansichten geteilt; Baden erklärte sich sofort für den Augustenburger, andere kleine Staaten folgten nach; aber so geteilt auch die Meinungen im einzelnen waren, so allgemein war das Verlangen, jetzt die Gelegenheit zu ergreifen, um für alle dänischen Staaten die Abrechnung zu fordern. Ueberall wurden Kundgebungen ernstester Art in den Kammern veranstaltet.

In Holstein verweigerten die Beamten dem Könige den Huldigungseid; überall wurden Resolutionen gefaßt und Geldsammlungen veranstaltet. Auch der Gedanke bewaffneter Freischaren lebte wieder auf, der nationale Grimm schäumte über; Fürsten und Unterthanen, Demokratie und Legitimisten standen zusammen. Bismarck aber blieb mitten in der Erregung kaltblütig und ruhig. Während die öffentliche Meinung sich von dem Schlagworte leiten ließ, hielt er an der Ueberzeugung fest, daß nur im Einvernehmen mit Oesterreich und den europäischen Mächten die Gefahr eines allgemeinen Krieges vermieden werden könnte, bei dem Deutschland seine Existenz einsetzen würde. Den Ansprüchen des Augustenburgers stand er von vornherein innerlich ablehnend gegenüber. Wir haben ja gesehen, wie er selbst den Verzicht des Familienhauptes auf die Erbfolge herbeigeführt und abgeschlossen hatte; er konnte also in der Ablehnung dieses Vertrages fast eine persönliche Beleidigung erblicken. Der König andererseits wünschte in erster Linie lediglich eine Befreiung der Herzogtümer, er dachte aber nicht an den Erwerb dieser Länder. Auch in Wien leistete man der Kandidatur des Augustenburgers Widerstand; hier mochte man von vornherein fürchten, daß der Vorteil lediglich den Preußen zu gute kommen werde. Man

drängte trotzdem auf ein gleichmäßiges Vorgehen; so wurde am 24. November zwischen Bismarck und dem Gesandten Graf Karolyi eine Uebereinkunft beschlossen, beim Bundestage die Exekution möglichst schnell zur Vollziehung zu bringen, an der auch Oesterreich sich beteiligen werde. Als damals der Prinz von Augustenburg in Berlin erschien, um von Bismarck Rat zu erbitten, erhielt er die kurze Antwort, daß er ihm keine Ratschläge erteilen könne, da Preußen an das Londoner Protokoll gebunden sei.

Hier wie immer verkörperte Bismarck die Energie, die Planmäßigkeit und Konsequenz. Aber nur auf vielfach verschlungenen Pfaden konnte er zum Ziele gelangen; war doch das schwerste Hindernis, das sich ihm bot, in der Abneigung des Königs gegeben, das vermeintliche Recht des Augustenburgers zu kränken. So hat Bismarck selbst erzählt:

Die Abstufungen, welche in der dänischen Frage erreichbar erschienen und deren jede für die Herzogtümer einen Fortschritt zum Bessern im Vergleich mit dem vorhandenen Zustande bedeutete, gipfelten m. E. in der Erwerbung der Herzogtümer für Preußen, wie ich sofort nach dem Tode Friedrichs VII. in einem Konseil ausgesprochen habe. Ich erinnerte den König daran, daß jeder seiner nächsten Vorfahren — selbst seinen Bruder nicht ausgenommen — für den Staat einen Zuwachs gewonnen habe, Friedrich Wilhelm IV. Hohenzollern und das Jahdegebiet, Friedrich Wilhelm III. die Rheinprovinz, Friedrich Wilhelm II. Polen, Friedrich II. Schlesien, Friedrich Wilhelm I. Altvorpommern, der Große Kurfürst Hinterpommern und Magdeburg, Minden u. s. w., und ermunterte ihn, ein Gleiches zu thun. In dem Protokolle fehlte diese meine Aeußerung. Der Geh. Rat Costenoble, der die Protokolle zu führen hatte, sagte, von mir zur Rede gestellt, der König hätte gemeint, es würde mir lieber sein, wenn meine Auslassungen nicht protokollarisch festgelegt würden; Seine Majestät schien geglaubt zu haben, daß ich unter bacchischen Eindrücken eines Frühstücks gesprochen hätte und froh sein würde, nichts weiter davon zu hören. Ich bestand aber auf der Einschaltung, die auch erfolgte. Der Kronprinz hatte, während ich sprach, die Hände zum Himmel erhoben, als wenn er an meinen gesunden Sinnen zweifelte; meine Kollegen verhielten sich schweigend. Ged. u. Er. II.

Wäre das höchste Ziel nicht zu erreichen gewesen, so konnten wir trotz aller Augustenburgischen Verzichtleistungen auf die Einsetzung dieser Dynastie und die Herstellung eines neuen Mittelstaates eingehen, wenn die preußischen und deutsch-nationalen Interessen sichergestellt wurden, die durch das Wesentliche der nachmaligen Februarbedingungen, Militärkonvention, Kiel als Bundeshafen und den Nord-Ostsee-Kanal, gedeckt waren.

Wäre auch das nach der europäischen Situation und nach dem Willen des Königs nicht zu erreichen gewesen ohne Isolierung Preußens von allen Großmächten einschließlich Oesterreichs, so stand zur Frage, auf welchem Wege für die Herzogtümer, sei es in Form der Personalunion oder in einer andern, ein vorläufiger Abschluß erreichbar bliebe, der immerhin eine Verbesserung der Lage der Herzogtümer hätte sein müssen. Ich habe von Anfang an die Annexion unverrückt im Auge behalten, ohne die anderen Abstufungen aus dem Gesichtsfelde zu verlieren. Als die Situation, welche ich absolut glaubte vermeiden zu müssen, betrachtete ich diejenige, welche in der öffentlichen Meinung von unsern Gegnern als Programm aufgestellt war, d. h. den Kampf und Krieg Preußens für die Errichtung eines neues Großherzogtums, durchzufechten an der Spitze der Zeitungen, der Vereine, der Freischaren und der Bundesstaaten außer Oesterreich, und ohne die Sicherheit, daß die Bundesregierungen die Sache auf jede Gefahr hin durchführen würden. Dabei hatte die in dieser Richtung entwickelte öffentliche Meinung, auch der Präsident Ludwig von Ger-

lach, ein kindliches Vertrauen zu dem Beistande, den England dem isolierten Preußen leisten würde. Viel leichter als die englische wäre die französische Genossenschaft zu erlangen gewesen, wenn wir den Preis hätten zahlen wollen, den sie uns voraussichtlich gekostet haben würde. Ich habe nie in der Ueberzeugung geschwankt, daß Preußen, gestützt nur auf die Waffen und Genossen von 1848, öffentliche Meinung, Landtage, Vereine, Freischaren und die kleinen Kontingente in ihrer damaligen Verfassung, sich auf ein hoffnungsloses Beginnen eingelassen und unter den großen Mächten nur Feinde gefunden hätte, auch in England. Ich hätte den Minister als Schwindler und Landesverräter betrachtet, der in die falsche Politik von 1848, 49, 50 zurückgefallen wäre, die uns ein neues Olmütz bereiten mußte. Sobald aber Oesterreich mit uns war, schwand die Wahrscheinlichkeit einer Koalition der andern Mächte gegen uns.

Es kostete freilich noch 1864 viel Mühe, die Fäden zu lösen, durch welche der König unter Mitwirkung des liberalisierenden Einflusses seiner Gemahlin mit jenem Lager in Verbindung stand. Ohne die verwickelten Rechtsfragen der Erbfolge untersucht zu haben, blieb er dabei: „Ich habe kein Recht auf Holstein." Meine Vorhaltung, daß die Augustenburger kein Recht hätten auf den herzoglichen und den schaumburgischen Anteil, nie ein solches gehabt und auf den königlichen Teil zweimal 1721 und 1852 entsagt hätten, daß Dänemark am Bundestage in der Regel mit Preußen gestimmt habe, der Herzog von Schleswig-Holstein aus Furcht vor preußischem Uebergewicht es mit Oesterreich halten werde, machte keinen Eindruck. Wenn auch die Erwerbung dieser von zwei Meeren umspülten Provinzen und meine geschichtliche Erinnerung in der Konseilsitzung vom Dezember 1863 auf das dynastische Gefühl des Herrn nicht ohne Wirkung war, so war auf der andern Seite die Vergegenwärtigung der Mißbilligung wirksam, die der König, wenn er den Augustenburger aufgab, bei seiner Gemahlin, bei dem kronprinzlichen Paare, bei verschiedenen Dynastien und bei denen zu erwarten hatte, welche damals in seiner Auffassung die öffentliche Meinung Deutschlands bildeten.

In den folgenden Zeiten war Preußen der Vertreter einer energischen Initiative, während Oesterreich sich nur halb widerwillig forttreiben ließ. Die Vermittlungsvorschläge Englands wurden ruhig, aber bestimmt zurückgewiesen; Frankreich dagegen zeigte einen besonders glühenden Eifer, ein kriegerisches Vorgehen Preußens herbeizuführen. Man mochte am Hofe Napoleons hoffen, für die zukünftigen Eventualitäten, vor allen Dingen für einen Krieg mit Oesterreich, die preußischen Sympathien zu gewinnen. Die leise Andeutung auf Kompensation wurde natürlich von Bismarck in kühlster Weise aufgenommen. Am 26. November fand in Berlin die entscheidende Ministersitzung im königlichen Palais statt. Der König wies darauf hin, daß die herrschende Aufregung eine heilsame Richtung durch thatkräftiges Handeln erhalten müsse; das könne nur dann geschehen, wenn die Rechte der Herzogtümer geschützt würden. Zwei Jahre vorher hatte Bismarck es ausgesprochen, daß die dänische Frage nur durch Krieg auf eine für Deutschland günstige Weise gelöst werden könne. Der Anlaß zum Kriege lasse sich in jedem Augenblicke finden, in dem die Stellung zu den Großmächten günstig für die Kriegführung sei. Dieser Augenblick wäre dank der umsichtigen Politik des Ministers endlich gekommen; ihn auszunutzen, war man jetzt fest entschlossen.

Im preußischen Volke selbst war man dauernd für den Augustenburger eingenommen. Hatte Bismarck schon früher nur einen geringen Respekt vor der „öffentlichen Meinung", gab er zugleich auch stets offen

der Ueberzeugung Ausdruck, daß die deutsche Einheit „weder durch Landtagsbeschlüsse noch Zeitungen oder Schützenfeste“ herzustellen sei, so war er doch gerade damals mit besonderer Verachtung von der öffentlichen Blindheit erfüllt:

Die öffentliche Meinung war in den gebildeten Mittelständen Deutschlands ohne Zweifel augustenburgisch, in derselben Urteilslosigkeit, welche sich früher den Polonismus und später die künstliche Begeisterung für die battenbergische Bulgarei als deutsches Nationalinteresse unterschieben ließ. Die Mache der Presse war in diesen beiden etwas analogen Lagen betrübend erfolgreich und die öffentliche Dummheit für ihre Wirkung so empfänglich wie immer. Die Neigung zur Kritik der Regierung war 1864 auf der Höhe des Satzes: Nein, er gefällt mir nicht, der neue Bürgermeister. Ich weiß nicht, ob es heut noch jemand giebt, der es für vernünftig hielte, wenn nach Befreiung der Herzogtümer aus ihnen ein neues Großherzogtum hergestellt worden wäre, mit Stimmberechtigung am Bundestage und dem sich von selbst ergebenden Berufe, sich vor Preußen zu fürchten und es mit seinen Gegnern zu halten; damals aber wurde die Erwerbung der Herzogtümer für Preußen als eine Ruchlosigkeit von allen denen betrachtet, welche seit 1848 sich als die Vertreter der nationalen Gedanken aufgespielt hatten. Mein Respekt vor der sogenannten öffentlichen Meinung, das heißt, vor dem Lärm der Redner und der Zeitungen, war niemals groß gewesen, wurde aber in Betreff der auswärtigen Politik in den beiden oben verglichenen Fällen noch erheblich herabgedrückt. Wie stark die Anschauungsweise des Königs bis dahin von dem landläufigen Liberalismus durch den Einfluß der Gemahlin und der Bethmann-Hollwegschen Streberfraktion imprägnirt war, beweist die Zähigkeit, mit der er an dem Widerspruch festhielt, in welchem das Oesterreich-Frankfurter-Augustenburger Programm mit dem preußischen Streben nach nationaler Einheit stand. Logisch begründet konnte diese Politik dem König gegenüber unmöglich werden, er hatte sie, ohne eine chemische Analyse ihres Inhalts vorzunehmen als Zubehör des Altliberalismus vom Standpunkt der frühern Thronfolgerkritik und der Ratgeber der Königin im Sinne von Goltz, Pourtalès u. s. w. überkommen. Ged. u. Er. II.

Im preußischen Landtage standen die Sympathien der Fortschrittspartei auf der Seite des Augustenburgers. Hier hatte Herr Virchow den Antrag gestellt, ihn anzuerkennen, und die Kommission hatte dem Antrage ihre Zustimmung gegeben. Da gab Bismarck eine scharf abgegrenzte Erklärung, in der er sagte, Preußens Stellung sei durch die Vergangenheit bedingt, von der man sich nicht willkürlich lösen könne, wie auch die oberste Pflicht es bleibe, für die Ehre und Sicherheit des Vaterlandes zu sorgen. Zunächst sei der Londoner Vertrag maßgebend, dessen Unterzeichnung beklagt werden muß, dem zu folgen aber ein Gebot der Ehre sei. Er gebe das Recht, in Schleswig die Erfüllung bestimmter Zusagen von Dänemark zn fordern; daß dies nicht erfüllt worden sei, dürfe man als zweifellos betrachten. So lange nun der Londoner Vertrag nicht hinfällig sei, müsse man König Christian als den Erben des Rechts und Unrechts seiner Vorgänger betrachten und habe daher sofort die nötigen Anträge zur Vollziehung der Exekution gestellt. Unter allen Umständen aber werde Preußen für das deutsche Reich in den Herzogtümern mit besonnener Festigkeit eintreten. Der Antrag Bunsen wurde trotzdem angenommen und, wie wir sehen, die Geldmittel verweigert.

Die Bundesexekution war ursprünglich, wie gesagt, einer Anzahl von kleineren Bundesstaaten übertragen worden. Am 12. Dezember erließen sie gemeinschaftlich an Dänemark die Aufforderung, alle Truppen aus Holstein binnen acht Tagen zurückzuziehen. Zwölf Tage darauf überschritten die Sachsen und Hannoveraner die Grenze, während die österreichischen Reserven in Hamburg, die preußischen in Lübeck standen. Die Dänen zogen sich vor dem Anmarsch der Truppen zurück, so daß Holstein vor Jahresschluß vollkommen befreit war. Der Augustenburger fand sich gleichfalls in diesen Tagen in Kiel ein und richtete hier eine vollständige Regierung ein. Da erklärte sich Graf Rechberg bereit, auch Schleswig zu besetzen, wenn nicht bis zum 1. Januar die Novemberverfassung zurückgenommen werde. Bismarck reichte noch einmal eine Denkschrift bei dem Könige ein, in der er die drei möglichen Wege, die beschritten werden könnten, klarlegte: Vorgehen im Sinne der öffentlichen Meinung, also Lossagung vom Londoner Protokoll und Besetzung Schleswigs von Bundeswegen, damit zugleich aber auch die Feindseligkeit der Mächte und besonders Englands, oder Lossage vom Londoner Protokoll ohne Krieg und Entscheidung des Bundestages über das Erbrecht des Augustenburgers und Einsetzung desselben als Herzog von Holstein — dies würde die Preisgabe Schleswigs zu bedeuten haben; endlich die Forderung an Dänemark zu richten, die Verträge zu erfüllen, und wenn dies nicht geschehe, Schleswig zu besetzen — das müßte den Krieg mit Dänemark bedeuten und zugleich die Vermeidung eines europäischen Eingreifens. König Wilhelm war für den dritten Weg von vornherein gewonnen. Als auch Graf Rechberg sein Einverständnis aussprach, erging an den preußischen Vertreter in Frankfurt die Weisung, gemeinsam mit dem österreichischen Gesandten den Antrag zu stellen, der Bund möge Schleswig in Pfand nehmen für die Erfüllung der dänischen Verpflichtungen. Die Aussichten für diesen Antrag am Bundestag standen schlecht genug, zumal als das weitere Begehren an den Bund gestellt wurde, den Prinzen Friedrich aufzufordern, Holstein wieder zu verlassen. Diese Forderung wurde mit neun gegen sieben Stimmen abgelehnt; da ließ Bismarck erklären, er sei ebensowenig wie Oesterreich gesonnen, sich in solchen Dingen den kleinen Staaten unterzuordnen. Unmittelbar darauf schlug er in Wien einen festen Vertrag vor, und er traf mit diesem Gedanken bei dem leitenden Minister Oesterreichs auf einen günstigen Boden, denn die Entrüstung über die Ueberhebung der Mittelstaaten war hier um so höher gestiegen, als man erfuhr, daß Kaiser Napoleon denselben seinen unumwundenen Beifall schenkte; man vermutete nicht mit Unrecht, daß Napoleon in Deutschland selbst Unterstützung suche für seine künftigen Pläne gegen Oesterreich. Der Vertrag zwischen Preußen und Oesterreich ging von der Voraussetzung aus, daß eine Lossagung von den Londoner Abmachungen nicht erfolge, daß man an Dänemark ein Ultimatum zu stellen habe, binnen 48 Stunden die Novemberverfassung aufzuheben und im Weigerungsfalle Schleswig durch die bundesseitigen Truppen zu besetzen; falls aber der Bundestag sich nicht entschließe, selbständig vorzugehen

und andererseits eine europäische Konferenz nur unter der Voraussetzung anzunehmen, daß die Bedingungen, die beide Mächte stellten, acceptiert würden. Für den Fall, daß es zum Kriege komme, behielten die beiden Mächte sich vor, hinsichtlich der künftigen Verhältnisse der Herzogtümer neue Verbindungen gemeinsam festzustellen, dann aber nicht mehr das Prinzip der Erhaltung der dänischen Monarchie zu wahren. Ein einseitiges Vorgehen der beiden Mächte war somit ausgeschlossen. Der Bundestag entschloß sich trotz allem gegen die Großmächte zu stimmen, und sofort verkündeten die Gesandten von Preußen und Oesterreich, daß nunmehr die beiden Staaten, unabhängig vom Bunde, als europäische Großmächte in Schleswig vorgehen würden. Unter den Vertretern der kleinen Staaten erhob sich zwar eine gewaltige Ueberraschung und Entrüstung über den von Bismarck gethanen Schritt; man verwahrte sich und protestierte gegen die Verletzung der Bundesrechte, und diese Stimmung setzte sich auch auf die Volksvertretung, auf die städtischen Behörden fort und fand ihren Ausklang in zahlreichen Volksversammlungen. Ja man erklärte sogar, Preußen und Oesterreich hätten die führende Stellung in Deutschland verwirkt, und im preußischen Landtage erklang das Echo, daß Preußen von Deutschland abfalle und seine Kraft mißbrauche.

Aber Bismarck kümmerte sich um diese Dinge nicht und er riß auch Oesterreich mit sich fort, dessen leitender Minister eigentlich er geworden war. Imposante Heeresmassen wurden nach Norden gesandt und gleichzeitig in Frankfurt erklärt, daß die Schritte, die man zur Sicherung der Schleswiger Rechte thäte, die Bundesanordnungen für Holstein nicht stören sollten. So kam es, daß der schöne Gedanke, den Truppen der beiden Großstaaten den Durchzug durch kleinere Bundesstaaten nicht zu gestatten, eben nur ein schöner Gedanke blieb. Beust, der ursprünglich dem sächsischen Vertreter in Frankfurt den Auftrag gegeben hatte, für Verhinderung des Durchmarsches durch Holstein zu wirken, erklärte einige Tage später, er hoffe, daß man ihn nicht für einen solchen Don Quixote gehalten, daß er auf derartige Gedanken käme. Auch sonst sah man allmählich ein, daß man sich nicht mit dem Degen in der Hand den Großmächten in den Weg stellen könne und deutsches Blut von Deutschen vergießen lassen dürfe für dänisches Recht. Da man sich aber nicht zu dem Vorschlage Roons emporschwingen konnte, die eigenen Truppen einfach unter Wrangels Befehl zu stellen, so blieb nichts weiter übrig, als sich in den Schmollwinkel zurückzuziehen und unthätig dem Stärkeren den Weg frei zu lassen.

In dem Kriege, der jetzt ausbrach, sehen wir zum erstenmale die drei Männer vereint, die für die Zukunft Deutschlands zu so ungeheurer Bedeutung gelangen sollten, Bismarck, Roon und Moltke. Mit Roon hat den großen Staatsmann durch alle Zeiten ein inniges Verhältnis verknüpft; sie sind Freunde geblieben trotz mancher Abweichungen im einzelnen und trotz der Zeiten, in der Bismarck eine liberalisierende Politik trieb, während Roon die ursprünglichen weit nach rechts gehenden konservativen Anschauungen niemals abzulegen vermochte. Moltke da-

gegen war eine kühle Natur, die sich auch Bismarck trotz aller Herzlichkeit nicht erschloß. Wir werden später in den Tagen der Pariser Belagerung sehen, daß auch ernstliche, sachliche Meinungsverschiedenheiten die beiden Männer von einander getrennt hat, wie denn Moltke im Gegensatz zu Roon jenen Militärs zustimmte, die während der Kriege in Bismarck nur den Laien sahen, der höchstens mit der Feder verderben könne, was das Schwert erschüfe, und der durch seine Vorschläge im Kriegsrat nur die Pläne durchkreuze, die der überlegene Verstand der Generale gefaßt hätte. Daß Bismarck auch in wichtigen militärischen Angelegenheiten einen genialen Blick zeigte, vor allem, als es sich um die Rechtsschwenkung der preußischen Armee nach der Schlacht von Königgrätz handelte und als die Frage des Bombardements von Paris zu leidenschaftlichen Debatten führte, hat Moltke ihm vielleicht nie verziehen. In ihrem ganzen Wesen lag auch ein tiefgehender Unterschied. Kalt, stahlhart und ein Mann der Berechnung, hatte Moltke frühzeitig gelernt, jedes warme Empfinden zu unterdrücken und sich ganz in den Dienst seines Berufes zu stellen; tiefe Gemütsbewegungen hat er nie verraten, dem Volke gegenüber blieb er immer in winterlicher Höhe. Bismarck war leidenschaftlich, temperamentvoll; er hatte ein glühend empfindendes Herz, sein Gemütsleben war reich und tief; er hing an Frau und Kindern, und nur das häusliche Leben stimmte ihn froh. Hatte Moltke für Humor gar keinen Sinn, so lag der tiefste Grund in Bismarcks Seelenleben gerade in jener Richtung, die wir als Humor bezeichnen.

Für den dänischen Krieg hat Moltke den Kriegsplan entworfen. Er hat schon hier jene wunderbare Sicherheit, jene eingehende Kenntnis aller mitwirkenden Kräfte erwiesen, die wir später an ihm bewundern können; wenn gewisse Schwierigkeiten sich später seinem Plane entgegenstellten, so lag der Grund nicht in ihm, sondern in dem Eigenwillen des deutschen Oberkommandierenden, des Generals von Wrangel.

Wir haben hier nicht den einzelnen Phasen des Krieges zu folgen, sondern nur der Thätigkeit Bismarcks während derselben und seinen Anteil an den Erfolgen festzustellen. Er selbst hat, wie auch später immer, den Kriegsschauplatz selbst betreten. Mit dem Könige zusammen ist er nach Schleswig geeilt, um teilzunehmen an dem Vorbeimarsch der Düppelstürmer an dem obersten Kriegsherrn. Damals soll Bismarck in Privatkreisen geäußert haben: „Sie werden sehen, in ganz kurzer Zeit bin ich der populärste Mann in ganz Preußen". Aber diese Aeußerung gehört zu den gut oder schlecht gemeinten Erfindungen, die trotz aller Widerlegungen sich niemals ausrotten ließen, wie er jenes bekannte Wort nach seiner Entlassung gesprochen haben soll: „le roi me reverra". Aber bis der Krieg zu seinem siegreichen Ende geführt war, senkte sich auf Bismarck eine ungeheure Last von Beratungen und Unterhandlungen; trotz der ersten Siege war der Bund lediglich bemüht, den kriegführenden Mächten Steine in den Weg zu legen, und auch vom Ausland her suchte man möglichst hemmend zu wirken. Hier mußte Bismarck immer wieder eingreifen, die Gegnerschaft der Mittelstaaten steigerte sich

bis zur offenen Feindseligkeit, als Wrangel trotz des sächsischen Widerspruches ein Bataillon Altona und auch andere von den Exekutionstruppen besetzte Plätze einnehmen ließ. Beust dachte damals sogar daran, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen, und auch in München und Hannover war man in wilder Erregung. Bismarck antwortete damit, daß er ein preußisches Armeekorps an der sächsischen Grenze zusammenziehen und durch Edwin Manteuffel in Dresden die Erklärung abgeben ließ: Wenn in Holstein ein Schuß auf die preußischen Soldaten fällt, wird König Wilhelm Sachsen besetzen. Durch diese energische Sprache änderte sich die Stimmung sehr schnell. Man versprach allseitig, für den König von Preußen alles zur Erleichterung der kriegerischen Aktion zu thun, und der Bund gewann nur die bittere Erfahrung, daß ihm in jeder Weise die beiden Großmächte entwachsen seien.

Die Streitigkeiten, die unter den im Felde stehenden Generalen ausbrach, führte auch einmal zur Notwendigkeit eines Eingreifens Bismarcks. Wrangel hatte die Grenze von Jütland überschreiten wollen, war jedoch dabei auf den Widerstand des österreichischen Civilkommissars gestoßen, der aus diplomatischen Bedenken gegen diesen Schritt protestierte. Die Angelegenheit wurde Bismarck telegraphisch mitgeteilt, und er entschied sich gegen die Auffassung Wrangels, weil er das Einverständnis Oesterreichs hierzu zu bedürfen glaubte. Wrangel sandte hierauf an den König ein entrüstetes Telegramm, in dem er von Diplomaten sprach, die die schönsten Situationen verdürben und den Galgen verdienten. Bismarck war darüber natürlich nicht erbaut, und er hat lange Zeit hindurch den alten Haudegen übersehen und als eitel Luft behandelt. Es kursiert eine Anekdote über die Art, wie beide Männer sich wieder versöhnten. Sie saßen einmal bei der Hoftafel nebeneinander, als Wrangel fragte: „Mein Sohn, kannst Du nicht vergessen?" — „Nein!" Nach einer Pause fragte der alte General: „Mein Sohn, kannst Du nicht vergeben?" — „Von ganzem Herzen," rief Bismarck. So sind sie wieder gute Freunde geworden.

In einem Briefe an Roon vom 26. Januar nannte Bismarck den alten General „den Abjott Deitschlands", vor dessen bedenklichen Sprüngen man sich hüten solle.

Bismarcks Briefwechsel mit Roon war in jenen Tagen ungemein lebhaft und kann als ein Beweis dafür dienen, welches tiefe persönliche Interesse der Staatsmann an den Vorgängen auf dem Kriegsschauplatze nahm, zugleich aber auch dafür, wie eng die diplomatischen Vorgänge im Zusammenhange standen mit den Vorgängen im Felde:

Mit herzlichem Dank remittiere ich die Anlage. Einigkeit mit Wien über Fassung der Antwort an England noch nicht hergestellt. Morgen vielleicht Conseil, nach unserer Besprechung. Dnkw. Roons. II. Brf. v. 1. 2. 1864.

Wrangel muß meines Erachtens schleunigst angewiesen werden, die zwischen Holstein und Schleswig streitigen Teile, welche die Sachsen nicht besetzt hatten, für uns festzuhalten, insbesondere Kronwerk und Bahnhof bei Rendsburg. Von Frankfurt aus ist der Bund schon darüber her, und Sydow, der Wollträger, sehr dafür, das den Bundestruppen einzuräumen, was sie ein-

zunehmen nicht wagten und wollten, weil sie fürchteten, dann auf Widerstand zu stoßen und unsere Reserven heranziehen zu müssen. Die Oertlichkeiten sind für uns auch militärisch wichtig, und wir wissen nicht, ob wir mit den Sachsen auf dem Fuße bleiben, daß wir unsere Verbindungen in ihren Händen lassen können. Geht es nicht, daß wir im Besitz der anderen holsteinschen Bahnhöfe, und namentlich in dem von Kiel, bleiben?

Ist es denn wahr, daß Wrangel seine Truppen „Armee von Schleswig-Holstein" amtlich tituliert? Das wäre politisch ganz unzulässig und eine nutzlose Herausforderung der fremden Mächte.

Ihr v. B.

(Nachschrift:) Soeben geht mir ein Telegramm zu, daß ein Graf Baudissin in Gettorf (Schleswig), nachdem unsere Truppen Eckernförde genommen, den Herzog Friedrich in Gemeinschaft mit anderen Mitgliedern der Ritterschaft als Souverän proklamiert habe. Der Feldmarschall darf dies zwar, seiner Instruktion gemäß, nicht dulden. Aber es empfiehlt sich vielleicht, ihn telegraphisch (chiffriert) wiederholt zu ersuchen, daß er mit aller Entschiedenheit gegen diese Demonstration einschreitet und ihre Wiederholung bei Strafe verbietet. Ihr v. B.

Wir geben einige Proben aus dem Briefwechsel wieder:

3. Febr. 1864.

Brf. v. 3. 2. 1864. Mir scheint, daß die Instruktion in betreff der Demonstrationen bekannt gegeben werden muß, damit die Befehlshaber wissen, wie sie zu verfahren haben. Könnten Sie nicht Falckenstein darüber schreiben?

Der König hat mir in der Nacht geschrieben, will die ganze Sache wieder umwerfen, nachdem sie in Wien angenommen und von dort schon nach London mitgeteilt ist. Darum conseil. Wollen Sie mit mir hinfahren?

Ihr
v. B.

Montag, 8. Febr. 1864.

Brf. v. 8. 2. 1864. Wenn unsere Truppen von der 10. Infanterie-Brigade 2c. 2c. im Norden nicht mehr nötig sein sollten, ist es dann nicht gut, gleich auf dem Hinmarsch nach Schleswig angemessene Abteilungen von ihnen in Altona, Neumünster, Kiel „verlängerten Ruhetag" halten zu lassen und Reklamation des Bundes dagegen abzuwarten? Ich denke, daß an genannten Orten keine Bundesgarnison steht. In Rendsburg wird die Sache schon brennender, weil die Sachsen freiwillig nicht räumen werden. Ihr
v. Bismarck.

Berlin, 15. Febr. 1864.

Brf. v. 15. 2. 1864. Unter den anliegenden Umständen billigt der König meinen Antrag, daß Wrangel Befehl erhalte, die Grenze von Jütland nicht zu überschreiten, ehe das Einverständnis mit Oesterreich herbeigeführt ist. Um es herbeizuführen, schreibe ich nach Wien. Der König erwartet Ihren Vortrag wegen telegraphisch an Wrangel zu gebenden, aber streng zu sekretierenden Befehls. Ihr
v. B.

5. März 64.

Brf. v. 5. 3. 1864. Noch nicht fertig, noch nicht loslassen! Kein Feldjäger heute. Der schriftliche Text ist unterwegs, kommt voraussichtlich heute abend oder morgen früh hier an, wird von Karolyi und mir vollzogen, und dann kann das alte Kind (Wrangel) morgen, wenn alles gut geht, telegraphisch ermächtigt werden, mit neuen Stiefeln ins Wasser zu patschen.

Ihr v. B.

Donnerstag, 17. 3. 1864.

Brf. v. 17. 3. 1864. Ist nicht 2 Kompanien in Fehmarn sehr viel zu wenig? Ole Bull wird Succurs von Alsen holen, den Fehmarn-Sund dänisch occupieren, und unsere

beiden Kompanien sind in der Mausefalle, wenn unsere Artillerie nicht besagten Sund beherrscht. Wir haben ja Truppen in Holstein übrig, warum sollten wir die Insel nicht stärker besetzen? Verzeihen Sie mir diese Majorsbetrachtungen.
Ihr v. B.

Die Einlage ist aus einem Briefe von Gablenz an Karolyi.

Haben wir auch genug Geschütz da und wird der alte Abjott nicht zu leichtsinnig dem Musketier zumuten, wie die Fliege an der Wand die seit 1848 sehr veränderten Werke zu erklettern. Brf. v. 31. 3. 1864.

Die Ereignisse führten von selbst dazu, daß die dänische Grenze von den deutschen Truppen überschritten wurde. In einem Handgemenge waren die preußischen Gardehusaren bis nach Colding gedrungen. Moltke selbst, der gegen einen Marsch auf die Befestigung von Düppel war, eilte nach Berlin zurück, um seine Pläne aufrecht zu erhalten, für die auch Bismarck eingenommen war, falls Oesterreich zustimmte. In diesem Sinne schrieb er an den preußischen Leiter in Wien: „Der Sturm auf Düppel, der Uebergang nach Alsen kann schwere Opfer kosten, weshalb sie bringen, wenn wir das Ergebnis durch einen Druck auf Jütland erreichen können?“ In Wien war man überhaupt für möglichste Zurückhaltung, so daß König Wilhelm sich genötigt sah, General v. Manteuffel dorthin zu entsenden mit einem Handschreiben, in dem er sagte: „Unsere Politik wäre eine verfehlte, wenn wir sie nicht zu befriedigendem Abschlusse führten . . . , aber auch wenn die Gefahr näher läge, als meiner Meinung nach der Fall ist, so giebt es doch Umstände, unter welchen ich nicht davor zurückschrecke, und so glaube ich, daß nichts geeigneter ist, sie herbeizuführen, als ein Verhalten, welches irgend eine Besorgnis vor derselben verraten würde.“ Bismarck schrieb in seiner Instruktion für den General:

Es handelt sich um zwei Fragen: Vorwärtsgehen der Armeen in Jütland und um die Entscheidung der Machtfrage in Deutschland zwischen den Mittelstaaten und den Großmächten; beides hängt eng zusammen. Die Besetzung Jütlands ist unerläßlich, als Repressalie für die Wegnahme deutscher Schiffe und die bald zu erwartende Blockade unserer Häfen; es liegt auf der Hand, daß wir diese Repressalie nicht in Schleswig nehmen können. Auch der Stimmung der Armeen und der öffentlichen Meinung sind wir schuldig, fest und vollständig unser Programm durchzuführen, unsere Machtstellung in Deutschland zur Geltung zu bringen. Die Mittelstaaten müssen erfahren, daß, wenn sie Oesterreichs und Preußens Politik der Herrschaft der Bundesmehrheit zu unterwerfen streben, sie den beiden Mächten die Fortsetzung eines solchen Bundesverhältnisses unmöglich machen. Die Frage ist von den Mittelstaaten auf die Spitze getrieben worden und der Augenblick günstig, sie zur Entscheidung zu bringen, da die Politik Englands und Rußlands zur Zeit gerade gegen die von den Mittelstaaten eingenommene Stellung gerichtet ist. Einen etwaigen Einspruch Frankreichs aber haben Oesterreich und Preußen, so lange sie einig bleiben, nicht zu fürchten. Brf. v. 21. 2. 1864

Es wurde ein neuer Vertrag vereinbart, nach dem die Einnahme von Düppel und Alsen fortan das Hauptziel der kriegerischen Unternehmungen bilden sollte. Wrangel durfte die Grenze überschreiten und den europäischen Mächten wurde angezeigt, daß man trotzdem bei den früheren Erklärungen bestehen bleibe und zu einer europäischen Konferenz bereit sei.

Am 6. März traf darauf die Erlaubnis zum Vormarsch bei Wrangel ein, in wenigen Wochen war die größere Hälfte von Jütland besetzt, Fredericia eingeschlossen und die Vorbereitungen für Düppel getroffen. Aber auch England regte sich wieder und erließ am 25. März die förmliche Einladung zu einer Londoner Konferenz in Berlin, Paris, Wien und Frankfurt, nachdem schon Schweden und Rußland ihre Zustimmung gegeben hatten. Auch Dänemark sagte zu und Napoleon gleichfalls. Bismarck seinerseits gab amtlich zur Antwort, daß Preußen erst einen Vertreter schicken könne, wenn auch ein solcher vom Bunde aufgestellt worden sei. Er stimmte dem 12. April als Tag der Eröffnung zu, war jedoch der Ueberzeugung, daß bei dem langsamen Gang der Bundesgeschäfte ein Abgesandter aus Frankfurt bis dahin keineswegs nominiert sein und sich so die Möglichkeit ergeben werde, den Beginn der Konferenz bis nach dem Fall Düppels hinauszuschieben. Eine ähnliche Erklärung gab auch Oesterreich ab. Die Instruktion, die Bismarck dem preußischen Delegierten für London mitgab, zielte gleichfalls auf eine Verschleppung hin; es sollte zunächst der Konferenz nur die Personalunion der beiden Herzogtümer mit Dänemark vorgeschlagen werden. Beide Länder sollten jedoch in den deutschen Bund aufgenommen und ihre Wohlfahrt durch einen Kanal zwischen Ost- und Nordsee gefördert werden. Ueber das Recht des Augustenburgers urteilte Bismarck zunächst gar nicht, doch empfing er in jenen Tagen einen Brief des Grafen Rechberg, der ihm später noch besondere Dienste leisten sollte. Es heißt darin:

> Wir sind heute noch ebenso fest wie zur Zeit des Londoner Vertrages überzeugt, daß kein wirklich unparteiisches Gericht dem Prinzen von Augustenburg die Erbfolge in Schleswig-Holstein zusprechen könnte, und daß, falls ihm ein Erbrecht auf einen Teil von Holstein zugesprochen würde, die Macht der Verhältnisse ihn zu einer Verzichtleistung bewegen müßte.

In Frankfurt verzögerten sich die Dinge, wie Bismarck erwartet hatte, so, daß er mit vollem Grunde die erste Vertagung der Sitzung um eine Woche beantragen konnte. Am 19. sollte demgemäß die Konferenz ihren Anfang nehmen. Am 18. April wurde Düppel erstürmt, und Bismarck konnte mit dem Könige sich zu den siegreichen Truppen begeben. Für die Konferenz sicherte sich Bismarck das Wohlwollen Frankreichs durch Geheimverhandlungen, so daß ein gemeinsames Einverständnis zwischen den beiden Mächten bestand. Auch sonst war die Stimmung und Zusammensetzung der Konferenz den deutschen Ansprüchen zum Teil günstig. Auch unter denen, die den Siegern abgeneigt waren, befand sich wohl kaum jemand, der bereit gewesen wäre, um Dänemarks willen mit Deutschland Krieg zu beginnen.

Gleich am ersten Tage beantragten die Neutralen Waffenstillstand, die Deutschen jedoch forderten als Gegenleistung auch die Aufhebung der Feindseligkeiten zu Wasser und der Blockade. Die Mächte mußten sich diesem Verlangen fügen, und es wurde beschlossen, daß der Waffenstillstand, vom 12. Mai an, einen Monat hindurch dauern sollte. In

diesen Tagen wurde von Schleswig-Holstein aus eine Petition an den König gesandt mit zahlreichen Unterschriften, welche um Einverleibung der Herzogtümer in Preußen bat; eine andere Petition, die Graf Arnim-Boitzenburg in Umlauf setzte und in wenigen Tagen 30,000 Unterschriften zählte, forderte die Trennung der Herzogtümer von Dänemark entweder als selbständige Staaten unter preußischem Schutz oder als Teil des preußischen Staates selbst. Bismarck schrieb hierzu an den Grafen Arnim am 16. Mai:

Ich begreife Ihre Bedenken gegen die Adresse, die aber dennoch, meiner Ansicht nach, gegenwärtig mit nützlichem Drucke in die diplomatische Lage eingreift. Ich kann mich darin allerdings täuschen; denn je länger ich in der Politik arbeite, desto geringer wird mein Glaube an menschliches Rechnen, und wenn Sie ein inneres Widerstreben fühlen, so rede ich um so weniger zu, als ich gerne mit gutem Gewissen möchte behaupten können, daß es keine von der Regierung gemachte Stimmung ist, die sich darin widerspiegelt. Die augenblickliche Lage ist aber so geartet, daß es mir zweckdienlich scheint, gegen das Dänentum auf der Konferenz alle Hunde loszulassen, welche bellen wollen (verzeihen Sie diesen Jägervergleich); das gesamte Geläut der Meute wirkt dahin zusammen, daß die Unterwerfung der Herzogtümer unter Dänemark den Ausländern unmöglich erscheint und daß letztere genötigt werden, Programme in Betracht zu ziehen, welche die preußische Regierung ihnen nicht bringen kann. Ich rechne in der letzteren Beziehung zu diesen Ausländern auch die Holsteiner selbst, nebst dem Augustenburger und allen up ewig Ungedeelten bis zur Königsau. Die Herzogtümer haben sich bisher an die Rolle des Geburtstagskindes in der deutschen Familie und an den Gedanken gewöhnt, daß wir uns auf dem Altare ihrer Partikularinteressen willig zu opfern und für jeden einzelnen Deutschen im Norden von Schleswig die Existenz Preußens einzusetzen haben. Diesem Schwindel namentlich wird die Adresse entgegenwirken; einen so starken Effekt, daß er uns Verlegenheit bereitet, befürchte ich nicht. Würde bei uns die Nation so stark von preußischem Ehrgeiz erfaßt, daß die Regierung nicht mehr belebend, sondern mäßigend sich dazu zu stellen hätte, so würde ich diesen Zustand durchaus nicht beklagen. Hahn Bd. I. Brf. v. 6. 5. 1863.

Sie sehen daraus, wie ich nach Menschenwitz die Sache auffasse; im übrigen steigert sich bei mir das Gefühl des Dankes für Gottes bisherigen Beistand zu dem Vertrauen, daß der HErr auch unsere Irrtümer zu unserem Besten zu wenden weiß; das erfahre ich täglich zu heilsamer Demütigung.

Zur Beleuchtung der Situation bemerke ich noch schließlich, daß mir die preußische Annexion nicht der oberste und notwendigste Zweck ist, wohl aber das angenehmste Resultat.

Mit herzlichen Grüßen an die verehrten Hausgenossen,

der Ihrige

v. Bismarck.

In London erklärte der preußische Vertreter am 12. Mai im Namen aller deutschen Mächte: Nachdem die Verträge von 1852 hinfällig geworden, sei Deutschland zur Erwägung jeder neuen Kombination bereit, welche zu einem dauernden und festen Frieden führen könne, ohne wohlerworbene Rechte zu verletzen.

Fünf Tage darauf telegraphierte Bismarck an Bernstorff:

Der König befiehlt mir, Ihnen mitzuteilen, daß die gänzliche Trennung der beiden Nationalitäten in der That unser Ziel ist, unter Vorbehalt der dynastischen Frage, die für uns nur sekundäre Bedeutung hat; um jedoch dieses Ziel zu erreichen, ohne gegen Oesterreich wortbrüchig zu werden, müssen wir Bismarck an Bernstorff, Brf. v. 17. 5. 1864.

zuerst den Plan der Personalunion durchmachen, so zwar, daß derselbe nicht zur Annahme gelangt, aber auch nicht offenbar an unserer Opposition scheitert. Sobald er als unausführbar erkannt ist, werden wir Oesterreichs Zustimmung zu der in Ihrem Gespräche mit Lord John entwickelten Kombination zu erlangen suchen. Zunächst werden wir Oesterreich einladen, in der Sitzung vom 17. mit uns die politische Autonomie und Unabhängigkeit der Herzogtümer bis zur Königsau zu begehren.

Demgemäß verlas der preußische Vertreter unter großer Spannung eine Erklärung, daß der Friede nur von Dauer sein könne, wenn er den Herzogtümern feste Garantie gegen fremde Unterdrückung und Deutschland feste Garantie gegen Wiederkehr der zeitweilig vorkommenden Konflikte gäbe. Diese seien zu finden in der vollständigen politischen Unabhängigkeit der durch gemeinsame Institutionen erworbenen Herzogtümer. Die Konferenz nahm diese Erklärung mit großer Entrüstung auf; sie vertagte sich zunächst bis auf den 28. Mai. Nach Wien sandte darauf wieder der leitende Minister Preußens eine Darlegung seines Standpunktes in dem Sinne, daß man jetzt, wo der Gedanke einer Personalunion verworfen sei, nicht mehr zurückweichen dürfe und nur noch die volle Lostrennung der Herzogtümer von Dänemark fordern dürfe. Die Frage, wer künftig die beiden Länder beherrschen solle, könne vorläufig unentschieden bleiben, darüber würde man sich später leicht verständigen. In diesem Erlaß trat Bismarck auch noch für die Möglichkeit einer Augustenburger Nachfolge ein, falls der Prätendent bestimmte Garantien leiste; auch hier halte er auf ein volles Einverständnis mit Oesterreich.

Aber die Augustenburger Candidatur scheiterte an der Haltung des Prätendenten selbst. In einer Denkschrift vom 26. Februar hatte der Kronprinz folgende Forderungen Preußens als sachlich begründet bezeichnet: Rendsburg Bundesfestung, Kiel eine preußische Marinestation, Beitritt zum Zollverein, Bau eines Canals zwischen beiden Meeren und eine Militär- und Marine-Convention mit Preußen; er hegte die Hoffnung, das der Erprinz bereitwillig darauf eingehen werde. Bismarck erzählt nun:

Ged. u. Er. II Nachdem die preußischen Bevollmächtigten am 28. Mai 1864 auf der Londoner Konferenz die Erklärung abgegeben hatten, daß die deutschen Mächte die Konstituirung Schleswig-Holsteins als eines selbständigen Staates unter der Souveränität des Erbprinzen von Augustenburg begehrten, hatte ich mit dem letztern am 1. Juni 1864, abends von 9 bis 12 Uhr, in meiner Wohnung eine Besprechung, um festzustellen, ob ich dem Könige zur Vertretung seiner Kandidatur raten könne. Die Unterredung drehte sich hauptsächlich um die von dem Kronprinzen in der Denkschrift vom 26. Februar bezeichneten Punkte. Die Erwartung Seiner Königlichen Hoheit, daß der Erbprinz bereitwillig darauf eingehen würde, fand ich nicht bestätigt. Die Substanz der Erklärungen des letztern ist von Sybel nach den Akten gegeben. Am lebhaftesten widersprach er den Landabtretungen behufs der Anlage von Befestigungen; sie könnten sich ja auf eine Quadratmeile belaufen, meinte er. Ich mußte unsre Forderung als abgelehnt, eine weitere Verhandlung als aussichtslos betrachten, auf die der Prinz hinzudeuten schien, indem er beim Abschiede sagte: „Wir sehen uns wohl noch" — nicht in dem drohenden Sinne, in welchem Prinz Friedrich von Hessen zwei Jahre später mir dieselben Worte sagte, sondern als Ausdruck seiner Unentschiedenheit. Wiedergesehen habe ich den Erbprinzen erst am Tage nach der Schlacht von Sedan in bayrischer Generalsuniform".

Ueber die hier geschilderte folgenreiche Besprechung giebt folgende Darstellung noch einige Einzelheiten:

Man möge statt ihn in Paragraphen einzuschnüren, sein Herz zu gewinnen suchen. „Wir hofften, durch die Vertreibung der Dänen Ihr Herz bereits gewonnen zu haben," entgegnete Bismarck. „O, die Herzogtümer haben Preußen nicht berufen," rief der Prinz lebhaft, um Bismarck diese gute Meinung zu benehmen und die Dankespflicht des Hauses Augustenburg herabzumindern, „ohne Preußen würde der Bund ihre Befreiung leichter und ohne lästige Bedingungen bewirkt haben." Darauf konnte Bismarck kurz erwidern, daß die hannoverschen Bundestruppen vor Aufstellung der preußischen Reserven, aus Furcht vor der dänischen Uebermacht, überhaupt nicht über die Elbe zu bringen waren. Dann aber folgte die Andeutung: Preußens Eifer für die Sache des Prinzen könne sich wohl auch nach dem Maße des Entgegenkommens Sr. Durchlaucht richten. Darauf entgegnete der Prinz sicher: „In dieser Beziehung hege ich keine Besorgnisse; die Sache ist schon zu weit gediehen, um noch rückgängig gemacht werden zu können." Da auch die Verhandlungen des Kronprinzen in den nächsten Tagen den Prinzen nicht gefügiger machten, schrieb Bismarck an Goltz nach Paris: „Nachdem ich mit dem Erbprinzen verhandelt, kann ich im preußischen Interesse nur wünschen, daß unter annehmbarer Regelung der Grenze die dynastische Frage einstweilen offen bleibt." Bernstorff erhielt die Weisung: „Nach eingehender Verhandlung mit dem Erbprinzen scheint mir im preußischen Interesse geboten, die Kandidatur desselben für jetzt nicht weiter zu fördern, und wenn Einwendungen laut werden, zu erklären, daß der dynastische Teil unseres Programms nicht die Hauptsache desselben ist." Blum, Bd. II.

Das letzte Ziel blieb aber auch damals für Bismarck die Annexion, und er hoffte gerade in dieser Richtung auf die Wiener Unterstützung, so daß er einmal seine Ueberzeugung in den Worten aussprechen konnte: „Oesterreich sieht die Herzogtümer lieber in unseren Händen als in denen des Herzogs Friedrich!" Aber Wien unterlag wieder einmal den Schwankungen, die in seinem Schicksal so oft verhängnisvoll hervortraten, man schwenkte plötzlich hinüber zu dem Augustenburger, und wie Rechberg an den Vertreter in London geschrieben hatte: „Hiermit beginnt ein neuer Zeitabschnitt unserer Politik," so sollte es in der That geschehen. Die ganze Harmonie blieb wohl noch bestehen, aber in den letzten Konsequenzen führten die Fügungen jener Tage doch zu der Entscheidung für Königgrätz. Bismarck ergab sich damals wohl in den Frontwechsel, aber er legte sofort Protest ein, als Herr von Beust die neue Wendung dazu benutzen wollte, um die Anerkennung des Augustenburgers innerhalb weniger Tage durchzusetzen. An den Grafen Bernstorff sandte er die Weisung: Oesterreich suche die Kandidatur Augustenburg unwiderruflich feststellen zu lassen, um dadurch die besonderen preußischen Forderungen zu erschweren. Preußen sei nicht in der Lage, sich das gefallen zu lassen; die dynastische Frage sei mit Rücksicht auf die preußischen Interessen zu behandeln, daher seien auch andere Möglichkeiten nicht eher auszuschließen, als bis man aus den Verhandlungen mit Augustenburg wisse, welche Stellung er sich und seinem Lande künftig zu Preußen geben wolle. Nehme die Konferenz an der Person des Erbprinzen größeren Anstoß als an dem Grundsatz der Teilung Schleswigs, so solle Bernstorff die Person fallen lassen.

Der Antrag bei der Konferenz lautete demgemäß: „Die deutschen Mächte begehren die Konstituierung Schleswig-Holsteins als eines selbständigen Staates unter der Souveränität des Erbprinzen von Augustenburg, da dieser nicht bloß in den Augen Deutschlands die meisten Rechtsansprüche auf die dortige Thronfolge besitzt, so daß seine Anerkennung durch den Bundestag gesichert ist, sondern auch die Stimmen der ungeheuren Mehrheit der Bevölkerung ohne Zweifel für sich hat."

Für diesen Antrag stimmten nur die deutschen Vertreter, so daß die Erhebung des Augustenburgers gegen alle übrigen Stimmen abgelehnt wurde. Dagegen stimmten die übrigen Mächte für eine Teilung Schleswigs, so daß das Land nördlich der Schlei bei Dänemark bleiben sollte. Wurde dieser Antrag angenommen, so waren die deutschen Bewohner Nordschleswigs erbarmungslos den Dänen überlassen. Dänemark selbst ging auf diese Vorschläge nicht ein, auch nicht, als der Waffenstillstand bis zum 26. Juni verlängert worden war.

Die Stimmung der preußischen Armee hat Roon trefflich geschildert:

Denkw. Roons. Die Armee hat keine Berechtigung zu politischen Meinungs-Aeußerungen; sie ist das Instrument, von dem die Politik den geeigneten Gebrauch macht, dessen Existenz für den wirksamen Erfolg der diplomatischen Aktion zwar unentbehrlich, auf den dieser letzteren zum Grunde liegenden politischen Gedanken indes niemals bestimmend einwirken darf.

Dieser Satz, theoretisch oder in abstracto vollkommen richtig, erleidet doch in seiner praktischen oder konkreten Anwendung mancherlei Einschränkungen.

Es gab und giebt kaum eine Armee, welche sich lediglich als politisches Instrument, als Lanzette für den diplomatischen Operateur auffaßt und begreift; selbst bloße Landsknechte und Söldner werden, darüber hinaus, eigene durch Standesinteressen oder Vorurteile diktierte Empfindungen und Vorstellungen, Sympathien und Antipathien haben, die man nicht ungestraft ignorieren darf, weil die völlige Nichtbeachtung dieser Eigenschaften des Instrumentes seine Schneidigkeit und Brauchbarkeit in Frage stellen würde. Und je entwickelter das Standesgefühl in einem Heere sich befindet, desto empfindlicher und kitzlicher wird es für alles, was seine Interessen und Vorurteile verletzt oder zu verletzen scheint. Ist aber die Politik in ihrer Ausübung die Kunst, welche mit Interessen und Vorurteilen zu rechnen hat, so wird sie sich auch ihre Aufgabe nicht dadurch leicht zu machen suchen dürfen, daß sie diese oder jene theoretisch nicht berechtigt scheinenden Interessen bei ihrem Kalkül außer Betracht läßt.

Roon verlangte im Sinne der Armee die Einverleibung der Herzogtümer. Er schloß mit den Worten:

Man vertraut dem bisher als glücklich und geschickt bewährten Piloten, daß er, durch alle Klippen hindurch, das Schiff in einen sturmsicheren, guten, nicht in einen bloßen Nothafen leiten werde, in welchem zu verweilen eben so unmöglich sein würde, als ihn wieder zu verlassen. Es ist überflüssig, zu sagen, daß ein solcher Ausgang aller bisherigen ruhmvollen Operationen unserer Politik — das unrühmliche Ende des jetzigen Regiments in Preußen sein würde!

In jene Tage fällt wieder einer der köstlichen Briefe Bismarcks an seinen Freund Motley, der in der Uebersetzung aus dem Englischen folgenden Wortlaut hatte:

Mein lieber Jack,

Brf. v. 24. 6. 1864. Wo zum Teufel steckst Du und was machst Du, daß Du mir nie eine Zeile schreibst? Ich arbeite von früh bis abend wie ein Nigger und Du hast

gar nichts zu thun. — Du könntest mir ebenso gut eine Zeile schreiben, wie daß Du Deine Füße betrachtest, die Du gegen die Fensterbrüstung von Gott weiß was für trauriger Farbe stemmst. Ich kann eine regelmäßige Korrespondenz nicht unterhalten; es kommt bei mir vor, daß ich in fünf Tagen keine Viertelstunde zu einem Spaziergange finden kann; aber Dich alten faulen Schlingel, was hält Dich ab, an Deine alten Freunde zu denken? Als ich eben zu Bett gehen wollte, begegnete im selben Augenblick mein Auge den Deinigen auf Deinem Portrait, und ich verkürzte den „süßen Erquicker Schlaf", um Dich an alte vergangene Zeiten zu erinnern. Warum kommst Du nie nach Berlin? Es ist nicht ein Viertel einer amerikanischen Ferienreise von Wien hierher, und meine Frau und ich würden so glücklich sein, Dich in diesem trübseligen Leben einmal wiederzusehen.

Wann kannst und wann willst Du kommen? Ich schwöre, daß ich die Zeit finden werde, mit Dir „alt Logiers" Quartier zu besuchen und mit Dir eine Flasche bei Gerolts zu trinken, wo man Dir einmal nicht erlauben wollte, Deine schlanken Beine auf einen Stuhl zu legen. Häng' die Politik an den Nagel und komm zu mir. Ich verspreche Dir, daß die Unionsflagge über unserm Hause wehen soll, und unser Gespräch und der beste alte Hochheimer soll Verdammnis strömen über die Rebellen. Vergiß alte Freunde nicht, auch nicht ihre Frauen, denn die meinige wünscht fast ebenso heiß wie ich selbst, Dich zu sehen oder wenigstens so bald als möglich ein Wort von Deiner Hand.

Sei gut und komme oder schreibe.

Dein Bismarck.

Heimgesucht von dem alten Lied: „In good old Colony Times."

Bald nach jener Unterredung kam der Kaiser von Rußland nach Berlin. In einer Unterhaltung mit Bismarck stellte sich das angenehmste persönliche Verhältnis her, so daß der preußische Staatsmann die Ueberzeugung annehmen konnte, daß Rußland keinen Einwand gegen die Lostrennung der Herzogtümer von Dänemark machen werde. In London ließ Bismarck den Vorschlag machen, im Norden Schleswigs eine Volksabstimmung vorzunehmen, um festzustellen, wie weit der deutsche, und wie weit der dänische Einfluß reiche. Auch gegen diesen Vorschlag erhob sich der lebhafteste Widerspruch, so daß am 25. Juni die Konferenz ohne Resultat zu Ende ging. Immerhin war der allgemeine Eindruck schon jetzt der, daß Bismarck sein Spiel gewonnen habe, daß er thatsächlich der Herr der Lage geworden sei. So ging der Krieg von neuem vorwärts, und in einer gemeinsamen Depesche an die neutralen Mächte erklärten die Verbündeten, daß die Verantwortlichkeit ganz und gar Dänemark zufalle. In Karlsbad traf Bismarck mit Rechberg zusammen; er hatte den König dorthin begleitet.

Von hier aus schrieb er der Gattin:

Gott sei Dank, daß Ihr wohl seid, ich (bin's) auch, aber zeitlos, mehr als je. In Zwickau auf dem Perron traf ich mit Rechberg zusammen; wir fuhren in einem Coupé und Wagen bis hier, also 6 Stunden Politik gesprochen und hier erst! Gestern abend bei der Großfürstin Thee, König Otto, Erzherzog Carl F., viel Diplomaten und viel Arbeit mit R(echberg) . . . Brf. v. 21. 6. 1864.

Und an die Schwester:

Schon gestern wollte ich Dir schreiben, kam aber nicht über das Datum hinaus, und hoffentlich bringt der Feldjäger morgen diese Zeilen noch zeitig genug nach Berlin, um Dir meine brüderlichen Segenswünsche an Deinem Geburtstage noch zu Händen gelangen zu lassen. Gott wolle Dich und (die) Deinigen, klein und groß, auch im nächsten Jahre in seine gnädige Obhut Brf. v. 28. 6. 1864.

nehmen. Ich habe hier womöglich noch mehr zu thun als in Berlin, und der Regen erleichtert mir den Verzicht auf das Bummeln in den Bergen; über meine Grobheit im Besuchen 2c. natürlich allgemeine Klage. Politisch geht es gut, so gut, daß mir bange wird, „pourvu que cela dure“. England bleibt nach heutigen Nachrichten friedlich, wir kennen aber erst die Aeußerungen der Regierung, nicht das Verhalten des Parlaments. Mit Oesterreich, Frankreich, Rußland stehen wir zu voller Zufriedenheit. Die Dänen sollen Absichten auf Rügen haben. Zum Schutze der schönen Fürstin von Putbus geht heute Befehl an 7 Bataillone und 4 Batterien von der Garde, sofort nach Stralsund abzufahren. Irgendwo in Pommern werden sie wohl zu landen versuchen, und werden wir Truppen nach der Küste von Cammin bis Leba stellen müssen.

Jetzt muß ich zu Helene Paulowna, grüße die Deinigen herzlich und die Meinigen, die nach Johannas Brief noch bei Dir sind.

Dein geplagter treuer Bruder

v. B.

Bismarck erweckte die Entschlossenheit Oesterreichs erst durch die kategorische Erklärung, Preußen sei entschlossen, keineswegs zu weichen, auch wenn Oesterreich ihm allein die Führung des Krieges überlasse. Es kam zu der Erklärung an die Mächte, daß man jetzt die Lostrennung beider Herzogtümer erstrebe und eine Teilung nicht mehr zugestehe. Unter dem Prinzen Friedrich Karl wurde Alsen erstürmt; immer neue deutsche Siege folgten, und Dänemark sah sich gezwungen, um Frieden zu bitten. Am 14. Juni wehten die deutschen Fahnen auf der äußersten Nord-Spitze Jütlands. Eine Reihe friesischer Inseln wurde erobert, und Fünen wurde bedroht. Am 30. Juli bewilligte Bismarck den Dänen einen neuen Waffenstillstand. Er selbst reiste nach Wien, um hier über die Präliminarien zu verhandeln. Von Karlsbad schrieb er der Gattin:

Brf. v. 20. 7. 1864. . . . Soeben ist der König nach Marienbad abgereist, Spaliere von schönen Damen mit riesenhaften Bouqets, die seinen Wagen überfüllten, * mit dem größten, Hoch, Hurra, Rührung! Nun ist für mich einige Leere, alle Bekannte mit fort. Morgen früh nach Wien, die Nacht schlafen wir in Prag, vielleicht haben wir in 8 Tagen Frieden mit den Dänen, vielleicht im Winter noch Krieg! Ich werde meinen Aufenthalt in Wien so kurz wie möglich machen, um nicht zu viel Bäder zu verlieren in Gastein. Danach werde ich wohl noch einmal mit Sr. Majestät nach Wien gehen, dann nach Baden, dann kommt der Kaiser von Rußland nach Berlin, Anfang September. Vordem keine Aussicht auf Ruhe; ob dann? . . .

Auf die Politik geht er in dem folgenden Brief aus Wien ein:

Brf. v. 22. 7. 1864. Ich bin mit * und * und noch zwei Leuten, die mich durch ihre kalligraphischen Leistungen unterstützen, gestern früh aus Karlsbad gefahren, zu Wagen bis Prag, von dort heute den Dir bekannten Eisenstrang hierher, leider diesmal nicht, um nach Linz zu schiffen, sondern um mich und andere zu quälen. Ich wohne bei Werther, habe einstweilen niemand als R(echberg) gesehen; zwei Stunden im Volksgarten eingeregnet und Musik gehört, von den Leuten betrachtet wie ein neues Nilpferd für den zoologischen Garten, wofür ich Trost in sehr gutem Bier suchte. Wie lange ich hier bleibe, sehe ich noch nicht vorher; morgen viel Besuche zu machen, bei R(echberg) auf dem Lande essen, dann womöglich Frieden mit Dänemark schließen und schleunigst nach Gastein in die Berge fliehen. Ich wollte, das alles wäre erst vorüber. Die zwei Reisetage haben mich geistig etwas geruht, aber leiblich bin ich sehr müde und sage Dir gute Nacht . . .

Herr von Beust hielt es für nötig, so glatt die Dinge fortan auch gingen, seinerseits Schwierigkeiten zu bereiten, indem er Berichte an den Bundesstaat sandte, in denen er die Anerkennung des Augustenburgers und die sofortige Kriegserklärung des Bundes gegen Dänemark verlangte. Die Antwort der beiden Mächte waren scharfe Entgegnungen, und Herr von Beust wurde am Bundestage, als er eine Rede halten wollte, nicht einmal zugelassen. Ein zweiter Zwischenfall trat ein, als in Rendsburg preußische Militärposten von sächsischen Soldaten angegriffen wurden.

Daraus entspann sich eine ausgedehnte Prügelei zwischen sächsischem Blum Bd. III
und preußischem Militär, bei welcher die Bundesbehörde nach Bismarcks Auffassung so handelte, als sei sie der Meinung, es sei schade für jeden Hieb, der an einem Preußen vorbeigehe. Sofort erhielt Prinz Friedrich Karl Befehl, Rendsburg zu besetzen. Da General v. Hake nur ein Zehntel der preußischen Macht zur Verfügung hatte, so räumte er die Stadt unter Protest. In Wien schüttelten die Oesterreicher die Köpfe über die Wucht von Bismarcks Einschreiten aus diesem Anlaß. Bismarck aber erklärte ihnen: im politischen wie im geselligen Verkehre sei vorteilhaft, wenn man nicht im Rufe äußerster Langmut stehe. Am 25. Juli schrieb Bismarck darüber an Roon: „Der Hannoveraner schlug mir eben vor, durch Räumung Rendsburgs und Einrücken von hannöverschen Truppen ihnen militärische Genugthuung zu geben, dann wollten sie nachher aus Holstein ganz abziehen. Ich sagte, das ginge nicht, der König glaube seinerseits Genugthuung durch Untersuchung und Bestrafung der Schuldigen, die unsere Posten angegriffen haben, zu fordern zu haben. Ich kann in der Sache ohne Auftrag Seiner Majestät nicht verhandeln und müßte erst selbst beim Könige sein, ehe ich mich damit befaßte." In der That blieben die Preußen in Rendsburg, wenn auch den Bundestruppen freigestellt wurde, dorthin zurückzukehren; das lehnten sie jedoch ab.

Am 25. August begannen die Verhandlungen mit Dänemark.

Inzwischen war Bismarck mit dem Könige zu persönlicher Verhandlung nach Wien gereist. Am 22. August hatte er mit dem Kaiser Franz Joseph eine Unterredung, die auch die deutsche Frage und den vom Grafen Rechberg stets warm vertretenen dualistischen Gedanken berührte. Ueber dieses Gespräch berichtet Bismarck:

Zu einer politischen Gemeinschaft geschichtlich berufen, machen wir dynastisch Ged. u. Er. I.
und politisch beiderseits bessere Geschäfte, wenn wir zusammenhalten und diejenige Führung Deutschlands übernehmen, welche uns nicht entgehen wird, sobald wir einig sind. Wenn Preußen und Oesterreich sich die Aufgabe stellen, nicht bloß ihre gemeinsamen Interessen, sondern auch beiderseits jedes die Interessen des andern zu fördern, so kann das Bündnis der beiden deutschen Großstaaten von einer weittragenden deutschen und europäischen Wirksamkeit werden. Der Staat Oesterreich hat kein Interesse an der Gestaltung der dänischen Herzogtümer, dagegen ein erhebliches an seinen Beziehungen zu Preußen. Sollte aus dieser zweifellosen Thatsache nicht die Zweckmäßigkeit einer für Preußen wohlwollenden Politik hervorgehen, die das bestehende Bündnis der beiden deutschen Großmächte konsolidiert und Preußen Dankbarkeit für Oesterreich erweckt? Wenn die gemeinsame Erwerbung statt in Holstein in Italien läge, wenn der Krieg, den wir geführt haben, statt Schleswig-Holstein die Lombardei zur Ver-

fügung der beiden Mächte gestellt hätte, so würde es mir nicht eingefallen sein, bei meinem Könige dahin zu wirken, daß Wünschen unsres Verbündeten ein Widerstand entgegengesetzt oder die Forderung eines Aequivalents erhoben würde, wenn ein solches nicht zu gleicher Zeit disponibel wäre. Ihm aber für Schleswig-Holstein altpreußisches Land abzutreten, das würde kaum möglich sein, selbst wenn die Einwohner es wünschten; in Glatz protestierten aber sogar die dort angesessenen Oesterreicher dagegen. Ich hätte das Gefühl, daß die vorteilhaften Ergebnisse der Freundschaft der deutschen Großmächte mit der holsteinischen Frage nicht abgeschlossen wären, und daß sie, wenn jetzt in der äußersten Entfernung von dem österreichischen Interessengebiete gelegen, doch ein andermal sehr viel näher liegen könnten, und daß es für Oesterreich nützlich sein werde, jetzt Preußen gegenüber freigebig und gefällig zu sein.

Es schien mir, daß die von mir aufgestellte Perspektive auf den Kaiser Franz Joseph nicht ohne Eindruck blieb. Er sprach von der Schwierigkeit, der öffentlichen Meinung in Oesterreich gegenüber ganz ohne Aequivalent aus der gegenwärtigen Situation hinauszugehen, wenn Preußen einen so großen Gewinn wie Schleswig-Holstein mache, schloß aber mit der Frage, ob wir wirklich fest entschlossen wären, diesen Besitz zu fordern und einzuverleiben. Ich hatte den Eindruck, daß er doch nicht für unmöglich hielte, uns seine Ansprüche auf das von Dänemark abgetretene Land zu zedieren, wenn ihm die Aussicht auf ein ferneres festes Zusammenhalten mit Preußen und auf Unterstützung analoger Wünsche Oesterreichs durch Preußen gesichert würde. Er stellte zur weiteren Diskussion zunächst die Frage, ob Preußen wirklich fest entschlossen sei, die Herzogtümer zu preußischen Provinzen zu machen, oder ob wir mit gewissen Rechten in ihnen, wie sie in den sogenannten Februarbedingungen später formuliert worden sind, zufrieden sein würden. Der König schwieg und ich brach dieses Schweigen, indem ich dem Kaiser antwortete: „Es ist mir sehr erwünscht, daß Eure Majestät mir die Frage in Gegenwart meines allergnädigsten Herrn vorlegen; ich hoffe bei dieser Gelegenheit seine Ansicht zu erfahren." Ich hatte nämlich bis dahin keine unumwundene Erklärung des Königs weder schriftlich noch mündlich über Sr. Majestät definitive Willensmeinung bezüglich der Herzogtümer erhalten.

Die **mise en demeure** durch den Kaiser hatte die Folge, daß der König zögernd und in einer gewissen Verlegenheit sagte: er habe ja gar kein Recht auf die Herzogtümer und könne deshalb keinen Anspruch darauf machen. Durch diese Aeußerung, aus welcher ich die Einwirkung der königlichen Verwandten und der hofliberalen Einflüsse heraushörte, war ich natürlich dem Kaiser gegenüber außer Gefecht gesetzt. Ich trat demnächst noch für das Festhalten der Einigkeit beider deutschen Großmächte ein, und es wurde eine dieser Richtung entsprechende kurze Redaktion, in der die Zukunft Schleswig-Holsteins unentschieden blieb, von Rechberg und mir entworfen und von den beiden hohen Herren genehmigt.

Aus jenen Tagen und der nachfolgenden Reise nach Baden liegt eine Anzahl von liebenswürdigen Briefen an die Gattin vor.

Am 27. Juli schrieb Bismarck aus Wien:

Brf. v. 27. 7. 1864. Einen Brief von Dir habe ich hier erhalten und sehne mich nach dem zweiten. Ich führe ein arbeitsames Leben, täglich 4 Stunden mit zähen Dänen, und noch nicht zum Schluß. Bis Sonntag muß es entschieden sein, ob Krieg oder Frieden. Gestern aß ich bei M(otley), sehr angenehme Frau, nette Töchter. Wir tranken viel, waren sehr lustig, was ihm bei dem Kummer, den Du kennst, nicht oft passiert. Er ist grau geworden und hat sich die Haare kurz geschnitten. Heute aß ich nach der Konferenz beim Kaiser in Schönbrunn, promenierte mit Rechberg und W(erther) und dachte an unsre Mondscheinexpedition. Eben war ich eine Stunde im Volksgarten, leider nicht inkognito, wie damals vor 17 Jahren, angestiert von aller Welt; diese Existenz auf der Schaubühne ist recht unbehaglich, wenn man in Ruhe „ein Bier" trinken will. Sonnabend hoffe ich nach Gastein

zu fahren, es mag Friede sein oder nicht. Hier ist es mir zu heiß, besonders bei Nacht . . . .

Es folgen weitere Briefe aus Schönbrunn und Baden:

Es wird immer schlimmer mit dem Arbeiten, und hier, wo ich des Morgens nach dem Bade nichts thue, weiß ich gar nicht, wo ich die Zeit hernehmen soll. Seit meiner Ankunft am 2., in einem Gewitter mit Hagel wie Flintenkugeln, bin ich bei herrlichem Wetter eben zum erstenmal dazu gekommen, eine Stunde regelrecht zu gehen. Zurückgekommen, wollte ich die halbe Stunde benutzen, Dir zu schreiben, gleich ist A(beken) mit Konzepten und Telegrammen da, und ich muß nun zum König. Dabei geht es mir noch Gottes Wunder wohl, 4 Bäder habe ich, über 11 werde ich kaum kommen, da der König am 15. reist. Ich wohne wenigstens seit gestern sehr nett, da ein kühles, großes Eckzimmer mit reizender Fernsicht vakant wurde, bis da war ich in einem sonnenblendigen Bratofen, bei Tage wenigstens; die Nächte sind angenehm frisch. Der König geht von hier vermutlich nach Wien, in kleinen Tagereisen über Ischl, von dort nach Baden. Ob ich letzteres mitmache, ist mir noch nicht klar; ich hoffe immer, einige Tage für mein stilles Pommern loszumachen; aber was sind alle Pläne, es kommt immer etwas dazwischen. Ein Gewehr habe ich auch nicht mit und alle Tage Gemsjagd, bisher allerdings auch keine Zeit. Heute sind 17 geschossen, und ich war nicht dabei; es ist ein Leben wie Leporello, keine Ruhe bei Tag und Nacht, nichts, was mir Vergnügen macht . . . Brf. v. 6. 8. 1864.

. . . Eben hatte ich das ganze Zimmer voll Damen, die vor Regen flüchteten, der heute die Sonne ablöst; Fr. aus R. mit zwei Schwägerinnen; Frau von P. Norwegerin. Ich habe lange keine weibliche Stimme gehört, seit Karlsbad nicht. Leb wohl . . . .

An Frau v. Bismarck.

Schönbrunn, 20. Aug. 64.

. . . Es ist zu wunderlich, daß ich gerade in den Zimmern zu ebner Erde wohne, die auf den heimlichen reservierten Garten stoßen, in den wir vor ziemlich genau 17 Jahren beim Mondschein hier eindrangen. Wenn ich über die rechte Schulter blicke, so gehe ich durch eine Glasthür gerade den dunkeln Buchenheckengang entlang, in welchem wir mit dem heimlichen Behagen am Verbotnen bis an die Glasfenster wanderten, hinter denen ich jetzt wohne. Es war damals eine Wohnung der Kaiserin, und jetzt wiederhole ich im Mondschein unsre damalige Wanderung mit mehr Bequemlichkeit. Ich fuhr vorvorgestern aus Gastein, schlief in Radstedt, von dort vorgestern bei nebligem Wetter nach Aussee, reizend gelegen, schöner See, halb Traun-, halb Königsee, mit Sonnenuntergang nach dem Hallstädter See, von dort zu Nachen in der Nacht nach Hallstadt, wo wir schliefen, behaglicher sonniger Morgen, Wasserfahrt, zu Mittag in Ischl beim König, mit Sr. Maj. über den Traunsee nach Gmunden, wo wir schliefen und ich viel an L. H. und B. und alles Damalige zurückdachte. Heute morgen per Dampf hierher, um 6 angelangt, 2 Stunden mit R(echberg), nachdem ich mich überzeugt, daß * eine der schönsten Frauen ist, von der alle Bilder nur falsche Ideen geben. Drei Tage bleiben wir hier; was dann wird, ob Baden oder Pommern, übersehe ich noch nicht. Jetzt bin ich herzlich schläfrig, wünsche Dir und allen Unsrigen gute Nacht . . . . Brf. v. 20. 8. 1864.

An Frau v. Bismarck.

Schönbrunn, Donnerstag. (25. 8. 1864.)

. . . Der König ist heute früh nach Salzburg, ich folge ihm morgen, habe heute 53 Hühner, 15 Hasen und 1 Karnickel geschossen und gestern 8 Hirsche und 2 Moufflons. Heute bin ich ganz lahm in Hand und Backe vom Schießen. Morgen abend wird es sich entscheiden, ob ich mit nach Baden gehe, jetzt aber gehe ich zu Bett. Gute Nacht alle, ich bin sehr müde . . . . Brf. v. 25. 8. 1864.

Baden, 1. Sept. 1864.

Brf. v. 1. 9. 1864. Der König ist heute von Mainau gekommen, wohl und munter, im Regen mit der Königin zum Pferderennen gefahren, A(beken)s geschäftige Hand schüttet stets einen neuen Segen von Konzepten über mich aus, sobald ich die alten durchgearbeitet. Ich weiß nicht, von wo ich Dir zuletzt schrieb; ich bin von Wien bis hier nicht zur Besinnung gekommen, habe in Salzburg eine Nacht geschlafen, die zweite in München, viel und lang mit Pfordten verhandelt, der mager geworden ist. Dann schlief ich in Augsburg, fuhr von dort über Stuttgart hierher in der Hoffnung, 2 Tage in träger Ruhe zu verbringen, konnte aber doch nur gestern früh zwei Stunden im Walde dämmern; Feldjäger, Tintenfaß, Audienzen und Besuche umschwirren mich ohne Unterlaß, auch * ist hier; auf der Promenade mag ich mich gar nicht zeigen, kein Mensch läßt mich in Ruhe . . . .

Nach langen Verhandlungen gab Dänemark seine Zustimmung zu dem Artikel, in dem es auf alle seine Rechte auf die beiden Herzogtümer verzichtete. Damit war das Werk vollendet, ein Werk, von dem sicherlich Bismarck mit allem Rechte behaupten durfte, daß es durch ihn allein vollbracht worden sei, denn auch König Wilhelm gehörte hier, wie so oft, zu den Zögernden, wenn auch er es war, der schließlich durch sein treues Festhalten an seinem Minister sich ein redliches Anteil an dem Erfolg gesichert hat.

Sechszehntes Kapitel.

Differenzen mit Oesterreich.

Die alte Sehnsucht der deutschen Nation, die Befreiung Schleswig-Holsteins, war erfüllt. Die Herzogtümer waren frei von Oesterreich und ihre Zukunft war in die Hände der deutschen Großstaaten gelegt. Aber schon lag in der Lösung zugleich der Keim für spätere Konflikte; das Bündnis zwischen Preußen und Oesterreich konnte nicht von dauerndem Bestande sein. Hatten beide Mächte auch in dem Kriege zusammengewirkt, so waren sie doch in ihren letzten Zielen auseinandergegangen. Nur durch die Gewalt der Umstände war Oesterreich dazu gekommen, seinen ursprünglichen Standpunkt preiszugeben und den Vertrag vom 1. August anzuerkennen. Die Herzogtümer wurden beiden Ländern zum gemeinsamen Eigentum abgetreten. Beide wollten nur im Einverständnis über die zukünftige Gestaltung entscheiden: Konnte eine Verständigung erfolgen bei dem Gegensatz der Wünsche?

Nach der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien begab sich Bismarck nach Gastein. Noch einmal versuchte England, durch eine hochfahrende Sprache die verlorene Position wiederzugewinnen. Auf eine nach London gerichtete Denkschrift Bismarcks antwortete Lord Russel in hochfahrender Weise, daß man es tief beklage, daß der Krieg zu einer Teilung Dänemarks geführt habe; von Billigkeit und Mäßigung, wie Bismarck geschrieben habe, sei keine Rede. England wünsche nun vor allem, daß die Neigungen der Bewohner der annektierten Länder für die Wahl des künftigen Herrschens bestimmend seien und daß eine freie Verfassung werde gegeben werden. Bismarck antwortete mit einer scharfen Zurückweisung und schloß mit der Bemerkung, er sehe mit Genugthuung, daß die britische Regierung die Wünsche der Bevölkerung der Herzogtümer selbst mehr zu beachten geneigt scheine, als dies auf der Konferenz der Fall war, und er freue sich, wenigstens in diesem Punkte eine Annäherung der beiden Kabinette zu konstatieren. Zugleich sorgte Bismarck dafür, daß der definitive Frieden möglichst beschleunigt wurde. Graf Rechberg wünschte bisher, daß dem Bunde amtliche Mitteilung über die Präliminarien gemacht würde; Bismarck jedoch lehnte jeden derartigen

Schritt ab. „Können wir," so bemerkte er, „das Einbringen von Anfragen beim Bunde nicht verhindern, so müssen wir die Verantwortung für die Ermutigung, welche Dänemark aus solchen Zänkereien schöpfen wird, den Fragern vor der Oeffentlichkeit überlassen." Trotzdem gab Rechberg mehreren mittelstaatlichen Gesandten die Zusage, bei der definitiven Regelung der Fragen den deutschen Bund nicht auszuschließen. Bismarck glaubte an einen derartigen Bruch des Vertrages vom 16. Januar vorläufig nicht. Er erwartete eine Aufklärung von dem Besuche, den König Wilhelm in seiner Begleitung in Wien machen sollte. In der That fanden alsbald in dem kaiserlichen Schlosse zu Schönbrunn ausführliche Beratungen zwischen den Monarchen und ihren Ministern statt. Kaiser Franz Joseph betonte mit Nachdruck, daß er auf die preußische Allianz ein hohes Gewicht lege; aber in den Einzelheiten zeigten sich auch hier wieder die schärfsten Differenzen. In Wien wünschte man die Verwaltung der Herzogtümer einem Kollegium zu übergeben, in dem neben dem preußischen und österreichischen Vertreter auch ein Kommissar des Bundestages Platz haben sollte. Bismarck lehnte diesen Gedanken von vornherein ab; Graf Rechberg wünschte möglichst bald das Thronfolgerecht zu ordnen; Bismarck meinte diese Frage der Zukunft überlassen zu können. In Wien nannte man es bedenklich für die europäische Lage, wenn die Herzogtümer mit Preußen vereint würden. Dies könne höchstens geschehen, wenn auch Oesterreich einen entsprechenden Gewinn erhalte, sei es durch Abtretung preußischen Gebietes, sei es durch preußische Garantie für den gesamten österreichischen Länderstand. König Wilhelm wollte weder Land abtreten noch Verpflichtungen eingehen, die ihn dauernd an die Politik der Wiener Hofburg gekettet hätten. So kam man zu keinem positiven Ergebnis und die äußerliche Eintracht konnte darüber nicht hinwegtäuschen, daß die Gegensätze gegen früher sich eher vermehrt als vermindert hätten.

Auch die Frage des Zollvertrages war während der Wiener Verhandlungen zur Sprache gekommen. Bei diesen Beratungen, deren sachlicher Teil von Delbrück geführt wurde, kam es zu einem charakteristischen Konflikt zwischen Bismarck und Graf Rechberg. Es handelte sich um die Wiederaufnahme des Artikels 25 des früheren Vertrages, den Oesterreich zu einem Zollverein zu entwickeln wünschte. Nach diesem Artikel sollte binnen 12 Jahren eine Verhandlung über diese Eventualität beginnen. Aber Delbrück war durchaus gegen diesen Artikel eingenommen und überzeugte auch Bismarck von der Richtigkeit seiner Ueberzeugungen. Als Rechberg erfuhr, daß an die Annahme dieser Bestimmungen nicht mehr zu denken sei, war er tief erschüttert und beschloß, noch einen persönlichen Versuch bei Bismarck zu machen. Beide Männer standen gut mit einander, obwohl zahlreiche kleine Episoden dieses Verhältnis zu trüben suchten. So erzählt Sybel aus der Frankfurter Zeit folgenden Vorgang:

v. Sybel, Bd. III. Einmal in Rechbergs Zimmer wurde der Streit so heftig, daß der Graf ausrief: „Ich werde Ihnen meinen Sekundanten schicken." „Wozu diese Um=

stände,“ erwiderte Bismarck, „Sie haben hier ja wohl Pistolen, dann machen wir die Sache sogleich in Ihrem Garten ab. Während Sie das Schießgerät zurecht machen, schreibe ich einen Bericht über den Handel, den ich eintretenden Falls nach Berlin zu schicken bitte.“ So geschah es. Als der Bericht geschrieben war, ersuchte Bismarck den Grafen, die Richtigkeit zu prüfen. Rechberg las und sagte, jetzt wieder kältern Blutes, es ist alles richtig — aber, rief er dann aus, uns deshalb die Hälse zu brechen, wäre doch über die Maßen thöricht. Ganz einverstanden, schloß Bismarck. Etwas später kam Rechberg zu Bismarck, um diesem in einer Wiener Depesche den ihm erteilten Auftrag zu zeigen, in der nächsten Sitzung bei einer wichtigen Frage ebenso wie Preußen zu stimmen. Bismarck überflog das Schreiben und gab es mit den Worten zurück: hier ist wohl ein Irrtum vorgefallen. Rechberg sah in das Blatt hinein, erschrak, wurde blaß: es war ein vertraulicher Begleitbrief mit der Weisung, zwar selbst für Preußen zu stimmen, aber alles zu thun, um das gemeinsame Votum durch die übrigen Gesandten verwerfen zu lassen. Er hatte die beiden Schreiben verwechselt. Beruhigen Sie sich, sagte Bismarck, Sie haben mir den Brief nicht geben wollen, also haben Sie ihn mir nicht gegeben, also ist sein Inhalt mir völlig unbekannt. In der That hat er ihn nie nach Berlin berichtet, um so mehr aber Rechbergs Vertrauen für alle Zeit gewonnen.

Auch jetzt knüpfte Graf Rechberg einen privaten Briefwechsel mit Bismarck an, um einen Ausgleich der Meinungen zu erzielen. Schon in dem ersten Brief bezeichnete es Bismarck als die notwendige Aufgabe der Zukunft, der preußisch-österreichischen Gemeinschaft das frische Leben einer aktiven gemeinsamen Politik zu erhalten, wie sie im letzten Jahre betrieben worden sei, und wie sie, konsequent fortgesetzt, zweifellos zur Einigkeit Deutschlands gegen innere und äußere Feinde, zur Wiederherstellung der Grundlagen monarchischen Regimentes, zur Unschädlichmachung der Revolution führen müsse. Von alledem aber werde nichts eintreten, wenn man auf halbem Wege stehen bleibe und sich dem alten Pfade wieder zuwende. In einem weiteren Brief sagt Bismarck:

Der König hat sowohl manche Beweise geliefert, daß es ihn nicht nach dem Gute seiner Nachbarn, nicht nach der Unterdrückung deutscher Fürsten gelüste. Preußen hat keinen Staat in die Lage gebracht, Schutz gegen seine Bestrebungen zu bedürfen. Es befinde sich in der Defensive gegen Uebergriffe und Ueberhebung der Bundesmehrheit und dieser Mitglieder. Ein Bund, in welchem die preußische Politik der Großstaaten dirigiert werden soll, sei schlimmer als keiner, und wenn er die Wahl hätte zwischen der Unterwerfung unter solche Ansprüche und der offenen Feindschaft der Mittelstaaten, so ziehe er die letztere vor. Preußen könne seine Unabhängigkeit nicht dem mittelstaatlichen Ehrgeiz opfern. Die kleineren Staaten sollten Gott für Einigkeit zwischen Wien und Berlin danken, denn ihre Sicherheit bestehe doch sowohl nicht in den drei gemischten Bundeskorps. Schonen wir daher unsere gegenseitigen Beziehungen um jeden Preis; durch ihre Pflege und Stärkung dienen wir Deutschland, indem wir es gemeinsam beherrschen, nicht gewaltthätig wie der Protektor den Rheinbund, sondern bundesfreundlich, wie die ersten unter unseresgleichen. Zu diesem Zwecke sehe ich uns als verbündet an. Verlieren wir aber den Zweck aus dem Auge, hören wir auf, ihn aktiv zu bethätigen, so vermindern wir die Lebenskraft unseres Bündnisses; die bloße Besorgnis vor Angriffen des Auslandes ist auf die Dauer weder bei Ihnen noch bei uns stark genug, um die innige Gemeinschaft der Politik zu erhalten, in welche uns die gemeinsame Aktion in der dänischen Sache so glücklich versetzt hat. v. Sybel, Bd. III.

Bismarck hatte bei seiner Politik auch mit Widerständen im eigenen Hause, in dem Berliner Ministerium, zu rechnen. So schrieb er aus Reinfeld an seinen Freund Roon:

Brf. v. 28. 9. 1864. Mein alter nervös-rheumatischer Schmerz sitzt mir unter dem linken Schulterblatt quer durch den Leib, und ich wage ihn nicht hart zu behandeln, weil ich vor 5 Jahren so schlimme Erfolge damit gemacht habe. Es scheint, daß in der Ruhe zum Vorschein kommt, was die Anspannung so lange zurückdrängte. Mich zieht es sonst nach Berlin; es sitzt dort nahe an unserm politischen Herzen ein geheimrätlicher Rheumatismus im Handels- und Finanzministerium, für den uns bisher das richtige Senfpflaster fehlt. Die Herren sind sich darüber ganz klar, daß sie der jetzigen Regierung Verlegenheiten bereiten, wenn sie unsere Beziehungen zu Oesterreich und Bayern durch unnötige Schroffheiten erschweren, von denen wir nicht den mindesten realen Vorteil haben, höchstens den augenblicklichen Kitzel triumphierender Zeitungsartikel, die praktisch keinen Pfifferling wert sind, und die wir auf dem Felde der wirklichen Politik teuer zu bezahlen haben werden. Ich kann von hier aus gegen diesen politischen Fehler nicht mit Erfolg ankämpfen, weil ich die Gefühlsseite des Königs gegen mich habe, die durch die systematische Einwirkung Ihrer Majestät und der dienstbaren Geister auf diesem Punkte so wund gerieben ist, daß jeder auf Bestellung geschriebene Zeitungsartikel hinreicht, unseren Herrn schmerzlich zu berühren und Ihm den Eindruck einer Niederlage zu machen. Ich würde, wenn ich in Berlin gewesen wäre, mich für Bewilligung des 14tägigen Aufschubs, den Oesterreich wünschte, eingesetzt haben; von hier aus kann ich das nicht, wenn der König nicht von Hause aus mit mir einverstanden ist.

Ende September war die Zollvereinskrisis zu Ende gegangen. Eine Reihe bundesstaatlicher Minister nahmen ihren Abschied, weil hier wie in Wien ein Erfolg ihrer Wünsche nicht erreicht worden war. Bismarck ging damals nach Biarritz, um nach all den Anstrengungen eine Erholung zu finden.

Von dort schrieb er an Roon:

Lieber Roon,

Brf. v. 7. 10. 1864. allen Ihren Zweifeln zum Trotz sitze ich hier im Angesicht des Meeres und höre sein Brausen durch das offne Fenster in der wärmsten Sommernacht, die ich in diesem Jahre erlebt habe; mein erstes Bedürfnis bei der Ankunft waren Sommerkleider, von denen mir nicht träumte, als ich vorgestern früh fröstelnd durch das bereifte Baden fuhr. Ich habe mein erstes Bad genommen und befinde mich so wohl, daß (ich) auf dieser Welt kein Verlangen weiter habe als Nachricht, und zwar gute, von meiner Frau; die am Dienstag in Baden erhaltenen waren vollständig erwünschte, aber bei 300 Meilen Entfernung werde ich doch die Sorge nicht los, daß es inzwischen anders sein könnte. . . . 9. Oktober. Ich habe erst heut Gelegenheit, diese Zeilen abzusenden. . . . Ich weiß nicht, ob es bei uns noch so kalt ist wie vor acht Tagen; ich habe mir hier Sommerhosen kaufen müssen, sitze um die gewöhnliche Stunde von halb acht hier am offnen Fenster, und das Meer sieht im Sonnenlicht so blendend wie im Juli aus. Gestern Abend saßen wir um 10 Uhr noch an der See, und nach dem Bade wird auf einer Klippe im Freien gefrühstückt. Ich glaube nicht, daß ich hier jemals wieder fortgehe, wenn ich meine Frau nur erst hier hätte.

Herzliche Grüße an die Ihrigen und die Herren Kollegen.

Ihr v. B.

Noch am selben Tage schrieb er an die Gattin:

Brf. v. 9. 10. 1864. . . . Wenn ich bedenke, wie emsig wir in Baden und selbst in Paris geheizt haben, und wie mir hier die Sonne den Paletot und die Tuchhosen abkomplimentierte, wie wir gestern bis nach zehn im Mondschein an der See saßen, heut im Freien frühstücken und ich Dir am offnen Fenster schreibe, den Blick auf die blaue, sonnige See und auf badende Leute, die ziemlich unbekleidet am Strande wandeln mit den bloßen Füßen im Wasser, so muß ich doch sagen,

daß im Klima eine wunderbare Gnade Gottes gegen den Südländer liegt. Ich lasse es jetzt noch bei einem Bade, werde aber bald auf 2 übergehen, wenn auch nicht à la * auf mehr. Mir fehlt zum Behagen nur Nachricht von Dir. Wenn wir freie Leute wären, würde ich Dir vorschlagen, mit Kind und Kegel herzukommen und den ganzen Winter hier zu bleiben, wie es viele Engländer der Wohlfeilheit wegen thun, die im Winter hier herrscht. . . .

Der Schwester schrieb er aus Biarritz:

Meine geliebte Malle, ich bin so glücklich unbeschäftigt, daß ich einige Zeilen in der Richtung meiner Gedanken entsenden kann. Es geht mir wohl, besonders seit ich gestern und heut endlich Nachricht von Johannas fortschreitender Besserung erhalten habe. Ich kam am 7. vormittags hier an, hatte in Paris noch geheizt, von Bordeaux ab angenehme Temperatur, und hier Hitze, so daß die Sommerkleidung Bedürfnis wurde. Seit gestern ist es Nordwind und kühler, aber immer noch wärmer, als ich es den Sommer über erlebt habe. Ein sehr leichter Sommerpaletot wurde mir bei abendlicher Strandpromenade zu heiß. Bisher habe ich 7 Bäder genommen und fahre jetzt mit täglich zweien fort. Ich schreibe Dir bei offnem Fenster mit flackernden Lichtern und das mondbeglänzte Meer vor mir, dessen Rauschen von dem Schellengeklingel der Wagen auf der Bayonner Straße begleitet ist; der Leuchtturm gerade vor mir wechselt mit rotem und weißem Licht, über mir spielt K. Beethoven, und ich sehe mit einigem Appetit nach der Uhr, ob die Essenszeit, 7, noch nicht voll ist. In so behaglichen Zuständen habe ich mich klimatisch und geschäftlich lange nicht befunden, und doch hat die üble Gewohnheit des Arbeitens schon so tiefe Wurzeln bei mir geschlagen, daß ich einige Gewissensunruhe über mein Nichtsthun fühle, fast Heimweh nach der Wilhelmstraße, wenigstens wenn die Meinen dort wären. „Monsieur, le diner est servi" meldet man eben

Brf. v. 12. 10. 1864.

Den 13.

Ich konnte gestern nicht weiter schreiben; nach dem Essen machten wir, d. h. beide Orlows, eine französische Cousine und der englische Gatte einer russischen, einen Mondscheinspaziergang am südlichen Strande, von dem wir um 11 sehr müde zurückkehrten. Ich schlief bis 9, badete um 10 bei 14 Grad im Wasser, aber wärmer, als ich die Ostsee jemals im August gefunden, und jetzt fahren wir zusammen nach Fuenterrabia, jenseit der Grenze, essen auf dem Rückwege in St. Jean du Luz. Das Wetter ist himmlisch heut, das Meer still und blau, zum Gehen fast zu warm in der Sonne. Der König läßt mir telegraphieren, daß er am 15. früh in Potsdam sein werde. Wenn Se. Majestät damit sagen will, daß er mich dort zu finden erwartet, so muß er mir mit einem stärkeren Zaunpfahl dazu winken, sonst gehe ich vor dem 20. bis 23. hier nicht fort und bleibe 1 bis 2 Tage in Paris. Herzliche Grüße an Oskar und Marie.

Von der Reise nach den Pyrenäen stammen noch zwei Briefe an die Gattin. Der erste ist datiert „Izazu", an dem Orte, der wohl in den Pyrenäen liegt:

Ich habe zwar heut früh mit dem Kourier einen Brief an Dich geschickt, aber pour la rareté du fait muß ich Dir von diesem wunderlichen Ort schreiben. Wir haben hier gefrühstückt, 3 Meilen östlich von Biarritz, im Gebirge, sitzen im reizenden Sommerwetter am Rande eines rauschenden Stromes, dessen Namen man nicht erfährt, weil niemand französisch spricht, alles baskisch; hohe, enge Felsen vor und hinter uns, mit allerhand Haidekraut, Farren und Kastanienbäumen. Man nennt das Thal Le pas de Roland, Westende der Pyrenäen. Wir nahmen vor der Abfahrt unser Bad, Wasser kalt, Luft wie im Juli, Kourier abgefertigt, reizende Fahrt durch Berge, Wälder und Wiesen. Nachdem wir gegessen, getrunken und uns müde geklettert haben, sitzen wir unserer 5, lesen einander vor und schreiben, ich auf dem Deckel der Kiste, in

Brf. v. 17. 10. 1864.

der die von uns gegessenen Trauben und Feigen waren. Um 5 fahren wir mit Sonnenuntergang und Mondschein nach Biarritz, essen um 8. Es ist ein zu behagliches Leben, um dauern zu können; den 20.: vorgestern Abend nach Pau. Es war lästig und schwül dort, abends Gewittersturm und Regen, wir in der Eisenbahn, von Bayonne bis hierher im Wagen, die See prächtig. Nachdem sie einige Tage bei Landwind still wie ein Ententeich gewesen, sieht sie heut wie ein brodelnder Kessel aus, dabei ist der Wind lau und feucht, Sonne wechselt mit Regen, sehr atlantisches Wetter.

Ich nehme heute das 14. Bad; schwerlich bringe ich es über fünfzehn, denn es scheint, daß ich diesen warmen Strand verlassen muß. Noch kämpfe ich zwischen Pflicht und Neigung, aber ich fürchte, die erstere siegt. Erst werde ich mein Bad nehmen und dann mich entscheiden, ob es das vorletzte sein soll. Jedenfalls haben mir die 14 Tage hier sehr gut gethan, und ich wollte nur, daß ich Dich ohne Reisebeschwerden hierher oder nach Pau versetzen könnte . . .

An Frau von Bismarck.

Paris, 25. Oktober 1864.

Brf. v. 25. 10 1864. Bevor ich nach einem ermüdenden Tage zu Bett gehe, will ich Dir meine glückliche Ankunft hier melden. Gestern Mittag habe ich das geliebte Biarritz verlassen, man heuete die Wiesen, als ich in heißer Sonne abfuhr; die Freundschaft geleitete mich bis Bayonne; früh um 6 kam ich hier an, viel Politik, Audienz in St. Cloud, Visiten-Diner bei Drouyn de Lhuys, und jetzt geh' ich müde zu Bett .

Noch in Biarritz empfing Bismarck ein Telegramm des Königs: „Werther telegraphiert gestern, der österreichische Ministerrat habe beschlossen, wegen Verweigerung des Artikels 25 die Unterhandlung abzubrechen. Rechberg kann dies rückgängig machen, wenn ihm der Artikel bewilligt wird. Sonst will er seine Entlassung einreichen, weil er jenem Beschlusse keine Folge geben will, bittet um Nachricht an Herrn v. Bismarck und um rasche Entscheidung. Der König fordert schleunigen Bericht von Berlin, ob eine Form zu finden, welche ohne Nachgeben in der Sache Fortsetzung der Verhandlungen ermöglicht. Er würde Rechbergs Abgang als großes Uebel betrachten und hofft, daß der Kaiser wegen einer Bestimmung über ungewisse Zukunft nicht das politische Einverständnis gefährden werde.“ Bismarck antwortete noch am nämlichen Tage telegraphisch: „Auf das von Oesterreich gestellte Verlangen einer Zolleinigung ist einzugehen, soweit keine Aenderung des französischen Vertrages dadurch bedingt wird.“ Bismarck erklärte sich also für die Erfüllung der österreichischen Wünsche, vor allem auch, um den Sturz des Grafen Rechberg zu vermeiden.

Ein Zugeständnis in der Handelsfrage könne keine Gefahr bringen, es könne nur als ein Beweis bundesfreundlicher Gesinnung gelten. In Wien war die Vermutung erwacht, daß Preußen leicht bereit sei, auf ein freundliches Verhältnis zu verzichten und man werde das Auge nach Frankreich wenden oder die Sympathien zu erlangen suchen, die ja ohnehin stets bereit wären, Preußen die Früchte seiner Siege zu entreißen. Die Größe der Gefahr stehe in grellem Mißverhältnis zu der geringen Fügigkeit der verlangten Konzession. Aber der König ließ sich nicht sofort überzeugen, so daß Bismarck sich schließlich an Roon wandte,

um seine Vermittlung anzurufen. Rechberg wurde thatsächlich gestürzt. Graf Mensdorff-Pouilly trat an seine Stelle gerade an dem Tage, an dem der Wiener Frieden mit Dänemark abgeschlossen wurde.

Bismarck war vor allem, um Rechberg im Amte zu erhalten, für ein freundliches Einvernehmen in der Zollfrage eingetreten. Die Ereignisse haben ihm Recht gegeben, insofern als Rechberg durch Mensdorff ersetzt wurde:

Die Zolleinigung hielt ich für eine unausführbare Utopie wegen der Verschiedenheit der wirtschaftlichen und administrativen Zustände beider Teile. Die Gegenstände, die im Norden des Zollvereins die finanzielle Unterlage bildeten, gelangen in dem größeren Teile des österreichisch-ungarischen Gebietes gar nicht zum Verbrauch. Die Schwierigkeiten, welche die Verschiedenheiten der Lebensgewohnheiten und der Konsumtion zwischen Nord- und Süddeutschland schon innerhalb des Zollvereins bedingten, mußten unüberwindlich werden, wenn beide Regionen mit den östlichen Ländern Oesterreich-Ungarns von derselben Zollgrenze umschlossen werden sollten. Ein gerechter, der bestehenden Konsumtion zollpflichtiger Waren entsprechender Maßstab der Verteilung würde sich nicht vereinbaren lassen; jeder Maßstab würde entweder ungerecht für den Zollverein oder unannehmbar für die öffentliche Meinung in Oesterreich-Ungarn sein. Der bedürfnislose Slowake und Galizier einerseits, der Rheinländer und der Niedersachse andererseits sind für die Besteuerung nicht kommensurabel. Außerdem fehlte mir der Glaube an die Zuverlässigkeit des Dienstes auf einem großen Teile der österreichischen Grenzen. Ged. u. Er. I.

Von der Unmöglichkeit der Zolleinigung überzeugt, hatte ich kein Bedenken, dem Grafen Rechberg den gewünschten Dienst zu erweisen, um ihn im Amte zu erhalten. Ich glaubte bei meiner Abreise nach Biarritz (5. Oktober) sicher zu sein, daß der König an meinem Votum festhalten werde; und mir sind noch heute die Motive nicht klar, welche meine Kollegen, den Finanzminister Karl v. Bodelschwingh und den Handelsminister Grafen Itzenplitz, und ihren freihändlerischen spiritus rector Delbrück bestimmt haben, während meiner Abwesenheit den König auf einem ihm ziemlich fremden Gebiete mit soviel Entschiedenheit zu bearbeiten, daß durch unsere Ablehnung die Stellung Rechbergs, wie er es vorhergesagt hatte, erschüttert und er in dem auswärtigen Ministerium durch Mensdorff ersetzt wurde.

Wie gleichgültig im Grunde Bismarck der von Delbrück so eifrig betonten Frage gegenüberstand, ob in einer Reihe von Jahren eine Zolleinigung beabsichtigt werde, zeigt deutlich folgender Brief an Roon; in dem er sich von aller Verantwortung für den Eigensinn des Handelsministers von Itzenplitz und seines Gehilfen Delbrück lossagt:

Lieber Roon!

Ich benutze einen Kourier, um einige Zeilen ohne postalische Einmischung zu schicken. Sie kennen wahrscheinlich die Frage, die zwischen uns und Wien schwebt, sonst wird Thile sie Ihnen vortragen. Es handelt sich um die an sich gleichgültige Frage, ob in 6 oder wieviel Jahren mit Oesterreich verhandelt werden soll oder nicht, über Zolleinigung nämlich, die an sich unmöglich ist, da Frankreich auf jede Begünstigung, die wir Oesterreich gewähren, ein Recht hat. Nun erklärt Rechberg, und wahrscheinlich sagt er die Wahrheit, daß sein Verbleiben im Amte von dieser für uns unschädlichen Zusage abhänge. Delbrück und Pommer-Esche, und mit ihnen Itzenplitz und Bodelschwingh, sagen nun, es sei gleichgültig, ob Rechberg und die Oesterreichisch-Preußische Allianz mit ihm fallen oder nicht, und wollen Wien abschläglich bescheiden. Geschieht dies, so sieht man dort so viel wenigstens klar, daß bei uns auf die Allianz so gut wie kein Wert mehr gelegt wird, und man nimmt seine Maßregeln Brf. v. 16. 10. 1864.

danach. Zunächst in der dänischen Sache, wo man sich, mit Schmerling an der Spitze, auf die Beust=Pfordtensche Seite wirft. Aber in allen andern Richtungen ist der Bruch mit Oesterreich ein unzeitiger, und ich sage mich von aller Verantwortung für die Rückwirkung dieses Fehlers auf unsere auswärtige Politik los.

Es ist klar, daß Delbrück bei aller technischen Nützlichkeit doch nebst anderen Geheimräten einer politischen Farbe angehört, die es gern sieht, wenn das jetzige Ministerium Schwierigkeiten findet, und wo keine sind, sucht man welche zu schaffen.

Wollen Bodelschwingh und Itzenplitz Delbrücks Politik gegen mich durchführen, so mögen sie auch Delbrück zu ihrem Kollegen für das Auswärtige machen und mir nicht zumuten, daß ich den Fehler ausbade, der damit gemacht wird, wenn man Oesterreich jetzt, vor dem Friedensschluß, so behandelt, daß Rechberg und der Kaiser überzeugt sein müssen, wir hätten uns schon anderweit engagiert und der Bruch sei nur noch eine Zeitfrage.

Sonst geht es mir gut, die Bäder thun mir wohl, obschon seit vier Tagen kalter Ostwind weht; das Wasser hat doch noch 14 Grad. Ueber 8 Tage hoffe ich den Heimweg anzutreten, 1 bis 2 Tage in Paris zu bleiben. Herzliche Grüße

Ihr

v. B.

Bismarck hat es damals und später oft ausgesprochen, daß es ein großer Fehler war, den Artikel nicht zu bewilligen und damit Rechberg zu erhalten. Er hatte alles aufgeboten, um den Krieg zu verhüten. „Freilich", setzte er hinzu, „einmal hätte der Krieg doch kommen müssen und da war es vielleicht ein Glück, daß es damals — 1866 — unter verhältnismäßig günstigen Konstellationen geschah. Die friedliche Verständigung zwischen Wien und Berlin hat nicht lange den Sturz des leitenden Ministers überdauert. Das neue Ministerium sandte an Bismarck drei Denkschriften, verfaßt von Herrn v. Biegleben, in denen erklärt wurde, daß die preußische Annexion der Herzogtümer unmöglich sei, daß aber auch die Gründung eines nur halbsouveränen Staates der heiligen Rechtsordnung des Bundes widerspräche, daß der neue Staat wesentlicher Hoheitsrechte nicht beraubt werden dürfe, weil sonst Oesterreich die Bundesakte dem preußischen Bündnis opfern würde. Man müsse ein selbständiges Holstein gründen. Es wurde ferner die Thronfolgerfrage erörtert und empfohlen, daß die Rechte Oesterreichs und Preußens, wenn auch keiner der Prätendenten berechtigte Ansprüche habe, doch auf den bestberechtigten übertragen würde, natürlich den Augustenburger. Gleichzeitig schlug man in aller Heimlichkeit dem König Wilhelm vor, die Herzogtümer zu annektieren gegen Preisgabe eines preußischen Landesteiles. König Wilhelm lehnte diesen Gedanken natürlich auch jetzt ab. Gleichzeitig wies Bismarck auch die Forderung zurück, ein paar Tausend Bundestruppen in den befreiten Ländern stehen zu lassen. Er sah in der Anwesenheit dieser Truppen eine wesentliche Stütze der Augustenburger Umtriebe, und so ließ er direkt nach Dresden und Hannover die Aufforderung richten, die Truppen zurückzuziehen. Hannover stimmte sofort zu; Herr v. Beust aber weigerte sich und erteilte dem Kommandeur der sächsischen Truppen den Befehl, nur der Gewalt zu weichen. König Wilhelm und Bismarck waren natürlich

sofort einig darüber, dieser Haltung mit allen Mitteln, selbst mit Waffengewalt, entgegenzutreten. Schon am 23. November schrieb Bismarck an Roon:

Ich lese mit Beunruhigung von unseren Truppenmärschen durch Lübeck und Mecklenburg, während die Oesterreicher zum Teil noch Kolding umschweben. Es wäre sehr bedenklich, irgend einen Moment eintreten zu lassen, in welchem unsere Streitkräfte nicht den vereinigten Bundesgenossen (Oesterreicher, Sachsen und Hannoveraner) zweifellos überlegen wären. Bei der Schwäche unserer Cadres kommen wir doch nicht etwa dahin? Bitte, beruhigen Sie mich. In Flensburg soll kein Mann von uns sein. In acht Tagen kann es auf Kraftentwickelung ankommen, und ich möchte lieber, daß wir uns lange und zahlreich in Holstein umhertrieben, den Exekutions-Sergeanten aus seinen Quartieren aufstören und sie für uns verlangen. Können wir dies nicht morgen besprechen? Ich komme auf die Parade um 11. Brf. v. 23. 11. 1864.

Roon ordnete darauf sofort an, daß die preußischen Truppen so lange in den Herzogtümern stehen bleiben sollten, bis die ablösenden Truppen eingetroffen seien. Für den Fall politischer Notwendigkeiten sollten auch die kriegsgedienten Mannschaften dort stehen bleiben. Am folgenden Tage ließ Bismarck eine bei Torgau angesammelte Abteilung gegen die sächsischen Grenzen vorrücken. Beust brachte schleunigst die Staatskasse auf den Königsstein in Sicherheit und rief die Urlauber zu den Fahnen ein, in der Hoffnung, daß Oesterreich ihm einen Schutz gewähren würde. Da machte Wien den Vermittelungsvorschlag, auf dem Wege des Bundestages die Sache zu erledigen. Noch am 27. November schrieb Roon an Bismarck:

„In der gegenwärtigen Situation und weil die Angelegenheit unverzüglich entschieden werden muß, bitte ich um gefällige sofortige Rückäußerung, ob das 37. Regiment, welches von Mainz nach dem Großherzogtum Posen geht, den kürzeren und wohlfeileren Weg über Dresden einschlagen und Herrn von Beust ängstigen soll oder nicht?"

Bismarck erwiderte:

Wir könnten den Durchzug durch Sachsen immer nur in der Form und unter Rubrik einer „Gefälligkeit" nachsuchen, und die Tonart dazu ist im Register unserer Beziehungen augenblicklich nicht zu finden. Eine andere würde einfach auf Ablehnung stoßen. Ich stimme deshalb nicht für den Durchzug. Als aber die Abstimmung in Frankfurt ein für Preußen günstiges Resultat ergeben hatte, richtete Bismarck eine sehr energische Warnung nach Dresden und München, die mit der Versicherung schloß: „Wir sind nicht gewillt, unsere politische Selbständigkeit über das Maß unserer nachweisbaren Bundespflichten hinaus beeinträchtigen zu lassen." Denkw. Roons II.

Am 27. Dezember fand der Einzug der siegreichen Truppen statt. Bismarck benutzte die freudige Stimmung des Königs, um für einen politischen Gegner, den Redakteur des „Kladderadatsch" Ernst Dohm, seine Gunst zu erwirken.

Die Redaktion des „Kladderadatsch" war wegen eines Gedichtes auf die Fürstin Caroline von Reuß ältere Linie angeklagt und verurteilt worden. Der Redakteur Ernst Dohm hatte deshalb im November eine fünfwöchentliche Gefängnisstrafe anzutreten. Das Blatt vom 20. November brachte darauf eine „Abschieds-Wehmuts-Ode" nach Beethovens Adelaide; die folgende Nummer

enthielt ein größeres Leitgedicht, „Dem gefangenen Freunde", und am 4. Dezember erschien ein humoristisch-wehmutvolles Bild, auf welchem Dohm innerhalb eines Krinolinen-Gestells („Crino-caroline") gefangen sitzt, betrauert von den umstehenden Kollegen des Blattes; darunter der „Gesang der Geister" aus Goethes Faust:

Drinnen gefangen ist einer!
Bleibet haußen, folg' ihm keiner!
Könnt ihr ihm nützen,
Laßt ihn nicht sitzen!
Denn er that uns Allen
Schon viel zu Gefallen.

Das rührende Bild hatte die Begnadigung Dohms zur Folge, die ihm Bismarck mit Folgendem erklärte:

Brf. v. 8. 12. 1864. Ew. Wohlgeboren benachrichtige ich privatim, daß S. M. der König soeben den Nachlaß der noch nicht abgelaufenen fünf Wochen vollzogen hat; das Amtliche erfolgt auf amtlichem Wege. Abgesehen von der gestrigen Feier, ist das hübsche Bild der letzten Nummer auf die Entschließung nicht ohne Einfluß geblieben. Darf ich eine persönliche Bitte an diese Mitteilung knüpfen, so ist es die, die arme Caroline nun ruhen zu lassen. Mit vorzüglicher Hochachtung Ew. Wohlgeboren ergebenster

v. Bismarck.

Am 14. Dezember veranlaßte Bismarck, daß von dem Kron-Juristen ein Gutachten eingefordert wurde auf die Ansprüche sämtlicher Prätendenten auf die Herzogtümer. Damit war, da die Prüfung natürlich eine lange Zeit in Anspruch nehmen mußte, die Entscheidung auf eine recht ferne Zeit verschoben. In Wien war man hierüber auf das höchste verstimmt, und im Verlauf der Verhandlungen kam es sogar zu einer Drohung Oesterreichs mit dem Bruch der Allianz, wenn Preußen nicht auf das österreichische Programm eingehe. Bismarck stellte noch einmal die preußische Forderung fest in einer Audienz, die der österreichische Gesandte Graf Karolyi im Februar 1865 bei ihm hatte:

Sehen Sie, wir stehen da vor der Frage der Herzogtüm r wie zwei Gäste, die ein treffliches Gericht vor sich haben; der Eine aber, welcher keinen Appetit hat und es nicht verzehren will, verbietet energisch dem andern, welchen der Leckerbissen reizt, zuzulangen und zu schmausen. So warten wir denn, bis der Augenblick kommt; einstweilen befinden wir uns leidlich wohl in unserer Lage und werden sie erst ändern, wenn man uns befriedigende Bedingungen bietet.

Zugleich betonte Bismarck, daß man großen Wert auf das Bündnis mit Oesterreich lege, mit dem starken, wohlbewährten, konservativen Oesterreich. Auf die Bemerkung Karolyis, daß der europäische Frieden bedroht sei, so lange die Frage der Herzogtümer offen sei, bemerkte Bismarck: „Ein großer Irrtum! Solange wir einig bleiben, rührt sich keine der Großmächte!"

Gegen die preußische Forderung erhob sich ein allgemeiner Widerspruch, obwohl Bismarck eine ganze Reihe von Konzessionen gemacht und vor allem erklärt hatte, daß Preußen keine Herrschaftsrechte auf die Herzogtümer geltend machen werde. In Wien galten die Vorschläge Preußens für absolut unannehmbar. Man erklärte, daß auf der preußischen Grundlage eine Einigung unmöglich wäre. So blieb es trotz aller Be-

mühungen bei dem Provisorium des gemeinsamen Besitzes, eine Thatsache, die Bismarck zu großer Zufriedenheit gereichte, da er gerade hoffte, durch den einstweiligen Besitz auch ohne Gewalt zu definitivem Eigentum zu gelangen.

Auch nach Frankreich mußte Bismarck seine Blicke wenden. Dort bestanden in jener Zeit offenkundige Sympathien für Preußen, weil Napoleon noch immer auf eine Unterstützung in einem Kampfe gegen Oesterreich hoffte. Bismarck wiederum konnte, falls man in Paris eine feindselige Haltung gegen Preußen einzunehmen gedachte, auf die Möglichkeit hinweisen, für einen engeren Anschluß an Oesterreich unter Umständen auf einige Forderungen zu verzichten. So zeigte Napoleon sich sogar bereit, ein Bündnis mit Preußen zu schließen; Bismarck jedoch antwortete ausweichend, da es schwer sei, für ein solches Bündnis eine Form zu finden. In seinem Briefe an den preußischen Gesandten in Paris führte er aus, daß ein solches Abkommen auf Jahrzehnte hinaus von Einfluß auf die europäische Geschichte sein müßte, daß Frankreich, wenn nicht allgemeine Verhältnisse und ein besonderes Interesse es erheischen sollten, der Erfüllung des Vertrages entschlüpfen und Preußen um die Früchte bringen würde. Napoleon selbst drang nicht zum Abschluß des Vertrages, erklärte vielmehr, daß er keinen Einwand dagegen zu erheben hätte, daß Preußen die beiden Herzogtümer annektiere.

Der gemeinsame Besitz führte natürlich zu immer größeren Weiterungen; vor allen Dingen sorgte der Bund dafür, daß die Schwierigkeiten nicht ausstarben. Von Sachsen und Bayern aus war ein erneuter Antrag hinsichtlich der Herzogtümer vorbereitet, dessen letztes Ziel in der Einsetzung des Augustenburgers bestand. Oesterreich stimmte diesem Antrage zu und befleißigte sich Bismarck gegenüber einer so doppelzüngigen Politik, daß der preußische Staatsmann sich entschloß, mit einer entscheidenden That zu antworten. Am 24. März erging eine Ordre des Königs Wilhelm an Roon, welche die preußische Kriegsflottenstation von Danzig nach Kiel verlegte, zum Beweise dafür, daß Preußen sich durch keinerlei Umtriebe das Verfügungsrecht über die Herzogtümer nehmen lasse. Zugleich war der Gesandte in Frankfurt angewiesen, dem Antrage im Plenum zu widersprechen und die Verweisung an die Ausschüsse zu beantragen.

Als am Bundestage Graf Karolyi erklärte, Oesterreich habe zugesagt, für die sofortige Beratung im Plenum zu stimmen, antwortete Bismarck:

> Wir gelangen damit an einen Scheideweg, für den ich wünsche, daß er uns nicht zu weit auseinanderführen möge; aber so, wie die Sachen stehen, lauten unsere Fahrbillets auf divergierende Linien und wir können für diese Reise nicht in das Koupee steigen, welches Sie bereits mit andern teilen.

Der Bund nahm natürlich Partei gegen die preußische Auffassung und „erwartete nunmehr vertrauensvoll die Einsetzung des Augustenburgers“, während Bismarck erklären ließ, daß Preußen dieses Vertrauen in keiner Weise erfüllen werde. Immerhin dienten diese Vorgänge dazu, der gehässigen Agitation der Augustenburger Partei in den Herzogtümern

neue Nahrung zuzuführen. Man sprach dort von Preußensubhastatoren und preußischen Unverschämtheiten. Im Landtage aber erfolgte als unmittelbare Antwort die Einbringung einer Vorlage über Flottenbedürfnisse, in der auch die Kosten für die Kieler Station verlangt wurden. Als sie eingebracht wurde, erklärte Roon; Preußen werde niemals den Besitz des Kieler Hafens aufgeben. Mensdorff protestierte nachdrücklich gegen diese Maßregel und gegen jede einseitige Verfügung Preußens, erhielt jedoch von Bismarck nur die Antwort, jeder der beiden wäre Eigentümer und habe das Recht, die Buchten und Hafen des Landes für seine Schiffahrt zu benutzen, soweit dadurch das Recht des Genossen nicht verkümmert werde. Durch die preußische Flottenstation in Kiel geschähe das nicht, thatsächlich würde Preußen niemals den Besitz des Kieler Hafen preisgeben, nur mit hohem Befremden habe der König den österreichischen Protest vernommen. Thatsächlich führte auch Preußen seine Arbeiten in der Kieler Bucht ruhig fort, so heftig dagegen auch von Wien aus protestiert wurde, und es unterblieb auch jedes Einschreiten von seiten Oesterreichs.

Aber immer mehr zeigte sich, daß es zum Bruch kommen mußte, wenn das unerquickliche Verhältnis fortbestand. Die Möglichkeit dieses Bruches veranlaßte Bismarck, möglichst frühzeitig dafür zu sorgen, daß bei seinem Eintreten die internationale Lage Preußens möglichst günstig sei. So gab er dem preußischen Gesandten in Paris den Auftrag, die Stimmung Napoleons möglichst genau zu erkunden und gleichzeitig die besten Friedensabsichten auszusprechen. Auch der Gesandte in Florenz erhielt die Aufforderung, zu berichten, ob Italien im Kriegsfalle eingreifen würde. Auch von hier erhielt er die günstigsten Berichte.

Noch auf andere Weise suchte Bismarck den Bruch zu vermeiden. Er schlug die Einberufung des schleswig-holsteinischen Landtages vor und richtete den entsprechenden Vorschlag nach Wien. Von hier aus erfolgte jedoch die Antwort, daß Preußen ohne Oesterreichs Zustimmung keine Vorlage machen dürfe, und daß alle Beschlüsse des Landtages ohne die Genehmigung des künftigen Herzogs und des Bundes unverbindlich seien. Noch einmal faßte Bismarck am 12. Mai alle Beschwerden gegen Oesterreich zusammen und ließ durch den Gesandten in Wien erklären, daß ein bewaffneter Konflikt bei einer Fortsetzung des bisherigen Verfahrens unvermeidlich sei. Bismarck konnte um so energischer sprechen, als die Militärfinanzlage des Bundesgenossen durchaus ungünstig war. Eine Finanzkrisis schien sogar unausbleiblich. So scheute der preußische Staatsmann selbst nicht vor dem Gedanken zurück, ein Ultimatum in Wien zu stellen, zu dessen Ueberreichung er den General v. Manteuffel aussersah.

Aber die Abneigung des Königs gegen den Bruch mit Oesterreich war noch nicht überwunden. Am 29. Mai berief er das gesamte Staatsministerium unter Teilnahme des Kronprinzen und Moltke zu einer Beratung unter seinem eigenen Vorsitz. Hier stellte Bismarck die Annexion als sehr wünschenswert auf und erklärte, daß sie nur durch

einen Krieg erreicht werden könne, der doch früher oder später unvermeidlich sei. „Den Rat dazu können wir jedoch Sr. Majestät nicht erteilen; der Entschluß dazu kann nur aus der freien königlichen Ueberzeugung selbst hervorgehen. Würde ein solcher gefaßt, so würde das gesamte preußische Volk ihm freudig folgen.“ Die meisten Minister erklärten sich mit Bismarck einverstanden. In entschiedenen Gegensatz dazu stellte sich, nach dem Berichte Sybels, nur der Kronprinz, welcher meinte, der Krieg mit Oesterreich werde Deutschland zerfleischen und die Einmischung der Fremden herbeiführen, und außerdem versicherte, der Erbprinz von Augustenburg sei „durchaus preußisch“ gesinnt. Das widerlegte ihm Graf Eulenburg gründlich, und Bismarck erwiderte, ein österreichischer Krieg könne nicht als Bruderkrieg gelten, denn Oesterreich habe immer das französische Bündnis gesucht und werde es in derselben Stunde annehmen, in welcher Frankreich es bewillige. Ehe der König die denkwürdige Sitzung schloß, fragte er noch Moltke: „Was ist die Meinung der Armee?“ „Nach meiner persönlichen Ansicht,“ entgegnete Moltke, „ist die Annexion die einzige heilsame Lösung für Preußen und Schleswig-Holstein. Der Gewinn ist so groß, daß er einen Krieg verlohnt. Auch die Meinung des Heeres geht auf Annexion. Ich halte eine siegreiche Durchführung des Kriegs für möglich; auch die numerische Uebermacht am entscheidenden Punkte kann erreicht werden.“ Der König aber behielt sich die Entschließung vor. So blieb es denn vorläufig bei den Februarforderungen und bei dem bisherigen Gange der Verhandlungen. Einige Tage vorher hatte Bismarck an seinen Bruder geschrieben:

Politisch bin ich zufrieden, in stiller Kammerverachtung; die Beziehungen zu Oesterreich fangen an, faul zu werden, und Bruch nicht unmöglich. Brf. v. 1. 5. 1865.

Der Mangel einer Entscheidung durch den König führte die Notwendigkeit neuer Verhandlungen herauf, aber auch die blieben ohne Erfolg. Bestärkt wurde Oesterreich in seiner Haltung augenscheinlich durch den Widerstand, den das preußische Abgeordnetenhaus der Politik leistete, indem es der Regierung sämtliche Bedürfnisse versagte, denn auch die Siege von Alsen und Düppel hatten dem Konflikt kein Ende bereitet. Der Landtag war am 14. Januar von neuem eröffnet worden mit einer Thronrede, in der es hieß:

Der Friede mit Dänemark hat Deutschland seine bestrittenen Nordmarken, und diesen die Möglichkeit der lebendigen Beteiligung an unserm nationalen Leben zurückgegeben. Es wird die Aufgabe Meiner Politik sein, diese Errungenschaft durch Einrichtungen sicherzustellen, welche uns die Ehrenpflicht des Schutzes jener Grenzen erleichtern und die Herzogtümer in den Stand setzen, ihre reichen Kräfte für die Entwickelung der Land- und Seemacht wie der materiellen Interessen des gemeinsamen Vaterlandes wirksam zu verwerten. Unter Aufrechterhaltung dieser berechtigten Forderungen werde Ich die Erfüllung derselben mit allen begründeten Ansprüchen, so des Landes wie der Fürsten, in Einklang zu bringen suchen. — Es ist Mein dringender Wunsch, daß der Gegensatz, welcher in den letzten Jahren zwischen Meiner Regierung und dem Hause der Abgeordneten obgewaltet hat, seine Ausgleichung finde. Die bedeutungsvollen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit werden dazu beigetragen haben, die Meinungen über das Bedürfnis der verbesserten Organisation des Thronrede v. 14. 1. 1865.

Heeres, die sich in einem siegreichen Kriege bewährt hat, aufzuklären. Die Rechte, welche der Landesvertretung durch die Verfassungsurkunde eingeräumt sind, bin Ich auch ferner zu achten und zu wahren entschlossen. Soll aber Preußen seine Selbständigkeit und die ihm unter den europäischen Staaten gebührende Machtstellung behaupten, so muß seine Regierung eine feste und starke sein, und kann sie das Einverständnis mit der Landesvertretung nicht anders als unter Aufrechterhaltung der Heereseinrichtungen erstreben, welche die Wehrhaftigkeit und damit die Sicherheit des Vaterlandes verbürgen. Der Wohlfahrt Preußens und seiner Ehre ist Mein ganzes Streben, Mein Leben gewidmet. Mit dem gleichen Ziele vor Augen, werden Sie, wie Ich nicht zweifle, den Weg zur vollen Verständigung mit Meiner Regierung zu finden wissen, und werden Ihre Arbeiten dem Vaterlande zum Segen gereichen.

Zehn Tage später hielt Bismarck im Herrenhaus eine bedeutsame Rede, in der er wiederum erklärte, daß die Basis des konstitutionellen Lebensprozesses der Kompromiß sein müsse. Dieser Weg sei verlassen worden durch den Beschluß des Abgeordnetenhauses vom 23. September, an dem Tage, als die Kosten der Armeereform abgelehnt wurden. Bismarck fuhr fort:

Rede v. 24. 1. 1865. Die Herren wollen sich versichert halten, daß in den schwebenden Verhandlungen die diesseitigen Interessen mit Festigkeit vertreten werden, und ich darf die Gewißheit aussprechen, daß das preußische Blut nicht umsonst geflossen sein wird! (Lebhaftes Bravo!)

Von der liberalen Seite ist uns bei der Kritik der auswärtigen Politik der Vorwurf gemacht worden — und wird auch im andern Hause voraussichtlich gemacht werden —, daß wir die zukünftige Gestaltung der Herzogtümer uns dadurch erschwert hätten, daß wir in ein Bündnis mit Oesterreich eingegangen sind. Ich glaube, meine Herren, daß die Nützlichkeit dieses Bündnisses während der vergangenen Phase von der Zukunft in ein helleres Licht gestellt werden wird, als die bisherigen Ereignisse, so weit sie zu Tage liegen, es gethan haben, und als ich selbst im Augenblick im stande bin, es zu thun. Einstweilen erlaube ich mir zu bemerken, daß, wenn wir den Weg, den wir gegangen sind nicht gehen wollten, uns kein andrer regelmäßiger Weg übrig blieb, als der des Bundeskrieges.

Anders lagen die Dinge im Landtag. Hier stand die Mehrheit auf Seiten des Augustenburgers. Sie hatte eine Erklärung veröffentlicht, in der sie das Recht des Prätendenten vertraten, alle inneren Angelegenheiten der Herzogtümer unabhängig zu ordnen. Der Kampf gegen Bismarck begann, als die Flottenvorlage eingebracht wurde. Schon in der Kommission war sie einstimmig verworfen, obgleich Bismarck erklärt hatte, daß die Regierung unter allen Umständen den Kieler Hafen erhalten werde und einen großen Wert darauf lege, daß auch der Landtag sich einstimmig in diesem Sinne ausspräche. Als im Plenum dieser Standpunkt fest abgelehnt wurde, trat Bismarck auf, um sein Bedauern zu erklären, daß eine Verständigung immer wieder mißlinge:

Rede v. 1. 6. 1865. Es hat wohl keine Frage die öffentliche Meinung in Deutschland in den letzten 20 Jahren so einstimmig interessirt wie gerade die Flottenfrage. Wir haben gesehen, daß die Vereine, die Presse, die Landtage ihren Sympathien Ausdruck gaben, diese Sympathien haben sich in Sammlung von verhältnismäßig recht bedeutenden Beträgen bethätigt. Den Regierungen, der konservativen Partei wurden Vorwürfe gemacht über die Langsamkeit und über die Kargheit, mit der in dieser Richtung vorgegangen würde; es waren besonders

die liberalen Parteien, die dabei thätig waren. Wir glaubten deshalb, Ihnen eine rechte Freude mit dieser Vorlage zu machen. (Heiterkeit.)

Das Interesse daran, das muß ich aus den Aeußerungen des Herrn Vorredners annehmen, ist aber einigermaßen abgestumpft. Er ist der Meinung, daß Preußen zu schwach sei, um diese Last zu tragen, daß sie nur ertragen werden könne, wenn man andre deutsche Staaten in Mitleidenschaft zieht. So lange, bis uns dies gelungen wäre, schien er nicht nur den deutschen Handel der andern Staaten, sondern auch den preußischen Handel in der verhältnismäßigen Schutzlosigkeit belassen zu wollen, in der er sich jetzt befindet. Wenn die Regierung das wollte, es wäre leichter — ich meine, das Unterlassen des Schutzes — als nach der Herstellung einer preußischen Flotte zu streben. Sehr schwierig aber ist es, ein freiwilliges Abkommen mit jemand zu treffen, das ihm Lasten zumutet, wenn man diesen jemand nicht zwingen, ihm keine Gewalt anthun darf. Letztere wird von den Herren, die uns gegenüberstehen, auf das schärfste verdammt. Wir sollen also nur gutmütige Ueberredung anwenden, die gemeinsamen Interessen auseinandersetzen, damit die Leute zahlen und leisten, mehr, als sie bisher thun.

Es steht dem entgegen, daß im allgemeinen in Deutschland partikulare Interessen stärker sind als der Gemeinsinn. Der Satz ist in mehreren Formen hier schon ausgesprochen. Es steht dem entgegen, daß im allgemeinen die Existenz auf der Basis der Phäaken bequemer ist, als auf der Basis der Spartaner. Man läßt sich gern schützen, aber zahlt nicht gern, und am allerwenigsten giebt man das geringfügigste Hoheitsrecht zum Besten der allgemeinen Interessen auf. Ich glaube, der Herr Vorredner stellte uns da eine Zumutung, wenn wir auf richtigem Wege diese Ziele erreichen sollen, die selbst das geschickteste und gescheiteste Ministerium, wie es in seinem Ideale vorschwebt und wie er selbst es ohne Zweifel leiten würde (Heiterkeit), nicht zu verwirklichen im stande sein würde, ohne Gewalt anzuwenden.

Ich glaubte, wir würden nie genug gefordert haben, Sie würden das Bedürfnis haben, noch bestimmter und schneller die maritimen Unternehmungen zu fördern, ich war nicht darauf gefaßt, in dem Bericht der Kommission eine indirekte Apologie Hannibal Fischers zu finden (Heiterkeit), der die deutsche Flotte unter den Hammer brachte. Auch diese deutsche Flotte scheiterte daran, daß in den deutschen Gebieten, ebenso in den höheren regierenden Kreisen wie in den niederen, die Parteileidenschaft mächtiger war als der Gemeinsinn. Ich hoffe, daß der unsrigen dasselbe nicht beschieden sei. Die Bedingungen, welche wir zu stellen beabsichtigen, sind so gemäßigt, daß wir wohl die Hoffnung hegen dürfen, sie auf friedlichem Wege verwirklicht zu sehen. Die Bedingungen sind bekannt. Wir fordern nichts als die Möglichkeit, Deutschland zur See wehrhaft zu machen in dem Umfange, in dem uns dies mit den Mitteln der Herzogtümer erlaubt sein wird, und gegen die Wahrscheinlichkeit, Düppel in nicht gar zu langer Zeit noch einmal belagern und stürmen zu müssen, diejenige Garantie zu gewinnen, die die Hilfsquellen der Herzogtümer geben können. Angesichts der Rechte, die sich in unsern Händen und in denen Oesterreichs befinden, und die unantastbar sind, so lange nicht einem der Herren Prätendenten es gelingt, zu unserer Ueberzeugung ein besseres Recht als das auf uns übergegangene des Königs Christian IX. von Dänemark nachzuweisen, angesichts der Rechte, welche in voller Souveränität von uns und Oesterreich besessen werden, sehe ich nicht ein, wie uns die schließliche Erfüllung unsrer Bedingungen entgehen sollte, sobald wir nur nicht die Geduld verlieren, sondern ruhig abwarten, ob sich jemand findet, der es unternimmt, Düppel zu belagern, wenn die Preußen darin sind. Das Vertrauen der Bevölkerung zur Weisheit des Königs ist groß genug, daß sie sich sagt, sollte das Land dabei zu Grunde gehen oder in Schulden kommen, so wird es ja der König nicht leiden. Die Leute unterschätzen eben die Bedeutung der Verfassung infolge der früheren Traditionen. Ich bin überzeugt, daß ihr in die Weisheit des Königs gesetztes Vertrauen sie nicht täuschen wird; aber ich kann doch nicht leugnen, daß es mir einen peinlichen Eindruck macht, wenn

ich sehe, daß angesichts einer großen nationalen Frage, die seit zwanzig Jahren die öffentliche Meinung beschäftigt hat, diejenige Versammlung, die in Europa für die Konzentration der Intelligenz und des Patriotismus in Preußen gilt, zu keiner anderen Haltung als zu der einer impotenten Negative sich erheben kann. Es ist dies, meine Herren, nicht die Waffe, mit der Sie dem Königtum das Szepter aus der Hand winden werden (Stimme: Das wollen wir auch nicht!), es ist auch nicht das Mittel, durch das es Ihnen gelingen wird, unseren konstitutionellen Einrichtungen diejenige Festigkeit und weitere Ausbildung zu geben, deren sie bedürfen. (Bravo! rechts. Zischen links.)

Am nächsten Tage nannte der Abgeordnete von Bunsen die Politik Bismarcks in seiner Rede in wesentlichen Punkten erfolglos, inkonsequent und springend, unleidlich, schroff und im Dunklen tappend. Er bezog sich hierbei auf allerlei Preßnachrichten, die Bismarck in seiner Antwort als erlogen bezeichnete.

„Namentlich ist es vollständig erlogen, daß ich jemals gesagt hätte, Flensburg sei eine dänische Stadt. Ich halte Flensburg für eine deutsche Stadt, und selbst, wenn es eine dänische Stadt wäre, so würde ich sie nicht herausgeben.“

Wenn von den Abgeordneten über das Hangen und Bangen in der Holsteiner Frage geklagt würde, so sei sicherlich das Bangen nicht auf seiner Seite. In einer persönlichen Bemerkung gab Bismarck eine humoristische Erklärung des Begriffs Reaktion:

Rede v. 2. 6. 1865. „Ich will nur sagen, daß die Reaktion immer eine Folge der Aktion ist: wie die Aktion ist, so wird auch die Reaktion sein; wie man in den Wald hineinschreit, so schreit es wieder heraus (Heiterkeit); gegen eine verständige Aktion wird auch nur eine verständige Reaktion erfolgen können. (Große andauernde Heiterkeit).

Auch Virchow trat wieder feindselig gegen Bismarck hervor; in seinem Schlußworte bemerkte er, er wisse in der That nicht, was er von Bismarcks Wahrhaftigkeit halten solle. Bismarck erwiderte darauf:

Die Kritik des Herrn Vorredners über den Wechsel unseres Verfahrens kritisiere ich lediglich mit einer einzigen Phrase, die er selbst gebraucht hat. Er hat uns vorgeworfen, wir hätten, je nachdem der Wind gewechselt hätte, auch das Steuerruder gedreht. Nun frage ich, was soll man denn, wenn man zu Schiffe fährt, anderes thun, als das Ruder nach dem Winde drehen, wenn man nicht etwa selbst Wind machen will. Das überlassen wir anderen.

Ich habe das Wort aber nicht deshalb ergriffen, sondern um einen Ausfall gegen meine Person von ganz spezifischem Charakter zu beantworten. Der Referent bemerkt, wenn ich den Bericht wirklich gelesen hätte, so wisse er nicht, was er von meiner Wahrheitsliebe denken solle. Der Herr Referent hat lange genug in der Welt gelebt, um zu wissen, daß er sich damit der technischen und spezialen Wendung gegen mich bedient hat, vermöge deren man einen Streit auf das rein persönliche Gebiet zu werfen pflegt, um denjenigen, gegen den man den Zweifel an seine Wahrheitsliebe gerichtet hat, zu zwingen, daß er sich persönliche Genugthuung fordert. Ich frage Sie, meine Herren, wohin soll man mit diesem Tone kommen? Wollen Sie den politischen Streit zwischen uns auf dem Wege der Horatier und Kuriatier erledigen? (Heiterkeit). Es ließe sich davon reden, wenn es Ihnen erwünscht ist.

Eine erneute Antwort Virchows führte zu Bismarcks scharfer Erwiderung, es würde ihm lieb sein, wenn er diese Beleidigung im steno-

graphischen Bericht nicht wieder fände. Als aber Virchow erklärte: „Hiervon kann ich nichts zurücknehmen!“ sandte ihm Bismarck am folgenden Tage eine Forderung auf Pistolen. Aber es ist nicht zum Duell gekommen. Bismarcks Kartellträger Herr von Puttkamer erhielt eine ablehnende Antwort und Virchow drückte sich. Der Präsident des Landtages erklärte ihm zu Gefallen, daß ein Parlamentarier nicht gehalten sei, andere Vorschriften als die der Verfassung und der Geschäftsordnung anzuerkennen. Bismarck erklärte sich bereit, gern auf eine schriftliche oder mündliche Genugthuung von seiten Virchows zu verzichten.

Das Abgeordnetenhaus lehnte die Flottenforderung ab; es befinde sich nicht in der Lage, dem gegenwärtigen Ministerium, welches das verfassungsmäßige Budget recht mißachte, Anleihen zu bewilligen. Auch die Forderung, die Kosten für den siegreichen Krieg nachträglich zu bewilligen, fand Widerspruch.

Bitter aber hat noch der große Kanzler zu dieser Abstimmung bemerkt:

Es liegt im Rückblick auf diese Situation ein bedauerlicher Beweis, bis zu welchem Maße von Unehrlichkeit und Vaterlandslosigkeit die politischen Parteien bei uns auf dem Wege des Parteihasses gelangen. Es mag Aehnliches anderswo vorgekommen sein, doch weiß ich kein Land, wo das allgemeine Nationalgefühl und die Liebe zum Gesamtvaterlande den Ausschreitungen der Parteileidenschaft so geringe Hindernisse bereitet wie bei uns. Die für apokryph gehaltene Aeußerung, welche Plutarch dem Cäsar in den Mund legt, lieber in einem elenden Gebirgsdorfe der Erste, als in Rom der Zweite sein zu wollen, hat mir immer den Eindruck eines echt deutschen Gedankens gemacht. Nur zu viele unter uns denken im öffentlichen Leben so und suchen das Dörfchen, und wenn sie es geographisch nicht finden können, die Fraktion, resp. Unterfraktion und Koterie, wo sie die Ersten sein können. Diese Sinnesrichtung, die man nach Belieben Egoismus oder Unabhängigkeit nennen kann, hat in der ganzen deutschen Geschichte von den rebellischen Herzogen der ersten Kaiserzeiten bis auf die unzähligen reichsunmittelbaren Landesherrn, Reichs-Städte, Reichs-Dörfer, -Abteien und Ritter und die damit verbundene Schwäche und Wehrlosigkeit des Reiches ihre Bethätigung gefunden. Einstweilen findet sie im Parteiwesen, welches die Nation zerklüftet, stärkern Ausdruck als in der rechtlichen oder dynastischen Zerrissenheit. Die Parteien scheiden sich weniger durch Programme und Prinzipien als durch die Personen, welche als Kondottieri an der Spitze einer jeden stehen und für sich eine möglichst große Gefolgschaft von Abgeordneten und publizistischen Strebern anzuwerben suchen, die hoffen, mit dem Führer oder den Führern zur Macht zu gelangen. Prinzipielle programmatische Unterschiede, durch welche die Fraktionen zu Kampf und Feindschaft gegen einander genötigt würden, liegen nicht in einer Stärke vor, die hinreichte, um die leidenschaftlichen Kämpfe zu motivieren, welche die Fraktionen gegen einander glauben ausfechten zu müssen und Konservative und Freikonservative in getrennte Lager verweisen. Auch innerhalb der konservativen Partei haben wohl viele das Gefühl, daß sie mit der Kreuzzeitung und ihrem Zubehör nicht im Einverständnisse sind. Aber die prinzipielle Scheidelinie in einem Programme zu präzisieren und überzeugend auszudrücken, würden auch die Führer und Unterführer für eine schwere Aufgabe halten, gerade so wie konfessionelle Fanatiker, und nicht bloß Laien, in der Regel der Notwendigkeit ausweichen oder die Auskunft schuldig bleiben, wenn man sie nach den unterscheidenden Merkmalen der verschiedenen Bekenntnisse und Glaubensrichtungen und nach dem Schaden fragt, welchen sie für ihr Seelenheil befürchten, wenn sie eine der Ged. u. Er. I.

Abweichungen des Andersgläubigen nicht angriffsweise bekämpfen. Soweit die Parteien sich nicht lediglich nach wirtschaftlichen Interessen gruppieren, kämpfen sie im Interesse der rivalisierenden Führer der Fraktionen und nach deren persönlichem Willen und Strebertum; nicht Verschiedenheit von Prinzipien, sondern „Kephisch oder Paulinisch?" ist die Frage.

Aber bald zeigte sich eine leichte Schwenkung nach dem Bismarckschen Standpunkt. Von liberaler Seite sogar wurde beantragt, die unlösliche Verbindung der Elbherzogtümer mit Preußen auszusprechen und die nötigen finanziellen und sonstigen Vorbedingungen anzuordnen. Bismarck hielt zu Gunsten dieser Anschauung eine packende Rede, in der er abermals erklärte:

Rede v. 13. 6. 1864.

Der Kommissionsbericht hebt als Motiv der damaligen Ablehnung der Anleihe hervor, es habe dem Hause das dazu nötige Vertrauen zu den Personen gefehlt, welche die Politik leiten. Meine Herren! Ich glaube, Sie würden dieses Vertrauen gehabt haben, wenn Sie sich deutlich vergegenwärtigt hätten, daß die Person, welche die auswärtige Politik des preußischen Staates leitet, Seine Majestät der König ist, sowohl verfassungsmäßig als auch thatsächlich. (Sensation.)

Die Minister führen die Politik des preußischen Staates nach den bestimmten, genauen und speziellen Anweisungen Sr. Majestät des Königs. Hätten Sie sich dies klar gemacht, so, sage ich, würden Sie das Vertrauen gehabt haben, und dieses Vertrauen würde Sie nicht getäuscht haben. Denn die Resultate, die Sie wünschten, sind erreicht, nur nicht auf den Wegen, die Sie eingeschlagen zu sehen wünschten: das ist der Hauptvorwurf, den ich in dieser retrospektiven Kritik uns gemacht finde. Sie sagen, auch auf Ihrem Wege hätte einer Störung des europäischen Friedens im großen vorgebeugt werden können; es hätte ihr vorgebeugt werden können, auch wenn wir, statt mit Oesterreich, mit dem Deutschen Bunde gegangen wären. Das ist möglich, aber es erschien der Königlichen Staatsregierung nicht in dem Grade wahrscheinlich wie die Vermeidung des Krieges auf dem Wege, den wir gingen, und jedenfalls habe ich den Erfolg anzuführen, daß er auf unserm Wege vermieden worden ist.

Die Frage, über die ich hier einen Ausspruch des Hauses noch mehr als über die finanzielle erwartet hätte, ist die politische, die Frage der Gegenwart und der Zukunft. Diese Frage nun, diejenige, die seit zwanzig Jahren in dem Vordergrunde des deutschen politischen Interesses gestanden hat, diese Frage harrt gegenwärtig der Lösung. Sie, meine Herren, sind durch die Vorlage der Regierung in die Lage gesetzt, sich zu äußern; Sie haben Gelegenheit, zu sprechen — ich möchte sagen, Sie sind en demeure gesetzt, zu reden. Das Land hat ein Recht, zu erfahren, was die Meinung seiner Landesvertretung über die Sache sei. Sie haben Gelegenheit, zu sprechen; diplomatische Bedenken stehen Ihnen nicht im Weg und Sie haben sich auch sonst bei andern Gelegenheiten nicht viel daran gekehrt. Wenn Sie nun dennoch bei dieser dringenden Aufforderung, zu reden, darüber schweigen, so steht es mir nicht zu, Ihre Motive darüber meiner Kritik zu unterziehen. Wenn ich die Stimmung des ganzen Hauses nach den Aeußerungen des Abgeordneten Waldeck beurteilen sollte, so müßte ich annehmen, daß Sie entweder fürchten, mit der öffentlichen Meinung in Widerspruch zu treten, wenn Sie sich äußern, wie es Ihnen ums Herz ist, oder daß, wenn Sie mit dieser öffentlichen Meinung nicht in Widerspruch treten, Sie eine Regierung stärken, die Sie nicht mögen, die Ihrer Partei nicht angehört. Ich kann mir nicht denken, daß das die Meinung der Mehrzahl unter Ihnen ist. Denn Sie können sich darüber nicht täuschen, daß Sie, auf dem Gebiete der auswärtigen Politik am allerwenigsten, daß Sie die vom König eingesetzte Regierung von der Politik Preußens im Auslande nicht zu trennen vermögen; Sie haben weder die Macht noch das Recht dazu. Es giebt thatsächlich keine andere preußische Politik als diejenige, welche die vom König ein-

gesetzte Regierung betreibt. Bekämpfen Sie diese Politik, so bekämpfen Sie die Politik Ihres eigenen Vaterlandes im Bunde mit dem dem Vaterlande gegenüberstehenden Auslande. (Widerspruch und Unruhe, besonders links.)

In einer zweiten Rede wies Bismarck den Verdacht, als wolle er sich hinter der Person des Königs decken, energisch zurück:

Die Thatsache, daß Sr. Majestät der König die Politik Preußens, wie es sein verfassungsmäßiges Recht ist, selbst ergreift, existiert. Würde etwas befohlen werden, was ich nach meiner Ueberzeugung mit dem wahren Wohl des Landes unverträglich fände, so würde ich meinen Abschied nehmen. Mein Verweilen auf meinem Posten zeigt Ihnen also, daß ich allerdings die von Sr. Majestät dem Könige befohlene Politik dem Wohl des Landes für zuträglich halte und derselben mit Bereitwilligkeit diene; aber die Thatsache bleibt immer bestehen, daß die Könige von Preußen ihre Politik nach selbsteignem Willen betreiben, und ich freue mich, daß dem so ist! (Bravo! rechts.) Aber nicht für unsere Fehler habe ich die Verantwortung ablehnen wollen, sondern ich habe das Verdienst einer tapferen und konsequenten Politik — ich würde nicht so ruhmredig davon sprechen, wenn es meine eigene Politik wäre — dieses Verdienst und Ihr Vertrauen habe ich Sr. Majestät dem Könige vindizieren wollen. Ob das heißt, unsere Fehler auf die Krone abzuwälzen, sich hinter den Thron stecken, um damit die eigene Verantwortung zu decken, das überlasse ich Ihnen selbst zu beurteilen. Wenn Fehler gemacht werden und ich sie mitmache, dann erwarten Sie, daß ich sage: quand même. und doch dafür einstehe! Sollte es aber einmal dazu kommen, die Folgen solcher Fehler zu tragen, so kann ich dem Herrn Abgeordneten Loewe versichern, daß er mich auch im schlimmsten Falle vor dem Throne finden wird; ob ich dann ihn davor finden werde, ist mir zweifelhaft. (Bravo! rechts. Zischen links.)

Abermals wurden die Anträge der Regierung abgelehnt und am Schlusse des Landtages konnte Bismarck das herbe Urteil fällen, daß das Wohl des Vaterlandes nicht das oberste Gesetz und die höchste Richtschnur während der Verhandlungen gewesen sei und schließe die Tagung abermals unter dem Eindruck gegenseitiger Entfremdung der zum Zusammenwirken berufenen Kräfte. Der Konflikt schritt weiter, aber nicht, wie die Volks-Vertreter hoffen mochten, zum Siege der Demokratie, sondern zu einem vollen und ganzen Siege Bismarcks und seines Königs.

Siebzehntes Kapitel.

Gastein.

Die Dinge drängten immer mehr der Entscheidung entgegen, mehr und mehr gab Bismarck den Glauben an eine Doppelherrschaft Preußens und Oesterreichs in Deutschland auf und immer näher trat ihm der Gedanke einer kriegerischen Entscheidung. Trotz aller Zwischenepisoden hat er seit Jahrzehnten den Krieg vorbereitet. Moltke hat später einmal geschrieben: „Der Krieg von 1866 ist nicht aus Notwehr entsprungen gegen die Bedrohung der eigenen Existenz; es war ein im Kabinett als notwendig erkannter, längst beabsichtigter und ruhig vorbereiteter Kampf nicht für Ländererwerb, Gebietserweiterung und materiellen Gewinn, sondern für ein ideales Gut, für Machtstellung.“ Und Bismarck schrieb in seinem Dankesbrief für den ihm zu Weihnachten 1864 geschenkten Stock, er wünsche, daß Sr. Majestät Stab „im deutschen Lande blühen werde wie der Stecken Aarons laut dem 4. Buch Mosis im 13. Kapitel, und daß er zur Not sich auch in eine Schlange verwandeln werde, welche die übrigen Stäbe verschlingt, wie es im 7. Kapitel des zweiten Buches erzählt ist.“

Aber König Wilhelm hatte sich noch nicht vertraut gemacht mit einer Entscheidung auf blutiger Halde, er wollte den Frieden bewahren, solange es in Ehren möglich war. So trat wiederum an die Stelle des Schwertes die Feder, und die Aussicht zu friedlichem Ausgleich nahm zu, als von Wien aus, in Rücksicht auf die unselige Finanznot, eingelenkt wurde. Graf Mensdorff stellte sich plötzlich von neuem auf die eben erst bekämpften preußischen Februarforderungen und man verstand sich sogar dazu, dem Augustenburger den Rat zu erteilen, die Herzogtümer zu verlassen. Hier allerdings war der Punkt gegeben, wo der Zorn des Königs Wilhelm aufloderte. Die Mehrheit der von ihm befragten Kronjuristen hatte sich gegen das Erbrecht des Prinzen entschieden, ihr Gutachten befestigte des Königs rechtliche Ueberzeugung und so ließ er, als ihm der Plan von Massendemonstrationen zu Gunsten des Augustenburgers zu Ohren kam, in Wien erklären, daß man gegen dieselben militärisch einschreiten werde.

Er war entschlossen, in dieser Frage energisch vorzugehen, selbst auf die Gefahr eines Krieges mit Oesterreich. Militärisch und finanziell war ja Preußen vorbereitet, überdies erhielt der Handelsminister Graf Itzenplitz den Auftrag, zwanzig Millionen Thaler bei der Köln-Mindener Bahn flüssig zu machen.

Da erbot sich Graf Mensdorff, zu vertraulichen Verhandlungen einen besonderen Gesandten nach Karlsbad oder Gastein zu schicken, jedoch erklärte Bismarck gleichzeitig, daß eine Verhandlung so lange nicht zum Ziele führen werde, als der Augustenburger nicht aus Holstein beseitigt wäre. Um einen letzten Entschluß zu fassen, berief darauf König Wilhelm einen Ministerrat nach Regensburg, wo er sich auf der Durchreise von Karlsbald nach Gastein aufhalten wollte. Dieser Ministerrat fand am 21. Juli statt. Welche Arbeitslast in jenen Tagen wieder auf Bismarcks Schultern ruhte, davon zeugen ein paar Briefe, die er damals schrieb.

So schreibt er der Schwester aus Karlsbald:

Mein liebes Schwesterherz!

Ich schäme mich, daß ich Dir zu Deinem Geburtstage nicht geschrieben habe; Brf. v.
aber es ist soviel Müssen in meinem Leben, daß ich selten zum Wollen komme. 12. 7. 1865.
Das Tretrad geht Tag für Tag seinen Weg, und ich komme mir vor wie der müde Gaul darauf, der es unter sich fortschiebt, ohne von der Stelle zu gelangen. Einen um den andern Tag kommt ein Feldjäger, einen um den andern geht einer, dazwischen zusätzliche von Wien, München, Rom; die Papierlast mehrt sich, die Minister sind versprengt, und ich muß von diesem Zentrum aus an jeden einzeln schreiben, um ihren passiven Widerstand zu brechen. . . .

Und abends spät fährt er fort:

Den ganzen Tag über habe ich geschrieben, diktiert, gelesen, den Berg herunter und wieder erstiegen wegen Vortrag beim König. Nun schließt der Kouriersack und ich den Brief. Ueber den Tisch sehe ich aufs Erzgebirge die Tepl entlang, ins Abendrot, recht schön, aber ich fühle mich ledern und alt. Die Anlage aus Reinfeld über Homburg wird Dir und Marie Spaß machen. Mir schreiben die Schlingel gar nicht. Der König geht am 19. von hier, in fünf Tagen nach Gastein, wo der Kaiser hinkommen will. Unterwegs werde ich irgendwo in Bayern Pfordten sehen. Keine Ruh bei Tag und Nacht. Mit dem Frieden sieht es faul aus: in Gastein muß es sich entscheiden.

Drei Tage später schreibt Bismarck an seinen alten Freund Moritz von Blanckenburg:

. . . Ich habe in der Hitze übermächtig zu thun, und die Sachen gehen Brf. v.
faul, vom Standpunkt des friedliebenden Diplomaten gesehen. Die Firma Halb- 18. 7. 1865
huber-Augustenburg treibt es in den Herzogtümern so, daß wir werden nächstens einseitig Gewalt anwenden müssen, um die Basis des Wiener Friedens und die Anwendung der geltenden Landesgesetze herzustellen. Das wird in Wien böses Blut machen, und dann hängt sich Gewicht an Gewicht bis zum vollen Bruch. Es ist nicht, was ich wünsche, aber Oesterreich läßt uns nur die Wahl, in Holstein zum Kinderspott zu werden. Dann schon lieber Krieg, der bei einer solchen österreichischen Politik doch nur eine Zeitfrage bleibt.

In Regensburg wurde beschlossen, ein Ultimatum an Oesterreich zu senden, in dem jede Verhandlung über die Zukunft der Herzogtümer abgelehnt wurde, bis dort die Autorität hergestellt und die Agitation

beseitigt sein würde. Werde dies verweigert, so befinde sich Preußen im Stande der Notwehr und werde militärisch vorgehen. Der König wünsche sogar, daß der Prinz selbst verhaftet und auf ein preußisches Kriegsschiff gebracht werde. In Oesterreich war man entgegenkommender, als gefürchtet worden war. Gerade damals hatte Graf Blome, der Oesterreich in München vertrat, den Vorschlag einer Teilung gemacht, Oesterreich solle Holstein, Preußen dagegen Schleswig annektieren. Dieser Plan wurde in Wien dahin umgeändert, daß Preußen beide Herzogtümer übernehmen solle, wenn eine angemessene Gegenleistung für Oesterreich gefunden sei. Blome, der das Wiener Kabinett in Gastein vertreten sollte, erhielt den Auftrag, zunächst für den Augustenburger zu wirken und nur bei dauerndem Widerstande den Teilungsplan vorzulegen. Natürlich wurde dieser Gedanke von Bismarck sofort zurückgewiesen. Ueber die anderen Vorschläge, erklärte jedoch Bismarck, lasse sich reden. Blome reiste darauf nach Ischl, um seinem Souverän Bericht zu erstatten. Schon am 1. August konnte Bismarck an seinen Freund Blanckenburg schreiben:

Brf. v. 1. 8. 1865. ... Politisch dauert die Schwebe zwischen Krieg und Frieden fort, Neigung für letzteren tritt aber in Wien doch mehr in den Vordergrund. Auf der Rückreise des Königs wahrscheinlich Begegnung mit dem Kaiser in Salzburg. Bis dahin muß ich lavieren; denn von hier aus können wir nicht grob werden.

v. B.

Mit welchen Schwierigkeiten Bismarck bei seinem königlichen Herrn zu kämpfen hatte, beweist sein an den Monarchen gerichtetes Schreiben vom gleichen Tage:

Gastein, 1. August 1865.

Ged. u. Er. II. Eure Majestät wollen mir huldreich verzeihen, wenn eine vielleicht zu weit getriebene Sorge für die Interessen des allerhöchsten Dienstes mich veranlaßt, auf die Mitteilungen zurückzukommen, welche Eure Majestät soeben die Gnade hatten mir zu machen. Der Gedanke einer Teilung auch nur der Verwaltung der Herzogtümer würde, wenn er im Augustenburgischen Lager ruchbar würde, einen heftigen Sturm in Diplomatie und Presse erregen, weil man den Anfang der definitiven Teilung darin erblicken und nicht zweifeln würde, daß die Landesteile, welche der ausschließlich preußischen Verwaltung anheimfallen, für Augustenburg verloren sind. Ich glaube mit Eurer Majestät, daß J. M. die Königin die Mitteilungen geheim halten werde; wenn aber von Coblenz im Vertrauen auf die verwandtschaftlichen Beziehungen eine Andeutung an die Königin Victoria, an die kronprinzlichen Herrschaften, nach Weimar oder nach Baden gelangte, so könnte allein die Thatsache, daß von uns das Geheimnis, welches ich dem Grafen Blome auf sein Verlangen zusagte, nicht bewahrt worden ist, das Mißtrauen des Kaisers Franz Joseph wecken und die Unterhandlung zum Scheitern bringen. Hinter diesem Scheitern steht aber fast unvermeidlich der Krieg mit Oesterreich; Eure Majestät wollen es nicht nur meinem Interesse für den allerhöchsten Dienst, sondern meiner Anhänglichkeit an Allerhöchstdero Person zu gute halten, wenn ich von dem Eindrucke beherrscht bin, daß Eure Majestät in einen Krieg mit einem andern Gefühle und mit freierem Mute hineingehen werden, wenn die Notwendigkeit dazu sich aus der Natur der Dinge und aus den monarchischen Pflichten ergiebt, als wenn der Hintergedanke Raum gewinnen kann, daß eine vorzeitige Kundwerdung der beabsichtigten Lösung den Kaiser abgehalten habe, zu dem letzten für Eure Majestät annehmbaren Auskunftsmittel die Hand zu bieten. Vielleicht ist meine Sorge thöricht und selbst wenn sie be-

gründet wäre und Eure Majestät darüber hinweggehen wollten, so würde ich denken, daß Gott Eurer Majestät Herz lenkt, und meinen Dienst deshalb nicht minder freudig thun, aber zur Wahrung des Gewissens doch ehrfurchtsvoll anheimgeben, ob Eure Majestät mir nicht befehlen wollen, den Feldjäger telegraphisch von Salzburg zurückzurufen.†) Die äußere Veranlassung dazu könnte die ministerielle Expedition bieten, und es könnte morgen ein anderer an seiner Statt oder derselbe rechtzeitig abgehen. Eine Abschrift dessen, was ich an Werther über die Verhandlung mit Graf Blome telegraphiert habe, lege ich alleruntertänigst bei. Zu Eurer Majestät bewährter Gnade habe ich das ehrfurchtsvolle Vertrauen, daß Allerhöchstdieselben, wenn Sie meine Bedenken nicht gutheißen, deren Geltendmachung dem aufrichtigen Streben verzeihen wollen, Eurer Majestät nicht nur pflichtmäßig, sondern auch zu Allerhöchstdero persönlicher Befriedigung zu dienen.

An der mit †) bezeichneten Stelle dieses Schreibens hat der König an den Rand geschrieben:

Einverstanden. — Ich that der Sache deshalb Erwähnung, weil in den letzten 24 Stunden ihrer nicht mehr Erwähnung geschah und ich sie als ganz aus der Kombination fallengelassen ansah, nachdem die wirkliche Trennung und Besitzergreifung an die Stelle getreten war. Durch meine Mitteilung an die Königin wollte ich den Uebergang dereinst anbahnen zur Besitzergreifung, die sich nach und nach aus der Administrations-Teilung entwickelt hätte. Indessen dies kann ich auch später so darstellen, wenn die Eigentumsteilung wirklich erfolgt, an die ich noch immer nicht glaube, da Oesterreich zu stark zurückstecken muß, nachdem es sich für Augustenburg und gegen Besitznahme, wenn freilich die einseitige, zu sehr avanzierte. W.

Ein paar Tage darauf schreibt er an die Gattin:

Ich fange an die Tage zu zählen, die ich in dieser Nebelkammer abzusitzen habe. Wie die Sonne aussieht, davon haben wir nur noch dunkle Erinnerungen aus einer besseren Vergangenheit. Seit heut ist es wenigstens kalt, bis dahin schwüle feuchte Wärme, Abwechslung nur in der Form des Regens, und immer Ungewißheit, ob man von Regen oder Schweiß naß wird, wenn man die Promenadentreppen auf- oder abwärts im Schmutze patscht. Wie Leute ohne Geschäfte es hier aushalten, verstehe ich nicht. Mir bleibt mit Baden, Arbeiten, Diner, Vortrag und Thee bei Sr. Majestät kaum Zeit, mir die Scheußlichkeiten der Situation klarzumachen. Seit 3 Tagen ist ein komisches Theater hier, aber man schämt sich fast, drin zu sein, und die meisten scheuen den Weg durch den Regen. Ich befinde mich bei dem allen sehr wohl, besonders seitdem wir Kaltenhäuser Bier haben. * und * tief niedergeschlagen, weil sie nicht wissen, was sie trinken sollen. Der Wirt giebt ihnen schlechtes Bier, damit sie den schlechteren Wein trinken sollen. Sonst läßt sich nichts Merkwürdiges aus dieser Dampfwaschküche melden, wenn ich nicht in Politik verfallen will. . . . Brf. v. 4. 8. 1865.

Kaiser Franz Joseph sandte von Ischl thatsächlich ein durchaus entgegenkommendes Handschreiben an König Wilhelm. Oesterreich gestand die Teilung im Sinne Blomes zu und machte bedeutende Konzessionen hinsichtlich der preußischen Wünsche auf den Durchzug durch Holstein. Rendsburg sollte gemeinsam besetzt sein bei jährlich wechselndem Kommando, Lauenburg wurde gegen eine Geldsumme an Preußen abgetreten. Am 14. August konnte Bismarck an die Gattin schreiben:

Graf Blome ist wieder hier, und wir arbeiten eifrig an Erhaltung des Friedens und Verklebung der Risse im Bau. Vorgestern habe ich einen Tag der Jagd gewidmet, ich denke, daß ich Dir schrieb, wie erfolglos die erste war, diesmal habe ich wenigstens ein Kälbchen geschossen, mehr aber auch nicht gesehen Brf. v. 14. 8. 1865.

während der 3 Stunden, wo ich mich regungslos den Experimenten der verschiedensten Insekten preisgab und die geräuschvolle Thätigkeit des unter mir fließenden Wassersturzes mich die tiefe Begründung des Gefühls erkennen ließ, welches irgend jemandem vor mir den Wunsch entriß: Bächlein, laß dein Rauschen sein! Auch in meinem Zimmer hat dieser Wunsch Tag und Nacht seine Berechtigung; man atmet auf, wenn man einen Ort erreicht, wo man den brutalen Lärm des Wasserfalls nicht hört. Schließlich war es aber ein recht hübscher Schuß, quer über die Schlucht, tot unter Feuer und stürzte kopfüber in den Bach einige Kirchturmlängen unter mir. Mit der Gesundheit geht es gut, und ich fühle mich viel kräftiger. Wir reisen am 19., also Sonnabend, nach Salzburg; dort wird wohl der Kaiser seinen Besuch machen, und 1 bis 2 Tage, nebst Ischl, hingehen. Dann geht der König nach Hohenschwangau, ich nach München, und in Baden stoße ich wieder zu Sr. Majestät. Was dann weiter wird, hängt von der Politik ab. Bist Du noch in Homburg so lange, so hoffe ich von Baden her doch einen Abstecher zu Dir zu machen, um mich des Behagens der Häuslichkeit erfreuen zu können.

Am 15. September sollte der Vertrag in Geltung treten: Beide Herrscher trafen sich am 19. August in Salzburg und setzten, indem sie sich redliches Einvernehmen gelobten, ihre Unterschriften unter den Vertrag. König Wilhelm aber gab seiner Freude über die friedliche Ausgleichung dadurch Ausdruck, daß er Bismarck am 15. September in den Grafenstand erhob.

Folgender Brief des Königs begleitete die Ernennung:

Bismarck-Jahrb. IV. Mit dem heutigen Tage vollzieht sich ein Akt, die Besitzergreifung des Herzogtums Lauenburg, als eine Folge meiner, von Ihnen mit so großer und ausgezeichneter Umsicht und Einsicht befolgten Regierung. Preußen hat in den vier Jahren, seit welchen ich Sie an die Spitze der Staatsregierung berief, eine Stellung eingenommen, die seiner Geschichte würdig ist und demselben auch eine fernere glückliche und glorreiche Zukunft verheißt. Um Ihrem hohen Verdienste, dem ich so oft Gelegenheit hatte, meinen Dank auszusprechen, auch einen öffentlichen Beweis desselben zu geben, erhebe ich Sie hiermit mit Ihrer Deszendenz in den Grafenstand, eine Auszeichnung, welche auch immerhin beweisen wird, wie hoch ich Ihre Leistungen um das Vaterland zu würdigen wußte.

Ihr
wohlgeneigter König
Wilhelm."

Aber es war gesorgt, daß ein neuer scharfer Wind durch den diplomatischen Blätterwald fuhr, es kann der Beste nicht in Ruhe bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Von Frankreich aus suchte Drouyn de L'Huys durch ein Rundschreiben an die französischen Vertreter im Auslande, das an massiver Grobheit kaum jemals übertroffen worden ist, die freundschaftlichen Neigungen zwischen Napoleon und Preußen zu zerstören, indem er zugleich für eine Veröffentlichung des Textes sorgte. Bismarck aber erreichte es alsbald, daß der französische Premier die Tonart änderte, er hielt es jedoch für nötig, Napoleon selbst in Biarritz aufzusuchen.

Hier hatte er eine Reihe von Unterredungen mit dem Kaiser. Schon am Tage nach seiner Ankunft wurde er in besonderer Audienz empfangen. In seinem ersten Bericht an den König führt Bismarck aus:

v. Sybel IV. Der Kaiser tadelte wiederholt die Veröffentlichung des Aktenstückes und die Uebereilung, mit welcher es, ohne vorgängigen Gedankenaustausch mit Ew.

Majestät Vertreter, abgefaßt worden sei. Auf diese Weise habe man in Paris die Tragweite des Gasteiner Abkommens für die Gesamtpolitik Preußens überschätzt, zumal man nicht hätte glauben können, daß ein für Preußen so günstiges Resultat durch keine geheimen Zugeständnisse an Oesterreich erkauft worden sei. Der Kaiser ließ durchblicken, was Drouyn de L'Huys mir mit voller Bestimmtheit angedeutet hatte, daß die österreichischen Mitteilungen, welche durch ganz vertrauliche Kanäle (anscheinend Ihre Majestät die Kaiserin) an ihn gelangt seien, der Voraussetzung einer geheimen, gegen Frankreich gerichteten Koalitionistischen Verständigung der deutschen Mächte Vorschub geleistet hätten. S. Majestät legte mir nochmals mit einiger Feierlichkeit die Gewissensfrage vor, ob wir Oesterreich keine Garantie wegen Venetien geleistet hätten. Ich verneinte es mit der Versicherung, daß der Kaiser meiner Aufrichtigkeit um so gewisser sein könne, als solche Verabredungen, wenn sie getroffen würden, doch nicht lange geheim blieben, und ich das Bedürfnis hätte, bei ihm den Gedanken an meine Zuverlässigkeit zu erhalten; außerdem hielt ich auch für die Zukunft ein Abkommen unmöglich, vermöge dessen wir Oesterreich in die Lage setzten, nach Belieben einen Krieg herbeizuführen, welchen Preußen ohne eigenen Vorteil zu dem seinigen zu machen, gezwungen sein würde. Fast mit denselben Worten, mit welchen ich den Gedanken gegen den Minister Drouyn de L'Huys ausgesprochen und welche dieser ohne Zweifel inzwischen gemeldet hatte, sagte er: Man müsse die Ereignisse nicht machen wollen, sondern reifen lassen; dieselben würden nicht ausbleiben, und alsdann den Beweis liefern, daß Preußen und Frankreich diejenigen Staaten in Europa seien, deren Interessen sie am meisten auf einander anwiesen, und daß er dann jeder Zeit bereit sein würde, die Freundschaft und die Sympathie zu bethätigen, von der er für Preußen erfüllt sei. Der Kaiser knüpfte hieran die Frage, auf welchem Wege wir glaubten, uns mit Oesterreich über Holstein auseinanderzusetzen. Ich erwiderte offen, daß wir wiederholt hofften, Holstein durch Geldentschädigung zu erwerben und zu behalten. Se. Majestät machte hierzu keine Einwendung und erklärte ausdrücklich sein Einverständnis zu den Motiven, mit welchen ich die Besorgnis des Ministers Drouyn de L'Huys wegen des Wachsens der preußischen Macht ohne Aequivalent für Frankreich widerlegte, indem er hervorhob, daß der Erwerb der Elbherzogtümer an sich noch keine Machtverstärkung Preußens sei, sondern im Gegenteil die Kräfte unseres Vaterlandes nach mehr als einer Richtung, behufs Entwickelung unserer Marine und unserer Defensivstellung gegen Norden hin, in einem Maße festlege, welches durch den Zuwachs von einer Million Einwohner nicht aufgewogen würde. Der Erwerb der Herzogtümer sei nur ein Angeld (arrhes) für die Erfüllung der Aufgabe, welche die Geschichte dem preußischen Staat gestellt habe und bei deren weiterer Verfolgung wir freundschaftlicher Beziehungen zu Frankreich bedürften. Es scheine mir im Interesse der französischen Politik zu liegen, den Ehrgeiz Preußens in Erfüllung nationaler Aufgaben zu ermutigen: denn ein strebsames Preußen werde stets hohen Wert auf Frankreichs Freundschaft zu legen haben, während ein entmutigtes seinen Schutz in defensiven Bündnissen gegen Frankreich suchen würde. Diese Argumentation bezeichnete der Kaiser als eine ihm vollständig einleuchtende und sympathische.

Dieser wesentliche Inhalt der Unterredung mit Sr. Majestät wiederholte sich in verschiedenen Wendungen während der ersten Audienz und während noch längerer Gespräche, die ich später nach einem Dejeuner mit dem Kaiser hatte.

Nach meinen allgemeinen Wahrnehmungen darf ich die gegenwärtige Stimmung des hiesigen Hofes als eine uns äußerst günstige bezeichnen. Graf Goltz und Herr von Radowitz, welche morgen ihre Rückreise nach Paris antreten, erfreuen sich der besonderen Gnade der Kaiserin, und sind die einzigen Fremden, welche täglich zu den engeren Kreisen des kaiserlichen Hofes zugezogen werden. Die Gesundheit des Kaisers und des kaiserlichen Prinzen läßt nichts zu wünschen übrig, wenn man von der bekannten Schwierigkeit absieht, mit welcher der Kaiser sich zu Fuß bewegt.

Auch eine Begegnung in St. Cloud verlief außerordentlich befriedigend. Hier sprach Napoleon sein Einverständnis mit der Erwerbung der Herzogtümer von Preußen durch Geldabfindung Oesterreichs aus. Im übrigen ersuchte Napoleon den Minister, dem Könige sein Einverständnis damit auszudrücken, daß fortan die Beziehungen ihrer beiden Länder möglichst intim würden. Er fügte hinzu: Der König möge ihm schreiben, wann ihm die Umstände ein engeres Einvernehmen zu erfordern schienen; vertraulich mit Oesterreich im Falle eines deutschen Konflikts zusammenzugehen, sei ihm unmöglich.

Am 7. November kehrte Bismarck nach Berlin zurück. Er hatte in Biarritz wie in Gastein nur Erfolge zu verzeichnen und er wußte sich auch für die Zukunft wenigstens von Westen aus gesichert. Diese Erfolge verwandelte auch in Deutschland allmählich die Stimmung zu seinen Gunsten. Die Doktrinäre der Kammer fühlten sich mehr und mehr verlassen, die monarchische Idee gewann neue begeisterte Anhänger. Man fühlte, daß ein neuer Geist eingezogen war als der, der in den letzten Jahrzehnten geweht hatte.

Achtzehntes Kapitel.

Bis zum Kriege mit Oesterreich.

Zunächst ließen sich die Dinge freundlich an. Am 13. September ergriff der König Besitz von Lauenburg, die geforderte Summe von 2 $^1/_2$ Mill. zahlte er aus eigenem Vermögen. Am 26. September nahm Bismarck im Auftrage des Königs die Erbhuldigungen der dortigen Stände in Ratzeburg entgegen. Diese Handlung hatte ein charakteristisches Vorspiel: In dem Ländchen besaß der Adel einen verbrieften „Rezeß"; er hatte den Wunsch, daß dieses vergilbte Vorrecht, das ihm die Alleinherrschaft und die Ausbeutung gewährleistete, auch in Zukunft bestehen bleibe. Von einem Junker wie Bismarck, glaubten sie sicher, die Erfüllung ihres Wunsches erwarten zu können. Aber es kam anders.

Während einer Kahnfahrt auf dem schönen Landsee bei Ratzeburg am Nachmittage des 25. September meinte ein hervorragendes Mitglied der Lauenburger Ständeversammlung an Bismarcks Seite, diese noch schwebende Herzensfrage der Ritterschaft bereinigen zu müssen, und fragte leicht: „Apropos, Exzellenz, wie steht es mit unserem Rezeß? Ich hoffe, daß Se. Majestät ihn bewilligen werden, ehe sie unsere Huldigung verlangen." — „Ich vermute, daß der König dies nicht thun wird," versetzte Bismarck. — „Dann werden wir uns morgen mitten in der Kirche weigern, zu schwören," entgegnete sein Kahnnachbar. — „Je nun," erwiderte Bismarck kühl, „da werden die Herren morgen mitten in der Kirche zu hören bekommen, daß sie der nächsten preußischen Provinz einverleibt sind." Fortan war im Kahn nur von den Reizen der Landschaft noch die Rede. Nach Ratzeburg zurückgekehrt, entwarf Bismarck aber sofort ein Dekret, welches die Einverleibung Lauenburgs in die Provinz Brandenburg verkündigte und das verlesen werden sollte, falls die Stände die „rechte Erbhuldigung" weigern würden. Diesem Dekrete gab der König seine Zustimmung und Bismarck steckte es in die Tasche, ehe er am nächsten Morgen die Kirche betrat. Nach der Predigt forderte er die Ritter- und Landschaft zum Schwur auf, und siehe da, sie schwuren alle ohne Anstand. Vom „Rezeß" und den Vorrechten der Junker war in Lauenburg fortan keine Rede mehr.

In Wien hatte Bismarcks Reise nach Biarritz tiefen Verdruß und lebhaften Argwohn erregt. Man glaubte, er habe dem Kaiser den Abschluß eines Bündnisses vorgeschlagen; ebenso vermutete man, daß der preußische Staatsmann die Aufnahme einer österreichischen Anleihe vereitelt habe, um Oesterreich matt zu setzen. Auch den Abschluß eines

Handelsvertrages mit Italien nahm man ihm in Wien außerordentlich übel. Um so leichter entschloß man sich an der verwundbarsten Stelle in Holstein Revanche zu üben, indem man die Agitation des Augustenburgers, die ohnehin schon jedes Maß überschritt, heimlich noch zu verstärken suchte. Man billigte es sogar, daß die Gattin des Erbprinzen auf einer Reise von Altona nach Kiel überall mit amtlichem Gepränge und als Landesherrin gefeiert wurde. Es kam so weit, daß der Gouverneur von Schleswig Bismarck riet, in Wien die Wahl zu stellen, entweder mit Preußen oder Augustenburg zu brechen. Manteuffel drängte auch späterhin immer wieder zur Entscheidung. Am 18. Januar schrieb er an Bismarck: „Die drei Monate, welche wir damals in Gastein als Versuchszeit für Oesterreichs wahre Gesinnung in Betracht nahmen, sind herum; die letzte Probe dieser Gesinnung stehe jetzt zur Entscheidung, die Ausweisung des Augustenburgers." Bismarck erkannte die Wahrheit dieses Standpunktes sofort. Er sandte zwar noch kein Ultimatum nach Wien, aber die Notwendigkeit des Krieges erhob sich für ihn immer drängender, und als das neue Jahr anbrach, da war in ihm die Ueberzeugung gereift, daß der Krieg unausbleiblich sei. Die Zeit, die jetzt nahte, war darum nicht so für ihn als wie für den König eine Zeit der schwersten Entscheidungen, für ihn nahte die Stunde heran, wo es galt, endgiltig „ja" oder „nein" zu sagen. Die preußische Macht stand auf dem Spiele und zugleich das Dasein der Krongewalt; denn der Konflikt ging ununterbrochen weiter und ein ruhmloser Rückzug im Aeußern bedeutete auch die moralische Niederlage im Innern. Der Kampf im Herzen des Königs war um so schwerer, als der eigne Sohn die Partei des Augustenburgers hielt und mit seinen Angehörigen in scharfe Gegnerschaft gegen Bismarcks Pläne trat. Auch die Königin Augusta war Bismarcks Gegnerin und von den Konservativen wandten sich Gerlach und seine Freunde erschreckt von der revolutionären Thatkraft Bismarcks ab, als diese sich offen gegen Oesterreich und den Bund kehrte. Auch das ganze Wesen des großen Königs sträubte sich gegen den Krieg. Er empfand die volle Verantwortung für das Blut, das vergossen werden sollte, für den Staat der Hohenzollern, den er aufs Spiel setzte. Die alten preußischen Kräfte, die er in sich trug, wurden durch seinen Staatsmann, der freilich selber ganz Preuße war und zunächst nichts wollte als preußische Zwecke, auf ein neues Feld hinausgeführt, das sich noch ganz fremd und unabsehbar dehnte. Sollte es König Wilhelm vermögen, sich diesem ungeheuren Zuge der Bismarckschen Politik hinzugeben? Das ist die Schicksalsfrage, vor der König Wilhelm stand. König Wilhelm hat nach Bismarcks Rat entschieden. Schon im September hatte er in Merseburg bei der Feier der 50jährigen Vereinigung der Provinz Sachsen mit Preußen gesagt, als die Provinzialstände vorgestellt wurden und Bismarck als Besitzer von Schönhausen sich unter diesen befand: „Diesem Manne verdanke Ich und das Vaterland sehr viel."

Wie jene Krise sich in Bismarck entwickelt und gestaltet hat, stellt Sybel dar:

Es war die entscheidende Epoche in seinem mächtigen Lebensgang. Wir erinnern uns hier einer schon früher gemachten Ausführung. Seitdem Bismarck als Bundesgesandter die Wirklichkeiten der deutschen und der europäischen Politik erkannt hatte, stand der Entschluß in ihm fest, Preußen von den Fesseln des bisherigen Bundesrechtes und dem österreichischen Drucke zu befreien und die Unabhängigkeit und Sicherheit seines Vaterlandes auf neue, unerschütterliche Grundlagen zu stellen. Dieses Ziel also lag unverrückbar vor seinem Auge. Der Wege aber, welche dahin führen möchten, sah er viele und er war mehrere Jahre hindurch bemüht, sich dieselben nicht zu verschließen, sondern in jedem Zeitpunkte die Richtung seiner Schritte und den Umfang seines Begehrens den jedesmal gegebenen Verhältnissen anzupassen. Ein neues Preußen war nicht denkbar ohne ein neues Deutschland: die Kräftigung Preußens also hing eng zusammen mit der Lösung der deutschen Frage. Hier aber boten sich dem Streben eines preußischen Staatsmannes mehrere Systeme: eine wirkliche Beherrschung Deutschlands gemeinsam mit Oesterreich, eine geographische Teilung wenigstens der deutschen Militärkräfte zwischen beiden Mächten, endlich ein Hinausdrängen Oesterreichs aus dem Bunde und Vereinigung des übrigen Deutschland unter preußischer Leitung. Ohne Frage war die letzte Alternative die glänzendste und gründlichste, und so hatte einst die Majorität der Paulskirche sie für ihr Programm erklärt. Aber sogleich hatte auch Preußen die Schwierigkeiten und Gefahren der Sache empfinden, und die Unmöglichkeit des Gelingens ohne einen Kampf auf Leben und Tod mit Oesterreich einsehen müssen. Klarer noch als seine Vorgänger erkannte jetzt Bismarck die Unabsehbarkeit der europäischen Folgen eines solchen Zusammenstoßes, den allseitigen Argwohn gegen den preußischen Friedensstörer, die Möglichkeit fremden Eingreifens von mehr als einer Seite. Bei ihm fielen Vorsicht und Kühnheit, Vorwärtsdrängen und Mäßigung untrennbar zusammen, und so war er bereit, wenn ein großes Ergebnis sich im Frieden erreichen ließ, auf die kriegerische Erringung des Größten zu verzichten. Wir haben gesehen, wie er in Wien die Reform der Bundeskriegsverfassung, d. h. die Teilung der deutschen Militärhoheit unter die beiden Mächte, und dann wieder das Zusammenwirken der letzteren für eine kräftige Leitung Gesamtdeutschlands empfahl. Beides war fehlgeschlagen; Preußen sah sich dem Dilemma gegenüber, entweder wie 1850 reumütig unter die Flügel des Bundestages zurückzukriechen oder mit siegender Waffengewalt die Gedanken der Kaiserpartei von 1849 zu verwirklichen. Nun ist es schlagend, wie genau sich diese Lösungsversuche der großen deutschen Frage in dem engern Kreise der schleswig-holsteinschen wiederholten. Zuerst hatte man dort die Gemeinsamkeit der Herrschaft eingerichtet und war damit binnen einem halben Jahre bis dicht an den Kriegsfall gelangt. Dann war man zur Teilung der Verwaltung geschritten, und wieder stand man, dieses Mal binnen noch kürzerer Frist, vor derselben Unmöglichkeit. Unaufhaltsam war man auf jedem der beiden bequemeren Wege vor den Rand des jähen Abgrunds geführt worden. Wollte man nicht feige verzichten, so blieb zur Erklimmung der Höhe nur der dritte, steilste Pfad, die kriegerische Aktion zur Beseitigung Oesterreichs. Der Schluß war einfach: wenn man Holstein erlangen wollte, so mußte man ganz Deutschland fordern. Entweder ein zweites Olmütz oder der Krieg mit Oesterreich; es gab keinen anderen Ausweg mehr. Bismarck hatte den Krieg nicht gewünscht, jetzt aber war er zu einem Programm genötigt, welches die Niederwerfung Oesterreichs zur notwendigen Voraussetzung machte. v. Sybel IV.

Am 28. Februar 1866 legte der preußische Ministerrat die Lage klar. Schon da war man bis auf den Kronprinzen und den Finanzminister einstimmig für den Krieg. Auch Moltke, Roon und Manteuffel vertraten die Ansicht Bismarcks. Der März war angefüllt von einer Flut von Schriften und Gegenschriften, die zwischen Wien und Berlin einherflogen. Die Spannung stieg immer mehr. Am 27. entschied sich

der Ministerrat für alle militärischen Maßregeln, deren schleunigsten Vollzug durch den König Bismarck forderte. Im eigenen Lande allerdings war der Widerstand der Opposition noch nicht gebrochen. Schon der Anfang der neuen Session deutete darauf hin, daß die Feindschaft unentwegt weiter dauern werde. Am 15. Juli 1866 wurde der Landtag eröffnet; in der Thronrede wurde auf alle Erfolge der Regierung nach innen und nach außen hingewiesen und gesagt:

Thronrede 15. 1. 1866. Der Geist, in welchem überall diese Jubelfeier begangen worden ist, hat Zeugnis gegeben von dem erhebenden Bewußtsein unseres Volkes, wie Großes Gott an dem preußischen Staate gethan, wie viel fortschreitende Entwickelung, wie viel Segen und Gedeihen auf allen Gebieten der öffentlichen Wohlfahrt unserem Vaterlande in jenem Zeitraum beschieden war. In Dank gegen Gott und mit dem Gelöbnis, die glücklichen Zustände aller Landesteile auch fernerhin fördern zu wollen, haben Se. Majestät die erneute volle Zuversicht ausgesprochen, daß ein Band des Vertrauens Fürst und Volk für jetzt und für alle Zukunft umschließen und daß über Preußen Gottes segnende Hand auch ferner walten werde. Die Regierung Sr. Majestät trägt das Bewußtsein in sich, daß ihr der Wille nicht fehlt, ihrem Königlichen Herrn nach diesem Seinem Sinne zu dienen. Sie lebt der Ueberzeugung, daß bei einer unbefangenen, leidenschaftslosen und rein sachlichen Prüfung dessen, was ihr zu erreichen vergönnt gewesen, wie dessen, was sie mit Hilfe der Landesvertretung noch erstrebt, genug der Zwecke und Ziele gefunden werden müßten, in denen alle Parteien sich eins wissen. Werden Sie, m. H., von dem Wunsche getragen, diese Einigungspunkte zu suchen und festzuhalten, so wird Ihren Beratungen Segen und Erfolg nicht fehlen.

Aber schon die Eröffnungsrede des Präsidenten Grabow war von Feindseligkeit erfüllt; er warf der Regierung die schwerste Verletzung der Verfassung vor und nahm so Rache für den „schweren Anklageakt", den Bismarck beim Schlusse der letzten Session durch die Thronrede erhoben hatte. Er forderte, daß Preußen, wenn es seinen deutschen Beruf erfüllen wolle, einen freisinnigen Entwickelungsgang einschlage, ehe es zu spät sei. Auch die Reden, die gefolgt sind, waren Kinder desselben Geistes. Sogar dagegen wurde, natürlich von Virchow, protestiert, daß der Anschluß von Lauenburg nicht verfassungsgemäß sei; er bedürfe zur Rechtsgiltigkeit der Zustimmung des Landtages.

Thatsächlich wurde jetzt der Antrag, die Vereinigung Lauenburgs für rechtsungiltig zu erklären, mit 251 gegen 44 Stimmen angenommen.

Weitere Streitigkeiten juristischer Art erschöpften die Geduld der Regierung, zumal als der Landtag wiederholt sich direkt in die Rechtsfragen einmischte. Bismarck lehnte daher am 18. Januar namens der preußischen Minister es ab, die Beschlüsse des Landtages dem Könige zu unterbreiten; diese Beschlüsse wurden daher dem Präsidenten Grabow wieder zugestellt. Herr Virchow stellte sofort den Antrag, über das Bismarcksche Schreiben zur Tagesordnung überzugehen, da „dieser Gegenstand überhaupt nicht würdig sei, von dem Hause behandelt zu werden". Alsbald erhob sich Bismarck zur Verlesung einer königlichen Botschaft, durch die zur allgemeinen Entrüstung und Ueberraschung die Sitzung des Landtages geschlossen wurde. In der am nächsten Tage folgenden Thronrede ließ Bismarck seinen Gefühlen freien Lauf: das Haus hätte

grundlose und herausfordernde Vorwürfe gegen die Regierung erhoben, stets sei seine Thätigkeit nicht dem Frieden, sondern dem Streite zugewandt. Es habe sich sogar auf Gebieten versucht, die ihm nicht zugehörten, darum sei alle Thätigkeit unfruchtbar geblieben. Auf solchen Wegen werde das Land ernsten Zerwürfnissen entgegengeführt und die Ausgleichung der bestehenden Schwierigkeiten auch für die Zukunft erschwert. So fand der Landtag sich in der fatalen Lage, dem Gange der Weltgeschichte während des ereignisreichen Jahres nur aus der Ferne lauschen zu dürfen. Erst am 17. August, als der Krieg gegen Oesterreich vollendet war, trat er wieder zusammen und selbst die demokratischen Heißsporne mußten jetzt gestehen, daß nicht sie, sondern Bismarck recht gehabt hatte.

Bismarcks Aufgabe lag jetzt anderswo, als auf dem Gebiete unfruchtbaren Gezänkes; er mußte vor allem erkennen, welche Konstellation in Europa eintreten werde, falls es zur Entscheidung käme. Zunächst handelte es sich um Italien, wo Usedom die preußische Krone vertrat; der Haltung Frankreichs fühlte er sich einigermaßen sicher, aber auch in Wien mußte er Klarheit schaffen: der Prinz von Augustenburg war wieder in Holstein erschienen und hatte dort jede Förderung durch die österreichische Behörde erhalten. Bismarck ließ erklären, daß er hierin eine Verletzung des Vertrages erblicke und Abhilfe fordere. Von Wien aus wurde ein Einschreiten verweigert, die preußischen Vorstellungen schroff zurückgewiesen. Eine neue Demonstration des Augustenburgers brachte das Faß zum Ueberlaufen. Unter österreichischer Aegide wurde in Altona eine Massenversammlung veranstaltet, in der sämtliche Redner sich in den bittersten Angriffen gegen Preußen ergingen. Da sandte Bismarck wiederum eine schroffe Note nach Wien, in der er erklärte, jene Versammlung habe unter dem Schutze des kaiserlichen Doppeladlers getagt; Preußen werde es keinesfalls dulden, daß Holstein zum Herde revolutionärer Umtriebe werde. Eine ausweichende Antwort werde in Berlin den Beweis liefern, daß die kaiserliche Regierung auf die Dauer nicht gemeinsame Wege mit Preußen gehen wolle:

Wir müssen, wenn die von uns aufrichtig angestrebte intime Gemeinsamkeit der gesamten Politik beider Mächte sich nicht verwirklichen läßt, für unsere gesamte Politik volle Freiheit verlangen und von derselben Gebrauch machen, welchen wir dem Interesse Preußens entsprechend halten. Hahn, Bis. Bd. I.

Am 28. Februar wurde unter dem Vorsitz des Königs ein größerer Ministerrat in Berlin abgehalten; zu dem auch der Kronprinz, der Pariser Botschafter, General von Manteuffel als Gouverneur von Schleswig, ferner die Generale von Moltke und von Alvensleben eingeladen waren. Hier legte Bismarck einen glänzenden geschichtlichen Rückblick der gegen Preußen gerichteten Bestrebungen Oesterreichs dar; der Krieg werde jedenfalls erfolgen müssen. Es sei vorteilhafter, ihn in der jetzigen günstigen Lage zu unternehmen, als es Oesterreich zu überlassen, sich die passende Stunde auszusuchen; der Bruch sei vorhanden. Roon stimmte Bismarck durchaus zu. Auch Manteuffel redete für den Krieg, nur der Kronprinz

erklärte sich dagegen. Nach Erwägung der vernommenen Voten entschied der König: der Besitz der Herzogtümer sei eines Krieges wert, doch dürfe der Ausbruch nicht übereilt werden, solange nur die geringste Möglichkeit eines friedlichen Ausgleiches bestehe. Die Schlußworte des Monarchen lauteten: er wünsche den Frieden, sei aber, wenn es sein müsse, zum Kriege entschlossen, welchen er, nachdem er Gott gebeten, ihm den rechten Weg zu zeigen, für einen gerechten halte.

Ueber diese Sitzung hat Roon an seinen Neffen Moritz von Blanckenburg geschrieben:

Denkw. Roons. Brf. v. 7. 3. 1866.

Die, wie Du schreibst, unter den wilden Pommern umlaufenden Gerüchte über das Konseil vom 28. v. M. sind natürlich von dem übeln Willen gegen Bismarck erfunden. Wenn einer der Anwesenden, seinen Amtseid aus den Augen setzend, darüber geschwatzt hätte, so hätte er zugleich unverschämt lügen müssen, wenn er Bismarcks Uebereinstimmung behauptet hätte. Ich kann Dir natürlich nichts näheres mitteilen, das aber glaube ich aussprechen zu dürfen, daß in dem Konseil die allervollständigste Einmütigkeit der Ansichten und der Ziele zu Tage getreten ist; keine Spur eines Gegensatzes. Wir sind sehr einig, aber wir sind nicht immer zu schnellen Entschlüssen und Handlungen geneigt. Dieser Gegensatz, wenn es einer ist, hat indes bei dem beregten Konseil auch nicht die kleinste Rolle gespielt. Eure Gerüchte sind eitel Wind.

Am 3. März sandte König Wilhelm an Napoleon ein Schreiben, in dem er es aussprach, daß der von Bismarck bezeichnete Augenblick eines besseren Einvernehmens gekommen sei. Der preußische Gesandte in Paris legte Napoleon dar, daß Oesterreich zweifellos den Krieg wolle; Preußen müsse den günstigen Augenblick erfassen; dazu seien zwei Voraussetzungen nötig, die Verständigung mit Italien und Napoleons Einverständnis. Denn außer dem Besitz der Herzogtümer müsse Preußen jetzt auch eine engere Vereinigung der Norddeutschen unter preußischer Leitung anstreben. Napoleon billigte diese Politik, wünschte aber eine Kompensation zur Befriedigung des französischen Nationalstolzes. Immerhin versicherte er die preußische Regierung seiner wohlwollenden Neutralität; er hoffe, den Ausgleichsgegenstand später nennen zu können. In dieser letzteren Frage wandte Bismarck, wie später noch so oft, das dilatorische Verfahren an; er ließ sich auf nähere Verhandlungen nicht ein, sondern erwartete, daß die Zukunft ihm einen Ausweg aus dem Dilemma, Napoleon zu befriedigen oder durch vage Versprechungen seine Gunst zu erwerben, finden werde.

Langwierige Unterhandlungen Bismarcks mit den italienischen Ministern und deren Abgesandten führten schließlich auch zu dem Abschluß eines Bündnisses mit Italien. Aber gerade hier hat der Einfluß des Generals La Marmora seine Wirkung geübt. Fort und fort wurde die Entscheidung verzögert und erst in der letzten Stunde entschloß sich Italien zu dem entscheidenden Schritt.

In dem Vertrage mit Italien war vorausgesehen, daß der Bündnisfall auch einzutreten habe, wenn Preußen mit seinem Verlangen nach einer zeitgemäßen Reform des Bundes scheitern sollte; es war ferner bestimmt, daß weder Frieden noch Waffenstillstand ohne gegenseitige Zu-

stimmung geschlossen werden dürfe. Die Zeitdauer des Vertrages war jedoch auf drei Monate beschränkt. Mit Recht sagt Sybel, daß für Italien aus diesem Vertrage nur Pflichten, aber nicht Rechte erwachsen seien; solange Preußen nicht aus eigenem Entschluß den Krieg erklärte, hatte es freie Hand, mochte im Süden der Alpen vorgehen, was da wollte. Es war ein politisches Meisterstück Bismarcks.

Und gerade in der Frage der Bundesreform lag der Keim des Kriegsfalls. Schon am 24. März hatte Bismarck einen entsprechenden Antrag angekündigt. Sein Plan war es, auf diesem Wege Oesterreich aus dem Bunde zu drängen und Preußen im Norden, Bayern im Süden die führende Stellung zu geben. Die Volksstimmung wollte Bismarck durch die Berufung eines allgemeinen deutschen Parlamentes und durch das allgemeine Stimmrecht gewinnen. Er sprach es damals selbst aus, daß die Massen ehrlicher bei der Erhaltung der staatlichen Ordnung interessiert seien als die Führer derjenigen Klassen, welche man durch die Einführung eines Census in der aktiven Wahlberechtigung privilegieren möchte.

In einer Note an den Grafen Bernstorff führte Bismarck seine Gründe weiter aus:

„Ich darf wohl als eine auf langer Erfahrung begründete Ueberzeugung aussprechen, daß das künstliche System indirekter und Klassenwahlen ein viel gefährlicheres ist, indem es die Berührung der höchsten Gewalt mit den gesunden Elementen, welche den Kern und die Masse des Volkes bilden, verhindert. In einem Lande mit monarchischen Traditionen und loyaler Gesinnung wird das allgemeine Stimmrecht, indem es die Einflüsse der liberalen Bourgeoisie-Klassen beseitigt, auch zu monarchischen Wahlen führen, ebenso wie in Ländern, wo die Massen revolutionär fühlen, zu anarchischen. In Preußen aber sind neun Zehntel des Volkes dem Könige treu, und durch den künstlichen Mechanismus der Wahl um den Ausdruck ihrer Meinung gebracht. Die Träger der Revolution sind die Wahlmänner-Kollegien, welche der Arbeit der Umsturzpartei ein über das Land verbreitetes und leicht zu handhabendes Netz gewähren — wie es 1789 die Pariser électeurs gezeigt haben. Ich stehe nicht an, indirekte Wahlen für eins der wesentlichsten Hilfsmittel der Revolution zu erklären, und ich glaube, in diesen Dingen praktisch einige Erfahrungen gesammelt zu haben." Zu dem Bericht des Grafen Bernstorff vom 26. April, der den Schrecken Lord Clarendons über das Vorhaben der Einführung des allgemeinen Stimmrechts schilderte, machte Bismarck dann folgende Randbemerkung: „In England sind eben nur die höheren Klassen dem Königtum und der Verfassung anhänglich, welche ihre Vorrechte, ihre Herrschaft über das Land darstellen. Die Massen sind roh, unwissend, und ihre Anhänglichkeit an die Krone ist nicht von der Art wie in Preußen." Auch in der Denkschrift Preußens vom 9. April, mit welcher Bismarcks Bundesreform dem Bunde unterbreitet wurde, hieß es: „Das allgemeine Stimmrecht muß für den im Auge gehabten Zweck und bei der Notwendigkeit, die verschiedensten partikularen Verhältnisse einem Maßstab dienstbar zu machen, als das allein Mögliche bezeichnet werden, und nimmt die königliche Regierung um so weniger Anstand, diese Form der Wahl in Vorschlag zu bringen, als sie dieselbe für das konservative Prinzip förderlicher erachtet wie irgend einen anderen auf künstlichen Kombinationen beruhenden Wahlmodus."

Brf. an Graf Bernstorff v. 19. 9. 1866.

Später hat Bismarck es offen ausgesprochen, daß er nicht „ganze Bibliotheken" studieren konnte, um ein besseres Wahlrecht auszuklügeln. Ueberdies war das allgemeine Wahlrecht ein vom Volke langersehntes

Ziel, und gerade durch die Bewilligung dieses Rechtes konnte Bismarck hoffen, die deutschen Sympathien, die etwa durch den „Bruderkrieg“ gegen ihn eingenommen werden würden, sich zu gewinnen. Ueberdies war jenes Wahlrecht eine Hinterlassenschaft der Paulskirche, es wurde von Bismarck nicht erschaffen, sondern als Erbe übernommen. „Die Karte war ausgespielt und wir haben sie als auf dem Tische liegende Hinterlassenschaft vorgefunden.“

Am 9. April brachte Herr v. Savigny, der preußische Gesandte beim Bundestag, die Bismarckschen Anträge ein. In ganz Deutschland erstand ein gewaltiges Staunen, aber diesem Staunen gesellte sich ein tiefes Mißtrauen gegen den „Junker“. Fast in allen größeren Bundesstaaten erklärte man sich gegen diese Vorschläge, selbst in Karlsruhe überwog die Abneigung. In dem Sturm der Erregung blieb nur einer ruhig — Bismarck. Ihn kümmerten nicht die Londoner und Pariser Warnungen, nicht die Abneigung der Bundesstaaten, er ging vorwärts. In Frankfurt war man anfangs sogar geneigt, den Antrag ohne Ausschußberatung abzulehnen, doch überwog schließlich die Besonnenheit; aber man wählte in den Ausschuß fast ausschließlich Gegner des Vorschlags. Ehe es jedoch zur endgiltigen Abstimmung kam, ließ Bismarck einen ausführlichen, wider Erwarten gemäßigten Entwurf vorlegen:

v. Sybel IV. Eine periodisch einzuberufende Nationalversammlung wird zur Mitwirkung bei der Bundesgesetzgebung und zur Ersetzung der bisher in gewissen Fällen erforderten Einstimmigkeit geschaffen. Zur Zuständigkeit dieser neuen Bundesgewalt gehören die in der Wiener Schlußakte bezeichneten gemeinnützigen Anordnungen, ferner die Regelung des Verkehrswesens, Freizügigkeit, allgemeines, deutsches Heimatsrecht, allgemeine Zoll- und Handelsgesetzgebung unter dem Gesichtspunkte einer regelmäßigen gemeinsamen Fortentwickelung, die Organisation eines gemeinsamen Schutzes des deutschen Handels im Auslande, Ordnung der Konsularvertretung Gesamtdeutschlands, gemeinschaftlicher Schutz der deutschen Schiffahrt und Seeflagge, Gründung einer deutschen Kriegsflotte und der zur Küstenverteidigung erforderlichen Kriegshäfen, Revision der Bundeskriegsverfassung in der Richtung, daß durch bessere Zusammenfassung der deutschen Wehrkräfte die Gesamtleistung erhöht, die Wirkung gesteigert, die Leistung des einzelnen erleichtert werde. Bezüglich des zur Beratung der Bundesverfassung zu berufenden Parlamentes soll das aktive Wahlrecht das gleiche, allgemeine und direkte Stimmrecht sein und ein Abgeordneter auf je 100,000 Seelen gewählt werden. Bezüglich des passiven Wahlrechtes erwartet Preußen die Vorschläge des Ausschusses, bezeichnet aber schon jetzt die Bestimmungen des Reichswahlgesetzes von 1849 für sich als annehmbar. In diesem Sinne wäre sofort ein Wahlgesetz ad hoc zu vereinbaren.

Die Abstimmung wurde ausgesetzt — sie ist nie vollzogen worden. Die Ereignisse gingen einen raschen Weg. Aber blieb auch das Reformwerk ein Torso, so wurde es doch, wie Sybel, der eben noch in der Reihe der Konflikts-Opposition gestanden war, ausführt, gegenüber dem tobenden Unglauben der Parteien das feste Wahrzeichen, daß Deutschlands Einheit unter Preußens Führung auf dem Boden politischer Freiheit gegründet werden sollte. Es war der Tropfen demokratischen Oeles, mit dem einst Uhland die Stirn des künftigen deutschen Kaisers gesalbt wissen wollte

Für die Arbeitslast aber, die damals auf Bismarcks Schultern ruhte, ist ein Brief Roons an Blanckenburg bezeichnend:

Auch hier stehts nicht gut. Unser Freund Otto B. in herkulischer Tag- und Nachtarbeit nervös abgenutzt, in seinem grandiosen Bedürfnis nach Erstattung verbrauchter Kräfte voll rücksichtsloser Ansprüche an seine Verdauungsorgane, hat jetzt mit der Rebellion seines bis dahin treuesten und gehorsamsten Unterthanen, seines Magens, zu kämpfen. Er litt vorgestern an so heftigen Magenkrämpfen und war gestern infolgedessen so außerordentlich herabgestimmt, so reizbar und verärgert —, angeblich um Kleinigkeiten — daß ich auch heute noch nicht ohne Besorgnis bin, da ich weiß, was auf dem Spiele steht, und daß er gerade jetzt aller Kräfte seiner Seele, ungestört von körperlichen Einflüssen, dringend bedarf. Vollständige Geistesfreiheit und ein schlechter Magen und gereizte Nerven sind schwer zu vereinigen. Inzwischen geht jetzt alles gut, d. h. König und Ministerium sind einig. B.'s krankhafte Ungeduld und Bodelschw.'s bureaukratische Tifteleien und Bedenklichkeiten halten gleichwohl nicht alle Mißtöne fern. Wann kommst Du her? Wärest Du jetzt hier, so wäre es mir um Bismarcks und seiner Frau willen sehr lieb. Denkw. Roons. Brf. v. 26. 3. 1866.

Noch kam es nicht zum Bruch, so sehr Bismarck auch zur Entscheidung trieb. So sandte er am 2. Mai an den König einen Brief, in dem es hieß:

Ich unterbreite Eurer Majestät ehrfurchtsvoll eine Mitteilung aus Wien, welche soeben eingetroffen ist. Sie eröffnet keine Aussicht, daß Oesterreich entwaffnen will, sondern sie scheint nur anzudeuten, daß es eine Verzögerung von einigen Tagen zu bewirken wünscht, um seine Rüstungen zu vollenden und dann einen andern Ton gegen Eure Majestät anzuschlagen in dem Glauben, dann vor uns einen Vorsprung erlangt zu haben, den wir nicht einholen könnten. Ich erhalte von der Börse Mitteilungen, wonach finanzielle Maßregeln von ruinierender Art beabsichtigt seien und daß hier der Handelsstand, einschließlich seiner Vertretungskörper, die Unthätigkeit der Königlichen Familie angesichts der überlegenen Rüstungen Oesterreichs als unverständlich und im höchsten Grade beunruhigend und nachteilig für das Land erachtet. Diese Empfindung, welche bei Eurer Majestät Ministern schon vorher bestand, ist nunmehr in der Stadt allgemein geworden, seit die Thatsachen, welche vorher nur der Regierung bekannt waren, ihren Weg in die Oeffentlichkeit gefunden haben. Diese Empfindung würde sicherlich heftigen Ausdruck finden, sofern, was Gott verhüten möge, der Ausgang zeigen sollte, daß thatsächlich irgend etwas versäumt worden, um für den Schutz des Landes zu sorgen. Brf. v. 2. 5. 1866

Während Preußen und Oesterreich mit aller Macht rüsteten, betonten sie ihre warme Friedensliebe in höflichen Noten. Am 31. Mai erging zunächst von Wien aus eine Anfrage nach Berlin, in der auf die Bemühungen Preußens bei den kleineren Höfen hingewiesen wurde, sie über ihr Verhalten bei einem österreichischen Angriff zu sondieren, dem Kaiser liege ein Friedensbruch vollkommen fern. Bismarck antwortete freundlich, daß auch sein Souverän von der gleichen Gesinnung beseelt sei, daß er jedoch hoffe, Oesterreich werde durch Handlungen seinen wohlwollenden Gesinnungen Ausdruck geben; warum rüste man denn in Oesterreich? Von Wien aus kam eine recht erregte Antwort zurück, in der Preußen die Schuld an den Rüstungen zugeschoben wurde. Noch einmal machte Bismarck einen Entwaffnungsvorschlag, forderte jedoch die Initiative von dem Gegner, da die eigene Maßregel nur durch Oesterreichs Vorgehen erzwungen sei. Selbstverständlich kam

es zu einer praktischen Durchführung nicht. Oesterreich machte alsbald seine letzten Streitkräfte mobil. In einer Depesche nach Berlin forderte zugleich Graf Mensdorff, daß die Frage der Elbherzogtümer dem Bunde vorgelegt und die schleswig-holsteinischen Landstände einberufen würden. Gleichzeitig machte man von Wien aus Napoleon den Vorschlag, Venetien abzutreten, sobald Oesterreich Schlesien erobert haben würde. Dagegen sollten Italien und Frankreich während des Krieges neutral bleiben.

Bismarck beantwortete das Schreiben, das den Bund zum Richter machen wollte über den Streitfall, zunächst gar nicht, er begnügte sich festzustellen, daß eine thatsächliche Abrüstung Oesterreichs nicht stattgefunden habe und daß Preußen nicht in der Lage sei, durch eigne Demobilisierung das Gleichgewicht preiszugeben. Graf Mensdorff erklärte hiernach die Verhandlungen für erschöpft und bald erfüllte der Waffenlärm ganz Oesterreich. Am 3. Mai wurde auch in Italien die allgemeine Kriegsbereitschaft angeordnet, innerhalb acht Tagen war in Bayern und Württemberg, Nassau und Hessen die Mobilisierungsordre erlassen und am 14. Mai fand in Bernburg eine Konferenz der Kleinstaaten statt, in der ein Antrag beim Bundesrat auf allgemeine Entwaffnung beschlossen wurde. Am 20. Mai verlangte Preußen von Hannover und Kurhessen vertragsmäßig Zusage unbewaffneter Neutralität. Als beide ablehnten, ließ Bismarck erklären, Preußen werde fortan Hannover und Kurhessen als seine Gegner ansehen. Auch in Sachsen wurde erklärt, als hinreichende Aufklärungen nicht erfolgten, Preußen werde nunmehr Truppen an die Grenze schicken und was diese dort thun würden, sei eine Sache für sich.

Ueberhaupt sorgte Bismarck mit großartiger Energie und Umsicht an den norddeutschen Höfen für unbedingte Klarheit. Wir haben aus der Feder des anhaltischen Vertreters Dr. Sintenis einen ausführlichen Bericht, den man als typisch betrachten kann.

Poschinger, Bism. Pol.

Am 20 Mai, dem ersten Pfingstfeiertage 1866, Abends kurz nach 7 Uhr, empfing ich eine in Bitterfeld 6 Uhr 52 Minuten dem Eisenbahntelegraphen aufgegebene Anfrage des in Dresden residierenden Königl. preußischen Gesandten für Sachsen und Anhalt, v. d. Schulenburg, ob er mich heute Abend um 8 Uhr antreffe. Nach Zeit und Umständen schien bei der unverkennbaren großen Eile etwas sehr Wichtiges erwartet werden zu müssen.

Bald nach 8 Uhr erschien der Gesandte im einfachen Reisekostüm, geführt von meinem Diener, den ich zu seinem Empfange auf den Bahnhof geschickt hatte. Er kam von Altenburg, wo er zu demselben Zwecke, wie dem hier beabsichtigten, gewesen war, und hatte, wie er mir mitteilte, den Telegraphen im Königreich Sachsen nicht zu benutzen gewagt, indem seine Abreise von Dresden, wohin er auch möglichst schleunig zurückkehren wollte, eine ganz verstohlene sei. Er reiste dem Hofe gegenüber halb inkognito, hatte auch nicht die Absicht, persönlich dem Herzog aufzuwarten, und kam mit dem offenen Vorgeben, hiesige Verwandte, die Familie von Lattorff, zu besuchen. Wir waren schon von seinen früheren Besuchen am hiesigen Hofe miteinander bekannt, indessen nur ganz äußerlich. Welcher politischen Gesinnung er übrigens bei mir gewärtig sein könne, darüber war er, wenn nicht schon anderwärts, so doch sicherlich vom altenburgischen Minister v. Larisch unterrichtet worden, den er soeben erst verlassen, da ich mich mit jenem im Jahre 1863 auf dem Fürstentage in Frankfurt ganz offen und entschieden ausgesprochen hatte.

Der Gesandte teilte mir nach kurzer Einleitung über die Lage Preußens

dem deutschen Bunde resp. Oesterreich und dessen Genossen gegenüber, ein Stück einer an ihn gerichteten Note des Grafen Bismarck mit, welches also lautete:

— — — Es ist notwendig, das Verhältnis derjenigen Staaten zu Preußen, welche innerhalb der Sphäre unserer militärischen Aktion liegen, klarzustellen. Wir wünschen, daß dies in vertraulicher, mündlicher Erörterung und in freundschaftlicher Weise geschehe, und dabei alles vermieden werde, was verletzen könnte.

Seine Majestät der König betrachten die bezeichneten Staaten als Preußens natürliche Bundesgenossen und wollen sowohl bei dem friedlichen Verlauf der in Anregung gebrachten Bundesreform als auch, wenn die Umgestaltung der deutschen Verhältnisse sich durch einen Krieg vollziehen sollte, ihre Rechte und Interessen achten und berücksichtigen. Seine Majestät der König rechnen aber auch darauf, daß Allerhöchst Ihnen von diesen Staaten eine gleich vertrauensvolle Gesinnung entgegengetragen und der Anschluß ihrer Kontingente an die preußische Armee für den Kriegsfall erfolgen werde.

Ew. u. s. w. u. s. w. wollen mit Hindeutung auf die Eventualität der Lösung des Bundes durch den Krieg und die oben angedeuteten allerhöchsten Absichten die Alternative bei den einzelnen Regierungen nach den obwaltenden Modalitäten in den Verhältnissen stellen und sich eine mündliche Antwort auf die Frage erbitten, ob wir auf ihre Bundesgenossenschaft zählen können. Jedenfalls ist uns Klarheit darüber wünschenswert, ob die Regierungen mit uns über die Feststellung ihrer Beziehungen zu Preußen in Verhandlung treten wollen.

Ich ersuche Ew. u. s. w. u. s. w., sich von den einzelnen Höfen, an welchen Sie beglaubigt sind, Auskunft hierüber erbitten zu wollen.

Damit standen wir also (so fährt Sintenis fort) wie alle anderen norddeutschen Kleinstaaten dicht vor der Frage vom Sein oder Nichtsein. So nahe vor mir hatte ich diese freilich nicht geglaubt. Auch dachte ich damals noch nicht, daß der Krieg bald ausbrechen könne, so wenig wie der Prinz Friedrich Karl von Preußen (der Schwiegersohn des damaligen Herzogs Leopold von Anhalt), und der Gesandte selbst. Konnte ich für meinen Teil auch keinen Augenblick zweifelhaft sein, was ich dem Herzog bei solcher Chance zu raten habe, so war doch bei ihm wenigstens keine Neigung zu vermuten, sich vom Bunde losgelöst Preußen in die Arme zu werfen und von Oesterreich ganz loszusagen.

Von meiner persönlichen Ansicht machte ich dem Gesandten nicht das geringste Hehl; ich sagte ihm, daß bei solcher Sachlage die kleinen Staaten Preußen sehr dankbar für das Anerbieten sein, ja, ein angetragenes Bündnis sich zur Ehre rechnen müßten, ich müßte aber dem Herzog erst Vortrag darüber halten — was der Gesandte als selbstverständlich betrachtete.

Nach langem Gespräch verließ er mich um Mitternacht. Beim Abschied händigte er mir die Abschrift der obigen Note mit dem Anheimgeben aus, von ihr genauere Einsicht zu nehmen und bei der Unterredung mit dem Herzog davon Gebrauch zu machen.

Am anderen Morgen hatte denn der Minister eine eingehende Beratung mit dem völlig frappierten Herzog und dem nicht minder bestürzten Erbgroßherzog (jetzigen Herzog Friedrich). Man schlug alle möglichen Auswege und Vorwände vor. Aber die Bismarcksche Note war bei aller zarten Schonung in der Form doch so bestimmt in der Sache, daß an ein Ausweichen ernstlich gar nicht gedacht werden konnte; man stand eben vor der Alternative: für oder gegen Preußen, Sein oder Nichtsein! Endlich einigte man sich über folgende Antwort:

Anhalt ist Preußen für das bewiesene Vertrauen und die zugesagte Beachtung seiner Rechte und Interessen aufrichtig dankbar. Freilich muß Anhalt wünschen, auf dem bundesrechtlichen Boden, so lange er besteht, zu beharren. Es hält auch die Zuversicht fest, daß eine Lösung des Bundes in Erinnerung an die gegenseitigen Verheißungen der Monarchen von Oesterreich und Preußen, nicht aggressiv vorgehen zu wollen, nicht zu besorgen sei.

Für den entgegengesetzten Fall erklärt sich Anhalt zu den angetragenen Verhandlungen bereit.

Mit dieser Instruktion, berichtet Sintenis weiter, eilte ich nach Hause, worauf der Gesandte (zwischen 12 und 1 Uhr) zu mir kam, die Erklärung, welche ich diktierte und er mit Bleistift niederschrieb, in Empfang nahm und sich befriedigt erklärte. Er reiste abends ab, nachdem er noch mit Lattorff verabredet, seine Korrespondenz mit mir unter dessen Adresse gehen zu lassen und dankte mir schon tags darauf von Dresden für „mein freundliches Entgegenkommen".

So befriedigt, wie Herr v. d. Schulenburg, war aber Graf Bismarck durch die Erklärung Anhalts nicht. Es ist bezeichnend für die Schnelligkeit, mit der bei größter Sorgfalt und Umsicht im Berliner Ministerium des Auswärtigen gearbeitet wurde, daß auf diese am 21. Mai dem Gesandten abgegebene Erklärung schon am 26. ein neues aus Berlin vom 24. Mai datiertes Schreiben seitens des Herrn v. d. Schulenburg in Dessau einlief. Der Gesandte schrieb nach dem Sintenisschen Berichte:

In Gemäßheit der diesseitigen (d. h. Dessauer) Erklärung habe er seiner Regierung gemeldet, der Herzog sei geneigt, bezüglich des Anschlusses seiner Truppen an Preußen in Verhandlungen zu treten. Hiervon sei man zwar sehr befriedigt, doch sei das Bedenken erwachsen, ob nicht der Herzog, so lange der Bund bestehe, diesem seine Truppen stellen und erst nach Ausbruch des Krieges oder Erklärung der Auflösung des Bundes mit Preußen unterhandeln wolle. Diese Reserve würde die preußische Regierung als Nichtannahme ihrer Vorschläge betrachten. Er selbst teile dieses Bedenken durchaus nicht, müsse aber um Erläuterung deshalb bitten.

Darauf wurde aus Dessau nach erneuter Beratung folgende notgedrungene Erklärung erteilt: Anhalt wolle nicht erst nach Eintritt des Krieges und der Auflösung des Bundes mit Preußen verhandeln, sondern schon jetzt für den von Preußen vorausgesetzten Fall des Krieges und der Lösung des Bundes. Anhalt könne kaum annehmen, daß es in die Lage kommen würde, dem Bunde, so lange er bestehe, sein Kontingent stellen zu sollen; würde es dazu aufgefordert, so würde es seinen Entschluß nicht ohne Preußens Rat fassen.

Damit war Anhalts Stellung im Prinzip entschieden. Am 14. Juni fand die entscheidende Abstimmung in Frankfurt statt; am 17. Juni bat König Wilhelm in eigenhändigem Briefe den Herzog Leopold, seine Truppen zu mobilisieren und zu den preußischen stoßen zu lassen, Anhalt trat aus dem Bunde aus, und am 3. Juli marschirte sein 918 Mann starkes Bataillon aus zu den Preußen.

Charakteristisch war die Art, wie sich das Schicksal Hessens erfüllte, Bismarck hat darüber erzählt:

Ged. u. Er. II. Mit dem Thronfolger in Kurhessen, Prinzen Friedrich Wilhelm, hatte ich in Berlin noch am 14. Juni eine Besprechung, in der ich ihm empfahl, mit einem Extrazuge nach Kassel zu fahren und die Neutralität Kurhessens oder doch der dortigen Truppen sicherzustellen, sei es durch Beeinflussung des Kurfürsten, sei es unabhängig von diesem. Der Prinz weigerte sich, früher als mit dem fahrplanmäßigen Zuge zu reisen. Ich stellte ihm vor, er würde dann zu spät kommen, um den Krieg zwischen Preußen und Hessen zu hindern und den Fortbestand des Kurstaates zu sichern. Wenn die Oesterreicher siegten, so würde er immer vis major geltend machen können, seine neutrale Haltung ihm sogar vielleicht preußische Landesteile einbringen; wenn wir aber siegten, nachdem er sich geweigert, neutral zu bleiben, so würde der Kurstaat nicht fortbestehen; der hessische Thron sei immer einen Extrazug wert. Der Prinz machte der Unterredung ein Ende mit den Worten: „Wir sehen uns wohl noch einmal in diesem Leben wieder, und 800000 gute österreichische Truppen haben auch noch ein Wort mitzureden." Hatte doch auch die von dem Könige noch aus Horsitz am 6. und aus Pardubitz am 8. Juli in dem freundschaftlichsten Tone an den Kurfürsten gerichtete Aufforderung, ein Bündnis mit Preußen zu schließen und seine Truppen aus dem feindlichen Lager zurückzurufen, keinen Erfolg.

In jener Zeit der mühevollsten Arbeit richtete sich gegen Bismarck die Mordwaffe eines Fanatikers. Schon vielfach waren gegen ihn Todesdrohungen ausgesprochen worden; die von der Demokratie mißleitete Menge sah in ihm den Urheber eines Bruderkrieges, der nur schweres Unheil über Deutschland heraufführen könnte. Am 7. Mai hatte nun Bismarck Vortrag beim Könige gehalten; er schritt die Linden entlang, als er plötzlich in der Nähe der Schadowstraße zweimal hinter sich schießen hörte. Er blickte sich um und sah, wie ein kleiner Mensch von jüdischem Aussehen einen Revolver auf ihn anlegte. Bismarck sprang hinzu und packte ihn mit ehernem Griff am Faustgelenk, so daß auch der dritte Schuß fehl ging. Der Attentäter wurde ergriffen, während Bismarck, der nur leichte Kontusionen erlitten hatte, ruhig nach Hause ging. Erst nach Tisch sagte er der Gattin: „Es ist vorhin auf mich geschossen worden, aber ich bin unversehrt.“ Der Thäter hieß Carl Cohen, er war der Stiefsohn des bekannten badischen Flüchtlings Carl Blind. Später erzählte Bismarck von jenem Vorgange: „Ich hatte Mühe, den kräftigen jungen Mann von mir abzuwehren und lange hätte das Ringen mit ihm nicht dauern dürfen, denn ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe. In diesem entscheidenden Augenblick erhob sich ein Gewehrkolben über meinem Haupte, der Soldat, welcher in der Nähe Posten stand, wollte nämlich intervenieren. Da wurde eine lederbehandschuhte Hand sichtbar, welche den Gewehrkolben faßte, und eine Stentorstimme, die einem Offizier gehörte, schrie: „Rindvieh“. Die Erregung in Berlin war groß. Unmittelbar nach der That erschienen der König, Prinz Karl, der Kronprinz und Wrangel in seiner Wohnung. Die Glückwunsch-Adressen aus Deutschland zählten über 300000 Unterschriften. Am nächsten Tage wurde ihm eine große Ovation dargebracht, bei dem halb Berlin mitwirkte. Nachdem der Choral Lobe den Herren und die Preußenhymne verklungen war, ergriff Bismarck das Wort zu folgender Ansprache:

Meine Herren und Landsleute! Nehmen Sie meinen Dank für diesen Beweis Ihrer Teilnahme. Seien Sie versichert, daß ich mein Leben für unsern teuern König und für unser Vaterland stets bereit bin zu geben, sei es auf dem Felde, sei es auf dem Straßenpflaster. Ich verlange nichts Besseres und erflehe als eine besondere Gnade von Gott, daß mir ein solcher Tod vergönnt sei. Sie werden dies patriotische Gefühl mit mir teilen, darum ersuche ich Sie, daß Sie mit mir ausrufen: Se. Majestät, unser teurer Herr und König, er lebe hoch!

Dem Marquis von Wielopolski, der gleichfalls das Ziel mehrerer Mordversuche gewesen war und ihm seinen Glückwunsch ausgesprochen hatte, antwortete Bismarck am 14. Mai:

Herr Marquis! Trotz meiner Geschäfte, die mir Tag und Nacht keinen Augenblick Ruhe lassen, kann ich mir nicht versagen, Ihnen persönlich zu danken für die Gratulation und die Wünsche, mit denen Sie so gütig waren, mich zu beehren. Sie kennen aus Erfahrung, wie mein Leben beschaffen ist: seine Gefahren, seinen Undank, seine Entbehrungen, die Unzulänglichkeit der Zeit und Kräfte, wobei man nur den einen Trost hat, seine Pflicht zu thun, dem Berufe zu entsprechen, den Gott uns gegeben hat. Sie haben dies auch kennen gelernt, Brf. v. 14. 5. 1866.

und ich bin Ihrer Sympathie sicher. Glauben Sie nicht, daß Entmutigung mich so sprechen macht; ich glaube an den Sieg, ohne zu wissen, ob ich ihn sehen werde; aber manchmal überfällt mich eine Erschöpfung.

Am 9. Mai kam es beim Bunde zur Verhandlung, Sachsen hatte eine Erklärung hinsichtlich der Rüstungen gefordert. Bismarck ließ erklären, daß die Ehre des Vortritts allein Oesterreich und Sachsen zukomme und daß man von preußischer Seite erwarte, daß diese beiden Länder die Rüstungen möglichst bald auf Veranlassung des Bundes einstellen würden. Sollte der Bund hiervon Abstand nehmen, so würde sich Preußen gezwungen sehen, das Bedürfnis der eigenen Sicherheit und der Erhaltung seiner europäischen Stellung in erster Linie als maßgebend zu betrachten und sein Verhältnis zu einem Staatenbunde, der die Sicherheit seiner Mitglieder nicht vermehrt, sondern gefährdet, den gebieterischen Forderungen der Selbsterhaltung unterzuordnen. Dennoch wurde der sächsische Antrag mit 10 gegen 5 Stimmen angenommen.

Noch einmal zog ein Schimmer der Friedenshoffnung herauf. Anfang Mai erschien Anton von Gablenz bei Bismarck, um ihm einen Plan der Verständigung mit Oesterreich vorzulegen. Dieser Plan ging dahin, die Herzogtümer unter der Souveränität eines preußischen Prinzen unabhängig zu machen; für den Kieler Hafen solle Preußen 5 Millionen Thaler an Oesterreich zahlen; ferner solle Oesterreich 20 Millionen aus den Herzogtümern empfangen. Endlich solle Oesterreich den Oberbefehl über die ganze süddeutsche, Preußen über die ganze norddeutsche Truppenmacht erhalten. Fast gleichzeitig schlug Napoleon die Einberufung einer europäischen Konferenz vor. Grade dieser Umstand und eine gewisse Trübung der Beziehungen zu Napoleon, der noch immer das linke Rheinufer zu erlangen wünschte und durch die Bereitschaft Oesterreichs, ihm Venetien ohne Schwertstreich zu überlassen, schwankend geworden war, mochten Bismarck bewegen, den Gablenzschen Vorschlägen näherzutreten. Jede Vermittlung des Bundes lehnte er zwar ab, doch war er zu einer direkten Verhandlung bereit. Zu den weiteren Beratungen wurde Prinz Albrecht von Preußen vorgesehen und zur Durchführung der Bundesreform eine Versammlung der deutschen Fürsten und ihrer Minister in Weimar geplant. Aber auch diese zunächst nur rein vertraulichen Verhandlungen hatten keinen Erfolg; sie wurden von Wien aus durch eine schroffe Ablehnung durchkreuzt. Graf Mensdorff schickte alsbald Unterhändler nach Hannover und Cassel, um die dortigen Höfe zur „Bundestreue“ zu mahnen. Noch einmal suchte hier Bismarck die Stimme der Vernunft zur Geltung zu bringen, aber hier wie dort blieben die Fürsten verblendet und trieben dem Untergange entgegen.

Inzwischen gewannen Napoleons Konferenzpläne nähere Gestaltung; am 14. Mai ergingen die amtlichen Einladungen an die interessierten Mächte; Preußen, Italien und der Bundestag erklärten sich zur Beschickung der Konferenz bereit. Oesterreich jedoch erklärte nur dann teilnehmen zu können, wenn von keinem Gebietszuwachs für eine der streitenden Mächte die Rede sein könne. An dieser Stellungnahme

scheiterte zwar der Kongreß, gleichzeitig aber fanden zwischen Napoleon und der Wiener Hofburg geheime Verhandlungen statt, in denen Oesterreich vollständig für Napoleons Pläne eingenommen wurde. Danach sollte der deutsche Dualismus fortbestehen, Oesterreich sollte für Venetien Schlesien erhalten, dagegen sollten die Rheinlande an Frankreich abgetreten werden. Frankreich gab zugleich, indem es die Unverletzlichkeit des Kirchenstaates forderte, Italiens Einheit dem Wiener Hofe, Oesterreich die Selbständigkeit Deutschlands den Franzosen preis.

Bismarck hatte das Scheitern des Kongresses mit einem freudigen „Vive le roi" begrüßt. Ueber die heimtückische Politik der Franzosen war er bald orientiert, auch die Versuche Napoleons, Italien zum Vertragsbruch zu verleiten, wurden ihm durch den redlichen König Victor Emanuel bekannt. Die Tagebuchblätter Theodor von Bernhardi's, der damals als preußischer Militärbevollmächtigter nach Florenz geschickt wurde, erschließen uns einen vollen Einblick in die zahllosen Lügen und Intriguen der französischen Politik.

Am 1. Juni fiel im Bunde die erste wichtige Entscheidung. Unter den gröblichsten Vorwürfen gegen Preußen forderte Oesterreich, daß die Schleswig-Holsteinische Frage, aus welcher der gegenwärtige Konflikt hervorgegangen sei, nicht nach den einseitigen Ansprüchen Preußens, sondern nach Recht und Gesetz des deutschen Bundes gelöst werde und daß dem kaiserlichen Statthalter in Holstein soeben die Vollmacht zur Einberufung zur Ständeversammlung erteilt worden sei. Durch diese Erklärung war der Gasteiner Vertrag gebrochen. Am 3. Juni erfolgte Bismarcks Antwort: Die Erklärung Oesterreichs sei nach Form und Fassung neu in der Geschichte der Bundesverhandlungen, ihr Inhalt sei wahrheitswidrig, und da mit ihr die Loslösung von dem Vertrage erfolgt sei, betrachte Preußen auch seinerseits die hier getroffenen Vereinbarungen als hinfällig. Man stehe somit wieder auf dem Wiener Vertrage vom 30. Oktober 1864 und der König von Preußen werde den General von Manteuffel mit der Wahrung seiner Souveränitätsrechte in Holstein beauftragen. Gleichzeitig erließ Bismarck ein Rundschreiben an alle preußischen Gesandten, in dem er die Anklage des Friedensbruchs gegen Oesterreich schleuderte. Am 9. Juni wurde auch am Bunde durch Herrn von Savigny eine entsprechende Erklärung abgegeben. Unmittelbar darauf sandte Bismarck an alle deutschen Regierungen seinen Entwurf einer künftigen deutschen Bundesverfassung. Folgendes waren die Grundzüge:

Ausschluß Oesterreichs und der Niederlande; Ausübung der gesetzgebenden Gewalt des Bundes durch den Bundestag in Gemeinschaft mit einer in regelmäßigen Zeiträumen zu berufenden Nationalvertretung, wobei zur Gültigkeit der Beschlüsse die Uebereinstimmung der Mehrheit des Bundestages mit der Mehrheit der Volksvertretung erforderlich und ausreichend ist. Hinsichtlich des allgemeinen Wahlrechtes und der Grenzen der Bundesgesetzgebung bleibt es bei den in dem früheren preußischen Bundesreformentwurfe gegebenen Grundsätzen. Die Bundesgewalt hat das Recht über Krieg und Frieden, über Bündnisse und Verträge und die diplomatische Vertretung des Bundes; außer im Falle feind- v. Sybel IV.

licher Invasion des Bundesgebietes, bedarf es zur Kriegserklärung der Zustimmung der Souveräne von mindestens zwei Dritteln der Bundesbevölkerung. Es wird eine Bundeskriegsflotte geschaffen unter preußischem Oberbefehl. Die Landarmee wird in zwei Bundesheere geteilt, die Nordarmee und die Südarmee; über jene führt Preußen, über diese Bayern den Oberbefehl. Endlich werden die Beziehungen des Bundes zu den deutschen Landesteilen des österreichischen Kaiserstaates, nach erfolgter Vereinbarung über dieselben, mit dem zunächst einzuberufenden Parlamente durch besondere Verträge geregelt.

Ueber diesen Entwurf spricht sich Bismarck in einem Brief an den Herzog Ernst von Coburg-Gotha aus. Der Herzog hatte in einem Schreiben an Bismarck folgendes ausgeführt:

Der Zeitpunkt dürfte gekommen sein zum Vorschreiten mit einem Manifeste an das deutsche Volk. Von allen Seiten erwartet man etwas dergleichen. Da, wie ich vermute, nur noch kurze Zeit vor dem Ausbruche der Feindseligkeit ist, so würde jene Ansprache an die deutsche Nation wohl eine Notwendigkeit werden, wenn man in Berlin noch Wert darauf legt, daß die Bevölkerungen des südwestlichen Deutschlands gewonnen würden.

Das Mißtrauen und die Ungewißheit des Augenblicks thut am meisten Schaden. Mit Ausnahme der ultramontanen Kreise ist wohl niemand österreichisch gesinnt.

Der Krieg wird eine andere Aufnahme beim Publikum finden, wenn dieses genau weiß, wofür er geführt wird. Jenes Manifest dürfte ganz allgemein gehalten sein in patriotisch erwärmender Sprache. Ew. Exzellenz werden genau ermessen können, inwieweit ich recht gesehen habe 2c. 2c.

Callenberg, 6. Juni 1866. Ernst.

Hierauf erwiderte Bismarck:

Brf. v. 9. 6. 1866. Mit gehorsamstem Dank für Eurer Hoheit gnädiges Schreiben vom 6. cr. beehre ich mich, in der Anlage den Entwurf eines Zusatz-Programms zur bisherigen Bundes-Akte ehrerbietigst vorzulegen. Die darin enthaltenen Vorschläge sind nach keiner Seite hin erschöpfend, sondern das Resultat der Rücksicht auf die verschiedenen Einflüsse, mit denen kompromittiert werden mußte: intra muros et extra. Können wir sie aber zur Wirklichkeit bringen, so ist damit immer ein gutes Stück der Aufgabe, das historische Grenznetz, welches Deutschland durchzieht, unschädlich zu machen, erreicht, und es ist unbillig, zu verlangen, daß eine Generation oder sogar ein Mann, sei es auch mein allergnädigster Herr, an einem Tage gut machen soll, was Generationen unserer Vorfahren Jahrhunderte hindurch verpfuscht haben. Erreichen wir jetzt, was in der Anlage steht oder Besseres, so mögen unsere Kinder und Enkel den Block handlicher ausdrechseln und polieren.

Wir können Oesterreich den bisherigen Bund gewähren, aber ein besseres Verhältnis mit Oesterreich gemeinsam auszubilden, halte ich für schwieriger als die Zirkelquadratur, denn die Aufgabe ist nicht einmal annähernd zu lösen.

Daß der vorliegende Entwurf den Beifall der öffentlichen Meinung haben werde, glaube ich nicht, denn für den deutschen Landsmann genügt im allgemeinen die Thatsache, daß jemand eine Meinung ausspreche, um sich der entgegengesetzten mit Leidenschaft hinzugeben; ich begnüge mich mit dem Worte: qui trop embrasse, mal étreint und mit dem andern, daß Rom nicht an einem Tage gebaut wurde, wenn es auch schon in den ersten Anfängen durch Raub der Sabinerinnen erhebliches Odium auf sich lud. Ich glaube, daß auch dem germanischen Rom der Zukunft, falls Gott ihm überhaupt eine beschert, einige Gewaltthat an den Sabinern nicht erspart bleiben wird, und ich möchte sie auf ein Minimum reduzieren, der Zeit das Weitere überlassend.

Oesterreich hat in Holstein einstweilen den Handschuh nicht aufgenommen, aber vielleicht ist die morgen oder übermorgen stattfindende Bundestagssitzung, in welcher die Exekution gegen Preußen beantragt werden wird, der erste Ton

des glas funèbre (Totengeläut) für den bisherigen Bund, und wir werden rufen: le Roi est mort, vive le Roi! Hoffentlich bleibt dann noch soviel Frist, daß Eurer Hoheit Kontingent nicht die Leichenwache bei dem toten Könige in Rastatt zu verrichten genötigt wird, sondern frische Lorbeern im Bunde mit dem lebenden suchen darf.

Gleichzeitig mit diesen Kundgebungen trieben die Ereignisse unaufhaltsam zum Kriegsausbruch. Das Vorspiel begann in Holstein, denn hier berief Gablenz der Wiener Vollmacht entsprechend die Stände ein. Zwei Tage vorher hatte Bismarck an Manteuffel folgenden, drängenden, zu Entschlossenheit mahnenden Brief geschrieben:

Exzellenz! In Anbetracht der Ueberzeugung, welche Sie mir bei Gelegenheit der jüngsten vertraulichen österreichischen (Gablenz) Friedensverhandlungen ausdrückten, nämlich, daß wir aus allen politischen, militärischen und finanziellen Gründen sofort die Entscheidung des Krieges, wo sie sich auch bieten möge, annehmen müßten, fühlte ich mich sicher, daß mein ihre Instruktionen andeutendes Telegramm Sie veranlassen würde, in obigem Sinne zu handeln, und ich sah wichtigen Nachrichten im Laufe des gestrigen Tages entgegen. Die Ankündigung des gegenseitig freundschaftlichen Tones der Musikanten in dem militärischen Chassez-croisez stimmt nicht im geringsten zu dem Gemütszustande, in welchem wir hier die Nachricht vom ersten Kanonenschuß zu hören erwarteten. Sie sagen, daß eine Okkupation die öffentliche Meinung als ein Gewaltakt aufregen würde, und ich erwidere mit Devereux: „Freund, jetzt ist es Zeit zu lärmen", und wenn wir es nicht thun, dann stürzen sie nicht nur den ganzen europäischen Plan aus militärischer Höflichkeit gegen Gablenz um, sondern Sie werden auch keine Seele in der Armee finden, außer den Württembergern, die Ihre Haltung versteht. Alle drei Tage kosten uns zwei Millionen, und das können wir nicht lange aushalten, weil wir nicht wie die Oesterreicher auf Kosten unserer Gläubiger leben. Jeder dritte Tag bedeutet eine Verstärkung von fünftausend Bundestruppen für die Oesterreicher. Der Wind ist uns heut über ganz Europa günstig. Jeder erwartet von uns, daß wir handeln, und hält es für natürlich, daß wir handeln müssen. In acht Tagen kann das vielleicht nicht mehr der Fall sein. Vor drei Tagen teilten wir die Einladung an die befreundeten Höfe mit, und jetzt werden wir von denselben wegen unserer Höflichkeits-Kampagne in Holstein interpelliert. In Anbetracht all dieser Umstände hatte ich gehofft, daß Sie dort sogar ein bischen York spielen würden, doch jetzt haben Sie die präzisen Befehle des Königs, zu handeln, und wenn Sie dieselben nicht so schleunigt ausführen, wie die Erfordernisse unserer allgemeinen Politik es erheischen, werden Sie meiner Meinung nach Preußen ernsten Schaden zufügen. Wenn wir in den Morast halber Maßregeln und des Kondominiums zurückfallen, wird es schwer für uns werden, im rechten Moment wieder einen so günstigen casus belli zu finden wie im gegenwärtigen. Wenn die Möglichkeit eines ehrenhaften Friedens dadurch gefördert wäre, würde ich mich von Herzen freuen, aber alle Hoffnung darauf ist verschwunden. Die Wiener spielen nur mit uns, bis sie und ihre Bundesgenossen bereit sind, um dann entweder loszuschlagen oder uns als Streitsuchende hinzustellen, sobald der jetzt in London, Paris und Petersburg durch ihren Treubruch hervorgerufene Eindruck gewichen ist. Einige Aeußerungen von Gablenzens Bruder lassen mich fast befürchten, daß die Maßregel der Einberufung des holsteinischen Landtags vor Montag zurückgezogen werden wird, und dann verlieren wir den schlagendsten Beweis, daß wir zum Handeln berechtigt waren. Entweder ist der Vertrag von Gastein verletzt oder er ist nicht verletzt. Wenn er nicht verletzt ist, haben wir kein Recht, in Holstein einzumarschieren; wenn er verletzt ist, haben wir auch das Recht, weiterzugehen. Jedermann glaubt das letztere zu Haus, im Ausland und selbst in Wien. Wenn wir warten, wird die österreichische Lügenpresse wieder die

Br. v. 6. 6. 1866.

Oberhand gewinnen. Ich habe soeben aus Süddeutschland zuverlässige Informationen erhalten, daß Oesterreich mit seinen eigenen Rüstungen noch nicht fertig ist und daß deshalb von Wien Befehle an Gablenz ergangen sind, Zeit zu gewinnen und freundschaftlich zu thun. Ich werde daher Seiner Majestät raten, daß wir, abgesehen von der Okkupation Holsteins, welche Sie sicher ausgeführt haben werden, ehe Sie dieser Brief erreicht, Gablenz zur Räumung auffordern sollen, sobald der Landtag am Montag zusammentritt. Falls der Landtag beschließt, den Prinzen von Augustenburg zu proklamieren, wird es Ihre Aufgabe sein, dies zu verhindern, nötigenfalls mit Gewalt; anderenfalls werden Sie versäumen, das Recht des Königs zu wahren. Ich hoffe jedoch, vor Montag Abend für Sie, falls Sie es wünschen, den positiven Befehl zu erlangen, die Räumung Holsteins durch die Oesterreicher zu erzwingen. Ich muß schließen; entschuldigen Sie den flüchtigen Stil meines Briefes, aber Ihr Telegramm von heute Morgen hat meine Nerven erschüttert, und jetzt hat die Reaktion begonnen. Ich schließe ein, was am 5. an Goltz geschrieben worden ist. Derselbe hat schon in diesem Sinne zu Kaiser Napoleon gesprochen. In Eile, aber in alter Freundschaft Ihr von Bismarck. Mit zögerndem Entschluß, mit wankendem Gemüt Zog ich das Schwert, ich that's mit Widerstreben, Da es in meine Wahl noch war gegeben. Notwendigkeit ist da, der Zweifel flieht, Jetzt fecht' ich für mein Haupt und für mein Leben".

Am folgenden Tage erließ Manteuffel eine Bekanntmachung, in der er erklärte, daß er Holstein besetzt habe und genötigt sei, die Regierung in die Hand zu nehmen; die österreichischen Truppen hatten sich bereits vorher nach Altona zurückgezogen. Als Manteufel, um den Versuch einer ständischen Versammlung zu hintertreiben, sich Altona näherte, zogen sich die österreichischen Truppen nach Harburg und von dort über Hannover, Hessen und Bayern nach Böhmen zurück.

Nun führte Oesterreich auch am Bunde die Entscheidung herbei. Es stellte den Antrag, die Mobilmachung des ganzen Bundesheeres, die Ernennung eines Bundesfeldherrn, des Korpskommandanten und Stäbe zu verfügen, und begründete diesen Antrag mit der Behauptung, Preußen habe den Wiener Frieden verletzt. Der Bund beschloß schon nach 3 Tagen, über diesen Antrag abzustimmen, ohne daß Bismarck sich veranlaßt sah, Protest zu erheben, doch erklärte er in einem Rundschreiben an alle preußischen Gesandten in Deutschland, daß seine Regierung jede Zustimmung zu dem Antrage als Kriegserklärung betrachten müsse. Den Vertreter am Bundestage instruierte Bismarck dahin, gegen jede geschäftliche Behandlung des Antrages als bundeswidrig zu stimmen und ausdrücklich Protest einzulegen, im übrigen aber sich der Beratung und Abstimmung zu enthalten. Werde der Antrag angenommen, so habe er zu erklären: „Durch die nach dem Bundesrechte unmögliche Kriegserklärung gegen ein Bundesglied sieht das preußische Kabinett den Bundesbruch als vollzogen, den bisherigen Bundesvertrag für gebrochen und deshalb nicht mehr verbindlich an, wird denselben vielmehr als erloschen betrachten und behandeln. Indessen will Se. Majestät der König mit dem Erlöschen des bisherigen Bundes nicht zugleich die nationalen Grundlagen, auf denen der Bund auferbaut gewesen, als zerstört betrachten. Preußen hält vielmehr an diesen Grundlagen und an der über die vorübergehenden Formen erhabenen Einheit der deutschen Nation fest und sieht es als eine unabweisliche Pflicht der deutschen Staaten

an, für die letzteren den angemessenen Ausdruck zu finden. Die königliche Regierung legt ihrerseits die Grundzüge einer neuen, den Zeitverhältnissen entsprechenden Einigung hiermit noch vor und erklärt sich bereit, auf den alten, durch eine solche Reform abgeänderten Grundlagen einen neuen Bund mit denjenigen deutschen Regierungen zu schließen, welche ihr dazu die Hand reichen wollen."

In Berlin fand der entscheidende Ministerrat bereits am 12. Juni statt. In einer ausführlichen Denkschrift legte hier Bismarck dar, wie das Verhalten gegen die einzelnen Bundesstaaten zu regeln sei. Die Länder, die sofort ihre Rüstungen einstellen, ihre mobilen Truppen entlassen und der Bundesreform zustimmen würden, sollten Garantien ihres Besitzes erhalten, eine Ablehnung oder ausweichende Antwort solle mit der Kriegserklärung beantwortet werden. In Frankfurt nahmen alsdann die Dinge den bekannten Verlauf; mit 9 gegen 6 Stimmen wurde der österreichische Antrag angenommen. Herr v. Savigny gab die ihm vorgeschriebenen Erklärungen ab, erklärte den Bund für aufgelöst und lud die Freunde der nationalen Sache ein, die preußische Bundesreform, die er vorlegte, anzunehmen.

Damit endete die letzte Sitzung des Bundestages; er starb ruhmlos, wie er ruhmlos gelebt hatte. Für König Wilhelm war jetzt die Stunde des letzten Entschlusses gekommen. Er fand die Entscheidung nicht leicht, selbst als Bismarck die amtliche Nachricht brachte, die letzte Friedenshoffnung sei erloschen, und er bitte nun um seines Herrn und Königs Befehle für den Krieg. Ehe der König die Entscheidung gab, welche Bismarck am Schlusse seines Vortrages begehrte, erklärte er dem Minister, wie Hans Blum nach Aeußerungen Bismarcks berichtet, den Wunsch, sich auf kurze Zeit in sein Zimmer zurückziehen zu wollen. Als Bismarck allein war, warf er von ungefähr einen Blick in den Spiegel, in welchem ein Teil des Nebengemaches sich abzeichnete, da der König beim Eintritt in dieses Zimmer die Verbindungsthüre nicht völlig geschlossen hatte. Da erblickte Bismarck ein herzbewegendes Bild! Sein König lag auf den Knieen und flehte in heißem Gebet zu dem Herrn aller Heerscharen, zum König aller Könige. Bismarck wandte das Haupt ab und Thränen rollten über dieses eherne Antlitz. Inzwischen trat der König wieder lautlos ein, und dessen milde Stimme sprach jetzt zu Bismarck: „Ich habe die Entscheidung getroffen. Ich genehmige Ihre Vorschläge."

An die Befehlshaber der preußischen Truppen erging alsbald der Befehl zur Offensive. Der König aber sprach es in einem Aufruf an das deutsche Volk aus:

Nur die Grundlage des Bundes, die lebendige Einheit der deutschen Nation, ist geblieben, und es ist die Pflicht der Regierungen und des Volkes, für diese Einheit einen neuen lebenskräftigen Ausdruck zu finden. Möge das deutsche Volk, im Hinblick auf dieses hohe Ziel, Preußen mit Vertrauen entgegenkommen und die friedliche Entwickelung des gemeinsamen Vaterlandes fördern und sichern helfen!

Und weiter rief König Wilhelm seinen Preußen zu:

So sei es denn! Nicht Mein ist die Schuld, wenn Mein Volk schweren Kampf kämpfen und vielleicht harte Bedrängnis wird erdulden müssen: aber es ist uns keine Wahl mehr geblieben! Wir müssen fechten um unsre Existenz, wir müssen in einem Kampf um Leben und Tod gehen gegen diejenigen, die das Preußen des großen Kurfürsten, des großen Friedrich, das Preußen, wie es aus den Freiheitskriegen hervorgegangen ist, von der Stufe herabstoßen wollen, auf die seiner Fürsten Geist und Kraft, seines Volkes Tapferkeit, Hingebung und Gesittung es emporgehoben haben. Flehen wir den Allmächtigen, den Lenker der Geschicke der Völker, den Lenker der Schlachten an, daß er unsre Waffen segne! Verleiht uns Gott den Sieg, dann werden wir auch stark genug sein, das lose Band, welches die deutschen Lande mehr dem Namen als der That nach zusammenhielt und welches jetzt durch diejenigen zerrissen ist, die das Recht und die Macht des nationalen Geistes fürchten, in anderer Gestalt fester und heilvoller zu erneuen.

Neunzehntes Kapitel.

Der Krieg.

Schon im April hatte Roon in einem Briefe an Perthes einmal geschrieben: „Ich zweifle nicht, daß unsre Wege zu erwünschten Zielen führen unter der Voraussetzung, daß Graf Bismarcks Gesundheit ihn nicht lahm legt. Das freilich heißt nach meiner Ueberzeugung die Schlacht von Kollin zum zweitenmale verlieren.“ Aber Bismarck blieb gesund, sein Körper versagte nur dann, wenn seiner rastlosen Energie und seiner dämonischen Leidenschaft sich das Hindernis der Zaghaftigkeit entgegenstellte. Während der Stunden des Schwankens schrieb Roon die bezeichnenden Worte an Blanckenburg:

„Außerdem will ich Dir zu Deiner Beruhigung mitteilen, daß ich seit Montag wieder an des Königs Zuversicht glaube, seitdem ich Veranlassung zu der allerschärfsten und schneidigsten Aussprache gegeben über das, was wir wollen, und das, was wir entschieden nicht wollen. Otto (Bismarck) ist darüber fast gesund geworden, hat wenigstens zwei Nächte hindurch gut und viel geschlafen und man kann wieder hoffen, daß es bald wieder gut mit ihm gehen werde, besonders wenn er das nächtliche Arbeiten aufgeben wollte.“ Denkw. Roons I.

Hindernisse aber kamen von allen Seiten, des Königs Entschluß zu lähmen. Noch in letzter Stunde bat ihn ein Führer der Konservativen, Bismarck zu entlassen, und Gerlach schrieb an Roon einen wehmütig klagenden Brief:

Gestern nicht persönlich mich vorstellen zu können, habe ich sehr bedauert. Im Vertrauen auf die Güte und Nachsicht, welche Sie mir so oft bewiesen, würde ich Sie, bei allem was mir heilig ist — was *Ihnen und mir* heilig ist, will ich sagen —, würde ich Sie beschworen haben, das ganze Gewicht Ihres ehrenhaften Charakters und Ihrer hohen Stellung einzulegen, um diesen „unheilvollen“ Krieg, wie unser Kronprinz ihn vor einiger Zeit genannt hat, von uns abzuwenden. Auch den Sieg vorausgesetzt, steht die Zerrüttung des Vaterlandes, des preußischen und des deutschen in Aussicht. Die Herrschaft des Auslandes — des Bonaparte und des italienischen Revolutionswesens — und, was das *allerschlimmste*, die Befleckung des Gewichtes des greisen Königs und des gesamten Landes sind Erfolge, die in nächster Nähe drohen. Schon bahnt sich im Innern das Eindringen derjenigen Elemente in die Regierung an, welche Ew. Exzellenz und Graf Bismarck drei Jahre lang, mit Hilfe aller Ihrer treuen Verehrer — zu denen auch ich mich zählen darf — Denkw. Roons I.

so tapfer und erfolgreich bekämpft haben. Hören Sie ruhig und freundlich die Warnung des 71jährigen Greises an, der auf Erden nichts mehr sucht, und der Ew. Exzellenz von Herzen alles irdische und ewige Heil erbittet.

Bismarck war von vornherein entschlossen, seinen König ins Hauptquartier zu begleiten und selbst auf dem Kriegsschauplatz zu erscheinen. Am Abend noch ehe er abreiste, wurde ihm von den einst so feindlich gesinnten Berlinern eine begeisterte Ovation dargebracht. Die ersten Siegesnachrichten waren bereits eingetroffen, der preußische Elan war erwacht und in den Gehirnen begann es zu dämmern, daß thatsächlich jetzt durch Blut und Eisen das ersehnte Ziel erreicht werden würde. Auf die Huldigung der Berliner antwortete Bismarck vom Balkon seines Hauses herab:

Rede v. 29. 6. 1866. Gott hat uns gestern und vorgestern Siege gegeben. Nächst Gott verdanken wir diese Siege aber unserm Allerhöchsten Kriegsherrn, dem Könige. Er hat von Jugend auf sich bemüht, uns eine tapfere Armee zu schaffen; als er sie hatte, hat es ihm viel Mühe und Kampf gekostet, sie zu erhalten. Jetzt sehen Sie, daß Er Recht gehabt hat. Ohne des Königs Pläne wäre es nicht möglich gewesen, solche Siege zu erstreiten. Darum danken wir Gott, und lassen Sie uns den König, den Schöpfer dieses Kriegsheeres, loben — der Himmel gebe seinen Segen dazu!" Nach dem stürmisch erwiderten Hoch auf den König und die Armee, das Bismarck nun ausbrachte, setzte er noch hinzu: „M. H., gedenken wir auch in Liebe der Verwundeten und der Zurückgebliebenen, der Witwen und Waisen! Die Not, in welche uns der Feind und sein monatelang vorbereiteter Verrat gebracht hat, machte es notwendig, ein starkes Heer zu entfalten. Mancher Soldat ist Familienvater und kehrt nicht zu den Seinigen zurück. Oeffnen wir darum den Verwundeten, den Witwen und Waisen unser Herz und unsere Beutel; Berlin war stets groß in Mildthätigkeit; mag es auch jetzt diese Tugend üben. Darum bitte ich Sie!

Am 30. Juni reiste Bismarck mit dem Könige ab. Spät abends traf er mit dem Hauptquartier in Reichenberg ein. Schon am nächsten Tage schreibt er an die Gattin aus Sichrow:

Brf. v. 1. 7. 1866. Wir sind heut von Reichenberg aufgebrochen, eben hier eingetroffen, noch ungewiß, ob wir hier oder in Turnau bleiben. Die ganze Reise war eine gefährliche. Die Oesterreicher konnten gestern, wenn sie Kavallerie von Leitmeritz geschickt hätten, den König und uns alle aufheben. Leider ist Karl, der Kutscher, eben sehr schwer gestürzt mit der Fuchsstute, die ihm durchgegangen ist. Er galt erst für tot. Er liegt im Lazarett hier bei Sichrow, im nächsten Dorf. Kurt soll für ihn kommen. Wir begegnen überall Gefangnen, es sollen schon über 15 000 sein nach den hier vorliegenden Angaben. Jitschin ist gestern von uns mit dem Bajonnet genommen, Frankfurter Division, General Tümpling an Hüfte schwer verwundet, nicht tötlich. Hitze furchtbar. Zufuhr von Proviant schwer; unsere Truppen leiden von Mattigkeit und Hunger. Im Lande bis hier nicht viel Spuren des Krieges, außer zertretenen Kornfeldern. Die Leute fürchten sich nicht vor den Soldaten, stehen mit Frau und Kind im Sonntagsstaat vor den Thüren und wundern sich. In Trautenau haben die Einwohner 20 wehrlose Hautboisten von uns ermordet, die nach dem Durchmarsch ihrer Regimenter dort hinter der Front geblieben. Die Thäter in Glogau vor Kriegsgericht. Bei Münchengrätz hat ein Brauereibesitzer 26 unsrer Soldaten in den Spirituskeller gelockt, betrunken gemacht, angezündet. Die Brennerei gehörte einem Kloster. Außer dergleichen erfahren wir hier weniger als in Berlin; dies Schloß, beiher sehr stattlich, gehört Fürst Rohan, den ich in Gastein jährlich sah . .

Die Thatsache, daß das Hauptquartier und mit ihm der König von einer ernsten Gefahr bedroht war, ist Bismarck in lebhafter Erinnerung geblieben, noch nach Jahrzehnten erzählt er davon:

Am 30. Juni 1866 abends traf Se. Majestät mit dem Hauptquartier in Reichenberg ein. Die Stadt von 28 000 Einwohnern beherbergte 1800 österreichische Gefangene und war nur von 500 preußischen Trainsoldaten mit alten Karabinern besetzt; nur einige Meilen davon lag die sächsische Reiterei. Diese konnte in einer Nacht Reichenberg erreichen und das ganze Hauptquartier mit Sr. Majestät aufheben. Daß wir in Reichenberg Quartier hatten, war telegraphisch publiziert worden. Ich erlaubte mir den König hierauf aufmerksam zu machen, und infolge dieser Anregung wurde befohlen, daß die Trainsoldaten sich einzeln und unauffällig nach dem Schlosse begeben sollten, wo der König Quartier genommen hatte. Die Militärs waren über diese meine Einmischung empfindlich, und um ihnen zu beweisen, daß ich um meine Sicherheit nicht besorgt sei, verließ ich das Schloß, wohin Se. Majestät mich befohlen hatte, und behielt mein Quartier in der Stadt. Ged. u. Er. II.

Am 2. Juli schrieb Bismarck wiederum nach Hause:

Jitschin, nicht Gitschin, 2. Juli 66.

Eben von Sichrow her angekommen; auf dem Schlachtfelde hierher lag es noch voll von Leichen, Pferden, Waffen. Unsere Siege sind viel größer, als wir glaubten; es scheint, daß wir jetzt schon über 15 000 Gefangne haben, und an Toten und Verwundeten wird der österreichische Verlust noch höher, gegen 20 000 Mann, angegeben. Zwei ihrer Korps sind ganz zersprengt, einige Regimenter bis zum letzten Mann vernichtet. Ich habe bisher mehr österreichische Gefangene als preußische Soldaten zu sehen bekommen. Schicke mir durch den Kourier immer Zigarren, zu tausend Stück jedesmal, wenn es geht, Preis 20 Thlr., für die Lazarette. Alle Verwundeten sprechen mich darum an. Dann laß durch Vereine, oder aus eigenen Mitteln, auf einige Dutzend Kreuzzeitungsexemplare für die Lazarette abonnieren, z. B. für das in Reichenberg, die andern Ortsnamen suche vom Kriegsministerium zu erfahren. Was macht Clermont-Tonnerre? kommt er nicht? Mir fehlt bisher Postnachricht. Schicke mir doch einen Revolver von grobem Kaliber, Sattelpistol. Mit Karl, Kutscher, geht es besser, er wird wohl keinen bleibenden Schaden haben, aber noch einige Zeit dienstunfähig sein. Karl B. ist sehr zu loben, dies thätige Prinzip unsrer reisenden Häuslichkeit. Grüße herzlich. Schicke mir einen Roman zum Lesen, aber nur einen auf einmal. Brf. v. 2. 7. 1866.

Gott behüte Dich!

Soeben Deinen Brief mit der Homburger Einlage erhalten, tausend Dank. Ich kann Dir die Abreisestille so nachfühlen. Hier in dem Treiben kommt man nicht zum Gefühl der Lage, höchstens nachts im Bett . . .

Am Tage nach diesem Schreiben fiel bei Königgrätz die Entscheidung. Am Nachmittag auf dem Schlachtfelde konnte Roon dem langjährigen Kampfgenossen zurufen: „Bismarck, diesmal hat uns der brave Musketier noch einmal herausgerissen.“ Zwanzig Jahre später, an seinem 70. Geburtstage, als Roon schon längst heimgegangen war, erinnerte Fürst Bismarck bei dem Empfang der die Glückwünsche der Armee darbringenden Generale an diesen Zuruf seines Freundes und fügte hinzu: „Was wäre aus uns beiden geworden, wenn die Schlacht verloren war?“ Der König hat sich am Tage von Königgrätz ungemein exponiert. In seinem Briefe aus Hohenmauth sechs Tage später schreibt Bismarck hierüber an die Gattin:

Brf. v. 9. 7. 1866. Weißt Du noch, mein Herz, wie wir vor 19 Jahren auf der Bahn von Prag nach Wien hier durchfuhren? Kein Spiegel zeigte die Zukunft, auch nicht als ich 1852 mit dem guten Lynar diese Eisenbahn passierte. Uns geht es gut; wenn wir nicht übertrieben in unseren Ansprüchen sind, und nicht glauben, die Welt erobert zu haben, so werden wir auch einen Frieden erlangen, der der Mühe wert ist. Aber wir sind ebenso schnell berauscht wie verzagt, und ich habe die undankbare Aufgabe, Wasser in den brausenden Wein zu gießen und geltend zu machen, daß wir nicht allein in Europa leben, sondern mit noch drei Nachbarn. Die Oesterreicher stehen in Mähren, und wir sind schon so kühn, daß für morgen unser Hauptquartier da angesagt wird, wo sie heute noch stehen. Gefangene passieren noch immer ein und Kanonen seit dem 3. bis heute 180. Holen sie ihre Südarmee hervor, so werden wir sie mit Gottes gnädigem Beistande auch schlagen; das Vertrauen ist allgemein. . . . Der König exponierte sich am 3. allerdings sehr, und es war sehr gut, daß ich mit war, denn alle Mahnungen anderer fruchteten nicht, und niemand hätte gewagt, so zu reden, wie ich es mir beim letzten Male, welches half, erlaubte, nachdem ein Knäuel von 10 Kürassieren und 15 Pferden vom 6. Kürassierregiment neben uns sich blutend wälzte, und die Granaten den Herren in unangenehmster Nähe umschwirrten. Die schlimmste sprang zum Glücke nicht. Es ist mir aber doch lieber so, als wenn er die Vorsicht übertriebe. Er war enthusiasmiert über seine Truppen und mit Recht, so daß er das Sausen und Einschlagen neben sich gar nicht zu merken schien, ruhig und behaglich wie am Kreuzberg, und fand immer wieder Bataillone, denen er danken und guten Abend sagen mußte, bis wir denn richtig wieder ins Feuer hineingeraten waren. Er hat aber so viel darüber hören müssen, daß er es künftig lassen wird, und Du kannst beruhigt sein: ich glaube auch kaum noch an eine wirkliche Schlacht.

Wenn Ihr von jemand keine Nachricht habt, so könnt Ihr unbedingt annehmen, daß er lebt und gesund ist, denn alle Verwundungen von Bekannten erfährt man in längstens 24 Stunden. Mit Herwarth und Steinmetz sind wir noch gar nicht in Berührung gekommen, ich habe also auch Sch. nicht gesehen, weiß aber, daß beide gesund sind. S. führt ruhig seine Schwadron mit dem Arm in der Binde. Leb wohl, ich muß in Dienst.

Zwei Tage später kam Bismarck noch einmal auf die Gefahr zurück, in der er geschwebt hatte:

Brf. v. 10. 7. 1866. Mir fehlt ein Tintenfaß, da alle besetzt, sonst geht es mir gut, nachdem ich auf Feldbett und Luftmatratze gut geschlafen und durch Brief von Dir um 8 geweckt. Ich war um 11 zu Bett gegangen. Bei Königgrätz ritt ich den großen Fuchs, 13 Stunden im Sattel ohne Futter. Er hielt sehr gut aus, schrak weder vor Schüssen noch vor Leichen, fraß Aehren und Pflaumenblätter mit Vorliebe in den schwierigsten Momenten und ging flott bis ans Ende, wo ich müder schien als das Pferd. Mein erstes Lager für die Nacht war aber auf dem Straßenpflaster von Horic, ohne Stroh, mit Hilfe eines Wagenkissens. Es lag alles voll Verwundeter; der Großherzog von Mecklenburg entdeckte mich und teilte sein Zimmer dann mit mir, R(oon) und 2 Adjudanten, was mir des Regens wegen sehr erwünscht kam. Was König und Granaten anbelangt, schrieb ich Dir schon. Die Generale hatten alle den Aberglauben, sie als Soldaten dürften dem König von Gefahr nicht reden, und schickten mich, der ich auch Major bin, jedesmal an ihn ab. Bei dem Revolver deckte der aufsteigende Hahn die Visierlinie, und die Kimme oben im Hahn visierte nicht in gerader Linie mit Visier und Korn. Laß das T. sagen. Leb wohl, mein Herz, ich muß zu S.

Als Moltke am Abend der Schlacht über das Leichenfeld ritt, sagte er zum König: „Ew. Majestät haben nicht bloß die Schlacht, sondern den Feldzug gewonnen.“ Bismarck aber fügte hinzu: „Die Streitfrage ist also entschieden, jetzt gilt es, die alte Freundschaft mit Oesterreich

wieder zu gewinnen." Noch auf dem Schlachtfelde wurde Bismarck zum Generalmajor ernannt. 5 Tage später war das Hauptquartier bis nach Brünn vorgerückt. Noch einmal erhielt die Gattin von hier aus einen Feldzugsbrief:

(Isidor Vinc. Flesch u. Co., Brünn)

Brünn, 16. Juli 1866.

Mein geliebtes Herz!

Nach dreitägiger Ruhe bin ich wieder ins Berliner Leben verfallen, bis 2 Uhr auf, bis 10 geschlafen; ich hoffte, mich dieser ungesunden Einteilung etwas entwöhnt zu haben. Herzlichen Dank für Deinen Brief ohne Datum; was steht in meinem, der Dich so gefreut hat? ich weiß es nicht mehr. Gestern fuhr ich mit Roon spazieren nach einem einsamen Vergnügungsorte, Wald, Felsen, Vögel, Sonnenuntergang, als tiefer Frieden und Muße. Brf. v. 16. 7. 1866.

Heut ist die Hitze sehr drückend. Der Kronprinz hat gestern ein kleines Gefecht gehabt, was ihm aber doch sechzehn Kanonen einbrachte. Die Oesterreicher scheinen sich nach Ungarn zu ziehen. Ich glaube aber, daß es nun bald, wenn nicht zum Frieden, doch zum Waffenstillstand kommt.

Den 18. Ich habe etwas Rheuma gehabt; aber es ist wieder vorüber; es war ein Nervenbankrott; ich hätte am Sonntag Abend 9 Uhr zu Bett gehen müssen, um von den 50 Stunden Schlaf, die ich in 14 Tagen zu wenig gehabt, nachzuholen. Ich that es auch, war aber im Einschlafen, als Léfèvre von Wien zurückkam. Verhandlung bis 3 Uhr und früh wieder. Das fuhr mir ins linke Bein. Gummistrumpf half, jetzt ist's besser. Wir gehen heute nach Nikolsburg, Schloß der Gräfin Mensdorff, geb. Dietrichstein.

Warum werden eigentlich unsre Kammern nicht berufen? Frage Eulenburg danach und sage ihm, daß es dringlich sei, das Parlamentskorps in den Krieg eingreifen zu lassen, bevor die Friedensbedingungen ernstlich diskutiert werden.

Ich komme zu den Kammern, wenn ich hier aus den Verhandlungen fortkann; kann ich nicht, so muß ohne mich eröffnet werden. Leb wohl, mein Herz. Ich bin ganz munter wieder und werde es mit Gottes Hilfe bleiben. Grüße die Kinder und die Damen herzlich.

Dein treuester
v. B.

Für Bismarck begann erst jetzt nach der kriegerischen Entscheidung die eigentliche Mühe und Arbeit. Schon am Abend des 3. erschien General v. Gablenz im Hauptquartier, um für die keines Widerstandes fähige österreichische Armee um Waffenstillstand zu bitten. Bismarck lehnte die Bitte ab, weil er keinen Waffenstillstand ohne annehmbare Friedensgrundlage gewähren wollte. Zu gleicher Zeit aber fand bereits eine Einmischung seitens Napoleon statt. In der Nacht vom 4.—5. Juli teilte Napoleon dem Könige mit, daß der Kaiser Franz Joseph ihm Venetien abgetreten und seine Vermittelung angerufen habe. Bismarck hat später über diese Episode geschrieben:

Der glänzende Erfolg der Waffen des Königs nötigte Napoleon, aus seiner bisherigen Zurückhaltung herauszutreten. Die Einmischung war hervorgerufen durch unsren Sieg, nachdem Napoleon bis dahin auf unsere Niederlage und Hilfsbedürftigkeit gerechnet hatte. Wenn unsererseits der Sieg von Königgrätz durch Eingreifen des Generals v. Etzel und durch energische Verfolgung des geschlagenen Feindes vermittelst unserer intakten Kavallerie vollständig ausgenutzt worden wäre, so würde wahrscheinlich die Sendung des Generals von Gablenz in das preußische Hauptquartier schon zu dem Abschluß nicht nur eines Waffenstillstandes, sondern auch der Basen des künftigen Friedens geführt Ged. u. Er. II.

haben, bei der Mäßigung, welche unsererseits und damals auch noch bei dem Könige in Bezug auf die Bedingungen des Friedens vorwaltete; eine Mäßigung, die damals Oesterreich doch schon mehr als nützlich beanspruchte und uns als künftige Genossen alle bisherigen Bundesglieder, aber alle verkleinert und verletzt, gelassen hätte. Auf meinen Antrag antwortete Seine Majestät dem Kaiser Napoleon dilatorisch, aber doch mit Ablehnung jedes Waffenstillstandes ohne Friedensbürgschaften. Ich fragte später in Nikolsburg den General v. Moltke, was er thun würde, wenn Frankreich militärisch eingriffe. Seine Antwort war: Eine defensive Haltung gegen Oesterreich, mit Beschränkung auf die Elblinie, inzwischen Führung des Krieges gegen Frankreich. Dieses Gutachten befestigte mich noch mehr in meinem Entschlusse, Seiner Majestät den Frieden auf der Basis der territorialen Integrität Oesterreichs anzuraten. Ich war der Ansicht, daß wir im Falle der französischen Einmischung entweder sofort unter mäßigen Bedingungen mit Oesterreich Frieden und womöglich ein Bündnis schließen müßten, um Frankreich anzugreifen, oder daß wir Oesterreich durch raschen Anlauf und durch Förderung des Konflikts in Ungarn, vielleicht auch in Böhmen, schnell vollends lahm zu legen und bis dahin gegen Frankreich, nicht, wie Moltke wollte, gegen Oesterreich, uns nur defensiv zu verhalten hätten. Ich war des Glaubens, daß der Krieg gegen Frankreich, den Moltke, wie er sagte, zuerst und schnell führen wollte, nicht so leicht sein, daß Frankreich zwar für die Offensive wenig Kräfte übrig haben, aber in der Defensive nach geschichtlicher Erfahrung im Lande selbst bald stark genug werden würde, um den Krieg in die Länge zu ziehen, so daß wir dann vielleicht unsere Defensive gegen Oesterreich an der Elbe nicht siegreich würden halten können, wenn wir einen Invasionskrieg in Frankreich, mit Oesterreich und Süddeutschland feindlich im Rücken, zu führen hätten. Ich wurde durch diese Perspektive zur lebhafteren Anstrengung im Sinne des Friedens bestimmt. Eine Beteiligung Frankreichs am Kriege hätte damals vielleicht nur 60 000 Mann französischer Truppen sofort nach Deutschland in das Gefecht geführt, vielleicht noch weniger: diese Zuthat zu dem Bestande der süddeutschen Bundesarmee wäre jedoch ausreichend gewesen, um für die letztere die einheitliche und energische Führung, wahrscheinlich unter französischem Oberkommando, herzustellen. Allein die bayerische Armee soll zur Zeit des Waffenstillstandes 100 000 Köpfe stark gewesen sein, und mit den übrigen verfügbaren deutschen Truppen, an sich guten und tapferen Soldaten, und 60 000 Franzosen wäre uns von Südwesten her eine Armee von 200 000 Mann unter einheitlicher, kräftiger französischer Leitung anstatt der früheren, schüchternen und zwiespältigen entgegengetreten, der wir vorwärts Berlin keine gleichwertigen Streitkräfte gegenüberzustellen hatten, ohne Wien gegenüber zu schwach zu werden. Mainz war von Bundestruppen unter dem Befehl des bayerischen Generals Grafen Rechberg besetzt: wären die Franzosen einmal darin gewesen, so würde es harte Arbeit gekostet haben, sie daraus zu entfernen. Unter dem Drucke der französischen Intervention und zu einer Zeit, als es sich noch nicht übersehen ließ, ob es gelingen würde, sie auf dem diplomatischen Gebiete festzuhalten, entschloß ich mich, dem Könige den Appell an die ungarische Nationalität anzuraten. Wenn Napoleon in der angedeuteten Weise in den Krieg eingriff, Rußlands Haltung zweifelhaft blieb, namentlich aber die Cholera in unserer Armee weitere Fortschritte machte, so konnte unsere Lage eine so schwierige werden, daß wir zu jeder Waffe, die uns die entfesselte nationale Bewegung nicht nur in Deutschland, sondern auch in Ungarn und Böhmen, darbieten konnte, greifen mußten, um nicht zu unterliegen.

Damals schon tauchte das verleumderische Gerücht auf, daß Bismarck mit Napoleon paktiert und ihm einen Teil deutschen Gebietes zugesichert habe. Das lügenhafte Buch des Generals La Marmora „Un poco piu di luce“ verstärkte diese Ansicht, und der ultramontane v. Mallinckrodt richtete am 16. Januar an Bismarck die Frage: „Leugnen Sie etwa, daß der Mann, der an der Spitze unsrer Re-

gierung steht, erklärt hat, er wäre viel weniger deutsch als preußisch, und ihm würde es so schwer gar nicht werden, einen Teil des linken Rheinufers an Frankreich abzutreten, den Teil des linken Rheinufers, den die bayrische Pfalz, der Regierungsbezirk Koblenz und Trier auf der rechten Moselseite bildet — ja oder nein, meine Herren! (Nein! Nein!) — Schön! Sind Sie bei der Unterredung des Generals Govone (1866) mit dem Ministerpräsidenten zusammen gewesen?"

Darauf gab Bismarck eine Antwort, die für alle Zeiten dieser Legende ein Ende machte:

Ich habe gehört, daß von dem Abgeordneten v. Mallinckrodt behauptet worden ist, ich hätte bei früheren Verhandlungen dem italienischen General Govone die Abtretung eines preußischen Bezirks — ich weiß nicht genau, wo — an der Mosel oder an der Saar in Aussicht gestellt. Ich bin genötigt, (mit erhobener Stimme) dies mit den stärksten Ausdrücken für eine dreiste lügenhafte Erfindung zu erklären, die natürlich der Herr Abgeordnete nicht gemacht hat, die aber anderswo gemacht ist. Aber der Herr Abgeordnete sollte doch vorsichtiger sein im Wiedererzählen solcher Behauptungen, die diese scharfe Kritik verdienen. Die Sache ist in lügenhafter, gehässiger Absicht erfunden worden, es ist auch nicht eine Silbe davon wahr! Ich habe niemals irgend jemandem die Abtretung auch nur eines Dorfes oder auch nur eines Kleefeldes zugesichert oder in Aussicht gestellt. Alles, was darüber zirkuliert oder behauptet wird, erkläre ich in seinem ganzen Umfange für das, was ich vorhin sagte, für eine dreiste, tendenziöse Lüge, die zur Anschwärzung meiner Person erfunden worden ist! (Stürmisches Bravo! Abgeordneter Windthorst: Ich bitte ums Wort!) Ich bin noch nicht fertig! Rede v. 16. 1. 1871.

Die Sorge vor der Einmischung Napoleons, die selbstverständlich für Preußen eine Schmälerung seiner Siegesfrüchte oder die Notwendigkeit eines Krieges mit Frankreich herbeigeführt hätte, blieb einer der leitenden Gedanken in der weiteren Thätigkeit Bismarcks.

Darum war er es, der stets auf eine möglichst schleunige Erledigung der militärischen Operationen drängte. Der bekannte Vorschlag einer Depression nach Preßburg ist auf das gleiche Motiv zurückzuführen:

Am 12. Juli fand in dem Marschquartier Czernahora Kriegsrat statt. Geb. u. Er. II. Zu den unter Vorsitz des Königs stattfindenden Beratungen, die anfangs regelmäßig, später in größeren Abständen stattfanden, wurde ich 1866 zugezogen, wenn ich erreichbar war. An jenem Tage handelte es sich um die Richtung des weiteren Vorgehens gegen Wien; ich war verspätet zur Besprechung erschienen, und der König orientierte mich, daß es sich darum handle, die Befestigungen der Floridsdorfer Linien zu überwältigen, um nach Wien zu gelangen, daß dazu nach der Beschaffenheit der Werke schweres Geschütz aus Magdeburg herbeigeführt werden müsse und daß dazu eine Transportzeit von 14 Tagen erforderlich sei. Nachdem Bresche gelegt, sollten die Werke gestürmt werden, wofür ein mutmaßlicher Verlust von 2000 Mann veranschlagt wurde. Der König verlangte meine Meinung über die Frage. Mein erster Eindruck war, daß wir 14 Tage nicht verlieren durften, ohne die Gefahr mindestens der französischen Einmischung sehr viel näher zu rücken, als sie ohnehin lag. Ich machte meine Besorgnis geltend und sagte: „Vierzehn Tage abwartender Pause können wir nicht verlieren, ohne das Schwergewicht des französischen Arbitriums gefährlich zu verstärken." Ich stellte die Frage, ob wir überhaupt die Floridsdorfer Befestigungen stürmen müßten, ob wir sie nicht umgehen könnten. Mit einer Viertelschwenkung links könnte die Richtung auf Preßburg genommen und die Donau dort mit leichterer Mühe überschritten werden. Entweder würden die Oesterreicher dann

den Kampf in ungünstiger Lage mit Front nach Osten südlich der Donau aufnehmen oder vorher auf Ungarn ausweichen; dann sei Wien ohne Schwertstreich zu nehmen. Der König ließ sich eine Karte reichen und sprach sich zu Gunsten dieses Vorschlags aus; die Ausführung wurde, wie mir schien, widerstrebend in Angriff genommen, aber sie geschah.

Die Verstimmung, die mein Verhalten mir in militärischen Kreisen eintrug, habe ich als die Wirkung einer militärischen Ressortpolitik betrachtet, der ich den entscheidenden Einfluß auf die Staatspolitik und deren Zukunft nicht einräumen könnte.

Gerade deshalb drängte er auf einen möglichst beschleunigten Abschluß des Friedens, selbst gegen die Auffassung der Generale, die den Sieg nach Kräften ausnutzen, den Einmarsch in Wien vollziehen und Oesterreich vollkommmen gedemütigt sehen wollten. Die Gegnerschaft Bismarcks gegen diese Auffassung der Generale wurde noch verstärkt durch ein weithinschauendes Kalkül. Er rechnete schon jetzt, als das Blut der Kämpfer noch nicht verdampft war, mit der kommenden Notwendigkeit ein Bündnis mit den Besiegten zu schließen, auf dem Schlachtfelde von Königgrätz ist der Dreibund geboren worden. Auch in seinen Forderungen innerhalb der deutschen Grenzen war Bismarck der weithinschauende Staatsmann; er trat gegen jede Gebietsabtretung Bayerns und Sachsens auf, weil er damit rechnete, diese Länder dereinst eng mit Preußen zu verbinden. Später einmal hat er zu Hans Blum sich über die Gesichtspunkte, die ihm für die Erhaltung Sachsens besonders maßgebend schienen, geäußert:

H. Blum II. König Wilhelm war geneigt, ein Stück von Sachsen zu nehmen, aber auch nur ein Stück von Hannover und Kurhessen, die für unsere Verbindung mit dem Westen wichtigen Kreise. Entscheidend für eine andere — die geschichtlich jetzt feststehende — Lösung der Angelegenheit war für mich die Frage nach der Bundestreue der Fürsten, um deren Land es sich hier handelte. Diese Bundestreue hätten wir bei den Herren von Hannover und Kurhessen nach 1866 keineswegs mit völliger Sicherheit gefunden. Dagegen war sie sicher zu erwarten von dem ehrwürdigen, aufrichtigen Könige von Sachsen. Zudem hätte, wenn wir Sachsen genommen hätten — außer Hannover, Hessen, Nassau, Frankfurt — von einem norddeutschen „Bunde" eigentlich nicht mehr die Rede sein können. Denn dann hätte ein sehr großes Preußen einer Anzahl Kleinstaaten gegenübergestanden. Auch wäre die französische Kriegslust ebenso wie die Neigung Oesterreichs, ein zweites Mal das Glück der Waffen gegen uns zu versuchen, bei weitem größer gewesen, wenn wir Sachsen genommen hätten. Ja, Graf Karolyi erklärte mit wackerer Gesinnung geradezu, daß Oesterreich den Krieg fortsetzen werde, wenn wir nicht Sachsens Selbständigkeit und Integrität zusagten. Oesterreich erhielt deshalb von uns in den Friedensverhandlungen von Nikolsburg diese Zusage bezüglich Sachsens. Durch das Ungeschick der österreichischen Unterhändler war allerdings die Zusage nicht so scharf formuliert worden, daß es nicht in unserer Hand gelegen hätte — auch dieser Vorschlag tauchte damals auf —, das Unrecht, welches einst der Ernestinischen sächsischen Linie zur Zeit Karls V. und des Kurfürsten Moritz zugefügt worden, wieder gut zu machen, indem man etwa den Großherzog von Weimar oder den Herzog von Coburg-Gotha auf den sächsischen Königsthron setzte. Aber so zweifelhaft die betreffende Klausel auch lauten mochte, wir hielten uns an eine ehrliche Auslegung gebunden, und dazu verpflichtet, die Klausel so auszuführen, wie Oesterreich sie zweifellos verstanden hatte, und Preußen und Deutschland hat es nie zu bereuen gehabt!

Bei dem Besuch der Leipziger in Friedrichsruh im Mai 1895 bemerkte der Fürst:

Die Selbständigkeit Sachsens beruhte im Jahre 1866 im wesentlichen auf der Zuverlässigkeit des Königs und des Prinzen Albert. Wir hatten die Wahl, ob Sachsen annektieren oder Hannover. Auch die Welfen haben keine schlechte Gesinnung, aber sie sind nicht zuverlässig. Aber schließlich brauchten wir Hannover dringender, weil es ja in Preußen liegt und weil es auch sicherer war, sich auf die Zuverlässigkeit der sächsischen Fürsten zu stützen. König Johann hat uns ja auch einmal Schwierigkeiten gemacht, besonders durch Damen, auch durch die Königin Elisabeth (Friedrich Wilhelm IV. Witwe); aber wenn er sich entschieden hatte, so war er zuverlässig im höchsten Grade. Bei Ihrem jetzigen Könige ist das noch anders, der ist mit Leib und Seele national und von solcher Gleichmäßigkeit und Liebenswürdigkeit, daß er alle Herzen gewinnt. Leipz. N.N. v. 24. 5. 1895.

Aus der Erinnerung erzählte Bismarck von den Verhandlungen zu Nikolsburg:

Inzwischen hatte ich in den Konferenzen mit Karolyi und Benedetti, dem es dank dem Ungeschick unserer militärischen Polizei im Rücken des Heeres gelungen war, in der Nacht vom 11. zum 12. Juli nach Zwittau zu gelangen und dort plötzlich vor meinem Bette zu erscheinen, die Bedingungen ermittelt, unter denen der Friede erreichbar war. Benedetti erklärte für die Grundlinie der Napoleonischen Politik, daß eine Vergrößerung Preußens um höchstens vier Millionen Seelen in Norddeutschland, unter Festhaltung der Mainlinie als Südgrenze, keine französische Einmischung nach sich ziehen werde. Er hoffte wohl, einen süddeutschen Bund als französische Filiale auszubilden. Oesterreich trat aus dem deutschen Bunde aus und war bereit, alle Einrichtungen, die der König in Norddeutschland treffen werde, vorbehaltlich der Integrität Sachsens, anzuerkennen. Diese Bedingungen enthielten alles, dessen wir beburften: freie Bewegung in Deutschland. Ich war nach allen vorstehenden Erwägungen fest entschlossen, die Annahme des von Oesterreich gebotenen Friedens zur Kabinettsfrage zu machen. Die Lage war eine schwierige; allen Generalen war die Abneigung gemeinsam, den bisherigen Siegeslauf abzubrechen, und der König war militärischen Einflüssen im Laufe jener Tage öfter und bereitwilliger zugänglich als den meinigen; ich war der einzige im Hauptquartier, dem eine politische Verantwortlichkeit als Minister oblag und der sich notwendig der Situation gegenüber eine Meinung bilden und einen Entschluß fassen mußte, ohne sich für den Ausfall auf irgend eine andere Autorität in Gestalt kollegialischen Beschlusses oder höherer Befehle berufen zu können. Ich konnte die Gestaltung der Zukunft und das von ihr abhängige Urteil der Welt ebensowenig voraussehen wie irgend ein anderer, aber ich war der einzige Anwesende, der gesetzlich verpflichtet war, eine Meinung zu haben, zu äußern und zu vertreten. Ich hatte sie mir in sorgsamer Ueberlegung der Zukunft unserer Stellung in Deutschland und unserer Beziehungen zu Oesterreich gebildet, war bereit, sie zu verantworten und bei dem Könige zu vertreten. Es war mir bekannt, daß man mich im Generalstabe den „Questenberg im Lager" nannte, und die Identifizierung mit dem Wallensteinschen Hofkriegsrat war mir nicht recht schmeichelhaft. Am 23. Juli fand unter dem Vorsitze des Königs ein Kriegsrat statt, in dem beschlossen werden sollte, ob unter den gebotenen Bedingungen Friede zu machen oder der Krieg fortzusetzen sei. Eine schmerzhafte Krankheit an der ich litt, machte es notwendig, die Beratung in meinem Zimmer zu halten. Ich war dabei der einzige Zivilist in Uniform. Ich trug meine Ueberzeugung dahin vor, daß auf die österreichischen Bedingungen der Friede geschlossen werden müsse, blieb aber damit allein; der König trat der militärischen Mehrheit bei. Meine Nerven widerstanden den mich Tag und Nacht ergreifenden Eindrücken nicht, ich stand schweigend auf, ging in mein anstoßendes Schlafzimmer und wurde dort von einem heftigen Weinkrampf be- Ged. u. Er. II.

fallen. Während desselben hörte ich, wie im Nebenzimmer der Kriegsrat aufbrach. Ich machte mich nun an die Arbeit, die Gründe zu Papier zu bringen, die m. E. für den Friedensschluß sprachen, und bat den König, wenn er diesen meinen verantwortlichen Rat nicht annehmen wolle, mich meiner Aemter als Minister bei Weiterführung des Krieges zu entheben. Mit diesem Schriftstück begab ich mich am folgenden Tage zum mündlichen Vortrag. Im Vorzimmer fand ich zwei Obersten mit Berichten über das Umsichgreifen der Cholera unter ihren Leuten, von denen kaum die Hälfte dienstfähig war. Die erschreckenden Zahlen befestigten meinen Entschluß, aus dem Eingehen auf die österreichischen Bedingungen die Kabinettsfrage zu machen. Ich befürchtete neben politischen Sorgen, daß bei Verlegung der Operationen nach Ungarn die mir bekannte Beschaffenheit dieses Landes die Krankheit schnell übermächtig machen würde. Das Klima, besonders im August, ist gefährlich, der Wassermangel groß, die ländlichen Ortschaften mit Feldmarken von mehreren Quadratmeilen weit verstreut, dazu Reichtum an Pflaumen und Melonen. Mir schwebte als warnendes Beispiel unser Feldzug von 1792 in der Champagne vor, wo wir nicht durch die Franzosen, sondern durch die Ruhr zum Rückzuge gezwungen wurden. Ich entwickelte dem Könige an der Hand meines Schriftstücks die politischen und militärischen Gründe, die gegen die Fortsetzung des Krieges sprachen. Oesterreich schwer zu verwunden, dauernde Bitterkeit und Revanchebedürfnis mehr als nötig zu hinterlassen, mußten wir vermeiden, vielmehr uns die Möglichkeit, uns mit dem heutigen Gegner wieder zu befreunden, wahren und jedenfalls den österreichischen Staat als einen Stein im europäischen Schachbrett und die Erneuerung guter Beziehungen mit demselben als einen für uns offen zu haltenden Schachzug ansehen. Wenn Oesterreich schwer geschädigt wäre, so würde es der Bundesgenosse Frankreichs und jedes Gegners werden; es würde selbst seine antirussischen Interessen der Revanche gegen Preußen opfern. Auf der anderen Seite könnte ich mir keine für uns annehmbare Zukunft der Länder, welche die österreichische Monarchie bildeten, denken, falls letztere durch ungarische und slawische Aufstände zerstört oder in dauernde Abhängigkeit versetzt werden sollte. Was sollte an die Stelle Europas gesetzt werden, welche der österreichische Staat von Tirol bis zur Bukowina bisher ausfüllt? Neue Bildungen auf dieser Fläche könnten nur dauernd revolutionärer Natur sein. Deutsch-Oesterreich könnten wir weder ganz noch teilweise brauchen, eine Stärkung des preußischen Staates durch Erwerbung von Provinzen wie Oesterreich-Schlesien und Stücken von Böhmen nicht gewinnen, eine Verschmelzung des deutschen Oesterreichs mit Preußen würde nicht erfolgen, Wien als ein Zubehör von Berlin aus nicht zu regieren sein. Wenn der Krieg fortgesetzt würde, so wäre der wahrscheinliche Kampfplatz Ungarn. Die österreichische Armee, die, wenn wir bei Preßburg über die Donau gegangen, Wien nicht würde halten können, würde schwerlich nach Süden ausweichen, wo sie zwischen die preußische und die italienische Armee geriete und durch ihre Annäherung an Italien die gesunkene und durch Louis Napoleon eingeschränkte Kampflust der Italiener neu beleben würde; sondern sie würde nach Osten ausweichen und die Verteidigung in Ungarn fortsetzen, wenn auch nur in der Hoffnung auf die in Aussicht stehende Einmischung Frankreichs und die durch Frankreich vorbereitete Desinteressierung Italiens. Uebrigens hielte ich auch unter dem rein militärischen Gesichtspunkte nach meiner Kenntnis des ungarischen Landes die Fortsetzung des Krieges dort für undankbar, die dort zu erreichenden Erfolge für nicht im Verhältnis stehend zu den bisher gewonnenen Siegen, also unser Prestige vermindernd — ganz abgesehen davon, daß die Verlängerung des Krieges der französischen Einmischung die Wege ebnen würde. Wir müßten rasch abschließen, ehe Frankreich Zeit zur Entwickelung weiterer diplomatischer Aktion auf Oesterreich gewönne. Gegen alles dies erhob der König keine Einwendung; aber die vorliegenden Bedingungen erklärte er für ungenügend, ohne jedoch seine Forderungen bestimmt zu formulieren. Nur so viel war klar, daß seine Ansprüche seit dem 4. Juli gewachsen waren. Der Hauptschuldige könne doch nicht ungestraft ausgehen, die

Verführten könnten wir dann leichter davonkommen lassen, sagte er und bestand auf den schon erwähnten Gebietsabtretungen von Oesterreich. Ich erwiderte: Wir hätten nicht eines Richteramts zu walten, sondern deutsche Politik zu treiben; Oesterreichs Rivalitätskampf gegen uns sei nicht strafbarer als der unserige gegen Oesterreich; unsere Aufgabe sei Herstellung oder Anbahnung deutsch-nationaler Einheit unter Leitung des Königs von Preußen. Auf die deutschen Staaten übergehend, sprach er von verschiedenen Erwerbungen durch Beschneidung der Länder aller Gegner. Ich wiederholte, daß wir nicht vergeltende Gerechtigkeit zu üben, sondern Politik zu treiben hätten, daß ich vermeiden wolle, in dem künftigen deutschen Bundesverhältnis verstümmelte Besitze zu sehen, in denen bei Dynastie und Bevölkerung der Wunsch nach Wiedererlangung des früheren Besitzes mit fremder Hilfe nach menschlicher Schwäche leicht lebendig werden könnte; es würden das unzuverlässige Bundesgenossen werden. Dasselbe würde der Fall sein, wenn man zur Entschädigung Sachsens etwa Würzburg oder Nürnberg von Bayern verlangen wollte, ein Plan, der außerdem mit der dynastischen Vorliebe Sr. Majestät für Ansbach in Konkurrenz treten würde. Ebenso hatte ich Pläne zu bekämpfen, die auf eine Vergrößerung des Großherzogtums Baden hinausliefen, Annexion der bayrischen Pfalz und eine Ausdehnung in der unteren Maingegend. Das Aschaffenburger Gebiet Bayerns wurde dabei als geeignet angesehen, um Hessen-Darmstadt für den durch die Maingrenze gebotenen Verlust von Oberhessen zu entschädigen. Später in Berlin stand von diesen Plänen nur noch zur Verhandlung die Abtretung des auf dem rechten Mainufer gelegenen bayerischen Gebiets einschließlich der Stadt Bayreuth an Preußen, wobei die Frage zur Erörterung kam, ob die Grenze auf dem nördlichen roten oder südlichen weißen Main gehen sollte. Vorwiegend schien mir bei Sr. Majestät die von militärischer Seite gepflegte Abneigung gegen die Unterbrechung des Siegeslaufes der Armee. Der Widerstand, den ich den Absichten Sr. Majestät in Betreff der Ausnutzung der militärischen Erfolge und seiner Neigung, den Siegeslauf fortzusetzen, meiner Ueberzeugung gemäß leisten mußte, führte eine so lebhafte Erregung des Königs herbei, daß eine Verlängerung der Erörterung unmöglich war und ich mit dem Eindruck, meine Auffassung sei abgelehnt, das Zimmer verließ mit dem Gedanken, den König zu bitten, daß er mir erlauben möge, in meiner Eigenschaft als Offizier in mein Regiment einzutreten. In mein Zimmer zurückgekehrt, war ich in der Stimmung, daß mir der Gedanke nahe trat, ob es nicht besser sei, aus dem offenstehenden, vier Stock hohen Fenster zu fallen, und ich sah mich nicht um, als ich die Thür öffnen hörte, obwohl ich vermutete, daß der Eintretende der Kronprinz sei, an dessen Zimmer ich auf dem Korridor vorübergegangen war. Ich fühlte seine Hand auf meiner Schulter, während er sagte: „Sie wissen, daß ich gegen den Krieg gewesen bin, Sie haben ihn für notwendig gehalten und tragen die Verantwortlichkeit dafür. Wenn Sie nun überzeugt sind, daß der Zweck erreicht ist und jetzt Friede geschlossen werden muß, so bin ich bereit, Ihnen beizustehen und Ihre Meinung bei meinem Vater zu vertreten.“ Er begab sich dann zum Könige, kam nach einer kleinen halben Stunde zurück in derselben ruhigen und freundlichen Stimmung, aber mit den Worten: „Es hat sehr schwer gehalten, aber mein Vater hat zugestimmt.“ Diese Zustimmung hatte ihren Ausdruck gefunden in einem mit Bleistift an den Rand einer meiner letzten Eingaben geschriebenen Marginale ungefähr des Inhaltes: „Nachdem mein Ministerpräsident mich vor dem Feinde im Stiche läßt und ich hier außer stande bin, ihn zu ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohne erörtert, und da sich derselbe der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen hat, sehe ich mich zu meinem Schmerze gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Armee in diesen sauren Apfel zu beißen und einen so schmachvollen Frieden anzunehmen.“ — Ich glaube mich nicht im Wortlaut zu irren, obschon mir das Aktenstück gegenwärtig nicht zugänglich ist; der Sinn war jedenfalls der angegebene und mir damals trotz der Schärfe der Ausdrücke eine erfreuliche Lösung der für mich unerträglichen Spannung. Ich nahm die königliche Zustimmung zu dem von mir als

politisch notwendig Erkannten gern entgegen, ohne mich an ihrer unverbindlichen Form zu stoßen. Im Geiste des Königs waren eben die militärischen Eindrücke damals die vorherrschenden, und das Bedürfnis, die bis dahin so glänzende Siegeslaufbahn fortzusetzen, war vielleicht stärker als die politischen und diplomatischen Erwägungen. Von dem erwähnten Marginale des Königs, das mir der Kronprinz überbrachte, blieb mir als einziges Residuum die Erinnerung an die heftige Gemütsbewegung, in die ich meinen alten Herrn hatte versetzen müssen, um zu erlangen, was ich im Interesse des Vaterlandes für geboten hielt, wenn ich verantwortlich bleiben sollte. Noch heut haben diese und analoge Vorgänge bei mir keinen andern Eindruck hinterlassen als die schmerzliche Erinnerung, daß ich einen Herrn, den ich persönlich liebte wie diesen, so habe verstimmen müssen.

König Wilhelm selbst hat eine andere Stimmung gewonnen, in seinem ruhig nachdenklichen Gemüte wirkten die Gründe, die Bismarck angab, nach, und am 28. Juli kann Roon nach Hause schreiben:

Brf. v. 28. 7. 1866. Die Friedenspräliminarien sind heute unterzeichnet worden in unsrer Gegenwart. Als er dies vollbracht, sprang der Herr auf, umarmte und küßte dankend und weinend mit viel beweglichen Worten zuerst Bismarck, dann mich und Moltke, indem er diesem und mir den Schwarzen Adlerorden, Bismarck das Großkreuz des Hohenzollern verlieh. Im Jubel seines Herzens schreibt er weiter, als er neben den österreichischen Unterhändlern an der Tafel des Königs saß: Niemand wird uns Schwachheit und Neigung für einen faulen Frieden Schuld geben mögen; der Herr hat aber, wiewohl keine Passion für die Fortsetzung des Krieges, einen solchen Respekt vor „faulem Frieden", daß er immer noch ein bißchen mehr verlangt als billig und möglich. Gestern waren die österreichischen Bevollmächtigten bei der königlichen Tafel; ich hätte nicht an ihrer Stelle sein mögen. Der berüchtigte „Gang nach Olmütz" kann als Vergnügungspartie daneben gelten.

Auch jetzt wieder zeigte sich dieselbe Erscheinung, auf die wir oben hingewiesen haben: in den Tagen des Widerstandes wirkte die geistige Erregung und die Gemütsaffektion auf Bismarcks Gesundheitszustand schädigend zurück. So schreibt Roon am 17. Juli:

Brf. v. 17. 7. 1866. Seit gestern Nachmittag hat Bismarck plötzlich wieder seinen nervösen Rheumatismus im Bein bekommen, was ich, wenn der Zustand andauert, für ein Unglück großer That halten würde. Ich hatte gehofft, er würde sich während des Feldzuges eine andere Lebensweise angewöhnen, die seinen Nerven aufhilfe; aber er ist unverbesserlich, arbeitet die Nächte, weil er die halben Tage verschläft.

Die Präliminarien zu dem Frieden mit Oesterreich waren unter heißen Kämpfen Bismarcks geschlossen worden. Noch im letzten Augenblick, als Bismarck eben unterzeichnen wollte, ließ sich Benedetti bei ihm melden, um für Frankreich abermals eine Entschädigung zu fordern. Bismarck erwiderte mit großer Freundlichkeit, daß er bereit sei, diese Vorschläge mit dem Botschafter zu erwägen. Als aber Benedetti vom linken Rheinufer zu reden anfing, fiel ihm Bismarck ins Wort: „Machen Sie mir heute keine amtliche Mitteilung dieser Art." Darauf wandte er sich zur Unterzeichnung der Präliminarien. Er hatte „die Stirnlocke Fortunas" mit fester Hand ergriffen.

Zwanzigstes Kapitel.

Das Nachspiel des Krieges.

In einem Briefe an seine Gattin aus Nikolsburg schrieb Roon:

Jetzt kommen die Büßenden alle, Bayern hat seinen Premierminister, der Herzog von Meiningen seinen ersten Adjutanten hergesandt; ebenso der König von Hannover und der württembergische Minister v. Varnbüler ist zu Bismarcks Aerger angekündigt. Denkw. Roons, Brf. v. 28. 7. 1866.

Ja, die Büßenden kamen alle, Gnade und Ungnade wurde in wohlberechnetem Maße zugeteilt und auch die preußische Opposition war unter den Büßenden. Hier gehörte Bismarck zu den großmütig Verzeihenden, denn auch als Sieger über die Opposition kehrte er zurück; es lag in seiner Hand, sie zu demütigen, er konnte die Rolle des Diktators spielen, aber gerade auch hier zeigte in weiser Mäßigung und Gerechtigkeit sich Bismarcks Meisterschaft. Neue Landtagswahlen hatten stattgefunden, zahlreiche Gegner der Regierung hatten maßvollen und überzeugten Anhängern der nationalen Idee weichen müssen, wenn auch der Stimmenzahl nach die Opposition noch die Mehrheit besaß. Bismarck wollte die Indemnität fordern für die budgetlose Finanzverwaltung der letzten Jahre. Er wußte, daß er seine konservativen Freunde mit diesem Vorschlage tief verletzen würde, aber er wußte auch, daß eine staatsrechtliche Kontroverse nicht den Anlaß geben dürfe, bei etwa bevorstehendem Kriege mit Frankreich das deutsche Volk innerlich zu entzweien. Die Thronrede wurde im Sinne der Indemnität vorbereitet. Bismarck aber sah weiter. Aus Prag schreibt er der Gattin:

Soeben komme ich von einer Spazierfahrt mit Sr. M. über Hradschin, Belvedere, alle Schönheiten der Prager Landschaft gesehen. In wenig Tagen sind es 19 Jahre, daß wir dies alles zusammen besichtigten. Wieviel Wunderliches mußte geschehen, um mich heute in dieser Art wieder an dieselbe Stelle zu führen, ohne B. Hei cerstwa! hatte ich zur Freude meines Kutschers noch behalten! Morgen denken wir in Berlin zu sein. Großer Zwist über die Thronrede. Die Leutchen haben alle nicht genug zu thun, sehen nichts als ihre eigene Nase und üben ihre Schwimmkunst auf der stürmischen Welle der Phrase. Mit den Feinden wird man fertig, aber die Freunde! Sie tragen fast alle Scheuklappen und sehen nur einen Fleck von der Welt. Brf. v. 3. 8. 1866.

Auch die Konservativen gehörten zum großen Teil zu denen, die nichts „als ihre Nase" sehen.

Sie hatten bei den Wahlen eine erhebliche Anzahl von Sitzen gewonnen und wollten ihren Sieg ausnutzen, vor allem aber waren sie gegen eine in der Form des Indemnitätsgesetzes gekleidete „Abbitte" eingenommen. Bismarck aber blickte weiter; er wollte vor allem Deutschland konsolidieren, um der von ihm vorausgesehenen Entwicklung der äußeren Angelegenheiten entgegentreten zu können:

Ged. u. Er. II. Mit der Suspendierung und Revision der Verfassung, mit der Demütigung der Landtagsopposition wäre allen mit den Erfolgen von 1866 Unzufriedenen in Deutschland und Oesterreich eine wirksame Waffe gegen Preußen für die vorauszusehenden künftigen Kämpfe gegeben worden. Man hätte sich darauf gefaßt machen müssen, einstweilen in Preußen gegen Parlament und Presse ein Regierungssystem durchzuführen, das von dem ganzen übrigen Deutschland bekämpft wurde. Maßregeln, die bei uns gegen die Presse zu ergreifen gewesen sein würden, würden in Dessau keine Gültigkeit gehabt haben, und Oesterreich und Süddeutschland würden ihre Revanche einstweilen dadurch genommen haben, daß sie die von Preußen verlassene Führung auf liberalem und nationalem Gebiete übernahmen. Die nationale Partei in Preußen selbst würde mit den Gegnern der Regierung sympathisiert haben; wir konnten dann innerhalb der verbesserten preußischen Grenzen staatsrechtlich eine Stärkung des Königtums gewinnen, aber doch in Gegenwart stark dissentierender einheimischer Elemente, denen sich die Opposition in den neuen Provinzen angeschlossen haben würde. Wir hätten dann einen preußischen Eroberungskrieg geführt, aber der nationalen Politik Preußens würden die Sehnen durchschnitten worden sein. In dem Bestreben, der deutschen Nation die Möglichkeit einer ihrer geschichtlichen Bedeutung entsprechenden Existenz durch Einheit zu verschaffen, lag das gewichtigste Argument zur Rechtfertigung des geführten deutschen „Bruderkrieges"; die Erneuerung eines solchen wurde unabwendbar, wenn der Kampf zwischen den deutschen Stämmen lediglich im Interesse der Stärkung des preußischen Sonderstaates fortgesetzt wurde. Vor dem Siege würde ich nie von „Indemnität" gesprochen haben; jetzt, nach dem Siege, war der König in der Lage, sie großmütig zu gewähren und Frieden zu schließen, nicht mit seinem Volke — der war nie unterbrochen worden, wie der Verlauf des Krieges gezeigt hat —, sondern mit dem Teile der Opposition, welcher irre geworden war an der Regierung, mehr aus nationalen, als aus parteipolitischen Gründen.

Dies waren ungefähr die Gedanken und Argumente, mit denen ich während der viele Stunden langen Fahrt von Prag nach Berlin (4. August) die Schwierigkeiten zu bekämpfen suchte, die die eigenen Ansichten, noch mehr aber andere Einflüsse, namentlich auch der Einfluß der konservativen Deputation, in dem Könige hinterlassen hatten. Es kam dazu eine staatsrechtliche Auffassung Sr. Majestät, die ihm ein Verlangen nach Indemnität als ein Eingeständnis begangenen Unrechtes erscheinen ließ. Ich suchte vergeblich diesen sprachlichen und rechtlichen Irrtum zu entkräften, indem ich geltend machte, daß in Gewährung der Indemnität nichts weiter liege als die Anerkennung der Thatsache, daß die Regierung und ihr königlicher Chef rebus sic stantibus richtig gehandelt hätten; die Forderung der Indemnität sei ein Verlangen nach dieser Anerkennung. In jedem konstitutionellen Leben, in dem Spielraum, den es den Regierungen gestatte, liege es, daß der Regierung nicht für jede Situation eine Zwangsroute in der Verfassung angewiesen sein könne. Der König blieb bei seiner Abneigung gegen Indemnität, während es mir notwendig schien, den parlamentarischen Gegnern, von denen doch höchstens diejenigen, die später die freisinnige Partei bildeten, böswillig, die anderen aber nur verrannt waren, sei es politisch, sei es sprachlich, eine goldene Brücke zu bauen, um den inneren Frieden Preußens herzustellen und von dieser festen preußischen Basis aus die deutsche

Politik des Königs fortzusetzen. Die viele Stunden lange und für mich sehr angreifende Unterredung, weil sie meinerseits stets in vorsichtigen Formen geführt werden mußte, fand im Eisenbahnkoupee zu Dreien statt, mit dem Könige und dem Kronprinzen. Der letztere aber unterstützte mich nicht, obschon er in dem leichtbeweglichen Ausdruck seines Mienenspiels mich wenigstens durch Kundgebung seines vollen Einverständnisses seinem Herrn Vater gegenüber stärkte.

Durch eine Korrespondenz, die ich von Nikolsburg aus mit den übrigen Ministern geführt hatte, war der Entwurf der Thronrede zustande gekommen und von Sr. Majestät genehmigt worden mit Ausnahme des auf die Indemnität bezüglichen Satzes. Schließlich gab der König mit Widerstreben auch dazu seine Einwilligung, so daß der Landtag am 5. August mit einer Thronrede eröffnet werden konnte, die ankündigte, daß die Landesvertretung in Bezug auf die ohne Staatshaushaltsgesetz geführte Verwaltung um nachträgliche Verwilligung angegangen werden solle. In verbis simus faciles!

Am 5. August eröffnete König Wilhelm im Weißen Saale an der Spitze der Prinzen seines Hauses den Landtag, begrüßt von begeistertem Jubel. In seinem und seines Volkes Namen dankte er Gott für die kriegerischen Erfolge und versöhnlich klang es von seinen Lippen: „Viel teueres Blut ist geflossen, viele Tapfere betrauert das Vaterland, die siegesfroh den Heldentod starben, bis unsere Fahnen sich in einer Linie von den Karpathen bis zum Rheine entfalteten. In einträchtigem Zusammenwirken werden Regierung und Volksvertretung die Früchte zur Reife zu bringen haben, die aus der blutigen Saat, soll sie nicht umsonst gestreut sein, erwachsen müssen.“ Dann aber folgte der mit großer Spannung erwartete Passus: „Ueber die Feststellung des Staatshaushaltes hat eine Vereinbarung mit der Landesvertretung in den letzten Jahren nicht herbeigeführt werden können. Die Staatsausgaben, welche in dieser Zeit geleistet worden sind, entbehren daher der gesetzlichen Grundlage, welche der Staatshaushalt, wie ich wiederholt anerkenne, nur durch das nach Art. 99 der Verf.-Urkunde alljährlich zwischen Meiner Regierung und den beiden Häusern des Landtages zu vereinbarende Gesetz erhält. Wenn Meine Regierung gleichwohl den Staatshaushalt ohne diese gesetzliche Grundlage mehrere Jahre geführt hat, so ist dies nach gewissenhafter Prüfung in der pflichtmäßigen Ueberzeugung geschehen, daß die Fortführung einer geregelten Verwaltung, die Erfüllung der gesetzlichen Verpflichtungen gegen die Gläubiger und die Beamten des Staates, die Erhaltung des Heeres und der Staatsinstitute Existenzfragen des Staates waren, und daß daher jenes Verfahren eine der unabweisbaren Notwendigkeiten wurde, denen sich eine Regierung im Interesse des Landes nicht entziehen kann und darf. Ich hege das Vertrauen, daß die jüngsten Ereignisse dazu beitragen werden, die unerläßliche Verständigung insoweit zu erzielen, daß Meine Regierung in Bezug auf die ohne Staatshaushaltsgesetz geführte Verwaltung die Indemnität, um welche die Landesvertretung angegangen werden soll, bereitwillig erteilt und damit der bisherige Konflikt um so sicherer zum Abschluß gebracht werden wird, als erwartet werden darf, daß die politische Lage des Vaterlandes eine Erweiterung der Grenzen des Staates und die Einrichtung eines einheitlichen Bundesheeres unter Preußens Führung

gestatten werde, dessen Lasten von allen Genossen des Bundes gleichmäßig werden getragen werden.“ Die Bewegung im Lande war groß. Ueberall flogen der Regierung die Herzen zu. Aus dieser Stimmung heraus mag auch Fritz Reuter, der einst in den Kasematten seine Begeisterung für Deutschlands Einheit so bitter hatte büßen müssen, an Bismarck geschrieben haben:

Es treibt mich, Ew. Exzellenz, als dem Manne, der die Träume meiner Jugend und die Hoffnungen des gereiften Alters zur faßbaren und im Sonnenschein glänzenden Wahrheit verwirklicht hat, ich meine die Einheit Deutschlands, meinen tiefgefühlten Dank zu sagen. Nicht Autoren-Eitelkeit, sondern nur der lebhafte Wunsch, für so viel schöne Realität, die Ew. Exzellenz dem Vaterlande geschenkt haben, auch etwas Reales zu bieten, veranlaßt mich, diesem Danke den Inhalt des beifolgenden Packets beizufügen. Möchte Ew. Exzellenz diesen meinen etwas zudringlichen Kindern ein bescheidenes Plätzchen in Ihrer Bibliothek gönnen, und möchten die dummen Jungen im stande sein, mit ihren tollen Sprüngen Sie auf Augenblicke die schweren Sorgen und harten Mühen Ihres Lebens vergessen zu lassen. Gott segne Sie für Ihr Thun! Sie haben sich mehr Herzen gewonnen, als Sie ahnen, so z. B. auch das

Ihres ergebensten Fritz Reuter, Dr.

Am 17. September traf bei dem norddeutschen Dichter die Antwort ein:

Ew. Hochwohlgeboren

Brf. v. 17. 9. 1866. sage ich herzlichen Dank für die freundliche Sendung, mit welcher Sie Ihre inhaltsvolle Zuschrift vom 4. d. M. begleiteten. Als alte Freunde habe ich die Schar Ihrer Kinder begrüßt und sie alle willkommen geheißen, die in frischen, mir heimatlich vertrauten Klängen von unsres Volkes Herzschlag Kunde geben. Noch ist, was die Jugend erhoffte, nicht Wirklichkeit geworden; mit der Gegenwart aber versöhnt es, wenn der auserwählte Volksdichter in ihr die Zukunft gesichert vorschaut, der er Freiheit und Leben zu opfern stets bereit war.

v. Bismarck.

Auch im Landtage erwachte alsbald ein freundliches Echo, es vollzog sich damals die Trennung zwischen den späteren Nationalliberalen und den Fortschrittlern, an Stelle Grabows wurde der maßvolle Forckenbeck zum Präsidenten gewählt. An demselben Tage aber, der in Deutschland die Versöhnung einleitete, erhielt Bismarck ein Schreiben Benedettis, dem ein Entwurf zu einem geheimen Vertrage beilag, welcher für Frankreich das ganze linke Rheinufer, Luxemburg und Limburg forderte. Wie Bismarck diese Forderung aufnahm, hat er selbst in einer Rede vom 2. Mai 1871 dargelegt:

Rede v. 2. 5. 1871. Es ist bekannt, daß ich noch am 6. August 1866 in dem Fall gewesen bin, den französischen Botschafter bei mir eintreten zu sehen, um mir mit kurzen Worten das Ultimatum zu stellen, Mainz an Frankreich abzutreten oder die sofortige Kriegserklärung zu gewärtigen. (Hört! Hört!) Ich bin natürlich nicht einen Augenblick zweifelhaft gewesen über die Antwort. Ich antwortete ihm: Gut, dann ist Krieg! (Bravo!) Er reiste mit dieser Antwort nach Paris; in Paris besann man sich einige Tage nachher anders, und man gab mir zu verstehen, diese Instruktion sei dem Kaiser Napoleon während einer Krankheit entrissen worden.

In der That hat Bismarck auf Benedettis Drängen den Vorschlag Napoleons auch dem König vorgelegt, der selbstverständlich gleichfalls die

Abtretung jedes Fuß breiten Bodens Deutschlands verweigerte. Ueber die Unterredung, die jetzt zwischen den beiden Staatsmännern folgte, liegt folgender Bericht vor. Bismarck begann:

Sie müssen doch wissen, daß für uns die Abtretung deutscher Erde unmöglich ist. Ließen wir uns dazu herbei, so hätten wir trotz aller Triumphe Bankerott gemacht. Vielleicht könnte man andere Wege finden, Sie zu befriedigen, aber wenn Sie auf diesen Forderungen bestehen, so gebrauchen wir, darüber täuschen Sie sich nicht, alle Mittel: wir rufen nicht bloß die gesamte deutsche Nation auf, sondern wir machen auch sofort Frieden mit Oesterreich auf jede Bedingung, überlassen ihm ganz Süddeutschland, lassen uns selbst den Bundestag wieder gefallen. Aber dann gehen wir auch vereinigt mit 800,000 Mann über den Rhein und nehmen Euch den Elsaß ab; unsere beiden Heere sind mobil, das Eurige ist es nicht, die Folgen denken Sie sich selbst. — Wie? rief Benedetti, Ihr meint, Oesterreich würde Frieden schließen, wenn wir gegen Euch aufträten? — Es ist kein neuer Gedanke, den ich eben ausspreche, versetzte Bismarck. Unmittelbar vor dem Kriege haben wir darüber verhandelt, und heute, versichere ich Sie, schließt Oesterreich den Frieden. Also, wenn Sie nach Paris kommen, so verhüten Sie einen Krieg, welcher sehr leicht verhängnisvoll werden könnte. — Wie gern thäte ich das, entgegnete Benedetti, doch schon etwas beklommener als in seinem „entschiedenen" Schreiben vom 5. August, aber ich werde nicht umhin können, dem Kaiser aus eigener Ueberzeugung die Aufrechterhaltung seiner Forderung zu empfehlen, weil ich selbst glaube, daß die Existenz der Dynastie in Gefahr ist, wenn die öffentliche Meinung in Frankreich nicht durch eine derartige Konzession Deutschlands beruhigt wird. — Darauf that Bismarck die letzte Aeußerung, welche der Botschafter nach Paris mitnahm. Sie lautete: Machen Sie Se. Majestät den Kaiser darauf aufmerksam, daß ein solcher Krieg unter gewissen Eventualitäten ein Krieg mit revolutionären Donnerschlägen (à coups révolutionaires) werden könnte, und daß angesichts revolutionärer Gefahren die deutschen Dynastien doch wohl eine größere Festigkeit bewähren würden als die des Kaisers Napoleon. v. Sybel V.

Bald darauf erklärte Napoleon den ganzen Antrag für ein Mißverständnis, er sei bereit, die preußischen Annexionen amtlich anzuerkennen. Auch in Petersburg zerstreuten sich die Wolken, die Gortschakoff künstlich heraufgeführt hatte, und die sich verdichten mußten durch die Abneigung des Zaren, deutsche Dynastien von ihren Thronen gestürzt zu sehen. In einem freundlichen Briefe erklärte schließlich Alexander, Rußland werde sich nie den Widersachern Preußens zugesellen. Zahllose Verhandlungen wurden natürlich auch nötig, als es galt, mit den kleineren deutschen Staaten zu einer Entscheidung zu kommen. Namentlich für Bayern waren am Anfang harte Bedingungen, sogar Landabtretungen, vorgesehen. In der Verhandlung mit dem bayrischen Vertreter von der Pfordten verzichtete jedoch Bismarck plötzlich auf seine Forderungen, zeigte ihm Benedettis Anträge und fragte ihn, ob Bayern zu treuer Bundesfreundschaft mit Preußen bereit sei. Am 25. Oktober gab er im Landtage folgende Aufklärung:

Ich erinnere mich sehr genau, daß ein Mann von deutscher Gesinnung Rede v. und lange Zeit der Gegner Preußens, der Freiherr v. d. Pfordten, in dem 25. 6. 1867. Augenblicke, als ich ihm bei den Friedensverhandlungen erklärte, daß wir auf die beabsichtigten Erwerbungen im rechtsmainischen Franken verzichteten, unter der Bedingung, daß das ihm dem Prinzip nach bekannte Bündnis von Bayern angenommen werde — daß der Freiherr v. d. Pfordten unter der lebhaftesten Bethätigung seiner inneren Bewegung mit Feierlichkeit erklärte, hieran sähe er,

wie sehr meine deutschen Gesinnungen verleumdet würden, und wie ein deutsches Herz in meinem Busen schlüge, so gut wie in dem seinigen. (Bravo!)

Einen schnellen Abschluß mit den deutschen Staaten herbeizuführen, sah Bismarck um so mehr als eine Notwendigkeit an, als die Intriguen Napoleons in Florenz mit der Vereinzelung Preußens drohten und neue von Benedetti überreichte Vorschläge die Aktionslust Frankreichs außer Zweifel stellten. Wieder begehrte Napoleon die Grenzen von 1814 sowie die Erlaubnis, auf Grund eines geheimen Bündnisses mit Preußen sich Belgien anzueignen. Bismarck behandelte jetzt jedoch die Frage „dilatorisch“. Er wollte zunächst den Frieden mit Oesterreich abschließen. Am 23. August wurde er auch glücklich in Prag unterzeichnet. In der Verhandlung mit Benedetti aber vollzog Bismarck jenes Meisterstück, das ihm im Jahre 1870 noch so große Dienste leisten sollte, das von Benedettis Hand selbst geschriebene Entwurfskonzept behielt er in der Hand, um es im Juli des Kriegsjahres in die Welt zu schleudern und die heuchlerische Politik Napoleons der allgemeinen Entrüstung preiszugeben. Denn schon im Jahre 1866 sah Bismarck die Notwendigkeit eines Krieges mit Frankreich voraus:

Ged. u. Er. II. Ich nahm als sicher an, daß der Krieg mit Frankreich auf dem Wege zu unserer weiteren nationalen Entwickelung, sowohl der intensiven als der über den Main hinaus extensiven, notwendig werde geführt werden müssen, und daß wir diese Eventualität bei allen unseren Verhältnissen im Innern wie nach Außen im Auge zu behalten hätten. . . . Ich nahm an, daß ein Gesamt-Deutschland nur eine Frage der Zeit, und daß zu deren Lösung der Norddeutsche Bund die erste Etappe sei, daß aber die Feindschaft Frankreichs und vielleicht Rußlands, das Revanchebedürfnis Oesterreichs für 1866 und der preußisch-dynastische Partikularismus des Königs nicht zu früh in die Schranken gerufen werden dürfe. Ich war nicht zweifelhaft, daß ein deutsch-französischer Krieg werde geführt werden müssen, bevor die Gesamteinrichtung Deutschlands sich verwirklichte. Diesen Krieg hinauszuschieben, bis unsere Streitkräfte durch Anwendung der preußischen Wehrgesetzgebung nicht bloß auf Hannover, Hessen und Holstein, sondern, wie ich damals schon nach der Fühlung mit den Süddeutschen hoffen durfte, auch auf diese, gestärkt wären, war ein Gedanke, der mich damals beherrschte. . . . Mein Bestreben, diesen Krieg hinauszuschieben, bis die Wirkung unserer Wehrgesetzgebung und militärischen Erziehung auf alle nicht altpreußischen Landesteile sich vollständig hätte entwickeln können, war also natürlich, und dieses mein Ziel war 1867 bei der Luxemburger Frage nicht annähernd erreicht. Jedes Jahr Aufschub des Krieges stärkte unser Heer um mehr als 100,000 gelernte Soldaten. Bei der Indemnitätsfrage dem Könige gegenüber und bei der Verfassungsfrage im preußischen Landtage aber stand ich unter dem Drucke des Bedürfnisses, dem Auslande keine Spur von vorhandenen oder bevorstehenden Hemmnissen durch unsre innere Lage, sondern nur die einige nationale Stimmung zur Anschauung zu bringen, um so mehr, als sich nicht ermessen ließ, welche Bundesgenossen Frankreich im Kriege gegen uns haben werde. Die Verhandlungen und Annäherungsversuche zwischen Frankreich und Oesterreich in Salzburg und anderswo bald nach 1866 konnten unter Leitung des Herrn von Beust erfolgreich sein, und schon die Berufung dieses verstimmten sächsischen Ministers zur Leitung der Wiener Politik ließ darauf schließen, daß sie die Richtung der Revanche einschlagen würde.

Jetzt konnte sich Bismarck den Verhandlungen des Landtages mit größerer Energie widmen. In seiner großen Rede über die Frage der Indemnität erklärte er:

Je aufrichtiger die königliche Regierung den Frieden wünscht, um so mehr fühlen ihre Mitglieder die Verpflichtung, sich jedes Eingehens auf retrospektive Kritik zu enthalten, sei es Abwehr, seien es Angriffe. Wir haben in den letzten vier Jahren unsern Standpunkt von beiden Seiten häufig mit mehr oder weniger Bitterkeit oder Wohlwollen vertreten, keiner hat es in den vier Jahren vermocht, den andern zu überzeugen, jeder hat geglaubt, recht zu handeln, wenn er so handelte, wie er es that. Ein Friedensschluß würde auch in den auswärtigen Verhältnissen schwerlich zustande kommen, wenn man verlangte, daß ihm von einem von beiden Teilen vorhergehen sollte das Bekenntnis: „Ich sehe es jetzt ein, ich habe unrecht gehandelt." Wir wünschen den Frieden, nicht weil wir kampfunfähig sind in diesem innern Kampf; im Gegenteil, die Flut fließt in diesem Augenblick mehr zu unsern Gunsten als vor Jahren; wir wünschen ihn auch nicht, um einer etwaigen künftigen Anklage auf Grund eines künftigen Verantwortlichkeits-Gesetzes zu entgehen; ich glaube nicht, daß man uns anklagen wird, ich glaube nicht, daß, wenn es geschieht, man uns verurteilen wird, und wie dem auch sein möge: — man hat dem Ministerium viel Vorwürfe gemacht, den der Furchtsamkeit noch nicht! (Heiterkeit.) Rede v. 1. 9. 1866.

Wir wünschen den Frieden, weil unserer Meinung nach das Vaterland ihn im gegenwärtigen Augenblicke in höherem Grade bedarf als früher; wir wünschen ihn und suchen ihn namentlich deshalb, weil wir glauben, ihn im gegenwärtigen Moment zu finden, wir hätten ihn früher gesucht, wenn wir früher hätten hoffen können, ihn zu finden; wir glauben ihn zu finden, weil Sie erkannt haben werden, daß die königliche Regierung den Aufgaben, welche auch Sie in Ihrer Mehrzahl erstreben, nicht so fern steht, wie Sie vielleicht vor Jahren gedacht haben, nicht so fern steht, wie das Schweigen der Regierung über manches, was verschwiegen werden mußte, Sie zu glauben berechtigen konnte. (Bravo!)

Deshalb, meine Herren, ist unsere Aufgabe noch nicht gelöst, sie erfordert die Einigkeit des gesamten Landes der That nach und dem Eindruck nach.

Wenn man oft gesagt hat: „Was das Schwert gewonnen hat, hat die Feder verdorben", so habe ich das volle Vertrauen, daß wir nicht hören werden: Was Schwert und Feder gewonnen haben, ist von dieser Tribüne vernichtet worden! (Lebhafter Beifall.)

Mit 230 gegen 75 Stimmen wurde die Indemnität im Landtag, einstimmig im Herrenhaus angenommen. Auch in der Debatte über die Annexion der Elbherzogtümer errang Bismarck den Sieg; denjenigen, die ihm vorwarfen, er habe die Siege des Heeres auf dem politischen Gebiete nicht genügend ausgenutzt, gab er die Antwort:

Die Abschätzung der Tragweite eines militärischen Sieges in dem Momente, wo er erfochten wird, ist eine der schwierigsten Aufgaben der Politik. Man kann sich sehr leicht irren — ob wir geirrt haben, kann vielleicht die Zukunft zeigen, ob wir den Moment richtig gewählt haben, um den Frieden oder Waffenstillstand abzuschließen, und ob wir wohlgethan haben, uns mit den Bedingungen zu begnügen, die wir damals erreichen konnten. Es muß einer späteren Geschichte vorbehalten bleiben, alle die Momente aufzuklären, die dabei mitgewirkt haben, und wenn Sie sie alle kennen, so glaube ich, werden Sie der Regierung das Zeugnis nicht versagen, daß die Benutzung der Siege eine ziemlich kühne war. Rede v. 12. 9. 1866.

Man kann sehr leicht die Linie überschreiten, bei der eine weitere Ausbeutung des Sieges in eine blinde Zuversicht ausartet, die alle Errungenschaften aufs Spiel setzt, und je größer diese Errungenschaft schon ist, desto schwieriger entschließt man sich zu einer Ausbeutung des Sieges, die nicht mehr den Charakter des Mutes, sondern den der Waghalsigkeit haben würde. (Bravo!)

Im September machte sich bei dem Grafen Bismarck infolge der großen Anstrengung ein sich steigerndes Nervenleiden bemerkbar, so daß

er schon krank war, als er am 20. September sich als neu ernannter Generalmajor an dem Siegeseinzug der Truppen beteiligte und ganz Berlin ihm in heller Begeisterung zujauchzte. Am 26. reiste Bismarck zur Heilung nach Karlsburg, der Besitzung eines Verwandten, und von dort nach Putbus auf Rügen, wo er an einem heftigen Magenkrampf erkrankte. Als er am 22. Dezember wieder im Herrenhaus erschien, unterbrach Graf Rittberg die eben begonnene Rede, alle Mitglieder erhoben sich von den Sitzen und der Präsident Graf Stolberg sprach: „Meine Herren! Wie Sie sehen, haben wir den Vorzug, den verehrten Herrn Ministerpräsidenten nach längerem Unwohlsein in unserem Hause zu sehen. Ich brauche Sie nicht aufzufordern, ihn durch Erheben von den Sitzen zu begrüßen, da wir alle dasselbe Gefühl der Freude teilen, daß dieser preußische Staatsmann mit altem Mute und frischer Kraft seine Dienste unserem königlichen Herrn, den preußischen und deutschen Landen wieder widmen kann.“ Bismarck erwiderte: „Ich sage dem Herrn Präsidenten und dem hohen Hause meinen herzlichsten Dank und hoffe, daß wir wie bisher miteinander dem Könige so treu dienen werden, wie der Herr Präsident dies eben bezeichnet hat. Den Erfolg kann nur Gott geben, er wird dem redlichen Streben nicht fehlen.“

In denselben Räumen des Herrenhauses hat wenige Monate darauf der konstituierende deutsche Reichstag getagt.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Norddeutsche Bund.

Die heißen Kämpfe der Konfliktszeit sind vorüber. Der Junker, den man mit Groll und mit Geringschätzung empfangen hatte, hat den Weg über Düppel und Königgrätz zurückgelegt, und der Jubel des Volkes hat ihn, als er heimkehrte von den Schlachtfeldern Böhmens, begrüßt; die ersten Strahlen der Volkstümlichkeit fallen auf seine Gestalt. Aber nur ein kleiner Teil des Weges war zurückgelegt, die kommende Zeit mußte der Sicherung und dem Ausbau des Errungenen gelten, und wenn auch in dem innerpolitischen Leben der norddeutschen Gemeinschaft ein Wandel entstanden war, seitdem das Zündnadelgewehr die Argumente der Doktrinäre widerlegt hatte, so erhoben sich doch auch jetzt der Parteien Hader und der Parteien Haß, um dem erfolggekrönten Mann den Weg zu neuen Erfolgen zu erschweren. In einem anderen Lande würde ein Mann wie Bismarck, den schon damals ein Treitschke, ein Sybel, ein Reuter als den künftigen Schöpfer der deutschen Einheit ahnten, geleitet worden sein von dem Jubel der Zustimmung; Bismarck mußte auch jetzt Schritt für Schritt und in zerreibender Arbeit sich das Terrain sichern, dessen er für die Riesenpläne der Zukunft bedurfte, und die kommenden Jahre mußten zugleich gewidmet sein der Einführung des neuen, im norddeutschen Bunde verkörperten Staatsgebildes in die Reihe der europäischen Großmächte. Es galt vor allem, Zeit zu gewinnen für die innere Konsolidation, damit in dem künftigen Kampfe die deutsche Kraft sich nicht zersplittere. Es mußte die Ueberlegenheit auf militärischem Gebiete gesichert werden; es mußten die Keime des Nationalgefühls gepflegt werden; es galt, zu vermeiden, daß zu ungelegener Stunde, ehe das Werk noch vollendet war, ein Krieg das Geschaffene in Frage stelle. Die Schöpfung der Verfassung, der Streit um Luxemburg, die Verhandlungen mit den süddeutschen Staaten und dem Zollparlament bilden die markanten Punkte in iner Fülle der Mühen.

Das deutsche Reich wurde als Torso gegründet. Nur der Boden war zunächst geebnet und ein mächtiges Fundament gelegt. Alsbald

begannen die inneren Fragen den ganzen Umfang des politischen Thuns zu erfüllen. Die neuen Provinzen mußten geordnet, die Bewohner an die Selbstgestaltung ihrer Lage gewöhnt werden. Die Hauptarbeit aber galt vorerst der Verfassung. Sie hat das eigenste Werk des großen Staatsmannes gebildet, der am Nachmittag des 13. Dezember sie aus dem Kopfe seinem vertrauten Rate Lothar Bucher diktierte und im Gegensatz zu aller Schulmeinung die Bedingungen schuf, die auch heute noch den Kern und Inhalt unseres Verfassungslebens bilden. Die eigentlich konstituierenden Artikel über den Bundesrat, dessen Name seinem eigenen Kopfe entsprang, über das Bundespräsidium und den Reichstag sind ausschließlich das Eigentum Bismarcks gewesen. Und er selbst hat in kraftvollen Zügen die Notwendigkeit seiner Vorschläge vor den Bevollmächtigten der Regierungen wie vor dem neuen Reichstag bewiesen. Schon in seiner Rede vom 15. Dezember stellte er als die Hauptmängel des alten Bundes hin die fehlende Sicherheit nach außen und die Unfähigkeit zur Hebung der inneren Wohlfahrt durch gemeinnützige Einrichtungen:

v. Sybel IV. Die unbedingte Selbständigkeit der dynastischen Gebiete, sagte er, war der wesentliche Grund der politischen Unmacht unserer großen Nation, weil ihr die wirksamen Organe zur Herstellung einheitlicher Entschließungen fehlten; die gegenseitige Abgeschlossenheit aller Bruchteile bildete ein wirksames Hindernis der Pflege derjenigen Interessen, welche nur in größeren nationalen Kreisen ihre legislative Förderung finden können. Die preußische Regierung hat sich in dem vorliegenden Entwurfe auf die Berücksichtigung der allseitig anerkannten Bedürfnisse beschränkt, ohne über dieselben hinaus die Bundesgewalt in die Autonomie der einzelnen Staaten eingreifen zu lassen. Nichtsdestoweniger verkennt sie nicht, daß die Durchführung der hier unerläßlichen Aenderungen gewohnter Zustände den einzelnen Regierungen schwierige Aufgaben stellt und daß die Opfer für die Herstellung allseitig gleicher Rechte und Pflichten von den bisher leichter Belasteten schwer werden empfunden werden. Sie zweifelt aber nicht, daß der einmütige Wille ihrer Verbündeten, getragen von dem Verlangen des deutschen Volkes, seine Sicherheit, seine Wohlfahrt, seine Machtstellung unter den europäischen Nationen dauernd verbürgt zu sehen, alle Hindernisse überwinden werde.

Schon hier prägt sich das Streben Bismarcks aus, das charakteristisch geblieben ist für alle späteren Zeiten. Sorgsam will er das Selbständigkeitsgefühl der einzelnen Stämme und Gaue schonen, er fordert nur dort die Aufhebung von Rechten, wo sie unbedingt notwendig ist als Voraussetzung des Gedeihens, und er vertraut der Zukunft, die das Unzuträgliche in leichtem Entschluß von selbst beseitigen werde. Durch solche Beschränkung hat er sich die Verstimmung und oft sogar die Gegnerschaft gerade der Kreise zugezogen, die schon früher die Stürmer umd Dränger in dem Kampfe um den nationalen Einheitsstaat waren; sie wollten alles und waren bereit, selbst das Erreichbare preiszugeben, wenn ihnen nicht das Ganze bewilligt wurde. Auch hier tritt Bismarck in Fehde mit dem Doktrinarismus. Zugleich mußte er den Kampf aufnehmen gegen die demokratischen Erben der Konfliktszeit, die nunmehr die neue Verfassung umgestalten wollten zu einem Gebäude der Volksrechte, denen das Fürstenrecht in möglichst geschwächter Kraft

gegenüber treten sollte. Und wiederum schuf er in den Reihen derer, die vor allen seine Gehilfen sein mußten, sich heimliche und offene Gegner durch den Tropfen demokratischen Oeles, mit dem er das neue Staatsgebilde salbte. Denn er, der hochkonservative Staatsmann von einst, fügte sich stets und willig den Forderungen einer neuen Zeit; er blieb auch hier nicht starr am Alten haften und er hat es erreicht, daß selbst das gefährliche Experiment des allgemeinen Stimmrechtes ausgeführt wurde. Ihn kümmerte es wenig, daß die neue Verfassung sich nicht einreihen ließ in die von der Wissenschaft eingesetzten Fächer, und auch das war ihm gleichgültig, daß ein solches System alle bestehenden Verhältnisse berührte und vielfach in Frage stellte; denn er fühlte in sich die Kraft des Meisters, der wohl im stande ist, die Geister, die er rief, zu bannen, während ein Schwächerer, gleich dem Zauberlehrling, zu Grunde gehen mußte an der Größe des Unternehmens. In dem Streit der Fraktionen sprach er den Satz aus: „Ein großer Staat regiert sich nach freien Ansichten, man müßte die Gesamtheit der Parteien, die im Lande vorhanden sind, in Bewegung bringen und aus dem Resultate dieser sich eine Linie ziehen, der eine Regierung als solche folgen kann.“ Und in der gleichen, wiederum in Preußen nicht erhörten Auffassung sprach er das Wort: „Das Verfassungsleben kann nicht nach mathematischen, nicht einmal nach juristischen Regeln beurteilt werden; es ist eben ein beständiger Kompromiß.“ Die zögernden Theoretiker aber mahnte er: „Meine Herren, arbeiten wir rasch! Setzen wir Deutschland sozusagen in den Sattel! Reiten wird es schon können.“ Die Energie jener Jahre hat ihre Begründung und ihren Lohn gefunden in den Erfolgen des Tages von Versailles.

Es ist Bismarck gelungen, nur durch die eigene Begeisterung auch den zögernden, von Bedenken schwer zu trennenden König Wilhelm mit sich fortzureißen, und selbst die demokratischen Gesichtspunkte des neuen Verfassungslebens gewannen die Billigung des Herrschers. In der Thronrede vom 24. Februar 1867 machte König Wilhelm bereits den Standpunkt seines Ministers sich zu eigen:

Die frühere Größe Deutschlands sei durch Uneinigkeit versunken. Die Sehnsucht nach den verlorenen Gütern habe nie aufgehört, unsere Zeit sei erfüllt von solchen Bestrebungen. Diese haben bisher die Zerrissenheit nur gesteigert, weil man sich durch Ideale über die Bedeutung der Thatsachen verwirren ließ. Es sei notwendig, die Einigung an der Hand der Thatsachen zu suchen und nicht wieder das Erreichbare dem Wünschenswerten zu opfern. So haben die Regierungen im Anschluß an gewohnte Verhältnisse sich über eine Anzahl bestimmter und begrenzter, aber praktisch bedeutsamer Einrichtungen verständigt, die im Bereiche der unmittelbaren Möglichkeit wie des zweifellosen Bedürfnisses liegen. Der Selbständigkeit der Einzelstaaten werden nur die Opfer zugemutet, die unentbehrlich für den Schutz des Friedens, die Sicherheit des Bundesgebietes und die Entwickelung der Volkswohlfahrt sind. Unseren Verbündeten sei für die Bereitwilligkeit zu solchen Opfern um so wärmer zu danken, je mehr bei den Verhandlungen die Schwere der Aufgaben hervorgetreten sei, eine volle Uebereinstimmung so vieler Regierungen zu erzielen, die noch dazu die Meinungen ihrer Landtage zu beachten habe. v. Sybel IV.

Bismarck selbst hat bis zur Proklamierung der Bundesverfassung nicht weniger als 27 mal das Wort ergriffen, um sein Werk zu verteidigen, und schon damals mußte er den Groll alter Freunde ertragen, die, wie die Herren von Senfft-Pilsach und von Kleist-Retzow, ihm vorwarfen, daß er die Bundesgenossen aus der Konfliktszeit im Stiche lasse. Vom einseitigen Standpunkte der Parteidoktrin hatten sie vielleicht recht, aber vom Standpunkt jener weitsichtigen Staatskunst, die sich auch der Parteibestrebungen nur als Mittel zum höheren Zweck bedient, hatten sie unrecht. Und doch hat der Konflikt, dessen Keime damals entstanden, später dem eisernen Kanzler noch viel Ungemach bereitet, und gerade die einstigen Freunde haben ihm in der Deklarantenzeit „am bittersten wehgethan". An die spätere herrliche Rede vom deutschen Völkerfrühling, von Hödur und Loki klingt schon an, was er am 4. März 1867 aussprach:

Rede v. 4. 3. 1867.

Es liegt ohne Zweifel, meine Herren, etwas in unserem Nationalcharakter, was der Vereinigung Deutschlands widerstrebt. Wir hätten die Einheit sonst nicht verloren oder hätten sie bald wiedergewonnen. Wenn wir in die Zeit der deutschen Größe, die erste Kaiserzeit, zurückblicken, so finden wir, daß kein anderes Land in Europa in dem Maße die Wahrscheinlichkeit für sich hatte, eine mächtige nationale Einheit sich zu erhalten, wie gerade Deutschland. Blicken Sie im Mittelalter von dem russischen Reiche der Rurikschen Fürsten bis zu den westgotischen und arabischen Gebieten in Spanien, so werden Sie finden, daß Deutschland vor allen die größte Aussicht hatte, ein einiges Reich zu bleiben. Was ist der Grund, der uns die Einheit verlieren ließ und uns bis jetzt verhindert hat, sie wieder zu gewinnen? Wenn ich es mit einem kurzen Worte sagen soll, so ist es, wie mir scheint, ein gewisser Ueberschuß an dem Gefühle männlicher Selbständigkeit, welcher in Deutschland den Einzelnen, die Gemeinde, den Stamm veranlaßt, sich mehr auf die eigenen Kräfte zu verlassen als auf die der Gesamtheit. Es ist der Mangel jener Gefügigkeit des einzelnen und des Stammes zu gunsten des Gemeinwesens, jener Gefügigkeit, welche unsere Nachbarvölker in den Stand gesetzt hat, die Wohlthaten, die wir erstreben, sich schon früher zu sichern. Die Regierungen, meine Herren, haben Ihnen, glaube ich, im jetzigen Falle ein gutes Beispiel gegeben. Es war keine unter ihnen, die nicht erhebliche Bedenken, mehr oder weniger berechtigte Wünsche dem bisher erreichten Ziele hat opfern müssen. Liefern auch wir den Beweis, meine Herren, daß Deutschland in einer sechshundertjährigen Leidensgeschichte Erfahrungen gemacht hat, die es beherzigt, daß wir — und wir alle, die wir hier sind, wir haben es selbst erlebt — die Lehren zu Herzen genommen haben, die wir aus den verfehlten Versuchen von Frankfurt und von Erfurt ziehen mußten. Das Mißlingen des damaligen Werkes hat in Deutschland einen Zustand der Unsicherheit, der Unzufriedenheit herbeigeführt, der sechzehn Jahre lang gedauert hat, und der schließlich durch eine Katastrophe, wie die des vorigen Jahres — nach irgend einer Seite hin, wie es Gott gefiel — seinen Abschluß finden mußte. Das deutsche Volk, meine Herren, hat ein Recht, von uns zu erwarten, daß wir der Wiederkehr einer solchen Katastrophe vorbeugen, und ich bin überzeugt, daß Sie mit den verbündeten Regierungen nichts näher am Herzen zu liegen haben, als diese gerechten Erwartungen des deutschen Volkes zu erfüllen! (Lebhaftes Bravo von allen Seiten.)

Und ein anderes Mal führte Bismarck aus:

Rede v. 11. 3. 1867.

Nicht einem theoretischen Ideal habe man nachgestrebt, bei dem die deutsche Einheit auf ewig verbürgt und zugleich den Einzelstaaten unbedingte Freiheit gesichert sei. Dieser Quadratur des Kreises um einige Dezimalstellen

näher zu kommen, überlasse man der Zukunft. Für die Gegenwart habe man, der Hindernisse gedenkend, an welchen Frankfurt und Erfurt gescheitert sind, diese Widerstandskräfte nicht wieder herauszufordern gestrebt und also den Einzelstaaten nur das Minimum der Opfer auferlegt, ohne welches die Festigkeit und Sicherheit des Bundes unmöglich geblieben wäre. Man hat dagegen Einwendungen von zwei Seiten her erhoben, von der unitarischen und der partikularistischen. Von jener ist die Forderung einer konstitutionellen Monarchie mit verantwortlichen Ministern erschienen. „Aber wie sollen 22 Regierungen ein solches Ministerium ernennen? Schließen Sie 21 derselben von jeder Teilnahme an der Exekutive aus, so sind sie mediatisiert, und noch haben die deutschen Fürsten keine Lust, ihre Stellung mit jener der englischen Pairs zu vertauschen. Unsere Macht, meinen Sie, sei groß genug, sie dazu zu zwingen; aber die Grundlage unseres Verhältnisses soll nicht die Gewalt sein, weder den Fürsten noch dem Volke gegenüber; sie soll das Vertrauen zu der Vertragstreue Preußens sein, und dies Vertrauen darf nicht erschüttert werden, so lange man uns die Verträge hält." Und den Partikularisten rief er zu: „Glauben Sie wirklich, daß die großartige Bewegung, die im vorigen Jahr die Völker vom Belt bis an die Meere Siziliens, vom Rhein bis an den Pruth zum Kampfe geführt hat, zu dem eisernen Würfelspiel, wo um Königs- und Kaiserkronen gespielt wurde, daß die Millionen deutscher Krieger, die gegen einander gekämpft und geblutet haben, daß die Tausende und Abertausende von Gebliebenen und der Seuche Erlegenen, die durch ihren Tod diese nationale Entscheidung besiegelt haben, mit dem Beschlusse eines Landtages zu den Akten geschrieben werden können? Dann stehen Sie wirklich nicht auf der Höhe der Situation".

Am schwierigsten war natürlich der Kampf für das allgemeine direkte Wahlrecht. Hier sprach Bismarck das vielzitierte Wort aus vom preußischen System:

Ja, meine Herren, wer dessen Wirkung und die Konstellationen, die es im Lande schafft, etwas in der Nähe beobachtet hat, muß sagen, ein widersinnigeres, elenderes Wahlgesetz ist nicht in irgend einem Staate ausgedacht worden!

Auch Bismarck hat seine Ansichten über das allgemeine Wahlrecht modifiziert, vor allem hat er sich gegen die geheime Stimmabgabe erklärt, die, ursprünglich gar nicht in das Gesetz aufgenommen, durch den konstituierenden Reichstag eingefügt wurde. Er erzählt über die früheren Motive und die spätere Modifikation seiner Ansicht:

Im Hinblick auf die Notwendigkeit, im Kampfe gegen eine Uebermacht des Auslandes im äußersten Notfall auch zu revolutionären Mitteln greifen zu können, hatte ich auch kein Bedenken getragen, die damals stärkste der freiheitlichen Künste, das allgemeine Wahlrecht, schon durch die Zirkulardepesche vom 10. Juni 1866 mit in die Pfanne zu werfen, um das monarchische Ausland abzuschrecken von Versuchen, die Finger in unsere nationale omelette zu stecken. Ich habe nie gezweifelt, daß das deutsche Volk, sobald es einsieht, daß das bestehende Wahlrecht eine schädliche Institution sei, stark und klug genug sein werde, sich davon frei zu machen. Kann es das nicht, so ist meine Redensart, daß es reiten könne, wenn es erst im Sattel säße, ein Irrtum gewesen. Ged. u. Er. II.

Die Annahme des allgemeinen Wahlrechts war eine Waffe im Kampfe gegen Oesterreich und weiteres Ausland, im Kampfe für die deutsche Einheit, zugleich eine Drohung mit letzten Mitteln im Kampfe gegen Koalitionen. In einem Kampfe derart, wenn er auf Tod und Leben geht, sieht man die Waffen, zu denen man greift, und die Werte, die man durch ihre Benutzung zerstört, nicht an: der einzige Ratgeber ist zunächst der Erfolg des Kampfes, die Rettung der Unabhängigkeit nach Außen; die Liquidation und Aufbesserung der dadurch angerichteten Schäden hat nach dem Frieden stattzufinden. Außerdem halte ich noch heut das allgemeine Wahlrecht nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch

für ein berechtigtes Prinzip, sobald nur die Heimlichkeit beseitigt wird, die außerdem einen Charakter hat, der mit den besten Eigenschaften des germanischen Blutes in Widerspruch steht.

Die Einflüsse und Abhängigkeiten, die das praktische Leben der Menschen mit sich bringt, sind gottgegebene Realitäten, die man nicht ignorieren kann und soll. Wenn man es ablehnt, sie auf das politische Leben zu übertragen, und im letzteren den Glauben an die geheime Einsicht aller zu Grunde legt, so gerät man in einen Widerspruch des Staatsrechts mit den Realitäten des menschlichen Lebens, der praktisch zu stehenden Friktionen und schließlich zu Explusionen führt und theoretisch nur auf dem Wege sozialdemokratischer Verrücktheiten lösbar ist, deren Anklang auf der Thatsache beruht, daß die Einsicht großer Massen hinreichend stumpf und unentwickelt ist, um sich von der Rhetorik geschickter und ehrgeiziger Führer unter Beihilfe eigener Begehrlichkeit stets einfangen zu lassen.

Das Gegengewicht dagegen liegt in dem Einflusse der Gebildeten, der sich stärker geltend machen würde, wenn die Wahl öffentlich wäre, wie für den preußischen Landtag. Die größere Besonnenheit der intelligenteren Klassen mag immerhin den materiellen Untergrund der Erhaltung des Besitzes haben; der andere des Strebens nach Erwerb ist nicht weniger berechtigt, aber für die Sicherheit und Fortbildung des Staates ist das Uebergewicht derer, die den Besitz vertreten, das nützlichere.

Ein Staatswesen, dessen Regiment in den Händen der Begehrlichen, der novarum rerum cupidi, und der Redn r liegt, welche die Fähigkeit, urteilslose Massen zu belügen, in höherem Maße wie andere besitzen, wird stets zu einer Unruhe der Entwickelung verurteilt sein, der so gewichtige Massen, wie staatliche Gemeinwesen sind, nicht folgen können, ohne in ihrem Organismus geschädigt zu werden. Schwere Massen, zu denen große Nationen in ihrem Leben und ihrer Entwickelung gehören, können sich nur mit Vorsicht bewegen, da die Bahnen, in denen sie einer unbekannten Zukunft entgegenlaufen, nicht geglättete Eisenschienen haben. Jedes große staatliche Gemeinwesen, in welchem der vorsichtige und hemmende Einfluß der Besitzenden, materiellen oder intelligenten Ursprungs, verloren geht, wird immer in eine der Entwickelung der ersten französischen Revolution ähnliche, den Staatswagen zerbrechende Geschwindigkeit geraten. Das begehrliche Element hat das auf die Dauer durchschlagende Uebergewicht der g'ößeren Masse. Es ist im Interesse dieser Masse selbst zu wünschen, daß dieser Durchschlag ohne gefährliche Beschleunigung und ohne Zertrümmerung des Staatswagens erfolge. Geschieht die letztere dennoch, so wird der geschichtliche Kreislauf immer in verhältnismäßig kurzer Zeit zur Diktatur, zur Gewaltherrschaft, zum Absolutismus zurückführen, weil auch die Massen schließlich dem Ordnungsbedürfnis unterliegen, und wenn sie es a priori nicht erkennen, so sehen sie es infolge mannigfaltiger Argumente ad hominem schließlich immer wieder ein und erkaufen die Ordnung von Diktatur und Cäsarismus durch bereitwilliges Aufopfern auch des berechtigten und festzuhaltenden Maßes von Freiheit, das europäische staatliche Gesellschaften vertragen, ohne zu erkranken.

Eine unendliche Fülle von Einzelheiten mußte in hartnäckigem und oft erbittertem Kampfe durchgesetzt werden, denn der weite Blick ist wohl den erwählten Rüstzeugen des Herrn eigen, aber die Weisheit war noch niemals bei der Majorität. Die rechtliche Stellung der Organe der Bundesgewalt, des Bundesrates, des Präsidiums, des Reichstages mußten festgestellt werden. Ueber die Verantwortlichkeit der Minister wurde erregt debattiert, die Frage des allgemeinen Wahlrechtes rief die Gegnerschaft der Konservativen hervor, die Stellung der Beamten zur Wählbarkeit mußte erörtert werden, die Einsetzung eines Oberhauses wurde beantragt, die Länge der Legislaturperiode, die Frage der Diäten

gaben zu Mißstimmungen Anlaß. An die Erörterungen über das Kriegswesen und die Bundesfinanzen schlossen sich monatelange Kämpfe, ein Bundesgericht wurde gefordert und abgelehnt, am 17. April 1867 aber konnte Graf Bismarck die Annahme der Verfassung durch die norddeutsche Regierung proklamieren und den Reichstag zu feierlichem Schlusse in das königliche Palais entbieten.

In diesem allseitigen Entgegenkommen, sagte König Wilhelm, in der Ausgleichung und Ueberwindung der Gegensätze, ist zugleich die Bürgschaft für die weitere fruchtbringende Entwickelung des Bundes gewonnen, mit dessen Abschluß auch die Hoffnungen, welche uns mit unseren Brüdern in Süddeutschland gemeinsam sind, ihrer Erfüllung nähergerückt werden. Die Zeit ist herbeigekommen, wo unser deutsches Vaterland durch seine Gesamtkraft seinen Frieden, sein Recht und seine Würde zu vertreten im stande ist. Das nationale Selbstbewußtsein, welches im Reichstag zu erhebendem Ausdruck gelangt ist, hat in allen Gauen des deutschen Vaterlandes kräftigen Wiederhall gefunden. Nicht minder aber ist ganz Deutschland in seinen Regierungen und in seinem Volke darüber einig, daß die wieder gewonnene nationale Macht vor allem ihre Bedeutung in der Sicherstellung der Segnungen des Friedens zu bewähren hat.

Die königlichen Worte, sagt Sybel, wurden weithin durch Deutschland und Europa vernommen. Sie sprachen mit unverkennbarem Nachdruck den Willen aus, mit jedermann in Frieden zu leben, Deutschlands weitere Entwickelung sich ruhig vollziehen zu lassen, aber schlechterdings keinen Eingriff des Auslandes in unser nationales Leben zu gestatten. Die Verfassung hat sich bald ein Menschenalter hindurch weit genug gezeigt, um sowohl eine fruchtbare Entwickelung der partikularen Eigentümlichkeiten als der konstitutionellen Volksrechte zuzulassen. Weder ein preußischer noch ein monarchischer Eigenwille hat den einen oder den anderen Eintrag gethan. Auf der anderen Seite hat sich die Bundes-Zentralgewalt, selbst nach ihrer starken Beschränkung durch die Verträge von 1871, in Bismarcks Händen stark genug bewiesen, die gesamte Nation zu einem deutschen Reiche fest zusammenzufassen und ihr eine gesicherte und ruhmreiche Stellung unter den Völkern der Erde zu verschaffen. Haben auch viele Kärrner an dem Wegbau geschafft, so ist doch das Gesamtwerk das Eigentum seines Meisters und es trägt vor allem in der großartigen Einfachheit der Linien das Gepräge des Bismarckschen Geistes.

Neben der Verfassungsfrage hat vor allen Dingen der Streit um Luxemburg die Kraft und diplomatische Geschicklichkeit des Grafen Bismarck erfordert. Die Luxemburger Frage hatte bereits während der Verhandlungen in Nikolsburg ihre Rolle gespielt; sie warf ihre Schatten weit hinüber über die folgenden Jahre.

Napoleon hatte sicher darauf gerechnet, daß in dem Kampf zwischen Preußen und Oesterreich ihm Gelegenheit geboten würde, das sinkende Ansehen seiner Dynastie im französischen Volke zu steigern durch Erfolge auf dem Boden der auswärtigen Politik. Er hatte geglaubt, daß die beiden kriegführenden Mächte aus dem Kriege nach einem langen Ringen derart geschwächt hervorgehen würden, daß ihm selbst als Lohn für die Vermittlerrolle das linke Rheinufer zufallen müsse. Die Enttäuschung

über den raschen Siegeslauf, den Preußens Heere bis Königgrätz zurückgelegt haben, wurde nicht nur von ihm, sondern auch von seinem Volke wie eine Niederlage der eigenen Heere empfunden, so daß der Ruf: Revanche pour Sadowa in Preßartikeln wie in den Debatten der Kammer immer von neuem erklang. Napoleon hatte allerdings seine Vermittelung noch angeboten; der erhoffte Lohn bestand jedoch nur in einer kühlen Zurückweisung und in der Ablehnung jeder Konzession in territorialer Hinsicht. Die Hoffnung, im Laufe weiterer Verhandlungen, die bereits von Benedetti geführt wurden, eine Kompensation durch die Abtretung belgischen Gebietes zu erlangen, schlug gleichfalls fehl; mußte doch eine Verletzung der Neutralität dieses Landes die Garantiemächte auf den Waffenschauplatz locken. Die Dokumente jener Zeit haben später eine furchtbare Waffe in der Hand Bismarcks gebildet, der sie in überaus geschickter Weise dazu benutzte, bei Beginn des Krieges gegen Frankreich sich die Sympathien der ganzen gebildeten Welt zu sichern, indem er sie in ihrer ganzen Unverschämtheit der Oeffentlichkeit übergab. Von Belgien war der Blick Napoleons nach Luxemburg geschweift, das in Personalunion mit den Niederlanden verbunden, aus seiner Verbindung mit Deutschland gelöst war. Er bot dem König von Holland an, ihm dieses Ländchen käuflich zu überlassen. In Deutschland erzeugten diese Verhandlungen die äußerste Aufregung und Erbitterung, je größer die Geneigtheit Hollands wurde, auf den Vorschlag einzugehen; im Reichstage aber brachte der Abgeordnete Schraps die Frage auf das Tapet zu einer Zeit, als die Volksstimmung keinen Zweifel mehr darüber lassen konnte, daß man bereit sei, gegen die Abtretung Luxemburgs selbst auf dem Schlachtfelde Protest zu erheben. Bismarck selbst hatte bereits in seinen Antworten an Benedetti das anfängliche Entgegenkommen aufgegeben und keinen Zweifel mehr darüber gelassen, daß die Abtretung des Landes niemals im Einverständnis mit Preußen erfolgen werde. In der Presse war ein heftiger Kampf entbrannt; hüben und drüben erscholl der Ruf, daß an feige Nachgiebigkeit nicht zu denken sei; der preußische Gesandte meldete aus Paris, die Vorbereitungen würden mit atemlosem Eifer betrieben, und ebenso wurde den Franzosen von ihren Agenten berichtet, daß Preußen eine Anzahl neuer Armeekorps ausrüste. In seiner großen Reichstagsrede, die veranlaßt wurde durch Interpellationen des Abgeordneten von Bennigsen, führte Bismarck aus: „Die verbündeten Regierungen glauben, daß keine fremde Macht zweifellose Rechte deutscher Staaten und deutscher Bevölkerung beeinträchtigen werde; sie hoffen im stande zu sein, unsere Rechte zu wahren und zu schützen.“ Im übrigen wirkte Bismarcks Rede mäßigend und beruhigend nach beiden Seiten hin; er fand in dieser Haltung auch den Beifall Roons, der im Gegensatz zu den meisten Militärs entschieden dagegen war, den hingeworfenen Handschuh schon jetzt aufzunehmen. So kam zuletzt durch Bismarcks Eingehen auf die vermittelnden Schritte der anderen Mächte ein Ausgleich zustande, der in dem Londoner Vertrag vom 11. Mai seinen Ausdruck fand. Die Neutralität Luxemburgs wurde von sämtlichen Mächten

garantiert und die Festung geschleift, während Preußen sein Besetzungsrecht aufgab.

Im Juni bereits ist Bismarck mit König Wilhelm nach Paris gereist; er hat dort neun Tage zum Besuche der Ausstellung geweilt. Sein Empfang durch den Pöbel war wenig erfreulich, so daß die besonnene Presse an den ritterlichen Sinn des Volkes appellieren mußte. Um so freundlicher war der Empfang durch Napoleon und am Hofe der Tuilerien. Prachtvolle Feste wechselten miteinander, und eine fromme Sage erzählt, daß Bismarck damals seinen letzten Walzer getanzt habe. Napoleon suchte selbst ein eingehendes Gespräch mit dem Minister, dessen Name allmählich in ganz Europa einen besonderen Nimbus erlangt hatte; er fragte ihn sogar um Rat über die innere französische Politik. Man rate ihm, sagte der Kaiser, das absolutistische Regiment aufzugeben und liberale Einrichtungen einzuführen, um das Kaisertum gegen alle Wechselfälle der Zukunft zu schützen. Bismarcks Antwort auf die hieran geknüpfte Frage ging dahin: auch ihm erscheine die Einführung liberaler Einrichtungen gut; zugleich aber müsse der Kaiser sich mit einem völlig sicheren, ihm treu ergebenen Heere umgeben; denn nur so werde er in der Lage sein, alle Ausschreitungen nachdrücklich zurückzuweisen. Daß Napoleon diesen Rat nicht befolgt hat, erweist die Geschichte.

Meding's Mem. III.

Die Hauptaufgabe, die Bismarck nach dem Beschluß der Bundesverfassung zu erledigen hatte, war der weitere Ausbau der deutschen Einheit. Darum wurden mit einem großen Teile der norddeutschen Staaten Militärkonventionen geschlossen, welche die Wehrkraft ihrer Länder unter preußischen Oberbefehl stellten; es wurde das Bundeskanzleramt errichtet, an dessen Spitze Graf Bismarck selbst berufen wurde; das norddeutsche Eisenbahnnetz wurde im militärischen Interesse ausgebaut, und vor allen Dingen wurden die Zollverhältnisse geregelt. Schon am 3. Juni eröffnete Bismarck die Verhandlungen über ein Zollparlament mit den süddeutschen Ministern. Es folgte der förmliche Abschluß des Zollvertrages bereits am 8. Juli: Das Zollparlament sollte bestehen aus den Mitgliedern des Reichstages und den nach Maßgabe des allgemeinen gleichen Wahlrechtes zu wählenden süddeutschen Abgeordneten; sämtliche Regierungen sollten Vertreter zu einem Zoll-Bundesrat ernennen, das Präsidium stand der Krone Preußens zu. So war hier das Vorbild geschaffen für die späteren Einrichtungen, und der erste deutsche Reichstag versammelte sich unter den glücklichsten Auspizien schon 3 Jahre, ehe der Reifen thatsächlich um Deutschland geschmiedet wurde.

Von diesem Parlament sprach Bismarck das bekannte Wort, daß ein Appell an die Furcht in deutschen Herzen niemals ein Echo findet. Dort sprach er auch das charakteristische Wort von dem Pfeifchen des armen Mannes.

Durch den Zollvertrag war ein gutes Stück der Arbeit vollbracht worden an der Brücke, die über den Main führen sollte; auf der wirt-

schaftlichen Großgrundlage erst konnte sich der politische Bau erheben. Das Zollparlament hatte die feindlichen Brüder, bei denen doch die Nachwirkungen des Krieges von 1866 noch immer nicht überwunden waren, einander näher geführt. Man lernte sich kennen und einander schätzen; man verstand einander, und überall lebte das Gefühl auf, daß in zukünftigen Gefahren der Norden und der Süden Schulter an Schulter neben einander stehen müssen. Unter den süddeutschen Abgeordneten war es besonders Völk, der für die nationale Einigung eintrat. Bezeichnend dafür, daß Bismarck nicht etwa dem Zufall die Entwickelung der Dinge überließ, sondern mit weitschauendem Auge seine Pläne entworfen hatte und entschlossen zu Ende führte, ist sein Gespräch, das er mit dem wackeren süddeutschen Abgeordneten an einem seiner Parlamentsabende führte. Beim Glase Bier, im heitersten Gespräch, wurde Bismarck plötzlich tief ernst, als die Frage an ihn gerichtet wurde, warum er in dem Luxemburger Konflikte nicht losgeschlagen habe, und er antwortete, während Blitze aus seinen Augen zuckten:

Blum Bd. IV. Ich bin eine lange, schwere Woche — sie hat aber von Dienstag bis Freitag gedauert — über der Frage des Krieges mit Frankreich gesessen. Nicht die Möglichkeit einer Niederlage war es, was mich beschäftigte — denn Moltke hatte versichert, daß wir siegen werden. Aber die Frage war zu entscheiden, ob wir Krieg mit Frankreich anfangen sollten, selbst im Falle der Gewißheit oder höchsten Wahrscheinlichkeit des Sieges. Diese Frage haben wir verneint und uns entschlossen, den Krieg nur zu führen, wenn wir dazu gezwungen würden. Wir haben all die ungeheuren Verluste, all den Jammer und das Elend in den Tausenden von Familien erwogen. Ja, meine Herren, schauen Sie mich immer groß an, meinen Sie, ich habe nicht auch ein Herz? Glauben Sie mir, ich habe ein Herz, das genau so fühlt wie das Ihrige. Krieg bleibt immer Krieg — das Elend der vom Kriege ausgesogenen Länder, all der Jammer der Witwen und Waisen — das ist alles so schrecklich, daß ich für meine Person nur im alleräußersten Notfalle zu diesem Mittel greife.

Nach einem tiefen Zug fuhr er fort: Wir glaubten, es könne der Krieg, je länger er verschoben werde, vielleicht ganz vermieden werden, sei es durch gewisse Ereignisse in Frankreich oder indem das französische Volk zu der Einsicht komme, daß die beiden großen Nationen wahrlich Besseres zu thun hätten, als sich um Grenzen zu streiten. Wir glaubten namentlich, daß Gebietserwerbungen nur den Keim zu neuen Kämpfen enthielten, und daß die beiden Völker — wenn man sie einmal widereinander führte — sich wie Bulldoggen ineinander verbeißen und verbluten könnten. Wir wollen Herren sein im eigenen Hause, aber die einmal gewonnenen Grenzen nicht weiter vorrücken.

Endlich sagte er mit der ihm eigenen zornigen Kurzatmigkeit, wenn er besonders erregt ist: Wenn man freilich unsere Friedensliebe nicht anerkennen will und wenn uns der Krieg aufgezwungen wird, so werden wir ihn mit aller Kraft führen, und Sie — die Bayern — dürfen und werden sich sehr beeilen, daß Sie bei der Entscheidungsschlacht, die voraussichtlich bei Metz geschlagen wird, schon dabei sein können. Wir aber werden schon in dieser Schlacht den Franzosen an Zahl wie an anderen Dingen bedeutend überlegen sein.

Schon in den ersten Phasen der neuen Zeit erhob sich für Bismarck die Notwendigkeit, den neu sich sammelnden Ultramontanismus und mit ihm zugleich dem Welfen- und Polentum entgegenzutreten. Den Wortführern des Königs Georg rief er zu: „Ich rate auf das dringendste

Ihnen und Ihren Freunden ab, daß Sie uns nicht herausfordern, Sie werden einer Energie begegnen, der Sie nicht gewachsen sind." Dem Klerikalen v. Mallinckrodt, der Bismarcks Ausdruck bemängelte, daß Deutschland eine 600jährige Leidensgeschichte aufzuweisen habe, rief er zu:

Ich habe vom Sturze der Hohenstaufen an gerechnet, und wie ich glaube, richtig. Der Herr Vorredner hat eine kleine Seitenwendung zu Gunsten der Raubritter einfließen lassen. Woher kamen die Raubritter? Von der Zerrüttung des Deutschen Reiches während des Interregnums? Woher kam diese Zerrüttung? Vom Abfall der Welfen und dem Siege der Ultramontanen!

Vor allem aber mußte Bismarcks Stellung gegen die hinterhaltige Politik, die Herr v. Beust der im Oktober 1866, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten Oesterreichs nach Wien gekommen war, gegen Preußen eröffnete. Er besorgte eigentlich nur die Geschäfte Frankreichs, indem er Zwietracht zwischen dem Südbund und dem deutschen Norden zu säen versuchte. In Salzburg trafen vom 18. bis 23. August Kaiser Franz Joseph und Napoleon zusammen und hier betrieb Beust den Abschluß eines förmlichen Bündnisses mit Frankreich. Wir werden später sehen, zu welchen Folgerungen die Beust'schen Pläne geführt haben.

Wir werfen zunächst noch einen kurzen Blick auf die persönlichen Erlebnisse des großen Staatsmannes. Bismarck hatte aus den Mitteln, die ihm die Dotation des Jahres 1866 zugeführt hatte, Varzin erstanden. Dort weilte er gern, wann immer ihm die Arbeitslast ein paar freie Tage gewährte oder wenn die Gesundheit ihn zwang, die erfrischende Landluft aufzusuchen. Gerade in diesen Jahren suchten ihn häufig körperliche Leiden heim. So erkrankte er am 29. Mai 1868 an rheumatischer Affektion des Rippenfelles, so daß er, der zu Pferde an einer Parade auf dem Tempelhofer Felde teilgenommen hatte, zu Wagen heimfahren mußte. Ein besonders schlimmer Unfall traf ihn am 22. August, damals machte er in Gesellschaft Keudells und Blanckenburgs von Varzin aus einen Spazierritt. Die drei Reiter bewegten sich im Trab längs einer großen Rieselei im Walde auf einem aufgeschütteten, anscheinend ganz ebenen und festen Rasenwege — Bismarck voran, unmittelbar hinter ihm Blanckenburg, dann Keudell.

„Denke Dir mein Erstarren," schreibt Blanckenburg am 24. August an Roon, „als ich ganz plötzlich folgendes Bild vor mir abspinnen sehe: der kleine breite Fuchs, den er (Bismarck) ritt, tritt mit dem rechten Vorderfuß durch die Rasendecke und zwar so tief und energisch, daß er gleich, mit dem linken sich vergebens stützend, nach einigem Stolpern mit der Nase die Erde wühlte. Natürlich flog Otto über den Hals fort und war m. E. erst mit der rechten Hand und dem Gesicht an der Erde, als der zweite Akt erfolgte — nämlich daß der Fuchs vollständig „heesterkopp" schlug und mit dem dicken Pferderücken (10 Zentner Gewicht!) auf die bundeskanzlerischen Schultern prallte. Der dritte Akt folgte ebenso schnell — nämlich daß der Fuchs rechts abfiel und Otto schnell aufsprang und leichenblaß, ohne Atem, ein dumpfes Gestöhn

ausstoßend, halb Gewimmer, sich den Magen krampfhaft haltend umherging. Ich war in dem Augenblicke vom Pferde, als er aufsprang, und überzeugte mich bald, daß Knochen nicht zertrümmert waren," — indessen waren drei Rippen gebrochen — „auch erfolgte kein Blutsturz, auch nicht das leiseste Blutspucken, so daß wir bis jetzt hoffen, alles sei ohne weitere Folgen abgegangen. Er ritt noch Schritt eine Viertelstunde und hatte die ersten heftigen Schmerzen, als er einen Wagen nahm. Der Arzt kann nichts finden. — Natürlich wird dies seine Nerven nicht gerade sehr stärken. Vorher machte er mir eigentlich einen guten Eindruck, wenngleich er über Schlaflosigkeit klagte. Er trank, wie er sagt, am Tage vor dem Sturz zum erstenmal mit Appetit Sekt und rauchte drei Zigarren. Es machte ihm viel Freude, mir alles selbst auf dieser Herrschaft zu zeigen; augenblicklich interessierte er sich mehr für Schonungen und Kulturen als für Staatssachen. Er hatte eine krankhafte Freude daran, alle Verwüstungen an Wald und Wiesen wieder gut zu machen, die tierischer Unverstand hier angerichtet hat.

Roon hatte schon vorher durch den obersten Leiter der Telegraphen die sehr beunruhigende Depesche erhalten: „Graf Bismarck ist mit dem Pferde gestürzt und hat sich erheblich verletzt." Sofort telegraphierte er an den Neffen um weitere Nachricht. Komischerweise hatte der ausfertigende Beamte die Buchstaben der Unterschrift vertauscht, so daß diese statt A. von Roon in Varzin lautete „von Aron". Blanckenburg ließ sich aber nicht irre machen, da er „mit der Familie Aron sonst nichts anzufangen" wisse, und beruhigte den Onkel durch eine Nachschrift: „Die Nacht war heute sehr gut — er ist liegend ganz schmerzfrei — ist aber aufgestanden. Meine Vermutung, daß das Rencontre zwischen den beiden breiten Buckeln mehr noch in schwebender Lage geschah und daher mehr ein Puff war, bestätigt sich immer mehr. Jedenfalls hindert dieser in jeder Beziehung wunderbare Vorfall die Genesung der Nerven. Ich würde ihn (Bismarck) hier lassen, so lange wie irgend möglich. Ein einziges Mal vor dem Sturz fing er mit mir ein wenig Politik an zu sprechen über innere Angelegenheiten, dies war aber mehr wie einer, der vieles, sehr vieles Gebrechen sieht, aber keine Macht hat, es zu ändern — etwa als wenn ich über dies oder das räsonniere — gar nicht als wenn er Premier und dafür ebenso gut verantwortlich wäre!"

Roon schrieb am 26. dem Neffen: „Habe herzlichen Dank, daß Du an mich gedacht auch ohne das Telegramm von „Aron". Es ist doch gut, wenn ein Mensch dauerhaft gearbeitet ist! Mich hat die erste Nachricht von der „Lerche" (die Bismarck bei dem Unfall schoß) sehr alteriert. Gott sei gepriesen, der die Hand zwischen die beiden Rücken gehalten! Gestern abend war auch Keudell bei mir, und ich bin jetzt ganz beruhigt, besonders weil B. nach dem Sturze besser schläft als vor demselben. Für die Nerven, denen der bessere Schlaf sicherlich aufhelfen wird, ist diese Kurmethode jedenfalls neu!" Blanckenburg war inzwischen nach Zimmerhausen zurückgekehrt und sandte von dort das Schlußbulletin an Roon ein, ein Telegramm aus Varzin und die Briefzeilen: „Bismarcks

Frau schrieb mir gestern, daß er fortwährend nach dem Sturz besser schläft wie vorher. Er ist und bleibt der Meinung, daß Gott ihm diesen Sturz geschickt hat, damit seine Nerven besser werden."

Schon mehrere Monate vorher hatte Bismarck nur mit Mühe und Not seinen Freund Roon davon abhalten können, vom Amte zurückzutreten. Roon hatte wiederholt über körperliche Hinfälligkeit geklagt und seine Thätigkeit nur noch als ein Mitgeschlepptwerden bezeichnet, aber wenn er auch äußerte, er fühle sich „entsetzlich stumpf", so hatte er doch immer wieder seine Zuversicht zu Bismarck ausgesprochen:

Gott erhalte uns diesen Mann, der von den Erfolgen gehoben und getragen, an Sicherheit, Umsicht, geordneter Thätigkeit und Lauterkeit und Klarheit sichtlich gewonnen hat, das mousseux verliert sich, und der Wein wird besser. Wer seine Kraft und seine Jahre hätte! Seine Gesundheit hat sich offenbar wesentlich gebessert. Zwar klagt er noch über dies und das gelegentlich, aber es sind doch eigentlich nur Seufzer nach der Ungebundenheit des Landjunkers und über die Unzulänglichkeit seiner geschäftlichen Unterstützung. Denkw. Roons III.

Am 30. Oktober schrieb Bismarck dem Freunde:

Ich habe es gestern und heut nicht durchgesetzt, zu Ihnen zu kommen, und bin jetzt so erkältet, daß ich den Versuch auszugehen beim Ankleiden aufgab. Brf. v. 30. 10. 1867.

Es wird mir sehr schwer, auf Ihren Brief zu antworten, weil ich ein herzloser Egoist in diesem Strudel geworden bin, dicke Steinkruste politischer Erwägung angesetzt, die meine von Jugendheimweh getragene Freundschaft für Sie erst mit einem pommerschen Fußtritt sprengen muß, damit ich Ihnen ganz ehrlich beistimmen kann mit dem Votum auf 6 Monat Urlaub. Ich fürchte nicht, daß das Kriegsministerium in der Zeit Schaden leidet; dazu haben Sie zu gute Schule herangezogen, aber im Kollegium der Gespielen bleibe ich „unter Larven die einzige fühlende Brust", und dem Könige gegenüber ist der Beistand Ihrer politischen Autorität gar nicht zu ersetzen, da niemand so viel Salz mit dem Herrn gegessen hat, wie Sie.

Aber es wäre schlechter, als ich geworden bin, wenn ich auf Ihre treue Hingebung für den „Dienst" spekulierte, und es wäre unklug, da ich hoffe, daß der Frühling, wenn wir beide leben, uns wieder neben einander in Front sieht. Ich möchte Sie nur um Aenderung eines Passus in Ihrem Schreiben an den König bitten, ich habe ihn angemerkt. Ich halte diesen Personenwechsel im Ministerium nicht ratsam und fürchte, daß er meine Stellung sehr viel mühsamer und schwerer machen würde; aber von allen solchen Wechseln kann ich nicht dasselbe sagen, da kommt mehr das Beharrungsvermögen Sr. Majestät in Betracht.

Wie dem auch sei, Gott helfe Ihnen zu alter Rüstigkeit und gebe Ihnen allen reichen Segen in Leib und Seele, den ich Ihnen allezeit von ganzem Herzen wünsche.

Bismarck wurde am 18. Oktober 1868 zum Chef des 1. Magdeburger Landwehrregiments ernannt und à la suite des Magdeburger Kürassierregiments Nr. 7 gestellt. Seit jener Zeit sind wir gewohnt gewesen, ihn in der historischen Uniform zu erblicken mit Helm und Küraß. Von Juni bis Dezember 1869 nahm Bismarck, nachdem er den König auf einer Reise durch Hannover begleitet hatte, Urlaub. Aus dieser Zeit sind ein paar liebenswürdige Briefe familiären Charakters datiert. An Motley schrieb er am 7. August 1869 aus Varzin:

Lieber Motley

daß Du mir schriebst, war einer der besten Einfälle, die Du seit langer Zeit gehabt hast, und gewiß wirst Du viele gute haben. Deine Beschuldigung aber, Brf. v. 7. 8. 1869.

daß ich Dir nicht geantwortet haben sollte, klingt mir ganz unglaublich; Du sagst es, also muß es wahr sein, aber das Bewußtsein meiner Tugend ist so stark in mir, daß ich lieber die Regelmäßigkeit des meiner Leitung anvertrauten norddeutschen Postdienstes anzweifle, als an meine persönliche Nachlässigkeit glaube. Keine Post taugt heut zu Tage etwas, die Welt wird überhaupt immer schlechter. „Doubt that the stars are fire" u. s. w., aber zweifle nicht an meiner Tugend. Seit drei Wochen lag das Papier fertig, um Dir nach London zu schreiben und Dich zu fragen, ob Du nicht eine Woche oder zwei für mich übrig hättest; zur Genugthuung für Deine heimliche Flucht über See solltest Du uns die Freude machen, alle Tinte, Häusermieten und Engländer auf einige Zeit aus Deinem Sinne zu verbannen, und Dein Wigwam in die pommerschen Wälder verlegen. Die Sache ist heut so leicht für einen ozeanischen Reisenden, wie es früher war von Berlin nach Göttingen zu fahren. Du giebst Deiner Frau Gemahlin den Arm, besteigst mit ihr ein Cab, bist in 20 Minuten auf dem Bahnhofe, in 30 Stunden in Berlin und von dort in einem halben Tage hier; um 9 Uhr aus Berlin fahrend, bist Du zu Mittag bei uns. Es wäre reizend; meine Frau, Tochter, ich und die Söhne, die ich in zwei Tagen erwarte, würden sich kindisch freuen, und wir wollen dann einmal wieder ganz so lustig sein wie in alter Zeit. Ich selbst kann augenblicklich nicht reisen, ohne alle Gründe umzustoßen, aus denen ich Urlaub habe. Sonst sucht' ich Dich auf, um Dich hier in die Backwoods abzuholen; aber bitte komm, wirf alle Sorgen und Bedenken hinter den Ofen, die findest Du da unversehrt wieder bei Deiner Rückkehr, und richte Dich ein auf kurze oder lange Zeit, je länger je lieber, aber mache uns die Freude und komm her. Ich bin so in den Gedanken schon eingelebt, daß ich krank werde, wenn Du nein sagst, und das würde die übelsten Einflüsse auf die ganze Politik haben. Empfehle mich Deiner Frau Gemahlin zu Gnaden.

Dein treuer Freund
v. B.

und an die Schwester schrieb er:

Mein geliebtes Schwesterherz

Brf. v. 28. 10. 1869. ich bin leider verurteilt, einsam das Haus zu hüten; Johanna wird Dir sagen, wie es im Punkte der Gesundheit steht. Ich bin mit Gottes Hilfe in der Erholung, aber doch noch in solcher Verfassung, daß die gestern vollendete Krise Heydt=Camphausen ohne mich abgespielt werden mußte; sie ging brieflich glatter ab, als ich gehofft hatte. Ich hätte Dich so gern als Großmutter und Silberbraut im Staate gesehen und Dir das Zeugnis gegeben, daß Du die vorzeitigen Ehren des Alters trägst wie unsere Rosen den heutigen Oktoberschnee, sie sehen nur um so frischer unter ihm aus. Ich hätte so gern mit Dir Oscars Brautfahrt in Kniephof und Naugard, Antonie und Schönhausen und alle toten Hochzeitsgäste mit Dir beredet und ganz abgetragene Betrachtungen über traumhafte Flüchtigkeit des Lebens mit Dir neu aufgebügelt. Man verzichtet so spät auf die Illusion, daß das Leben nun bald anfangen soll, und hält sich so lange bei der Vorbereitung auf, daß es solcher Meilensteine von 25 Jahren bedarf, um sich durch den Rückblick klar zu machen, wie lang die zurückgelegte Strecke ist, und wie viele gute und schlechte Stationen man passiert hat. Ist es ein Beweis unserer Ungenügsamkeit oder der Dankbarkeit unseres Erinnerungsvermögens, oder ist es nur mein Fehler, daß mir die gegenwärtige Station immer unbehaglicher erscheint als alle früheren, und daß man nicht aufhört, rastlos vorwärts zu treiben in Hoffnung auf eine bessere? Ich wünsche Dir von Herzen, daß Du wenigstens übermorgen Dein Fest mit der befriedigten Stimmung feierst, in der man dem Zeit=Postillon zurufen möchte: Schwager, fahr' sachte! Ich finde mich recht undankbar gegen Gott, daß ich zu dieser Stimmung des Behagens niemals gelange und doch nach meiner eigenen Einsicht soviel Grund dazu hätte, wenn ich an Frau und Kinder denke und vor allem an meine Schwester und an so manches andere in Staat und Haus

Erstrebte, und wenn es erreicht war, nicht Gewürdigte. Ich hoffe, daß ich besser werde, wenn ich nicht mehr Minister bin, darauf muß ich alle vertrösten, die an mir zu tragen haben. Grüße O. und Deine Kinder herzlich.

Dein treuer Bruder
v. B.

Am 10. Oktober schreibt er wieder an Motley:

Mein lieber Motley, da ich sehr stolz darüber bin, daß Deine Damen mich photographiert zu sehen wünschen, so beeile ich mich, Dir zwei melancholische Zivilisten und einen fetten melancholischen Herrn, der nicht ein bischen bekümmert scheint durch all die Plage, der Minister und parlamentarische Thätigkeit unterworfen sind, zuzusenden. Ich müßte überaus zufrieden sein mit der Ehre ihrer Zulassung in die Albums der Damen; aber wenn Du so gut sein wolltest, mir eine Gegenleistung in männlichen und weiblichen Porträts zu machen, so würde ein solcher Akt von Herzensgüte meine häusliche Autorität vermehren und befestigen. Ich bin Dir für Dein rasches Vorgehen in der Sache Bancrofts sehr verbunden. Von Berlin schreibt man mir, daß nach seiner eigenen Meinung seine heimatliche Stellung eine sichere sei; aber es ist Thatsache, daß französischer Einfluß gegen ihn am Werke ist und daß man in Paris glaubt, es sei gelungen, ihn abzusetzen. Ich verliere so sehr die Gewohnheit englisch zu sprechen, da Loftus in Berlin der einzige Mensch ist, der mir dazu Gelegenheit giebt, und schreiben könnte ich es nie ohne Wörterbuch, da ich es nach dem Schall und aus der Uebung erlernt hatte. Entschuldige obigen Versuch, den ich als Schulexerzitium für mich ansehe. Ich weiß nicht, ob ich bald nach Berlin gehe, vor dem 1. Dezember schwerlich. Ich möchte gern abwarten, ob mir der Landtag den Gefallen thut, einige meiner Kollegen zu erschlagen; wenn ich unter ihnen bin, so kommt die Schonung, die man mir gewährt, den andern auch zu gut. Unsere Verhältnisse sind so sonderbar, daß ich zu wunderlichen Mitteln greifen muß, um Anbindungen zu lösen, die gewaltsam zu zerreißen mir manche Rücksichten verbieten. Jedenfalls hoffe ich, sobald ich wieder in der Stadt bin, näheres über Deinen Urlaub zu hören und Gewißheit über die Zeit Deines Besuches zu bekommen; dann wollen wir uns einander einmal wieder in Logiers Haus an eine Schachpartie setzen und darüber streiten, ob Byron und Goethe miteinander in Vergleich zu stellen sind. Wir waren damals, glaube ich, bessere Menschen in besseren Zeiten, d. h. jünger. Empfehle mich Deinen Damen." Brf. v. 10. 10. 1869

Bismarcks Gesundheitszustand ließ dauernd zu wünschen übrig. So schreibt er an Roon:

Ich befinde mich in einem Zustande, den die Aerzte als Karlsbader Krisis bezeichnen und der mich vollständig erschöpft. Ich komme von dem Orte der Erleichterung gar nicht mehr los seit 2 Tagen, und ich werde zur leeren Flasche, wenn das morgen so beibleibt. Sitzen und Schreiben ist mehr, als ich ohne Uebermüdung heute leisten kann, und der königliche Herr, durch badische Familien-Korrespondenz gestachelt, schreibt mir eigenhändige Briefe, deren Beantwortung einen politisch-historischen Doktor-Kursus manu propria von mir verlangt. Diese badische Unruhe tölpelt in jede politische Berechnung störend hinein. Brf. v. 20. 11. 1869.

Eifrig ermahnt Roon den Freund:

Zum Schluß nur noch ein Wort freundlicher Ermahnung aus vollem Herzen. Wenn Sie nun durch das Karlsbader Wasser wirklich wieder zur Reinigung Ihres inwendigen Menschen und zur körperlichen Gesundheit gelangen, so dürfen Sie ohne grobe Versündigung nicht wieder in Ihr altes Lasterleben (Aufstehen zu Mittag, Schlafengehen nach Mitternacht, Massenspeisen am Tage, Arbeiten bei Nacht u. s. w.) verfallen. Sie sollen vielmehr Gott danken und dem Lande dienen mit der ganzen Fülle Ihrer Ressourcen — was Sie aber nicht vermögen, wenn Sie wiederum in den alten Pfuhl geraten. Sollte Ihre Energie nicht hinreichen, um ihrer extravaganten Natur die Lebensführung eines Denkw. Roons II

ehrsamen deutschen Hausvaters aufzunötigen? Das müssen Sie können! Und das erbitte ich mit dem warmen Eifer wahrer Freundschaft als Ihr alter Ro.n.

Und am 28. November antwortet Bismarck:

Brf. v. 28. 11. 1869. Die Karlsbader Mattigkeit verliert sich langsam, aber seit gestern reite ich doch wieder und habe mehr Zutrauen. Meine Frau schalt neulich, daß Sie kein Wort von den Ihrigen geschrieben, und meinte, Sie pflegten doch sonst nicht so ein herzloser Geschäftsmann zu sein; deshalb füge ich hinzu, daß es meinen Damen gut geht, meinem Schwiegervater etwas matt, Herbert einen Hieb über den Kopf hat und noch liegt, von Bill nichts bekannt.

So ging das Jahr 1869 zu Ende, das Schicksalsjahr brach an.

Schon in die Zeiten des norddeutschen Bundes ragen tief hinein die Ahnungen der künftigen Entscheidung, die zwischen Deutschland und Frankreich fallen sollte. Das deutsche Vaterland war von schweren Wunden getroffen worden, die es sich mit eigner Hand hatte zufügen müssen, auf daß sein Schicksal sich erfülle. Diese Wunden zu heilen, die Entzweiten zu vereinen, die Brücke der Verständigung zu schlagen, die Empfindlichkeit des Besiegten zu schonen und den Gedanken an die preußische Führung volkstümlich zu machen, das Haus, das gebaut war, wohnlich einzurichten auch für die, die noch außen standen, die wirtschaftliche Kraft zu stärken, die Widerstandsfähigkeit gegen Katastrophen zu heben — das war das Programm, das Bismarck sich vorgenommen hatte und das er verwirklichte mit einer wunderbaren Kraft und mit jenem feinen Verständnis für die Imponderabilien der Volksseele, das nur einem gottbegnadeten Staatsmann eigen sein konnte. Vielleicht — wer kann die Möglichkeiten ermessen! — hätte schon damals, als die Luxemburger Frage den Krieg auf des Messers Schneide geführt hatte, die letzte Entscheidung gefällt werden können; sicher aber ist es, daß jetzt, wo die Arbeit von fast vier Jahren ihre Wirkung ausgeübt hatte, der Sieg nicht mehr zweifelhaft sein konnte, sondern so weit gesichert war, wie menschliche Kraft die Zukunft sichern kann. Alle Voraussetzungen waren gegeben; als der Frühling des Schicksalsjahres heraufzog, stand Deutschland gewaffnet da, nicht nur durch seine militärischen Schöpfungen, sondern auch durch den neuen Geist, der aus Bismarcks nationaler Heldenseele hinübergeflutet war über das Volk bis hinauf an die Gestade der Ostsee und tief hinab zu den ragenden Firnen der Alpen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Vorspiel zum Kriege.

Im Frühling des Jahres 1866 hat Bismarck in einer Unterredung mit dem bekannten Staatsrechtslehrer Bluntschli sich über die allgemeine politische Lage ausführlich ausgesprochen.

Er sagte damals:

Die Scheu vor Frankreich hält mich keinen Augenblick von weiterem Vorgehen in der deutschen Sache ab. Ich fürchte Frankreich nicht. Wir sind den Franzosen weit überlegen, allerdings vor einem Jahre noch mehr als jetzt, aber auch jetzt. Ich sage das nicht, um zu renommieren. Das ist mir ganz fremd! Wir haben die Sache ganz genau überlegt. Alle unsere Generale haben dieselbe Meinung. Freilich können die Franzosen durch einen raschen Ueberfall bis nach Mainz und Coblenz kommen. Dann aber ist's aus, und sie stoßen auf einen Widerstand, den sie nicht brechen. Sie haben nicht mehr als 300 000 Mann zum Angriff, und wir können ihnen an jedem entscheidenden Punkte eine größere Macht entgegensetzen. Im letzten Kriege hatten wir 640 000 Mann in Waffen, und noch immer war Stoff vorrätig. Gegen die Franzosen marschieren alle, bis auf die 36jährigen Männer, wenn es nicht anders sein kann. Es ist etwas anderes, für den eigenen Herd streiten, als in ein fremdes Land eindringen.

Möglich, daß die Franzosen durch Ueberraschung im Süden vordringen. Ich glaube es zwar nicht, denn in diesem Fall brauchen sie dafür doch jedenfalls 50 000 Mann, die sie dann an andern Orten entbehren müssen, wo es zur Entscheidung kommt. Aber für diesen Fall empfehle ich Ihnen: Lassen Sie die Franzosen wegnehmen, was sie kriegen können, aber geben Sie ihnen nichts. Unterhandeln Sie nicht, machen Sie keine Zugeständnisse. Im äußersten Falle gehen einige Orte und Personen zu Grunde, aber das Ganze wird schließlich gewinnen, und die Verluste werden Ihnen reichlich ersetzt werden. Wenn nicht Gott uns ungünstig und den Franzosen günstig ist, so werden wir einen französischen Angriff abschlagen und nach dem Siege nach Paris marschieren. Napoleon weiß, daß wir so stark sind; deshalb behalten wir den Frieden. Ich rechne mit Zuversicht darauf. Das deutsche Volk, militärisch geeinigt, ist die größte Macht der Welt und hat nichts zu fürchten.

Oesterreich wird unter allen Umständen neutral bleiben. Abgesehen von seinen Finanzverhältnissen, kann es keinen Krieg führen. Alle seine Interessen sind dagegen. Die Deutschösterreicher wissen, daß der Krieg, der für Oesterreich einen günstigen Verlauf nähme, sie wieder um ihre nationalen und parlamentarischen Errungenschaften bringen würde. Die Ungarn wissen ebenso, daß ein siegreiches österreichisches Heer sie wieder um ihre Verfassung brächte. Die österreichischen Slawen sind den russischen Einwirkungen ausgesetzt. Im Not-

fall halten wir mit Rußland Oesterreich gänzlich im Schach. Sie werden nicht wagen, das Schwert aus der Scheide zu ziehen. Ein paar Erzherzoge freilich wären dazu immer bereit. Aber was hat Oesterreich für ein Interesse, seine Existenz aufs Spiel zu setzen? Es wäre verloren, sogar dann, wenn Frankreich siegte, denn dann stünde es völlig ohnmächtig vor dem französischen Sieger und müßte thun, was dieser vorschriebe.

Auch von Rußland und Italien war er überzeugt, daß sie sich nicht mit Frankreich alliieren würden. Dieser Ausspruch war gleichsam eine Prophezeiung, denn wenn auch Napoleon den Krieg begonnen hat, so war dies doch nur möglich unter dem Eindruck der Furcht vor innerpolitischen Schwierigkeiten und dem Sturz der Dynastie und in voller Verblendung über die realen Verhältnisse. Allerdings hat auch Bismarck, wie wir jetzt genau wissen, mit Frankreich einen festen Vertrag geschlossen unter dem Einfluß der Treibereien jener höfischen Politik, die den Sieg der Preußen bei Königgrätz niemals zu vergessen gelernt hat.

Der Anlaß oder vielmehr der Vorwand zum Kriege konnte allerdings nicht vorausgesehen werden, wenn auch bereits im Jahre 1869 zum erstenmale der Gedanke an eine spanische Thronkandidatur des Prinzen von Hohenzollern auftauchte. Aber Bismarck ahnte das Nahen des Krieges bestimmt voraus und er hat alles gethan, was im menschlichen Ermessen stand, zu sorgen, daß er mit dem Siege der preußischen Waffen endete. Das wichtigste aber war die Festigung der Brücke, die über den Main führte, und dieser Absicht war seine Thätigkeit bis zu dem Tage der Entscheidung gewidmet.

Neben Frankreich erhob sich mit Aufgebot aller Kräfte nur ein Gegner, Rom. Denn daß es sich bei Verkündung des Unfehlbarkeitsdogmas nicht allein um eine kirchliche Frage, sondern um eine Machtfrage ersten Ranges handelte, daß die thatkräftigen Sympathien des Klerikalismus sich vollständig auf die Seite Frankreichs stellten, hat Bismarck 5 Jahre später ausgesprochen:

Daß der Krieg im Einverständnis mit der römischen Politik gegen uns begonnen worden ist, daß das Konzil deshalb abgekürzt worden ist, daß die Durchführung der Konzilsbeschlüsse, vielleicht auch ihre Vervollständigung, in ganz anderem Sinne ausgefallen wäre, wenn die Franzosen gesiegt hätten, daß man damals in Rom wie auch anderswo auf den Sieg der Franzosen wie auf eine ganz sichere Sache rechnete, daß an dem französischen Kaiserhofe gerade die katholischen Einflüsse, die dort in berechtigter oder unberechtigter Weise — ich will nicht sagen „katholischen", sondern die römisch-politischen, jesuitischen Einflüsse, die dort berechtigter oder unberechtigter Weise thätig waren, den eigentlichen Ausschlag für den kriegerischen Entschluß gaben, ein Entschluß, der dem Kaiser Napoleon sehr schwer wurde und der ihn fast überwältigte, daß eine halbe Stunde der Friede dort fest beschlossen war, und dieser Beschluß umgeworfen wurde durch Einflüsse, deren Zusammenhang mit den jesuitischen Prinzipien nachgewiesen ist: — über das alles bin ich vollständig in der Lage, Zeugnis ablegen zu können. Denn Sie können mir wohl glauben, daß ich diese Sache nachgerade nicht bloß aus aufgefundenen Papieren, sondern auch aus Mitteilungen, die ich aus den betreffenden Kreisen selbst habe, sehr genau weiß.

Bis zuletzt war Bismarcks Thätigkeit der Erhaltung des Friedens geweiht. Noch am 1. Juni 1870 reiste er mit dem König Wilhelm

nach Ems, um dort mit dem Zaren zusammenzutreffen. Der Eindruck der Versicherungen dieses mächtigen Mannes war so groß, daß der Staatsmann am Tage nach der Rückkehr an Roon schreiben konnte:

Lieber Roon, Brf. v. 7. 6. 1870.

ich entfliehe morgen früh den Schlingen, die sich mit jedem Tage meines Bleibens stets von neuem um meine heimwärts strebenden Füße legen. Ich hoffe, daß wir uns Anfang August hier so wohl wiedersehen, wie wir es uns gegenseitig wünschen. Ich habe formell 6 Wochen Urlaub. Mit herzlichen Grüßen in Reisehast Ihr v. B.

Als Bismarck diese Zeilen schrieb, waren die Aussichten so freundlich als möglich. Noch am 30. Juni erklärte der französische Minister Ollivier im gesetzgebenden Körper: Zu keiner Zeit war die Aufrechterhaltung des Friedens mehr gesichert als jetzt. Wohin man auch blickt, kann man nirgends eine Frage entdecken, die Gefahr bringen könnte.

Da wurde die Hohenzollernsche Kronkandidatur von Spanien noch einmal angeregt; Bismarck sprach sich entschieden für die Annahme aus. Dennoch erfolgte abermals eine Ablehnung durch den Prinzen Leopold. Auch den Spaniern riet Bismarck, die Kandidatur nicht auf dem Umwege durch König Wilhelm zu betreiben, sondern lediglich mit dem Hohenzollern-Prinzen zu verhandeln. Am 14. Juni ging ein neuer Unterhändler zum Fürsten Anton nach Sigmaringen; jetzt wurde das Anerbieten angenommen, ohne daß die Meinung des Königs eingeholt wurde. Nur als ein Akt der Kourtoisie wurde König Wilhelm von der vollendeten Thatsache verständigt.

Ein völkerrechtlicher Vorwand, urteilt Bismarck, für Frankreich, in die Freiheit der spanischen Königswahl einzugreifen, war schwer zu finden; er wurde, seitdem man es in Paris auf den Krieg mit Preußen abgesehen hatte, künstlich gesucht in dem Namen Hohenzollern, welcher an sich für Frankreich nichts Bedrohlicheres hatte als jeder andere deutsche Name. Im Gegenteil konnte man in Spanien sowohl als in Deutschland annehmen, daß der Prinz Leopold wegen seiner persönlichen und Familienbeziehungen in Paris eher persona grata sein werde als mancher andre deutsche Prinz. Ged. u. Er. II.

Die Einmischung Frankreichs galt in ihren Anfängen spanischen, nicht preußischen Angelegenheiten; die Fälschung der Napoleonischen Politik, vermöge deren die Frage zu einer preußischen werden sollte, war eine international unberechtigte und provozierende und bewies mir, daß der Moment gekommen war, wo Frankreich Händel mit uns suchte und bereit war, dafür jeden Vorwand zu ergreifen, der brauchbar schien.

Von seiten unseres Auswärtigen Amtes waren die ersten schon unberechtigten Anfragen Frankreichs über die spanische Thronkandidatur am 4. Juli der Wahrheit entsprechend in der ausweichenden Art beantwortet worden, daß das Ministerium nichts von der Sache wisse. Es traf das insofern zu, als die Frage der Annahme der Wahl durch den Prinzen Leopold von Sr. Majestät lediglich als Familiensache behandelt worden war, die weder Preußen noch den Norddeutschen Bund etwas anging, bei der es sich nur um die persönliche Beziehung des Kriegsherrn zu einem deutschen Offizier und des Hauptes nicht der Kgl. Preußischen, sondern der Hohenzollernschen Gesamtfamilie zu den Trägern des Namens Hohenzollern handelte.

In Paris entstand sofort eine lebhafte Erregung, obwohl von vornherein kein Zweifel daran bestehen konnte, daß die preußische Regierung den privaten Unterhandlungen fern stand. Am 5. Juli folgte in der

Kammer zu Versailles eine Interpellation, am Tage darauf antwortete der neue Minister des Auswärtigen, Herr von Gramont unter stürmischem Beifall: „Wir glauben nicht, daß die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolkes (Spanien) uns verpflichtet, zu dulden, daß eine fremde Macht (Preußen), indem sie einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setzt, dadurch zu ihrem Vorteil das gegenwärtige Gleichgewicht der Mächte derangiere und so die Interessen und die Ehre Frankreichs gefährden könnte. Wir hoffen, daß diese Eventualität sich nicht verwirklichen wird. Sollte es aber anders kommen, so würden wir unsere Pflicht ohne Zaudern und ohne Schwäche zu erfüllen haben.“ Und Ollivier fügte hinzu: „Wenn Sie über diese Erklärung nachgedacht haben, so werden Sie sich überzeugen, daß sie keine Ungewißheit über den Gedanken der Regierung läßt, insofern es sich darum handelt, ob sie den Frieden will oder den Krieg herbeiführt. Ganz Paris tönte von Kriegsgeschrei wieder, Bismarck dagegen, der in Varzin weilte, dachte nicht im geringsten an diese Möglichkeit. Er meinte, daß Napoleon sich lediglich mit den Spaniern über die Kandidatur auseinanderzusetzen habe, nicht aber mit Deutschland. Um so erstaunter war er, als er Gramonts Rede kennen lernte, die doch in gröblichster Weise die Wahl zwischen Verzicht oder Krieg stellte, aber er blieb ruhig abwartend in Varzin.

Am 8. Juli abends traf Benedetti aus Wildbad in Ems ein. Er hatte die Ordre, den König aufzufordern, wenn nicht durch einen Befehl, so doch durch einen Ratschlag den Prinzen zum Rücktritt zu bewegen. Ein Geheimschreiben Gramonts erklärte jedoch gleichzeitig: die einzige Antwort, welche den Krieg verhindern könne, wäre diese: die königliche Regierung billigt die Annahme des Prinzen nicht und befiehlt ihm, diesen Entschluß zurückzunehmen, den er ohne ihre Erlaubnis gefaßt hat. Als Benedetti sich zum Könige begab und ihm Erklärungen gemäß der ihm aus Paris zugegangenen Ordre vorgetragen hatte, erklärte ihm der König mit würdevoller Bestimmtheit, er habe als Familienhaupt nur eine negative Rolle gespielt, indem er dem Prinzen die Annahme nicht untersagt habe, er könne jetzt seine Stellung als Familienhaupt nicht dahin geltend machen, den Prinzen zum Rücktritt zu nötigen. Unter der Hand erklärte sich jedoch der König bereit, sich mit dem Vater des Prinzen in Verbindung zu setzen. Von Paris erhielt Benedetti jedoch fortdauernd widersprechende Instruktionen. Die Hitze, die in den Köpfen der Pariser herrschte, schlug ihre Glutwellen auch in die Ministerien hinüber. Herr von Gramont drang immer wieder auf eine schnelle Entscheidung, weil er glaubte, hinsichtlich der Mobilmachung mehrere Tage Vorsprung zu haben, die durch ein Hinauszögern verloren gehen konnten. „Wir sind für die öffentliche Meinung von allen Seiten überflutet; wir zählen die Stunden; Sie müssen unbedingt darauf bestehen, die Antwort vom König zu erhalten, ja oder nein. Wir brauchen sie für morgen, übermorgen wäre es zu spät.“ So telegraphierte Gramont am 11. Juli. Benedetti verstärkte daher am nächsten Tage seine Sprache dem König gegenüber, aber der König blieb ruhig und antwortete nur: das Drängen Frankreichs mache

ihm den Eindruck, als sei es auf einen Konflikt abgesehen. Gleichzeitig ordnete der König an, daß der preußische Gesandte Herr v n Werther sofort nach Paris auf seinen Posten zurückkehre und daß Bismarck so bald als möglich nach Ems komme. Bismarck reiste sogleich von Varzin ab. In Berlin hatte er alsbald eine Unterredung mit Roon und dem Minister des Innern Grafen Eulenburg, den er sofort nach Ems vorausſandte. Am Abend dieses Tages, den 12. Juli, traf eine Botschaft des Herrn von Werther ein, nach welcher der spanische Gesandte amtlich den Herzog von Gramont den Verzicht Leopolds angezeigt haben sollte. So gab Bismarck die Reise nach Ems auf, weil er den Kriegsfall für beseitigt hielt. An die Gattin schrieb Bismarck daher, sie möge nicht nachkommen, vermutlich werde er in wenigen Tagen nach Varzin zurückkehren, ob noch als Minister, sei eine andere Frage. Denn Bismarck fürchtete, daß vielleicht doch in Ems eine allzu große Nachgiebigkeit bewiesen worden sei, als daß er weiter als der Leiter der preußischen Politik bestehen könne.

Ich entschloß mich, berichtet Bismarck, am 12. Juli von Varzin nach Ems aufzubrechen, um bei Sr. Majestät die Berufung des Reichstages behufs der Mobilmachung zu befürworten. Als ich durch Wussow fuhr, stand mein Freund, der alte Prediger Mulert, vor der Thür des Pfarrhofes und grüßte mich freundlich; meine Antwort im offenen Wagen war ein Lufthieb in Quart und Terz, und er verstand, daß ich glaubte in den Krieg zu gehen. In den Hof meiner Berliner Wohnung einfahrend und bevor ich den Wagen verlassen hatte, empfing ich Telegramme, aus denen hervorging, daß der König nach den französischen Bedrohungen und Beleidigungen im Parlament und in der Presse mit Benedetti zu verhandeln fortfuhr, ohne ihn in kühler Zurückhaltung an seine Minister zu verweisen. Während des Essens, an dem Moltke und Roon teilnahmen, traf von der Botschaft in Paris die Meldung ein, daß der Prinz von Hohenzollern der Kandidatur entsagt habe, um den Krieg abzuwenden, mit dem uns Frankreich bedrohte. Mein erster Gedanke war, aus dem Dienste zu scheiden, weil ich nach allen beleidigenden Provokationen, die vorhergegangen waren, in diesem erpreßten Nachgeben eine Demütigung Deutschlands sah, die ich nicht amtlich verantworten wollte. Ich hielt diese Demütigung vor Frankreich und seinen renommistischen Kundgebungen für schlimmer als die von Olmütz, zu deren Entschuldigung die gemeinsame Vorgeschichte und unser damaliger Mangel an Kriegsbereitschaft immer dienen werden. . . . Ich glaubte nunmehr an Frieden; da ich aber die Haltung nicht vertreten wollte, durch welche dieser Friede erkauft gewesen wäre, so gab ich die Reise nach Ems auf und bat Graf Eulenburg, dorthin zu reisen und Sr. Majestät meine Auffassung vorzutragen. In gleichem Sinne sprach ich auch mit dem Kriegsminister von Roon: wir hätten die französische Ohrfeige weg und wären durch die Nachgiebigkeit in die Lage gebracht, als Händelsucher zu erscheinen, wenn wir zum Kriege schritten, durch den allein wir den Flecken abwaschen könnten. Meine Stellung sei jetzt unhaltbar und das eigentlich schon dadurch geworden, daß der König den französischen Botschafter unter dem Drucke von Drohungen während seiner Badekur vier Tage hintereinander in Audienz empfangen und seine monarchische Person der unverschämten Bearbeitung durch diesen fremden Agenten ohne geschäftlichen Beistand exponiert habe. Durch diese Neigung, die Staatsgeschäfte persönlich und allein auf sich zu nehmen, war der König in eine Lage gedrängt worden, die ich nicht vertreten konnte; meines Erachtens hätte Se. Majestät in Ems jede geschäftliche Zumutung des ihm nicht gleichstehenden französischen Unterhändlers ablehnen und ihn nach Berlin an die amtliche Stelle verweisen müssen, die dann durch Vortrag in Ems oder, wenn man dilatorische Behandlung nützlich gefunden, durch schriftlichen Bericht die Entscheidung des Königs ein-

Ged. u. Er. II.

zuholen gehabt haben würde. Daß der König sich nicht mit dem ihm in so großem Maße eigenen Gefühle seiner hoheitvollen Würde der Benedettischen Aufdringlichkeit von Hause aus entzogen hatte, davon lag die Schuld zum großen Teile in dem Einflusse, den die Königin von dem benachbarten Coblenz her auf ihn ausübte. Er war 73 Jahre alt, friedliebend und abgeneigt, die Lorbeeren von 1866 in einem neuen Kampfe auf das Spiel zu setzen; aber wenn er vom weiblichen Einflusse frei war, so blieb das Ehrgefühl der Erben Friedrichs des Großen und des preußischen Offiziers in ihm stets leitend. Gegen die Konkurrenz, welche seine Gemahlin mit ihrer weiblich berechtigten Furchtsamkeit und ihrem Mangel an Nationalgefühl machte, wurde die Widerstandsfähigkeit des Königs abgeschwächt durch sein ritterliches Gefühl der Frau und durch sein monarchisches Gefühl einer Königin und besonders der seinigen gegenüber. Man hat mir erzählt, daß die Königin Augusta ihren Gemahl vor seiner Abreise von Ems nach Berlin in Thränen beschworen habe, den Krieg zu verhüten im Andenken an Jena und Tilsit. Ich halte die Angabe für glaubwürdig bis auf die Thränen.

Die Dinge gingen anders. Als der Rücktritt Leopolds in der Kammer bekannt wurde, erfolgte die Interpellation darüber, welche Bürgschaft sich das Kabinett ausbedungen habe, um die Wiederkehr ähnlicher Verwickelungen mit Preußen zu verhüten.

Gleichzeitig forderte Gramont von Benedetti, er solle alle Geschicklichkeit aufbieten, um festzustellen, daß der Verzicht des Prinzen ihm durch den König oder seine Regierung angekündigt sei, die Beteiligung des Monarchen müsse um jeden Preis zugestanden werden. Er wollte also durch neue Zumutungen Preußen demütigen oder zum Kriege treiben. Dem preußischen Gesandten in Paris erklärte er, er sehe die Entsagung des Prinzen als Nebensache an, vielmehr müsse König Wilhelm dem Kaiser Napoleon in seinem Briefe es aussprechen, daß er nicht beabsichtigt habe, den Interessen oder der Würde des französischen Volkes zu nahe zu treten. Gramont setzte den Entwurf sofort auf, und Werther war schwach genug, denselben entgegenzunehmen. Als die Depesche Werthers anlangte, sagte der alte Abeken nur: „Das hätte ich nicht geglaubt, daß der arme Werther ein solches Ende nehmen würde; diese Depesche kann ich dem Könige gar nicht vortragen.“

Wir folgen in der Darstellung der weiteren Vorgänge in Ems zunächst den Denkwürdigkeiten Heinrich Abekens, der damals nicht nur zur nächsten Umgebung des Königs gehörte, sondern durch dessen Hand sämtliche Schriftstücke gingen, der also der sicherste Zeuge für die Ereignisse jener Tage ist. Nach Empfang der politischen Depesche nahm er seinen Hut und ging zu Graf Eulenburg, welcher inzwischen angekommen war. Dieser konnte zwar nicht viel mehr thun, als zusehen, wie andere arbeiteten, da er die Fäden der Dinge nicht in der Hand gehabt. Jedenfalls aber war es dem König angenehm und notwendig, in diesem kritischen Augenblick einen Minister um sich zu haben, dessen Gesellschaft ihm lieb war.

Graf Eulenburg stimmte Abeken bei, daß die Depesche nicht geeignet sei, dem König vorgetragen zu werden. Da indes mitgeteilt werden mußte, daß Nachrichten von Paris eingegangen seien, begaben sich beide zu Sr. Majestät.

Abeken sagte nun, er habe eine Depesche von Werther, sie sei aber nicht geeignet, dem Könige von Preußen vorgetragen zu werden; er könne sie in seinem Amte nicht vortragen, da er sicher sei, daß es Graf Bismarck nicht thun würde. „Nun," meinte der König, „dann nehmen Sie an, wir seien für einige Zeit Privatleute."

Bald darauf kam ein Telegramm von Bismarck, die Werthersche Depesche sei dem Könige nicht vorzutragen; die letztere selbst ist nachher durch alle Zeitungen gegangen.

Am 13. Juli folgte der berühmte Vorgang auf der Emser Promenade. Die Depesche, welche hierbei eine Rolle spielte, steht auf einem Extrablatt der Kölnischen Zeitung, dessen Inhalt lautet:

Sigmaringen, den 12. Juli 1870.

Als bestimmt wird gemeldet: Prinz Leopold entsagt der Kronkandidatur Spaniens, den Gefühlen folgend, welche es ihm als preußischem und deutschem Offizier unmöglich machen, um seiner Person willen Deutschland in den Krieg zu stürzen und gleichzeitig Spanien einen blutigen Kampf als Mitgift zu bringen.

Paris den 12. Juli 1870, nachmittags.

Hausse: Rente 69/75. Man hält den Frieden für gesichert.

Darunter steht von Abekens Hand geschrieben:

Dies Blatt wurde mir am Mittwoch den 13. Juli morgens auf der Brunnenpromenade in Ems von dem Badeinspektor, Revisionsrat Baumann, gegeben: ich gab es sogleich Seiner Majestät dem König, und dieser gab es dem Prinzen Anton Radziwill, dem Generaladjutanten des Königs, um es dem ebenfalls auf der Promenade befindlichen Grafen Benedetti zu bringen. Letzterer benutzte dann diesen Anlaß, um Seine Majestät den König anzureden und ihm die unverschämten Vorschläge wegen einer Garantie zu machen. Das Blatt wurde mir am Tage vor der Abreise von Seiner Majestät dem Könige mit dem Bemerken zurückgegeben, daß ich es der historischen Erinnerung wegen vielleicht würde aufbewahren wollen.

Unter den zahllosen Telegrammen, welche einliefen, war ein sehr langes, aus welchem Abeken sich mit Mühe entziffern mußte, Bismarck fände sein letztes Telegramm an ihn zu lang. Er steckte den Verweis ganz bescheiden ein und sagte: „Bismarck hat recht, es war zu lang und darum nicht einmal klar, nachher fand ich es selbst, aber im Augenblick hatte ich keine Zeit, ein kurzeres zu machen." Ebenso mißverstand Abeken nie die Korrekturen, die Bismarck in seinen politischen Arbeiten machte, sondern meinte, er habe durch jede neue Verbesserung von ihm gelernt. Erfreut hat es ihn freilich, wenn in den letzten Jahren wenig oder nichts geändert wurde.

Abeken berichtete ausführlich an Bismarck telegraphisch am 13. Juli 3 U. 50 M. nachmittags:

„Seine Majestät der König schreibt mir: Graf Benedetti fing mich auf der Promenade ab, um auf zuletzt sehr zudringliche Art von mir zu verlangen, ich sollte ihn autorisieren, sofort zu telegraphieren, daß ich mich für alle Zukunft verpflichtete, niemals wieder meine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur zurückkämen. Ich wies ihn zuletzt etwas ernst zurück, da man à tout jamais dergleichen Engagements nicht nehmen dürfe noch könne. Natürlich sagte ich ihm, daß ich noch nichts erhalten hätte, und, da er über Paris und Madrid früher benachrichtigt sei, er wohl einsähe, daß mein Gouvernement wiederum außer Spiel sei.

Seine Majestät hat seitdem ein Schreiben des Fürsten Karl Anton bekommen. Da Seine Majestät dem Grafen Benedetti gesagt, daß er Nachricht vom Fürsten erwarte, hat Allerhöchstderselbe mit Rücksicht auf die obige Zumutung auf des Grafen Eulenburg und meinen Vortrag beschlossen, den Grafen Benedetti nicht mehr zu empfangen, sondern ihm nur durch seinen Adjutanten sagen zu lassen, daß Seine Majestät jetzt vom Fürsten die Bestätigung der

Nachricht erhalten, die Benedetti aus Paris schon gehabt, und dem Botschafter nichts weiter zu sagen habe.

Seine Majestät stellt Eurer Exzellenz anheim, ob nicht die neue Forderung Benedettis und ihre Zurückweisung sogleich sowohl unserem Gesandten als der Presse mitgeteilt werden sollte."

Umgestaltet von Bismarck lautet das Telegramm: „Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiserlich französischen Regierung von der königlich spanischen amtlich mitgeteilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an Seine Majestät den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisieren, daß er nach Paris telegraphiere, daß seine Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur zurückkommen sollten. Seine Majestät der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Seine Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe."

Die Redaktion der Emser Depesche durch Bismarck hat eine Flut von Schmähungen auf ihn wachgerufen; vor allem hat sozialdemokratische Niedertracht es versucht, Bismarck eine Fälschung des Aktenstückes vorzuwerfen. Abekens Darstellung widerlegt diese Auffassung am sichersten. Auch Sybel und mit ihm die gesamte deutsche Geschichtsschreibung erklärt, daß die Natur der Sache selbst den Abdruck aller in Abekens Depesche erwähnter Einzelheiten verbot. Bismarcks Depesche blieb durchaus innerhalb der Grenzen der königlichen Weisung, aber freilich war der Eindruck durch die kürzere Fassung der Form und die Weglassung aller motivierenden Umstände gründlich verwandelt. Seit acht Tagen hatte Frankreich mit lärmenden Kriegsdrohungen eine Demütigung des Königs gefordert; jetzt erschien ohne Erläuterung noch Begründung die Abfertigung durch den deutschen Monarchen vor den Augen aller Welt als der definitive Abschluß der ganzen Verhandlung.

Das empfand Bismarck mit großer Befriedigung und er hat es sicherlich gewollt. Als Abekens Depesche eintraf, saß Bismarck mit Roon und Moltke bei Tisch und entwickelte ihm seine Ansichten. Weiter schildert der Kanzler die denkwürdige Scene:

Ged. u. Er. II. Beide waren sehr niedergeschlagen und machten mir indirekt Vorwürfe, daß ich die im Vergleiche mit ihnen größere Leichtigkeit des Rückzuges aus dem Dienste egoistisch benutzte. Ich vertrat die Meinung, daß ich mein Ehrgefühl nicht der Politik opfern könne, daß sie beide, als Berufssoldaten wegen der Unfreiheit ihrer Entschließung nicht dieselben Gesichtspunkte zu nehmen brauchten als ein verantwortlicher auswärtiger Minister. Während der Unterhaltung wurde mir gemeldet, daß ein Ziffertelegramm, wenn ich mich recht erinnere, von ungefähr 200 Gruppen, aus Ems, von dem Geheimrat Abeken unterzeichnet, in der Uebersetzung begriffen sei. Nachdem mir die Entzifferung überbracht war, welche ergab, daß Abeken das Telegramm auf Befehl Sr. Majestät redigiert und unterzeichnet hatte, las ich dasselbe meinen Gästen vor, deren Niedergeschlagenheit so tief wurde, daß sie Speise und Trank verschmähten. Bei wiederholter Prüfung des Aktenstückes verweilte ich bei der einen Auftrag involvierenden Ermächtigung Seiner Majestät, die neue Forderung Benedettis

und ihre Zurückweisung sogleich sowohl unseren Gesandten als in der Presse mitzuteilen. Ich stellte an Moltke einige Fragen in Bezug auf das Maß seines Vertrauens auf den Stand unserer Rüstungen, respektive auf die Zeit, deren dieselben bei der überraschend aufgetauchten Kriegsgefahr noch bedürfen würden. Er antwortete, daß er, wenn Krieg werden sollte, von einem Aufschub des Ausbruches keinen Vorteil für uns erwarte; selbst wenn wir zunächst nicht stark genug sein sollten, sofort alle linksrheinischen Landesteile gegen französische Invasion zu decken, so würde unsere Kriegsbereitschaft die französische sehr bald überholen, während in einer späteren Periode dieser Vorteil sich abschwächen würde; er halte den schnellen Ausbruch im ganzen für uns vorteilhafter als eine Verschleppung . . .

Nachdem ich die Depesche redigiert hatte, bemerkte Moltke: „So hat das einen anderen Klang, vorher klang es wie Chamade, jetzt wie eine Fanfare in Antwort auf eine Herausforderung.“ Ich erläuterte: „Wenn ich diesen Text, welcher keine Aenderungen und keinen Zusatz des Telegramms enthält, in Ausführung des Allerhöchsten Auftrages sofort nicht nur an die Zeitungen, sondern auch telegraphisch an alle unsere Gesandschaften mitteile, so wird er vor Mitternacht in Paris bekannt sein und dort nicht nur wegen des Inhaltes, sondern auch wegen der Art der Verbeitung den Eindruck des roten Tuches auf den gallischen Stier machen. Schlagen müssen wir, wenn wir nicht die Rolle des Geschlagenen ohne Kampf auf uns nehmen wollen. Der Erfolg hängt aber doch wesentlich von den Eindrücken bei uns und anderen ab, die der Ursprung des Krieges hervorruft; es ist wichtig, daß wir die Angegriffenen seien, und die gallische Ueberhebung und Reizbarkeit wird uns dazu machen, wenn wir mit europäischer Oeffentlichkeit, so weit es uns ohne das Sprachrohr des Reichstags möglich ist, verkünden, daß wir den öffentlichen Drohungen Frankreichs furchtlos entgegentreten . . .

Diese meine Auseinandersetzung erzeugte bei den beiden Generalen einen Umschlag zu freudiger Stimmung, dessen Lebhaftigkeit mich überraschte. Sie hatten plötzlich die Lust zu essen und zu trinken wiedergefunden und sprachen in heiterer Laune. Roon sagte: „Der alte Gott lebt noch und wird uns nicht in Schande verkommen lassen.“ Moltke trat soweit aus seiner gleichmütigen Passivität heraus, daß er sich, mit freudigem Blick gegen die Zimmerdecke und mit Verzicht auf seine sonstige Gemessenheit in Worten, mit der Hand vor die Brust schlug und sagte: „Wenn ich das noch erlebe, in solchem Kriege unsere Heere zu führen, so mag gleich nachher ‚die alte Karkasse‘ der Teufel holen.“ Er war damals hinfälliger als später und hatte Zweifel, ob er die Strapazen des Feldzugs überleben werde.

Am 14. Mai 1891 veröffentlichte Roons Sohn eine Erklärung aus den Aktenstücken seines Vaters, in der er feststellt, daß der König selbst Bismarck ermächtigt habe, den Text nach Ermessen ganz oder teilweise zu veröffentlichen.

Nicht Bismarck, sondern Gramont hatte, wie sich der preußische Staatsmann einmal ausdrückte, „die Laus zum Skorpion“ aufgeblasen.

Sogar Herr v. Caprivi hat sich am 22. November 1892 genötigt gesehen, öffentlich festzustellen, daß Bismarck richtig gehandelt habe. Bismarck hat sich über diese Vorgänge später wiederholt ausgesprochen, vor allem zu dem Franzosen des Houx:

Es war mir nicht in den Sinn gekommen, daß die Wahl des Prinzen von Hohenzollern Napoleon beleidigen könne. Der Vater des Prinzen war der Freund des Kaisers, sein Großvater durch die Heirat einer Prinzessin Murat mit der Familie Bonaparte verwandt, und so glaubte ich im Gegenteil, daß

Leipz. N. N. v. 11. 12. 1892.

die Nachbarschaft der kaiserlichen Regierung angenehm sein würde. Für uns Deutsche war der Vorteil, in Madrid einen König unserer Nation zu haben, von sehr mittelmäßiger Bedeutung. Zwischen Deutschland und Spanien liegen nicht nur die Pyrenäen, sondern auch Frankreich; wir können von Spanien nie etwas anderes als Handelsvorteile erwarten, und niemals habe ich in meinen Beziehungen mit diesem Lande etwas anderes gesucht, als einen leichteren Warenmarkt für unsere nationale Produktion. Wenn man in Frankreich glaubte, wir suchten die Allianz Spaniens, um Frankreich an seiner Südostgrenze Verlegenheiten zu bereiten, so täuschte man sich vollständig, ebenso wie man in Paris in Alfonso XII. weniger den König von Spanien als den preußischen Offizier auspfiff. Ich habe niemals geglaubt, daß im Kriegsfalle zwischen uns Spanien eine Diversion gegen die französischen Grenzen schaffen könne, welche wichtig genug wäre, um uns zu interessieren. Zwei Divisionen genügen, um die Pyrenäen-Uebergänge zu bewachen, und das ist nicht der Rede wert. Ich verstehe Ihren Schrecken dieserhalb in Frankreich nicht. In jenem Falle wie in dem andern, haben Sie dort nicht das richtige Gefühl Ihrer Stärke. Herr v. Freycinet, der gewandteste Kriegsminister, den Sie jemals gehabt haben, wird mir nicht widersprechen.

Ich war also weit entfernt davon, zu denken, daß die Annahme des Prinzen von Hohenzollern zum Vorwande für einen Krieg mit Frankreich werden könne. Am 6. Juli 1870 befand ich mich hier in Varzin ruhig wie in Arkadien. Da schickte man mir den Bericht über die Sitzung des gesetzgebenden Körpers. Ich glaubte zu verstehen, angesichts der Nichtigkeit des angerufenen Motivs, daß in Frankreich die Absicht bestehe, uns zu bekriegen. Ich war vom Kopf bis zu den Füßen erschüttert. Ich eilte, den König aufzufinden, legte ihm den Ernst der Lage, die Notwendigkeit, Rüstungen vorzunehmen und den offenbaren Entschluß der kaiserlichen Regierung, mit uns Streit zu suchen, dar. Ich war durch zwei Dinge besonders irritiert: erstens mißfiel es mir, daß Graf Benedetti in Ems direkt mit dem König unterhandelte. Außerdem erhielt ich aus Paris Nachrichten, welche mich reizten. Unser Botschafter dort war Freiherr v. Werther, der auch 1866 Botschafter in Wien war. Er zog den Blitz an, aber nicht nach Art der Blitzableiter. Ich erfuhr, daß er den Text eines Briefes entgegengenommen, dessen Unterzeichnung man dem König aufdrängen wollte. Dieser Brief war in solchen Ausdrücken abgefaßt, daß man sagen konnte: „Preußen duckt sich" (wörtlich: La Prusse cane; caner = heulend den Schwanz zwischen die Beine nehmen und davonlaufen).

Die Fürstin, welche der Unterhaltung beiwohnte, unterbrach uns hier. „Welche wunderbare Sprache Sie sprechen?! Was bedeutet das Wort? Wie schreibt es sich?" Und ich mußte der Fürstin eingehend diesen spezifisch Pariser Ausdruck erklären.

Ja, fuhr der Fürst fort, Preußen durfte sich nicht ducken. Ich war der Ansicht, daß man alle mit der Ehre vereinbare Zugeständnisse mache, um den Augenblick des Krieges noch hinauszuschieben, obwohl wir vollständig bereit waren. Ich habe diese Veranlassung niemals als genügend betrachtet, um daraufhin den Krieg zu erklären; aber andererseits hatten wir keine Ursache, vor der Drohung zurückzuweichen. Wir wußten uns stark genug, um Herren unsrer eigenen Entschlüsse zu sein. Ich berief sofort Herrn v. Werther ab. Man hat das für einen Abbruch der diplomatischen Beziehungen gehalten. Das war es durchaus nicht. Ich berief ihn zurück, weil er die Unterhandlungen in St. Cloud eine Wendung nehmen ließ, welche mir nicht zusagte und die erniedrigend für mein Land war. Inzwischen war, wie Sie wissen, Herr Benedetti beauftragt, vom Könige dessen Unterschrift für ein die Zukunft bindendes Engagement zu fordern: „Die Verzichtleistung des Prinzen von Hohenzollern." Der König weigerte sich, wie bekannt, und dieser Vorgang wurde durch eine sehr lange, recht dunkle Depesche mitgeteilt, welche mir zukam, ehe sie an die übrigen Regierungen gesandt wurde. Diese Depesche ist es, deren Redaktion ich geändert, wie es mein Recht als Minister des Auswärtigen war,

und zwar, indem ich sie kürzer, kategorischer und klarer machte, ohne aber irgendwie den eigentlichen Inhalt zu berühren, ohne irgend ein Wort anzufügen, das nicht wahr gewesen wäre. Ich erinnere mich nicht mehr der genaueren Ausdrücke meiner Depesche, aber sie enthielt die Zustimmung des Königs, mit welchem ich mich an jenem Tage nicht in Meinungsverschiedenheit befand. Ich habe das Bewußtsein, daß ich damals, soweit es in meiner Macht stand, die Würde meines Souverains und diejenige meines Landes geschützt habe. Waren die Debatten des gesetzgebenden Körpers und volkstümliche Manifestationen von ganz Paris und Frankreich nicht Drohungen und Herausforderungen? Konnten wir unter solchen Umständen befehlshaberische Forderungen unterschreiben?!?

Glauben Sie, der Krieg wäre vermieden worden, wenn ich diese Depesche unverändert gelassen? Glauben Sie, das Schicksal der Welt hätte an einer redaktionellen Frage gehangen? Wurde etwa der Grund der Dinge durch die Worte eines Telegramms geändert?

Niemals standen die beiden Persönlichkeiten des ersten Kaisers und seines Kanzlers in so plastischer Würde und Größe vor uns wie in jenen Tagen. Gerade damals, als die Emser Depesche wie ein Blitzstrahl niederfuhr, hat die Eigenart der beiden Männer, die sich so herrlich ergänzten, sich am deutlichsten bewährt. In ernster Würde, aber stets in der sehnenden Hoffnung, den Frieden zu erhalten, hat König Wilhelm gehandelt; aber in jeder Handlung, in jedem Worte, das er sprach, lag auch der feste Willen, seine Ehre und die Ehre der Nation entschlossen zu verteidigen. Aber einen jähen Abbruch wollte er nicht vollziehen, er wollte vor allem die Stellung der Abwehr nicht preisgeben. Sein Kanzler aber sah in jenem entscheidenden Augenblick weiter, er wollte das notwendig Gewordene zu einer Zeit vollziehen, da sein Vaterland stärker war als der Feind. Er hatte im höheren Sinne stets Recht gehabt, auch unter der Voraussetzung, daß er diesen Krieg von vornherein gewollt und angelegt haben sollte; in dieser Stunde aber hatte er unter allen Voraussetzungen Recht. Und so hat der Historiker Recht, der zusammenfassend das Urteil fällt, daß in jener Zeit großer Entscheidung König und Kanzler überaus glücklich zusammenwirkten: Was der erste versäumte, holte noch eben im richtigen Zeitpunkte der zweite nach. Behauptet hat damals auch Wilhelm seinen Stand, indem er bis zu der äußersten Grenze würdiger Nachgiebigkeit ging; da Bismarck die befreiende That durch die flammende Fassung der Depesche vollbrachte, schuf er den hohen Vorteil, daß dank dem Verhalten seines Königs dieser selbst und sein Volk und die ganze Welt Deutschland Recht gaben und in Deutschland den maßlos Herausgeforderten erblickten. Es war auf Wilhelms Seite, so sagt wiederum treffend Erich Marcks, ein halbpassives Verdienst, aber es war doch sein ganzes Wesen, seine ehrwürdige Milde, seine reine und gerade Männlichkeit, die dabei zur Wirkung kamen. In seinem Bilde als des Beleidigten und Hoheitsvollen, hat die Legende von Ems den Inhalt der Ereignisse und die großen nationalen Gegensätze verkörpert und dramatisiert. Und so fügte es sich in Wahrheit, daß die persönlichen Eigenschaften des Herrschers den Hergängen den Charakter auch äußerlich wiedergaben, den diese im innerlicheren historischen Sinne wirklich besaßen: den Charakter deutscher

Notwehr gegen einen frevelhaft in das Tiefste unseres Lebens hineingreifenden Feind.

Die Geschichte der Emser Tage ist typisch für die Geschichte der beiden herrlichen Männer, die ein gütiges Geschick einst zu Deutschlands Heile nebeneinander gestellt hat. Sie gehören zusammen, der Herr wie sein treuer deutscher Diener, und zusammen werden sie fortleben durch die Jahrtausende, nicht einander in den Schatten stellend, sondern mit dem eigenen Lichte den Glanz des andern noch mehrend.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Bis Sedan.

Auf die Frage, die Jules Favre in Versailles an Bismarck richtete, mit wem Deutschland denn nach Sedan noch Krieg führe, antwortete der Staatsmann: „Mit Ludwig XIV." In der That galt der Krieg, der so schwere Blutopfer kostete, nicht nur dem Frankreich der Gegenwart, sondern auch dem Frankreich der Vergangenheit, das seit Jahrhunderten ein Recht zu haben glaubte, von der deutschen Schwäche und Zerklüftung alles zu fordern.

In der französischen Kammer versicherte der Kriegsminister Leboeuf, daß das französische Heer archiprête „erzbereit" sei. Die Kaiserin Eugenie betonte triumphirend c'est ma guerre à moi. In den Veröffentlichungen Bismarcks erblickte Herr von Gramont eine schwere Beleidigung. Benedetti, der am 15. Juli in Paris eintraf, wurde zu dem Ministerrat hinzugezogen, und in der Kammer wurden Erklärungen abgegeben, die durch eine ungeheure Lügenhaftigkeit den Eindruck der Depesche noch verstärkten. Bismarck hat sich hierüber in der Reichstagssitzung vom 20. Juli ausführlich ausgesprochen, dort stellte er auch fest, daß die preußische Regierung von Frankreich in der ganzen Angelegenheit nur eine einzige amtliche Mitteilung erhalten habe, die Kriegserklärung.

Die Wirkung der Emser Depesche ist bekannt; der nationale Strom erbrauste und ergriff alle. Am 15. Juli kehrte König Wilhelm von Ems nach Berlin zurück, die ganze Reise war ein beispielloser Triumphzug. Der Kronprinz, Bismarck, Roon und Moltke reisten ihm bis Brandenburg entgegen, um über die Lage Vortrag zu halten. Inzwischen sammelten sich auf dem damaligen Perron des provisorischen Potsdamer Bahnhofs diejenigen Personen, welche den König bei seiner Heimkehr zu empfangen hatten; an ihrer Spitze der greise Feldmarschall Wrangel. Außerhalb des Bahnhofs aber drängte sich eine begeisterte Volksmasse Kopf an Kopf. Da trat Unterstaatssekretär von Thile an den alten Marschall heran, er brachte die neuesten offiziellen Depeschen, welche das auswärtige Amt soeben aus Paris erhalten hatte. Das war zwar noch keine Kriegserklärung — offiziell wurde dieselbe erst am 19. Juli

überreicht, aber materiell waren die Nachrichten einer solchen völlig gleich zu achten.

Denkw. Roons. In noch erhöhter, beispielloser Spannung, so erzählt Roons Sohn, der Augenzeuge dieser Szene war, erwartete man nun die Ankunft des Königs, welcher selbst von diesen Depeschen noch keine Kenntnis haben konnte, da seit Brandenburg die Fahrt nicht unterbrochen worden war.

Beim Einlaufen des Zuges eilte Herr von Thile dem Könige entgegen; und da er diesen sowie Bismarck, welche von den Umstehenden umringt waren, zunächst nicht erreichen konnte, um seine Meldungen zu machen, so wandte er sich zuerst an Roon, der eben den Wagen verließ, und machte ihm leise obige Mitteilungen. „Nun, dann wollen wir es ihnen bestens besorgen" — war Roons von den Umstehenden vernommene Antwort darauf. Und nun folgte in dem unscheinbaren Raume, welchen der provisorische Bahnhof als königliches Wartezimmer dargeboten hatte, und zwar in der Mitte desselben, unter dem historischen Kronleuchter eine kurze Beratung. Um den König waren Bismarck, Roon und Moltke gruppiert, Thile in der Nähe des ersteren; der Kronprinz, halb seitwärts neben dem Könige, stand da wie ein flammender Kriegsgott, das Urbild des teutonischen Zornes, mit zurückgeworfenem Haupte und drohend erhobener Rechten. Die meisten der dort gewechselten Worte blieben freilich unhörbar für die Fernerstehenden; doch zuweilen vernahm man Roons so besonders tiefe und dröhnende Stimme: „Jawohl, Majestät!" — „das hat keine Schwierigkeiten" — „es ist alles vorbereitet, Majestät!" — und nun sah man den Kronprinzen leuchtenden Auges hinauseilen zu der brausenden Menge da draußen, welche seinen Zuruf: „Die Mobilmachung der Armee ist befohlen!" mit Tausenden von Stimmen weiter fortpflanzte. Und in der That hatte der greise Kriegsherr soeben diese Entscheidung ausgesprochen. Die zweifelhafte Hoffnung, welche seine Friedensliebe bisher und auch während der Fahrt von Brandenburg nach Berlin noch festgehalten hatte, — sie mußte, davon hatte der Monarch sich jetzt überzeugt, nach den soeben eingetroffenen Depeschen völlig aufgegeben werden, und nun zögerte er auch keinen Moment mehr, den so frevelhaft hingeworfenen Handschuh aufzuheben.

Während der König in tiefer Bewegung und zugleich erquickt durch die jubelnden Zurufe der in treuer Zuversicht begeisterten Volksmassen sein Palais erreichte, trat Roon zunächst im Kriegsministerium mit den Generalen v. Moltke, von Podbielski und einigen anderen Offizieren zu einer Besprechung und Vorbereitung der erforderlichen Maßregeln zusammen. Alsdann erfolgte in den Abendstunden der letzte entscheidende Vortrag bei des Königs Majestät; und bald nachdem Moltke und Roon gegen Mitternacht das Palais verlassen hatten, flog der von des letzteren Hand geschriebene kurze Befehl — als das Resultat jener Beratung — durch den Telegraphen hinaus in alle deutschen Gaue:

„Die Armee ist planmäßig mobil zu machen."

Auf den 19. Juli war der Reichstag einberufen. Schon vorher hatte Bismarck im Bundesrat erklärt:

Hahn, Bismarck. Es bleibt keine Wahl mehr als der Krieg oder die der französischen Regierung obliegende Bürgschaft gegen Wiederkehr ähnlicher Bedrohung des Friedens und der Wohlfahrt Europas. Und der sächsische Minister v. Friesen erklärte darauf im Namen seiner Regierung und aller übrigen Bundesregierungen: Das Einverständnis mit allen bisherigen Schritten des Bundespräsidiums und mit der von Preußen kundgegebenen Auffassung der Sachlage. Frankreich will den Krieg. Möge derselbe denn möglichst schnell und kräftig geführt werden!

Am 60. Jahrestage des Todes der Königin Luise wurde der Reichstag mit einem Gottesdienst eröffnet. Der Text der Predigt lautete: „Mit Gott wollen wir Thaten thun", dann fand die Verlesung der Thronrede, die Bismarck verfaßt hatte, im Weißen Saale des Schlosses

statt. Der König verlas sie mit tiefbewegter Stimme. Neunmal vom Jubel der Abgeordneten und der Tribüne unterbrochen. Die Rede schloß mit den Worten:

Die spanische Thronkandidatur hat dem Gouvernement des Kaisers der Franzosen den Vorwand geboten, in einer dem diplomatischen Verkehre seit langer Zeit unbekannten Weise den Kriegsfall zu stellen und denselben, auch nach Beseitigung jenes Vorwandes, mit jener Geringschätzung des Anrechtes der Völker auf die Segnungen des Friedens festzuhalten, von welcher die Geschichte früherer Beherrscher Frankreichs analoge Beweise bietet. Hat Deutschland derartige Vergewaltigungen seines Rechtes und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug sie es nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. Heute, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begannen, die deutschen Stämme je länger desto inniger verbindet; wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Oeffnung mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewaltthat. Je mehr die verbündeten Regierungen sich bewußt sind, alles was Ehre und Würde gestatten, gethan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor aller Augen liegt, daß man uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit um so größerer Zuversicht wenden wir uns, gestützt auf den einmütigen Willen der deutschen Regierungen des Südens wie des Nordens, an die Vaterlandsliebe und die Opferfreudigkeit des deutschen Volkes mit dem Aufrufe zur Verteidigung seiner Ehre und seiner Unabhängigkeit. Wir werden nach dem Beispiele unserer Väter für unsere Freiheit und für unser Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen, und in diesem Kampfe, in dem wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unseren Vätern war. Thronrede v. 19. 7. 1870.

Um $2^1/_4$ Uhr eröffnete der Präsident Simson die erste Sitzung und erteilte nach Ernennung des provisorischen Bureaus das Wort „zu einer Mitteilung" dem Reichskanzler. Bismarcks Rede war kurz:

Ich teile dem hohen Hause mit, daß mir der französische Geschäftsträger heute die Kriegserklärung Frankreichs überreicht hat. (Stürmisches, nicht endenwollendes Bravo, Hochrufen und Händeklatschen von allen Seiten des Hauses und den Tribünen.) Rede v. 19. 7. 1870.

Nach den Worten, die Se. Majestät der König soeben an den Reichstag gerichtet hat, füge ich der Mitteilung dieser Thatsache nichts weiter hinzu! (Begeistertes Bravo! auf allen Seiten.)

Am nächsten Tage nahm der Reichstag ohne Diskussion die von Miquel verfaßte Adresse an, am Nachmittag hielt Bismarck die berühmte Rede, in der er die Schuld und die Fälschungen und die Lügen Frankreichs nachwies. Einstimmig wurde auch die Kriegsanleihe von 120 Millionen bewilligt, nur Liebknecht und Bebel hatten sich ausgeschlossen. Der Präsident Simson aber fügte die Schlußworte hinzu:

Die Arbeit der Volksvertretung ist soweit für diesesmal vollbracht. Nun wird das Wort der Waffen seinen Lauf nehmen! Möge der Segen des allmächtigen Gottes auf unserm Volke ruhen auch in diesem heiligen Kriege! Der oberste Bundesfeldherr, König Wilhelm von Preußen, er lebe hoch — und abermals hoch — und immerdar hoch!!!

Die Abstimmung des Reichstages war nur der Abglanz der im ganzen Deutschland herrschenden Stimmung. Eine bezeichnende Szene ereignete sich schon unmittelbar nach König Wilhelms Ankunft: Als er unter

brausendem „Hurrah" nach seinem Palais gefahren war, drängte auch hier die Menge hochrufend und die Preußenhymne singend. Da erschien gegen 11 Uhr ein Offizier auf der Rampe: „Se. Majestät halten Kriegsrat und lassen um Ruhe bitten." Sofort ertönte es drunten: „der König will Ruhe haben," und in 2 Minuten war die Menge wie weggeweht und der weite Platz lag in stiller Einsamkeit. Noch in der Nacht gingen dann die Befehle zur Mobilmachung hinaus an die Truppen und die Depeschen an die süddeutschen Verbündeten. Bis in die entlegensten Gehöfte verbreitete sich der Ruf „zu den Waffen," er drang zu den Hütten und Palästen, und überall weckte er den gleichen mutigen Aufschwung. Der ideale Gedanke der deutschen Einheit wirkte zusammen mit der realen Gefährdung aller privaten Verhältnisse. Auch in Bayern erwachte patriotische Begeisterung, in der Kammer herrschte eine ultramontane Majorität, deren publizistische Organe sich heftig gegen einen Krieg an Preußens Seite erklärte, aber unter dem Eindruck der Thatsachen stimmten 101 gegen 47 Stimmen dennoch für den Krieg und so wie hier siegte überall der nationale Gedanke.

Noch eines that Bismarck. König Georg von Hannover hatte den Gedanken gehabt, eine „Legion" gegen Deutschland mobil zu machen. Eine Reihe früherer hannoveranischer Offiziere befand sich in Frankfurt. Ihnen schaffte Bismarck nicht nur volle Amnestie, sondern er sorgte auch dafür, daß ihnen eine lebenslängliche Pension vom Könige zugesichert wurde.

Es ist ein Zeichen der klugen, von Bismarck befolgten Politik, daß der Krieg gegen Frankreich geführt werden konnte ohne das Eingreifen irgend einer andern Macht und daß vor allen Dingen die preußischen Kräfte nicht zersplittert zu werden brauchten durch eine Aufstellung nach Osten hin. Gerade Rußland hielt sich durchaus in den Grenzen einer freundlichen Neutralität. Wir werden später sehen, wie dieses Land die Zufälle des Krieges benutzte, um am Schwarzen Meere die unleidliche Stellung, die ihm der Krimkrieg zugewiesen hatte, zu verbessern. Auch Italien verhielt sich ruhig; drei Jahre später erklärte Victor Emanuel dem König Wilhelm bei einem Besuch in Berlin, er sei thatsächlich im Begriffe gewesen, die Waffen zu ergreifen, aber der Widerwille seines Volkes und die Schnelligkeit der Siege Preußens hätten die Ausführung der Absicht unmöglich gemacht. Die Veröffentlichung der bereits erwähnten perfiden Vorschläge Napoleons durch Bismarck, die um so beweiskräftiger war, als sie im Faksimile erfolgte, erweckte nicht nur die Entrüstung der Völker, sondern auch die der Regierungen; das Märchen, daß Benedetti den Entwurf unter dem Diktat Bismarcks geschrieben habe, fand nirgends Glauben, obwohl Gramont und sein Gesandter in amtlichen Rundschreiben diese Behauptungen aufstellten. Die französischen Staatsmänner wurden vollständig zermalmt, als der eiserne Kanzler in einem Rundschreiben den Begleitbrief in photographischer Nachbildung mitteilte, in dem Benedetti erklärte, jenen Vertragsentwurf von Napoleon aus Vichy erhalten zu haben.

Der 27. Juli war ein Bettag für ganz Deutschland. Herzog Ernst von Coburg, der in diesen Tagen nach Berlin geeilt war, schreibt die wenigen Worte: „So traf ich den König, den Kronprinzen, Bismarck, Moltke und Roon, alle in einem großen ernsten Geiste einig und vereint, im Rechtsgefühl erstarkt, im Pflichtbewußtsein hoch, in begeisterter Entschlossenheit mit Hunderttausenden verbunden, das Leben einzusetzen für des Reiches Ehre."

Am 31. Juli 1870, nachmittags $5^1/_2$ Uhr, fuhr der Kanzler, nachdem er einige Tage vorher auf seinem Zimmer das heilige Abendmahl genommen, begleitet von Gemahlin und Tochter noch dem Bahnhof, um sich mit dem Könige zunächst nach Mainz und dann auf den Kriegsschauplatz zu begeben. Die beiden Söhne weilten bei ihren Regimentern, sie nahmen als Kämpfer am Kriege teil. Am 2. August erfolgte der Armeebefehl des Königs: „Ich ziehe getrost in einen Kampf, den unsere Väter in gleicher Lage einst ruhmvoll bestanden. Mit Mir blickt das ganze Vaterland vertrauensvoll auf Euch. Gott der Herr wird mit unserer gerechten Sache sein."

Am 4. August schon traf die Nachricht vom ersten ruhmvollen Kampfe bei Weißenburg ein, am 6. August war der Tag von Spichern und schnell folgten einander die Siege der deutschen Waffen. Am 11. überschritt das große Hauptquartier und mit ihm Bismarck die französische Grenze. In St. Avold war Bismarcks erstes Quartier. Die Besitzer fast sämtlicher Grundstücke waren geflohen, auch Bismarcks Quartierwirt. Ueber dieses erste Quartier in der Fremde erzählt Moritz Busch:

Abends nach 7 Uhr aßen wir mit dem Grafen in der an dessen Zimmer anstoßenden kleinen Stube, deren Fenster sich auf den mit Blumenbeeten geschmückten schmalen Hof öffneten. Die Unterhaltung bei Tische war lebhaft, doch sprach vorwiegend der Minister. Er hielt einen Ueberfall nicht für unmöglich; denn, wie er sich auf einem Ausfluge überzeugt, standen unsere Vorposten nur drei Viertelstunden Wegs von der Stadt und sehr weit auseinander. Er hatte eine Feldwache gefragt, wo die nächste wäre, aber die Leute hatten es nicht gewußt. Dann erzählte er: „Bei dem Gange sah ich, wie mir einer auf den Fersen folgte, der eine Axt auf der Schulter hatte — ich hielt die Hand am Degen — man weiß nicht, was unter Umständen — aber ich wäre wohl eher fertig geworden als er." Später bemerkte er, unser Hauswirt habe bei seiner Flucht alle Schränke voll Wäsche zurückgelassen, und fügte hinzu: „Wenn nach uns etwa ein Lazarett hierher kommt, wird man die schönen Hemden seiner Frau zu Charpie und Binden zerschneiden und zwar von Rechtswegen. Dann aber wirds heißen, der Graf Bismarck hat sie mitgenommen." Busch, Bism. u. s. L.

Man kam dann auf den Abmarsch der Truppen zu reden, und der Minister sagte, Steinmetz habe sich dabei eigenwillig und ungehorsam gezeigt. „Er wird," so schloß er, „mit seiner Eigenmächtigkeit trotz seiner Lorbeeren von Skalitz noch Schaden nehmen."

Wir hatten vor uns Cognac, Rotwein und Mainzer Schaumwein. Jemand sprach vom Bier und meinte, daß uns das fehlen werde. Der Minister erwiderte: „Das schadet nichts. Die weite Verbreitung des Bieres ist zu beklagen. Es macht dumm, faul und impotent. Es ist Schuld an der demokratischen Kannegießerei, zu der sie sich dabei zusammensetzen. Ein guter Kornbranntwein wäre vorzuziehen."

Am 15. August unternahm Bismarck mit dem König zusammen eine Art Rekognoszierungstour bis ungefähr $^3/_4$ Meilen vor Metz.

Busch, Bism. u. s. L. Beim Thee am Abend erzählte er davon, daß er zweimal, in San Sebastian und bei Schlüsselburg, in Gefahr gewesen, von Schildwachen erschossen zu werden, wobei man erfuhr, daß er auch etwas Spanisch versteht. Von der Schlüsselburger Affaire kam er auf folgende Anekdote, die ich als eine von ihm selbst erlebte nacherzähle, obwohl ich dabei einiges nicht genau hörte und so nicht verbürgen kann, daß sie ihm selbst und nicht einem andern passiert ist. Der Graf war einmal im Sommergarten zu Petersburg und traf dort den Kaiser. Sie gingen eine Strecke mit einander und kamen dabei an einen freien Rasenplatz, in dessen Mitte eine Schildwache stand. Bismarck erlaubte sich die Frage, was die da solle. Er wußte es nicht. Der Kaiser wendete sich an den Adjutanten, der es aber auch nicht wußte. So fragen Sie die Schildwache. Die Schildwache sagte nur: — er brauchte hier die russischen Worte — „Es ist befohlen." Damit war uns ebensowenig geholfen, und der Adjutant muß sich weiter erkundigen, auf der Wache bei dem Offizier und dann weiter hinauf. Aber immer dieselbe Antwort: Es ist befohlen. Es wird in den Akten nachgesehen und nichts über die Sache gefunden — es hat immer eine Schildwache da gestanden. Endlich findet sich ein alter Lakai, der sich erinnert, daß sein Vater, auch ein alter Lakai, ihm einmal gesagt hat, die Kaiserin Katharina habe dort einst ein frühzeitiges Schneeglöckchen entdeckt und Befehl gegeben, zu sorgen, daß es nicht abgepflückt werde. Man wußte sich nicht besser zu helfen, als daß man eine Schildwache dazu stellte, und das pflanzte sich so fort.

Am nächsten Tage ertönte von Metz her heftiger Kanonendonner, man hatte bei Vionville und Mars la Tour gefochten:

Busch, Bism. u. s. L. Der Chef erzählte bei Tische, daß er seinen während eines Massenangriffs von Reiterei bei Mars la Tour durch einen Gewehrschuß in den Oberschenkel verwundeten ältesten Sohn, Graf Herbert, besucht habe, der im Feldlazarett von Mariaville untergebracht war. Nach ihm ausreitend, hatte ihn der Minister endlich in einem Gehöft auf einem Hügel gefunden, wo auch andere Verwundete in ziemlicher Anzahl lagen. Die Besorgung derselben hatte ein Oberarzt in den Händen gehabt, der kein Wasser zu beschaffen gewußt und die Puten und Hühner, die auf dem Hofe herumgewandelt, aus einer Art Prüderie nicht für seine Kranken habe in Anspruch nehmen wollen. „Er sagte, er dürfe nicht," berichtete der Minister weiter. „Vorstellungen in Güte, die ihm gemacht wurden, halfen nichts. Da drohte ich ihm erst, die Hühner mit dem Revolver totzuschießen; dann gab ich ihm 20 Franken, dafür sollte er 15 Stück kaufen. Zuletzt besann ich mich, daß ich ja preußischer General war, und jetzt befahl ich ihm, worauf er gehorchte. Das Wasser aber mußte ich selber suchen und in Fässern heranschaffen lassen."

Bismarcks Sohn Herbert hatte thatsächlich im Kampfgewühl 3 Schüsse erhalten; einen durch das Bruststück des Rockes, einen, der durch die Uhr gehemmt wurde, und den dritten durch das Fleisch des Oberschenkels; der zweite Sohn, von dem dem Vater gleichfalls berichtet worden war, daß er schwer verwundet sei, war unverletzt geblieben, er war nur mit seinem Pferde bei dem berühmten Todesritt gestürzt. Bismarck erzählte mit Stolz, daß Graf Bill bei der Umkehr einen seiner Kameraden, der am Bein verwundet war, mit kräftigen Armen aus dem Getümmel herausgezogen und davonreitend mit sich fortgeschleppt habe, bis sie gerettet gewesen.

Am 18. August geriet Bismarck selbst in ernste Lebensgefahr. Der König hatte sich zu weit nach der Richtung von Gravelotte vorwärts begeben, als plötzlich ein fürchterliches Granatenfeuer gegen ihn und seine Umgebung gerichtet wurde. Bismarck hatte seine Pferde ge-

rade zur Tränke geschickt und konnte nicht folgen; bei einem Vorstoß der Franzosen wäre er Gefangener geworden oder er hätte auf dem Protzkasten einer Batterie, neben der er stand, die Flucht ergreifen müssen. „Aber wir waren aus dem Regen in die Traufe geraten. An der Stelle, wo wir hinritten," erzählt Bismarck, „schlugen gerade die Granaten ein, die vorher über uns weggeflogen waren. Am anderen Morgen sahen wir die Schweinskuhlen, die sie gewühlt hatten. So mußte denn der König noch weiter zurück, was ich ihm sagte, nachdem die Offiziere mir das vorgestellt hatten."

Am Abend fand dann das berühmte „Rendez-vous" statt. König Wilhelm saß auf einer Leiter, deren eines Ende auf einem todten Pferde lag und diktierte Bismarck das Telegramm an die Königin, das der Welt Kunde von dem Siege gab. Dann aber gestand der König, daß er Hunger leide und gern etwas essen möchte. Doch nur Wein und schlechter Rum von einem Marketender nebst trockenem Brot war zur Stelle. Endlich trieb man im Dorfe Rézonville ein paar Kotelettes für ihn auf, aber nichts für seine Umgebung. Bismarck hatte den ganzen Tag nur etwas Soldatenbrod und Speck gehabt. Als endlich ein paar Eier kamen, zerschlug er sie an seinem Degenknopf und schlürfte sie roh. Da in Rézonville alle Häuser mit Verwundeten angefüllt waren, erlangte der Kanzler erst nach langem Suchen eine Unterkunft in einem Oberstübchen, dessen drei Strohmatratzen er mit seinem Vetter Bismarck-Bohlen und dem Tags zuvor im Hauptquartier eingetroffenen amerikanischen General Sheridan teilte. Der letztere murmelte während des Schlafes in hingebender Bismarck-Verehrung wiederholt: „O dear count." Am Morgen des 19. erhielt Bismarck seit 36 Stunden durch General Göben den ersten „warmen Löffel", allerdings „nur eine Erbswurstsuppe, sie schmeckte aber ganz vortrefflich." Erst am späten Abend des 19. kehrten der König und der Kanzler nach Pont-à-Mousson zurück, von wo sie am frühen Morgen des 18. ausgeritten waren.

Vor Bar le Duc gab Bismarck folgendes Erlebnis zum Besten:

Vorige Nacht fragte ich die Schildwache draußen vor der Thür, wie es ihr ginge und wie es mit dem Essen stünde, und da erfuhr ich, daß der Mann seit vierundzwanzig Stunden nichts gegessen hatte. Da ging ich hinein und suchte die Küche und schnitt ihm einen tüchtigen Knust Brot herunter und trugs ihm hinaus, was ihn sehr vergnügt zu stimmen schien. Busch, Bism. u. s. L.

Ueberhaupt ist während des Krieges, wohl infolge der Eifersucht des Militärs, für Bismarck fast immer schlecht gesorgt gewesen. Noch nach langen Jahren hat Bismarck darüber geklagt:

Die Verstimmung gegen mich, welche die höheren militärischen Kreise aus dem österreichischen Kriege mitgebracht hatten, dauerten während des französischen fort, gepflegt nicht von Moltke und Roon, aber von den „Halbgöttern", wie man damals die höheren Generalstabsoffiziere nannte. Sie machte sich im Feldzuge für mich und meine Beamten bis in das Gebiet der Naturalverpflegung und der Einquartierung fühlbar. Sie würde noch weiter gegangen sein, wenn sie nicht in der sich immer gleichbleibenden, weltmännischen Höflichkeit des Grafen Moltke ein Korrektiv gefunden hätte. Roon war im Felde nicht in der Lage, mir als Freund und Kollege Beistand zu leisten; er bedurfte im Gegenteil Ged. u. Er.

schließlich in Versailles meines Beistandes, um im Kreise des Königs seine militärischen Ueberzeugungen geltend zu machen.

Schon bei der Abreise nach Köln erfuhr ich durch einen Zufall, daß beim Ausbruch des Krieges der Plan festgestellt war, mich von den militärischen Beratungen auszuschließen. Ich konnte das aus einem Gespräch des Generals v. Podbielski mit Roon entnehmen, dessen unfreiwilliger Ohrenzeuge ich dadurch wurde, daß es in einem Nebenkoupee stattfand, dessen Scheidewand von einer breiten Oeffnung über mir durchbrochen war. Der erstere äußerte laut seine Befriedigung etwa in dem Sinne: „Diesmal ist also dafür gesorgt, daß uns dergleichen nicht wieder passiert." Bevor der Zug sich in Bewegung setzte, hörte ich genug, um zu verstehen, welches „damals" im Gegensatz gegen diesmal der General im Sinne hatte, nämlich meine Beteiligung an militärischen Beratungen in dem böhmischen Feldzuge und besonders die Aenderung der Marschrichtung auf Preßburg anstatt auf Wien.

Die durch diese Reden gekennzeichnete Verabredung wurde mir praktisch wahrnehmbar; ich wurde nicht nur zu den militärischen Beratungen nicht zugezogen, wie 1866 geschehen war, sondern es galt mir gegenüber strenge Geheimhaltung aller militärischen Maßregeln und Absichten als Regel. Dieses Ergebnis der unseren amtlichen Kreisen innewohnenden Rivalität der Ressorts war ein so augenfälliger Schaden für die Geschäftsführung, daß der in Angelegenheiten des Roten Kreuzes im Hauptquartier anwesende Graf Eberhard Stolberg bei der freundschaftlichen Intimität, in der ich mit diesem leider zu früh verstorbenen Patrioten stand, den König auf die Unzuträglichkeiten der Ausschließung seines verantwortlichen politischen Ratgebers aufmerksam machte. Nach dem Zeugnisse des Grafen hatte Se. Majestät darauf erwidert: „Ich sei in dem böhmischen Kriege in der Regel zu dem Kriegsrate zugezogen worden, und es sei dabei vorgekommen, daß ich im Widerspruche mit der Majorität den Nagel auf den Kopf getroffen hätte; daß das den anderen Generalen ärgerlich sei und sie ihr Ressort allein beraten wollten, sei nicht zu verwundern" — **ipsissima verba regis**, nach dem Zeugnisse des Grafen Stolberg nicht nur mir, sondern auch anderen gegenüber. Das Maß von Einfluß, welches der König mir 1866 verstattet hatte, stand allerdings im Widerspruch mit militärischen Traditionen, sobald der Ministerpräsident allein nach den Abzeichen der Uniform klassifiziert wurde, die er im Felde trug, als Stabsoffizier eines Kavallerie-Regiments; und es blieb 1870 mir gegenüber bei dem militärischen Boykott, wie man heut sagen würde.

Das Quartier Bismarcks in Clermont schildert Busch: Bismarck hatte die Nacht auf einfacher Matratze am Fußboden geschlafen, seinen Revolver neben sich, und er arbeitete an einem Tischchen, auf dem kaum beide Ellbogen ruhen konnten, in der Ecke neben der Thür. Die Stube war auf das notwendigste ausgestattet, von Sofa, Lehnsessel u. dgl. war nicht die Rede. Der, welcher seit Jahren die Weltgeschichte machte, in dessen Kopfe ihre Strömungen sich konzentrierten, um nach seinen Plänen verwandelt wieder daraus hervorzugehen, hatte kaum, wo er sein Haupt hinlegte, während stupide Hofschranzen in bequemen Himmelbetten vom Nichtsthun ausruhten, und selbst Monsieur Stieber sich viel behaglicher zu betten verstanden hatte als unser Meister.

Auf dem Wege nach Clermont war Bismarck einem Trupp gefangener Freischärler begegnet, die einen Ulanoffizier tags zuvor meuchlings erschossen hatten. Er las ihnen sehr ernstlich die Leviten und schloß: „Ihr werdet alle gehangen werden, ihr seid Mörder." „Der Eine fing dann laut zu flennen an."

Am 29. August gelangte Bismarck nach Grand Pré.

Auch hier, so berichtet Busch, zeigte der Chef, daß er an die Möglichkeit eines meuchelmörderischen Angriffs auf seine Person nicht dachte. In der Dämmerung ging er unbefangen ohne Begleitung durch die Gassen des Städtchens, auch wo sie einsam und sonst zu einem Attentat geeignet waren. Ich sage das aus Erfahrung; denn ich folgte ihm in einiger Entfernung mit meinem Revolver. Es schienen mir Fälle möglich, wo man etwas für ihn thun konnte. Und weiter berichtet er von dem Abend, der der Schlacht von Beaumont folgte: Mit Einbruch der Dunkelheit, als die Schlacht entschieden war, kehrte das Hauptquartier nach Busancy zurück. Bismarck war am andern Morgen erkältet. Er habe, erzählte er, die Nacht Krampf im Beine bekommen, was ihm häufig begegne. Er helfe sich dann damit, daß er aufstünde und mit bloßen Füßen eine Weile in der Stube auf und ab ginge, und dabei erkälte er sich. So auch diesmal. Am 31 August wurde zwischen 9 und 10 Uhr aufgebrochen. Während der Fahrt erzählte Bismarck dem auf seine Einladung ihn im Wagen begleitenden Busch, die Franzosen seien gestern „am hellen Morgen von einer Schleichpatrouille schwerer Artillerie im Lager überfallen" worden. „Wir werden's heute sehen: die Pferde liegen erschossen an den Piquetpfählen, viele Tote in Hemdsärmeln, ausgepackte Koffer, Schüsseln mit gekochten Kartoffeln, Kessel mit halbgarem Fleische und dergleichen mehr." In der That sahen sie alsbald die ersten grauenvollen Spuren dieses den Franzosen völlig unerwarteten Ueberfalles mit Granaten. Nahe an Beaumont stieg man zu Pferde, und Bismarck schloß sich nun dem Könige an zur Besichtigung des Schlachtfeldes vom vorigen Tage. „Bei der Kirche bemerkte der König," erzählte Bismarck später, „einen Musketier, der verwundet war. Obwohl der Mann von der Arbeit des vorigen Tages ziemlich unsauber aussah, reichte er ihm die Hand — ohne Zweifel zur großen Verwunderung der dabei stehenden französischen Offiziere — und fragte, was er für einen Beruf habe. — Er wäre Doktor der Philosophie. — „Nun, dann werden Sie gelernt haben, Ihre Verwundung mit philosophischer Ruhe zu ertragen," sagte der König. — Ja, antwortete der Musketier, das habe er sich schon vorgenommen." Später holte Bismarcks Wagen in einem Dorfe marode Bayern ein, die sich in der Sonnenglut langsam fortschleppten. „Heda, Landsmann!" rief der Bundeskanzler dem einen zu. „Wollen Sie einmal Kognak trinke?" Natürlich wollte er, und ein Zweiter machte auch sehnsüchtige Augen, ein Dritter nicht minder, und so tranken sie und andere denn aus Bismarcks Feldflasche und dann aus der von Busch und erhielten männiglich noch eine „rechtschaffene Zigarre". Busch, Bism. u. s. L.

Auf der Fahrt nach Busancy erzählt Bismarck:

Ich hatte den ganzen Tag nichts als Kommißbrot und Speck gehabt. Jetzt kriegten wir ein paar Eier — fünf oder sechs. Die andern wollten sie gekocht; ich aber esse sie gern roh, und so unterschlug ich ein paar und zerschlug sie an meinem Degenknopf, was mich sehr erfrischte. Als es dann wieder Tag geworden war, genoß ich das erste Warme seit sechsunddreißig Stunden — es war nur eine Erbswurstsuppe, die mir General Göben gab, sie schmeckte aber ganz vortrefflich Später hatte es noch ein gebratenes Huhn gegeben, „an dessen Zähigkeit aber der beste Zahn verzweifelte." Es war dem Minister von einem Marketender angeboten worden, nachdem er von einem Soldaten ein ungekochtes gekauft hatte. Bismarck hatte jenes angenommen, dafür bezahlt und dem Manne noch obendrein das von dem Soldaten erworbene gereicht. „Wenn wir uns im Kriege wieder treffen", sagte er, „so geben Sie mirs gebraten wieder. Wo nicht, so hoffe ich, daß Sie mirs in Berlin zurückerstatten."

Allmälig drängten die Dinge dem Gipfelpunkt von Sedan entgegen, dem Tage, den die Welt auch für den Gipfelpunkt des Lebens Bismarcks hält. Mit dem Morgengrauen des 1. Sept. begann die Schlacht, mit

dem Morgengrauen brach auch der König und Bismarck auf, um Zeuge der Entscheidung zu sein. Mit ihnen zusammen standen auf der Höhe von Fresnois Moltke, Roon und zahlreiche Prinzen und Generale.

Busch, Bism. u. s. L. So war es 1 Uhr geworden. Unsere Feuerlinie umfaßte jetzt die größere Hälfte der feindlichen Stellung auf dem Höhenzuge jenseits der Stadt. In weitem Bogen stiegen Wolken von Pulverdampf auf und erschienen und zersprangen die wohlbekannten weißen Nebelkugeln der Shrapnels; nur links war noch immer eine stille Lücke. Der Kanzler saß jetzt auf einem Stuhle und studierte ein mehrere Bogen starkes Aktenstück. Ich fragte, ob er etwas zu essen und zu trinken wünsche, wir wären damit versehen. Er lehnte ab: „Ich möchte wohl, aber der König hat auch nichts," erwiderte er.

Gegen Abend war das gewaltige Ringen zu Ende. Um $^1/_2$ 7 Uhr erschien der General Reille als Parlamentär seines Kaisers, von dessen Anwesenheit in Sedan die Deutschen erst am Nachmittag Gewißheit erlangt hatten, mit dem bekannten Briefe Napoleons an König Wilhelm: „Mein Herr Bruder! Nachdem mir nicht vergönnt war, in der Mitte meiner Truppen zu sterben, bleibt mir nur noch übrig, meinen Degen in die Hände Eurer Majestät niederzulegen. Ich bin Eurer Majestät Vetter Napoleon." Der König reichte das Schreiben zunächst Bismarck und ersuchte diesen, die Antwort zu entwerfen. Bismarck las den Brief dem Kronprinzen, Roon und Moltke vor und diktierte dann dem Grafen Hatzfeldt die Antwort: „Mein Herr Bruder! Mit Bedauern über die Umstände, unter denen wir zusammentreffen, nehme ich den Degen Ew. Majestät an und bitte Sie, einen Ihrer Offiziere ernennen zu wollen, der bevollmächtigt wird, über die Ergebung der Armee zu unterhandeln, die sich unter Ihren Befehlen so tapfer geschlagen hat. Meinerseits habe ich den General v. Moltke dazu bestimmt, Ew. Majestät Vetter Wilhelm."

Als Reille mit dieser Antwort fort war, umarmte der König den Kronprinzen und reichte dann Bismarck die Hand mit den Worten: „Dies weltgeschichtliche Ereignis, fürchte ich, bringt uns den Frieden noch nicht." Bismarck fuhr mit Moltke nach Donchery, um hier die französischen Unterhändler zu erwarten.

Um 10 Uhr eröffnete ihnen Bismarck die Bedingung, Niederlegung der Waffen und Kriegsgefangenschaft. Auf die entrüstete Ablehnung der Franzosen erwiderte Bismarck:

Ihre Schlußfolgerung, Herr General, ist in Wahrheit nur bestechend und hält keiner Prüfung stand! Im allgemeinen muß man auf Dank sehr wenig, auf die Dankbarkeit eines Volkes aber gar nicht rechnen. An die Dankbarkeit eines Souveräns, im Notfall an die seiner Familie kann man glauben, unter Umständen sogar mit aller Zuversicht darauf zählen, aber ich wiederhole, von der Dankbarkeit einer Nation muß man nichts erwarten. In Frankreich sind außerdem seit achtzig Jahren die Regierungen so wenig dauerhaft, so buntscheckig gewesen, sie haben so rasche und unberechenbare Wechsel durchgemacht, daß man in Ihrem Lande auf nichts bauen kann. Ueberdies wäre es ja sinnlos, sich einzubilden, Frankreich könne uns jemals unsere Erfolge verzeihen. Sie sind ein reizbares, neidisches Volk, eifersüchtig und neidisch bis zum Uebermaß. Seit 200 Jahren hat Frankreich dreißigmal an Deutschland den Krieg erklärt und diesmal haben Sie ihn uns erklärt, wie immer aus Eifersucht,

weil Sie uns unsern Sieg bei Sadowa nicht vergeben konnten, und doch hat Sadowa Ihnen nichts gekostet und konnte Ihren Ruhm nicht schmälern. Aber es schien Ihnen, als wäre der Sieg ein Erbe, auf das außer Ihnen niemand ein Recht hätte; als wäre der Waffenruhm für Sie ein Monopol. Sie konnten nicht ertragen, daß an Ihrer Seite eine Nation entstand ebenso stark wie Sie. Sadowa haben Sie uns nicht verziehen, wo weder Ihre Interessen und Ihr Ruhm im Spiel waren. Und Sie sollten uns Ihren Zusammenbruch bei Sedan vergeben? Niemals! Heute ist es endlich genug! Frankreich muß gezüchtigt werden für seinen Dünkel und seine ewig friedhässige Angriffslust. Endlich wollen wir die Sicherheit unserer Kinder feststellen und dazu brauchen wir ein Glacis zwischen Frankreich und uns; wir brauchen ein Land, Festungen und Grenzen, die uns für immer gegen jeden Ueberfall von seiner Seite sicherstellen.

Man trennte sich, nachdem eine Frist bis 9 Uhr morgens festgesetzt war, ohne eine Einigung erzielt zu haben. Früh gegen 6 Uhr morgens wurde Bismarck nach Buschs Schilderung von seinem Kammerdiener Engel mit den Worten erweckt: „Exzellenz, Exzellenz, 's ist ein französischer General da, unten vor der Thür; ich verstehe nicht, was er will." Darauf scheint der Minister rasch aufgestanden zu sein und aus dem Fenster mit dem Franzosen (es war wieder der General Reille) kurz verhandelt zu haben. Die Folge war, daß er sich hastig anzog, sich, wie er gestern gekommen, ohne zu frühstücken zu Pferde setzte und eiligst davon ritt. Ich ging schnell in sein Zimmer und ans Fenster, um zu sehen, in welcher Richtung er sich entfernte. Er trabte auf den Markt zu. In der Stube war alles in Unordnung umhergeworfen. Am Boden lagen die „Täglichen Losungen und Lehrtexte der Brüdergemeinde für 1870," auf dem Nachttischchen befand sich ein anderes Andachtsbuch: „Die tägliche Erquickung für gläubige Christen" — Schriften, in denen der Kanzler, wie Engel sagte, des Nachts zu lesen pflegte.

Ueber die Aeußerlichkeiten des Vorgangs erzählt Busch:

Etwa achthundert Schritt von der Maasbrücke bei Donchery steht rechts von der mit Pappeln bepflanzten Chaussee ein einzelnes Haus, das damals von einem Weber aus Belgien bewohnt war. Es ist gelblich angestrichen und einstöckig, hat vier Fenster in der Front, im Erdgeschoß weiße Läden, im ersten Stock Jalousien von gleicher Farbe, und ist mit Schiefer gedeckt wie die meisten von Donchery. Daneben befand sich links ein weißblühendes Kartoffelfeld, während rechts über dem Wege nach dem etwa fünfzehn Schritt von der Straße entfernten Hause einige Büsche standen. Ich sehe hier, daß der Kanzler den Kaiser bereits gefunden hat. Vor dem Weberhäuschen befinden sich sechs höhere französische Offiziere, von denen fünf rote, mit Goldtressen besetzte Mützen auf haben, während der sechste eine schwarze trägt. Auf der Chaussee hält eine viersitzige Kutsche, anscheinend ein Mietwagen. Den Franzosen gegenüber stehen Bismarck, sein Vetter, Graf Bohlen, ein Stück davon Leverström, sowie ein brauner und ein schwarzer Husar. Um acht Uhr kommt Moltke mit einigen Offizieren vom Generalstabe, entfernt sich aber nach kurzem Verweilen wieder. Bald nachher tritt ein kleiner untersetzter Mann, der eine rote, mit Goldborte verzierte Mütze, einen schwarzen, rot gefütterten Paletot mit Kapuze und rote Hosen trägt, hinter dem Hause hervor und spricht zunächst mit den zum Teil auf dem Rain neben den Kartoffeln sitzenden Franzosen. Er hat weiße Glaceehandschuhe an und raucht eine Papierzigarre. Es ist der Kaiser.

Busch, Bism. u. s. L.

Ueber die nächsten Vorgänge hat Bismarck selbst erzählt:

Am zweiten, früh gegen sechs Uhr, erschien vor meiner Wohnung in Donchery der General Reille und sagte mir, der Kaiser wünsche mich zu sprechen. Ich ziehe mich gleich an und setze mich beschmutzt und staubig, wie ich bin, in alter Mütze und mit meinen großen Schmierstiefeln zu Pferde, um nach Sedan zu reiten, wo ich ihn noch vermutete. Ich traf ihn aber schon bei Fresnois, drei Kilometer von Donchery, auf der Chaussee. Er saß mit drei Offizieren in einer zweispännigen Kutsche, und drei andere waren zu Pferde bei ihm. Ich kannte davon nur Reille, Castelneau, Moscova und Vaubert. Ich hatte meinen Revolver umgeschnallt, und sein Auge haftete einen Moment daran. — — — Ich grüßte militärisch, er nahm die Mütze ab, und die Offiziere thaten das gleichfalls, worauf ich sie auch zog, obwohl das gegen das Reglement ist. Er sagte: „Couvrez-vous donc.“ Ich behandelte ihn durchaus wie in Saint Cloud und fragte nach seinen Befehlen. Er erkundigte sich, ob er den König sprechen könne. Ich sagte ihm, das sei unerfüllbar, da Seine Majestät zwei Meilen von hier entfernt sein Quartier habe. Ich wollte aber nicht, daß er eher mit ihm zusammenkäme, als bis wir wegen der Kapitulation mit ihm ins Reine wären. Dann fragte er, wo er bleiben könne, was darauf hindeutete, daß er nicht nach Sedan zurückkehren konnte, indem er dort Unannehmlichkeiten erfahren hatte oder befürchtete. Die Stadt war voll betrunkener Soldaten, die den Einwohnern sehr beschwerlich fielen. Ich bot ihm mein Quartier in Donchery an, welches ich sogleich räumen wollte. Er nahm das an. Aber ein paar hundert Schritte vor dem Orte ließ er halten und meinte, ob er nicht in dem Hause, das dort war, bleiben könnte. Ich schickte meinen Vetter hinein, der mir inzwischen nachgeritten war, und sagte nach dessen Bericht, es wäre sehr ärmlich. Er antwortete, das schadete nichts. Ich stieg nun, nachdem er hinübergegangen und wieder zurückgekommen war, da er wahrscheinlich die Treppe, die hinten hinaufging, nicht gefunden hatte, mit ihm hinauf in den ersten Stock, wo wir in ein kleines einfenstriges Zimmer traten. Es war das beste im Hause, hatte aber nur einen fichtenen Tisch und zwei Binsenstühle.

Hier hatte ich nun eine Unterredung mit ihm, die fast drei Viertelstunden dauerte. Er beklagte zuerst diesen unseligen Krieg, den er nicht gewollt habe. Er sei zu ihm durch den Druck der öffentlichen Meinung genötigt worden. Ich entgegnete, auch bei uns hätte niemand und am wenigsten der König einen Krieg gewünscht. Wir hätten die spanische Frage eben als eine spanische angesehen und nicht als eine deutsche, und wir hätten von den guten Beziehungen des fürstlich hohenzollernschen Hauses zu ihm erwartet, daß dem Erbprinzen eine Verständigung mit ihm leicht fallen würde. Dann kam er auf die gegenwärtige Lage zu sprechen. Er wollte dabei vor allem eine günstigere Kapitulation. Ich erklärte, auf Verhandlungen hierüber nicht eingehen zu können, da dies eine rein militärische Frage sei, bei der Moltke entscheiden müsse. Dagegen ließe sich über einen etwaigen Frieden sprechen. Er antwortete, er sei Gefangener und folglich nicht in der Lage, hier sich zu entscheiden, und als ich darauf fragte, wen er hierin für kompetent hielte, verwies er mich an die Pariser Regierung. Ich bemerkte ihm, daß sich dann die Dinge seit gestern nicht geändert hätten und daß wir darum auf unsren alten Forderungen in betreff der Armee in Sedan bestehen müßten, um ein Pfand dafür zu haben, daß die Resultate der gestrigen Schlacht uns nicht verloren gingen. Moltke, der mittlerweile, von mir benachrichtigt, eingetroffen war, war derselben Meinung und begab sich zum Könige, um ihm das zu sagen.

Draußen vor dem Hause lobte der Kaiser unsre Armee und ihre Führung, und als ich ihm darauf zugab, daß die Franzosen sich ebenfalls gut geschlagen hätten, kam er auf die Kapitulationsbedingungen zurück und fragte, ob es nicht möglich sei, daß wir die in Sedan eingeschlossenen Korps über die belgische Grenze gehen und dort entwaffnen und internieren ließen. Ich versuchte ihm nochmals begreiflich zu machen, daß dies eine Sache der Militärs sei und nicht ohne Einverständnis mit Moltke entschieden werden könne. Auch habe er soeben erklärt, als Gefangener die Regierungsgewalt nicht ausüben zu können,

und so könnten Verhandlungen über derartige Fragen nur mit dem in Sedan kommandierenden Obergeneral geführt werden.

Inzwischen hatte man nach einem besseren Unterkommen für ihn gesucht, und die Offiziere des Generalstabes hatten gefunden, daß das Schlößchen Bellevue bei Fresnois, wo ich ihm zuerst begegnet war, zu seiner Aufnahme geeignet, auch noch nicht mit Verwundeten belegt sei. Ich sagte ihm das und riet ihm, dahin überzusiedeln, da es in dem Weberhause unbequem sei und er vielleicht der Ruhe bedürfe. Wir würden den König benachrichtigen, daß er dort sei. Er ging darauf ein, und ich ritt nach Donchery zurück, um mich umzukleiden. Dann geleitete ich ihn mit einer Ehrenseskorte, welche eine Schwadron des ersten Kürassierregiments stellte, nach Bellevue. Bei den Verhandlungen, die hier begannen, wollte der Kaiser den König haben — er dachte wohl an Weichheit und Gutmütigkeit —, doch wünschte er auch, daß ich teilnehme. Ich dagegen war entschlossen, daß die Militärs, die härter sein können, das allein abmachen sollten, und so sagte ich, als wir die Treppe hinaufgingen, zu einem Offizier leise, er möge mich nach fünf Minuten abrufen — der König wollte mich sprechen, was denn auch geschah. In betreff des Königs teilte man ihm mit, daß er diesen erst nach Abschluß der Kapitulation sehen könne. So wurde die Angelegenheit zwischen Moltke und Wimpffen geordnet, ungefähr wie wir es am Abend vorher gewollt hatten. Dann kamen die beiden Majestäten zusammen. Als der Kaiser danach wieder heraustrat, standen ihm die dicken Thränen in den Augen. Gegen mich war er ruhiger und durchaus würdig gewesen.

Bismarck sandte aus Vendresse eine Schilderung der Vorgänge auch an seine Frau, die ihre Adresse nie erreichte. Der Brief wurde von Franktireurs aufgefangen und nach Paris gesandt. Am 6. August 1872 wurde sie vom Figaro veröffentlicht. Sie ist wohl das rührendste Dokument menschlicher Demut und schlichter Seelengröße, das eine Weltgeschichte kennt:

Mein liebes Herz!

Vorgestern vor Tagesgrauen verließ ich mein hiesiges Quartier, kehre heut zurück und habe in der Zwischenzeit die große Schlacht von Sedan am 1. erlebt, in der wir gegen 30000 Gefangene machten und den Rest der französischen Armee, der wir seit Bar-le-Duc nachjagten, in die Festung warfen, wo sie sich mit dem Kaiser kriegsgefangen ergeben mußte. Gestern früh 5 Uhr, nachdem ich bis 1 Uhr früh mit Moltke und den französischen Generalen über die abzuschließende Kapitulation verhandelt hatte, weckte mich der General Reille, den ich kenne, um mir zu sagen, daß Napoleon mich zu sprechen wünschte. Ich ritt ungewaschen und ungefrühstückt gegen Sedan, fand den Kaiser im offenen Wagen mit 3 Adjutanten und 3 zu Pferde daneben auf der Landstraße vor Sedan haltend. Ich saß ab, grüßte ihn ebenso höflich wie in den Tuilerien und fragte nach seinen Befehlen. Er wünschte den König zu sehen; ich sagte ihm der Wahrheit gemäß, daß S. M. 3 Meilen davon, an dem Orte, wo ich jetzt schreibe, sein Quartier habe. Auf Napoleons Frage, wohin er sich begeben solle, bot ich ihm, da ich der Gegend unkundig, mein Quartier in Donchery an, einem kleinen Ort an der Maas dicht bei Sedan; er nahm es an und fuhr, von seinen 6 Franzosen, von mir, und von Karl, der mir inzwischen nachgeritten war, geleitet, durch den einsamen Morgen nach unserer Seite zu. Vor dem Ort wurde es ihm leid, wegen der möglichen Menschenmenge, und er fragte mich, ob er in einem einsamen Arbeiterhause am Wege absteigen könne; ich ließ es besehen durch Karl, der meldete, es sei ärmlich und unrein; „N'importe", meinte Napoleon, und ich stieg mit ihm eine gebrechliche enge Stiege hinauf. In einer Kammer von 10 Fuß Gevierte, mit einem fichtnen Tische und zwei Binsenstühlen, saßen wir eine Stunde, die andern waren unten. Ein gewaltiger Kontrast mit unserm letzten Beisammensein, 67 in den Tuilerien. Unsre Unterhaltung war schwierig, wenn ich nicht Dinge berühren wollte, die den von Gottes gewaltiger Hand Nieder- Brf. v. 2. 9. 1870.

geworfenen schmerzlich berühren mußten. Ich hatte durch Karl Offiziere aus der Stadt holen und Moltke bitten lassen zu kommen. Wir schickten dann einen der ersten auf Rekognoszierung und entdeckten eine halbe Meile davon in Fresnois ein kleines Schloß mit Park. Dorthin geleitete ich ihn mit einer inzwischen herangeholten Eskorte vom Leib-Kürassierregiment, und dort schlossen wir mit dem französischen Obergeneral Wimpffen die Kapitulation, vermöge derer 40- bis 60 000 Franzosen, genauer weiß ich es noch nicht, mit allem, was sie haben, unsre Gefangenen wurden. Der vor- und gestrige Tag kosten Frankreich 100 000 Mann und einen Kaiser. Heut früh ging letzterer mit allen seinen Hofleuten, Pferden und Wagen nach Wilhelmshöh bei Kassel ab.

Es ist ein weltgeschichtliches Ereignis, ein Sieg, für den wir Gott dem Herrn in Demut danken wollen, und der den Krieg entscheidet, wenn wir auch letzteren gegen das kaiserlose Frankreich noch fortführen müssen.

Ich muß schließen. Mit herzlicher Freude ersah ich heut aus Deinen und Maries Briefen Herberts Eintreffen bei Euch. Bill sprach ich gestern, wie schon telegraphiert, und umarmte ihn angesichts Sr. M. vom Pferde herunter, während er stramm im Gliede stand. Er ist sehr gesund und vergnügt. Hans und Fritz Karl sah ich, beide Bülow b. 2. G. Dr. wohl und munter.

Leb wohl, mein Herz. Grüße die Kinder.

Dein v. B.

Ueber seine Begegnung mit Bill erzählte Bismarck noch an seiner Tafelrunde:

„Ich entdeckte an ihm eine neue rühmliche Eigenschaft: er besitzt ausnehmende Geschicklichkeit im Schweinetreiben. Er hatte sich das fetteste ausgesucht, da die am langsamsten gehen und nicht leicht entwischen. Zuletzt trug er's fort auf dem Arme wie ein Kind. Es wird den gefangenen französischen Offizieren komisch vorgekommen sein, einen preußischen General einen gemeinen Dragoner umarmen zu sehen.“

Am Tage nach der Kapitulation wurde Herbert zum Offizier ernannt. Der König aber ließ zum erstenmale während dieses Feldzuges Champagner vorsetzen, der ursprünglich für Napoleon bestimmt gewesen war, und hielt die denkwürdige Ansprache:

Wir müssen heut aus Dankbarkeit auf das Wohl Meiner braven Armee trinken. Sie, Kriegsminister v. Roon, haben unser Schwert geschärft; Sie General v. Moltke, haben es geleitet, und Sie, Graf v. Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht. Lassen Sie uns also auf das Wohl der Armee, der drei von Mir Genannten und jedes Einzelnen unter den Anwesenden trinken, der nach seinen Kräften zu den bisherigen Erfolgen beigetragen hat.

In derselben Stunde hauchte Roons tapferer Sohn Bernhard, der in der Schlacht von Sedan schwer verwundet worden war, seine Heldenseele aus.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Vor Paris.

Die Kapitulation von Sedan hatte, wie Kaiser Wilhelm es ahnte, das Ende des Krieges nicht gebracht. Zwar wurde die Dynastie Napoleons entthront und die Kaiserin mußte mit ihrem Sohne nach England ziehen. Aber die neue Republik führte den Krieg fort und ihr Wahlspruch lautete: Wir überlassen keinen Finger breit Erde, keinen Stein unserer Festungen.

Die Haltung Frankreichs mochte beeinflußt sein durch die Hoffnung auf die Einwirkung der neutralen Mächte. Vor allem war es Beust, der eine freundliche Miene annahm und die Hoffnung hegte, den Deutschen den Siegespreis vermittelst eines Kongresses zu beschneiden. Auch England zeigte sich den Deutschen gegenüber wenig freundlich, es hatte schon zu Anfang erklärt, daß es die Ausfuhr von Kohlen und Waffen nach Frankreich für vereinbar halte mit den Pflichten einer neutralen Macht. Bald nach Sedan regte Beust ein gemeinsames Vorgehen der Mächte zur Wiederherstellung des Krieges an, um, wie er sagte, die Forderungen der Sieger zu mäßigen und die Gefühle des Besiegten zu schonen. Diese Bemühungen hatten zunächst keinen Erfolg, das Schwert war rascher als die Feder, aber sie wurden wieder aufgenommen in den Tagen von Versailles, in denen sie thatsächlich drohten, Deutschland die Frucht seiner Siege zu entreißen.

Der Siegeszug führte weiter nach Paris. Am 5. September befand sich das Hauptquartier bereits in Rheims. Hier sprach bereits Bismarck seine Gedanken aus für die Zukunft; er meinte, das Klügste sei, Elsaß und Lothringen weder Preußen noch einem süddeutschen Staate anzugliedern, noch ihnen einen besonderen Souverän zu geben, sondern sie zu Reichslanden zu machen; dann würden sie nicht ein Gegenstand des Neides und der Verstimmung Preußens, sondern ein Vereinigungsmittel des Nordens mit dem Süden sein. Wie richtig er die Vorgänge in Frankreich auffaßte, beweist eine Bemerkung von ihm, in der er sagte, Frankreich zerfalle gewissermaßen in zwei Nationen, Pariser und Provinziale. Und diese seien die freiwilligen Heloten der anderen: es gilt jetzt

die Emanzipation Frankreichs, die Befreiung Frankreichs von der Herrschaft der Pariser. Frankreich ist eine Nation von Nullen, eine Herde; sie haben Geld und Eleganz, aber keine Individuen, kein individuelles Selbstgefühl. Es waren dreißig Millionen gehorsamer Kaffern, jeder einzelne von ihnen ohne Klang und Wert.

Am 13. September erließ Bismarck das berühmte Rundschreiben an die deutschen Vertreter im Auslande, in dem er zum erstenmale die ersten Friedensforderungen namhaft machte. Er sagte darin, daß man sich nicht darüber täuschen dürfe, daß Deutschland auch nach Ablauf des Krieges sich nicht auf einen dauernden Frieden gefaßt machen dürfe; auch wenn die siegreichen Heere ohne alle Gebietsabtretung, ohne jede Kriegsentschädigung aus Frankreich abzögen, so würde doch derselbe Haß und dieselbe Rachsucht bleiben. Deutschland müsse sichere Bürgschaften für die Verteidigung der westlichen Grenzen haben. In Meaux erfuhr Graf Bismarck von der Rundreise des Herrn von Thiers, die angetreten worden war, um eine diplomatische Einmischung herbeizuführen. Aber er konnte, wie er sich selbst ausgedrückt hat, „Europa nicht finden". Ein neues Rundschreiben an die deutschen Vertreter im Auslande sorgte dafür, daß die Aufnahme des französischen Diplomaten thatsächlich von vornherein als erfolglos gelten mußte. Zu gleicher Zeit erschien auch Herr Jules Favre zur Unterhandlung bei Bismarck, aber die Besprechung verlief absolut erfolglos, da Herr Favre kein Verständnis dafür besaß, daß die Rückgabe von Straßburg bezüglich des Ehrenpunktes keine andere Bedeutung als die von Landau oder Saarlouis haben würde und daß die gewaltthätigen Eroberungen Ludwigs XIV. mit der Ehre Frankreichs nicht fester verwachsen wären als diejenigen der ersten Republik oder des ersten Kaiserreichs. Auch weitere Versuche, einen Waffenstillstand oder den Frieden herbeizuführen, mißlangen; so erschien am 20. September die neue Proklamation der Republik, in der es zum Schlusse hieß: „Gott, der uns richtet, wird über unsere Geschicke entscheiden, ich glaube an seine Gerechtigkeit." Bismarck hat über seinen Besucher vor seiner Tafelrunde sehr angeregt geplaudert:

„Sicherlich betrachtete er mich als einen Unterhändler, der tief unter ihm stehe, aber er war zu höflich, um das merken zu lassen," urteilte Favre u. a. In dem vertrauten Kreise seiner Tafelrunde aber brauchte sich Bismarck diese höfliche Zurückhaltung nicht aufzuerlegen. Schon am 21. erzählte er den Getreuen belustigt, daß Favre sich bei der Erwähnung von Landverlust höchst erregt gebärdet, Seufzer ausgestoßen, die Augen gen Himmel gewendet und patriotische Thränen zu vergießen versucht und anscheinend weggewischt habe. Da Favre dieser Thränen sich in seinem amtlichen Berichte vom 21. September besonders rühmte, so sagte Bismarck am 27. vor seinen Tafelgästen weiter: „Es ist wahr, er sah so aus, und ich versuchte ihn einigermaßen zu trösten. Wie ich mir ihn aber genauer betrachtete — ich glaube ganz bestimmt, daß er nicht eine Thräne herausgebracht hatte. Er dachte vermutlich, mit Schauspielerei auf mich zu wirken wie die Pariser Advokaten auf ihr Publikum. Ich bin fest überzeugt, daß er in Ferrières auch weiß geschminkt war — besonders das zweite Mal. An diesem Morgen sah er viel grauer aus, um den Angegriffenen und Tiefleidenden vorzustellen. Es ist auch möglich, daß es ihm wirklich nahe geht, aber er ist kein Politiker, er sollte wissen, daß Gefühlsausbrüche nicht in die Politik

gehören. Als ich was von Straßburg und Metz fallen ließ, machte er ein Gesicht, als ob das Scherz von mir wäre. Ich hätte ihm da erzählen können, wie ich einmal mit meiner Frau zu dem großen Kürschner in Berlin ging — wie heißt er gleich? —, um nach einem Pelz zu fragen, und da nannte er mir für den, der mir gefiel, einen hohen Preis. Sie scherzen wohl, versetzte ich. Nein, erwiderte er, ins Geschäft nie."

Noch eine andere Bemerkung Bismarcks ist für ihn und sein Ehrgefühl charakteristisch. Es wurde erwähnt, daß ein bei Sedan in Gefangenschaft geratener General Ducrot zum Danke dafür, daß man ihm gegen sein Ehrenwort mehr Freiheit als andern gestattet, auf dem Wege nach Deutschland — ich glaube, es war in Pont à Mousson — schmählicherweise durchgebrannt sei. Der Chef bemerkte dazu: „Wenn man solche Schurken, die ihr Wort gegeben haben — andre, die ausreißen, sind nicht zu tadeln —, wiederkriegt, so sollte man sie hängen in ihren roten Hosen und auf das eine Bein parjure und auf das andre infame schreiben. In Ferrières war Bismarck einquartiert in dem Schlosse des Herrn von Rothschild. Sehr gastlich wurde er hier nicht aufgenommen, wenigstens erzählt Moritz Busch:

Während des Essens hatten wir auch eine Probe von der Gastlichkeit und dem Anstandsgefühl des Herrn Baron zu bewundern, dessen Haus der König mit seiner Gegenwart beehrte, und dessen Besitz infolgedessen in jeder Weise geschont wurde. Herr von Rothschild, der hundertfache Millionär und überdies bis vor kurzem Generalkonsul Preußens in Paris gewesen, ließ uns durch seinen „Regisseur" oder Haushofmeister patzig den Wein verweigern, dessen wir bedurften, wozu ich bemerte, daß derselbe wie jede andere Lieferung bezahlt werden sollte. Vor den Chef zitiert, setzte der dreiste Mensch seine Renitenz fort, leugnete erst ganz und gar, überhaupt Wein im Hause zu haben, und gab dann zwar zu, daß er „ein paar hundert Flaschen Petit Bordeaux im Keller habe" — in Wahrheit lagen 17000 darin —, erklärte aber, uns davon nichts abtreten zu wollen. Der Minister machte ihm jedoch den Standpunkt in sehr kräftiger Rede klar, hob hervor, was das für eine unartige und filzige Art sei, mit der sein Herr die Ehre erwidere, die ihm der König dadurch erwiesen, daß er bei ihm abgestiegen sei, und fragte, als der vierschrötige Patron Miene machte, sich wieder aufzubäumen, kurz und bündig, ob er wisse, was ein Strohbund sei. Jener schien das zu ahnen; denn er wurde blaß, sagte aber nichts. Es wurde ihm dann bemerkt, daß ein Strohbund ein Ding sei, auf welches halsstarrige und freche Regisseure so gelegt würden, daß ihre Rückseite oben sei, und das weitere könnte er sich vielleicht vorstellen. — Andern Tags hatten wir, was wir verlangt, und auch später kam meines Wissens keine Klage vor. Der Herr Baron aber erhielt für seinen Wein nicht nur den geforderten Preis, sondern, wie man hörte, obendrein Pfropfengeld, so daß er an uns noch etwas Anständiges verdiente. Busch, Bism. u. s. Leute.

Herr von Rothschild hat später behauptet, sein Koch sei von Preußen geprügelt worden, weil die Fasanen, die er ihnen vorsetzte, nicht getrüffelt gewesen seien.

Am 5. Oktober rückte das große Hauptquartier nach Versailles weiter. Hier nahm Bismarck für lange Zeit Quartier im Hause der wohlhabenden Witwe Jessé, die mit ihren Söhnen geflüchtet war und zum Schutz ihres Eigentums nur ihren Gärtner und dessen Frau zurückgelassen hatte. Die Villa war nicht groß, sie hatte nur fünf Fenster Straßenfront, ein hohes Parterre, einen ersten Stock und eine Mansarde.

In diesem Hause vollzog Bismarck die ungeheure Arbeit, die sich für ihn aus den Kämpfen um das Bombardement von Paris, aus den Verhandlungen über die Erhebung seines Königs zum deutschen Kaiser, über die Einmischung des Auslandes und die Friedesbedingungen ergab. Hier pflegte aber auch der Kanzler eine freundliche Geselligkeit, an der vielfach die bedeutendsten Männer des Erdteiles teilnahmen, hier entstanden zum großen Teil jene köstlichen Gespräche, die Moritz Busch mit wenig Kritik und wenig Kunst uns aufbewahrt hat und die dennoch ein helles Licht auf das joviale Wesen und di· liebenswürdige Plauderkunst des großen Staatsmannes werfen. Charakteristisch ist folgendes Geschichtchen:

Im „Avenir de Loir et Cher" las man im März 1871 folgende Niederträchtigkeiten:

Ueber die wahrhaft schändliche Räuberei der Preußen vom gemeinen Soldaten an bis hinauf zum Kaiser-König, der aus seiner Wohnung in Versailles die Leuchter mitnahm, kann man unzählige Geschichten erzählen. Eine ziemlich merkwürdige, die wir aus glaubhafter Quelle haben, teilen wir im Nachstehenden mit: Herr von Bismarck bewohnte in Versailles ein Haus in der Rue de Provence. Als der Kanzler abreisen wollte, machte er der Frau J., der Eigentümerin seiner Wohnung, einen Besuch und drückte ihr den lebhaften Wunsch aus, die Pendeluhr, welche sein Arbeitszimmer schmückte, mitnehmen zu dürfen. Frau J. schlägt es ihm rund ab, indem sie bemerkt, die Uhr sei ihr sehr wert und teuer, sie habe sie schon seit langer Zeit und wünsche sie ihren Kindern zu hinterlassen. Herr von Bismarck aber besteht darauf. „Es würde mir sehr lieb sein", sagt er, „wenn ich diese Uhr mitnehmen könnte, welche die Stunde zeigte, in der ich mit Herrn Thiers diesen für mein Land so ruhmreichen Frieden verhandelte und unterzeichnete." Frau J., die so in ihrem Besitztum und zugleich in ihrer Vaterlandsliebe bedroht ist, erteilt von neuem eine abschlägige Antwort. Herr von Bismarck zieht sich nach wiederholtem vergeblichen Bitten zurück. Bald darauf kommen zwei Beamte, die zu dem Gefolge des Kanzlers gehören, zu Frau J., machen ihr Vorwürfe, daß sie auf die Bitten ihres Herrn und Meisters nicht eingegangen sei, und erklären ihr, daß sie Unrecht gethan habe, ihn so zu reizen. Die Hausbesitzerin läßt sich dadurch nicht beirren. Nun denn, die Uhr hat sie behalten. Dagegen sind ihr alle ihre Wäsche und ihr Silberzeug von den Beamten im Gefolge des Kanzlers gestohlen worden.

Busch stellt diese Schauergeschichte in folgender Weise richtig:

Busch, Bism. u. s. Leute. Madame Jessé ließ sich erst in den letzten Tagen unsrer Wiederabreise sehen und machte, wie bemerkt, keinen vorteilhaften Eindruck. Sie hat dann allerhand Räubergeschichten über uns verbreitet, die von der französischen Presse, und zwar selbst von solchen Blättern, die sonst Kritik üben und Gefühl für Anstand besitzen, mit Wohlgefallen nacherzählt worden sind. Unter anderm sollten wir ihr Silberzeug und ihre Tischwäsche eingepackt und mitgenommen haben. Auch habe ihr Graf Bismarck eine wertvolle Pendule abdrücken wollen. Die erste Behauptung war eine einfache Abgeschmacktheit, da das Haus kein Silberzeug enthielt, es müßte sich denn in einer vermauerten Ecke des Kellers befunden haben, die auf ausdrücklichen Befehl des Chefs ungeöffnet blieb. Die Geschichte von der Pendule aber verlief in ganz anderer Weise, als Madame sie unter die Leute gebracht hat. Die Uhr war die mit dem kleinen bronzenen Dämon im Salon. Die Jessé bot dieses an sich ziemlich wertlose Möbel dem Kanzler in der Voraussetzung, es werde ihm als Zeuge und Zeitmesser bei wichtigen Verhandlungen von Wert sein, zu einem exorbitanten Preise an. Ich glaube, sie verlangte fünftausend Franken dafür. Sie erreichte aber ihre Absicht, damit ein gutes Geschäft zu machen, nicht, da das Anerbieten der habgierigen und für die rücksichtsvolle Behandlung ihres Hauses durchaus nicht dankbaren

Frau abgelehnt wurde. „Ich erinnere mich“, so erzählte der Minister später in Berlin, „daß ich dabei die Bemerkung machte, das koboldartige Bildchen an der Uhr, welches eine Grimasse schnitt, könnte ihr als Familienporträt ein liebes Besitztum sein, und eines solchen wollte ich sie nicht berauben.“

Fürst Bismarck hat übrigens dem Verfasser diese kleine Geschichte noch in anderer Weise erzählt:

In dem Arbeitsraum des Ministers stand eine kleine Bronzefigur auf dem Kaminsims, die einen sitzenden Teufel mit großen Flügeln darstellte, der sich die Nägel benagte: der reuige Teufel. Diese Statuette nicht die Uhr, wünschte Graf Bismarck käuflich zu erwerben. Madame Jessé ging aber darauf nicht ein und gab vor, daß sich eine Familienerinnerung an diese Figur knüpfte, worauf der Bundeskanzler von dem beabsichtigten Ankaufe natürlich Abstand nahm. Allerdings steht jetzt auf dem Friedrichsruher Kaminsims ebenfalls jene Statuette, aber es ist nicht die der Madame Jessé, sondern sie ist von einem Pariser Händler gekauft, der die ursprüngliche Figur seinerzeit in das Jesséſche Haus geliefert hatte und dessen Adresse durch den Grafen Bismarck ermittelt worden war. Bei dieser Gelegenheit wurde auch erwähnt, daß der jetzt in Friedrichsruh stehende Mahagoni-Klapptisch, auf dem seinerzeit die Unterzeichnung der Versailler Friedensbedingungen stattfand, der Madame Jessé nicht „einfach fortgenommen“ ist, sondern auf Anlaß von Landsleuten des Kanzlers im Jesséschen Hause durch einen vollkommen gleichen ersetzt worden ist, während das Original zu späterer Zeit von den Erwerbern dem Fürsten Bismarck zum Geschenk gemacht worden ist. Leipz. N. N. 7. 12. 1897.

Bismarck hatte nicht nur in Versailles, sondern während des ganzen Krieges unter der Abneigung der Militärs zu leiden, ihm einen Einblick in den Gang der Operationen zu gewähren. Diese Abneigung stammte bereits aus dem österreichischen Kriege; sie wurde nicht von Roon und Moltke gepflegt, sondern von den Halbgöttern, den höheren Generalstabsoffizieren. Diese Abneigung machte sich für ihn bis in das Gebiet der Naturalverpflegung und Einquartierung bemerkbar, so daß sich Bismarck schon im August bitter bei Roon beschweren mußte. Bismarck erzählt darüber:

Die Abneigung würde noch weiter gegangen sein, wenn sie nicht in der sich immer gleichbleibenden, weltmännischen Höflichkeit des Grafen Moltke ein Korrektiv gefunden hätte. Roon war im Felde nicht in der Lage, mir als Freund und Kollege Beistand zu leisten; er bedurfte im Gegentheil schließlich in Versailles meines Beistandes, um im Kreise des Königs seine militärischen Ueberzeugungen geltend zu machen. Ged. u Er. II.

Schon bei der Abreise nach Köln erfuhr ich durch einen Zufall, daß beim Ausbruch des Krieges der Plan festgestellt war, mich von den militärischen Beratungen auszuschließen. Ich konnte das aus einem Gespräch des Generals von Podbielski mit Roon entnehmen, dessen unfreiwilliger Ohrenzeuge ich dadurch wurde, daß es in einem Nebenkoupee stattfand, dessen Scheidewand von einer breiten Oeffnung über mir durchbrochen war. Der erstere äußerte laut seine Befriedigung, etwa in dem Sinne: „Diesmal ist also dafür gesorgt, daß uns dergleichen nicht wieder passiert.“ Bevor der Zug sich in Bewegung setzte, hörte ich genug, um zu verstehen, welches „damals“ im Gegensatz gegen diesmal der General im Sinne hatte, nämlich meine Beteiligung an militärischen Beratungen in dem böhmischen Feldzuge und besonders die Aenderung der Marschrichtung auf Preßburg anstatt auf Wien.

Die durch diese Reden gekennzeichnete Verabredung wurde mir praktisch wahrnehmbar; ich wurde nicht nur zu den militärischen Beratungen nicht zu-

gezogen, wie 1866 geschehen war, sondern es galt mir gegenüber strenge Geheimhaltung aller militärischen Maßregeln und Absichten als Regel. Dieses Ergebnis der unseren amtlichen Kreisen innewohnende Rivalität der Ressorts war ein so augenfälliger Schaden für die Geschäftsführung, daß der in Angelegenheiten des Roten Kreuzes im Hauptquartier anwesende Graf Eberhard Stolberg bei der freundschaftlichen Intimität, in der ich mit diesem leider zu früh verstorbenen Patrioten stand, den König auf die Unzuträglichkeiten der Ausschließung seines verantwortlichen politischen Ratgebers aufmerksam machte. Nach dem Zeugnisse des Grafen hatte Se. Majestät darauf erwidert: „Ich sei in dem böhmischen Kriege in der Regel zu dem Kriegsrate zugezogen worden, und es sei dabei vorgekommen, daß ich im Widerspruche mit der Majorität den Nagel auf den Kopf getroffen hätte; daß das den anderen Generalen ärgerlich sei und sie ihr Ressort allein beraten wollten, sei nicht zu verwundern" — ipsissima verba regis, nach dem Zeugnisse des Grafen Stolberg nicht nur mir, sondern auch andern gegenüber. Das Maß von Einfluß, welches der König mir 1866 verstattet hatte, stand allerdings im Widerspruche mit militärischen Traditionen, sobald der Ministerpräsident allein nach den Abzeichen der Uniform klassifiziert wurde, die er im Felde trug, als Stabsoffizier eines Kavallerie-Regiments; und es blieb 1870 mir gegenüber bei dem militärischen Boykott, wie man heut sagen würde.

Wenn ich mich auch in Versailles beschied, in militärischen Dingen zu einem Votum nicht berufen zu sein, so lag mir doch als dem leitenden Minister die Verantwortlichkeit für die richtige politische Ausnutzung der militärischen wie der auswärtigen Situation ob, und ich war verfassungsmäßig der verantwortliche Ratgeber des Königs in der Frage, ob die militärische Situation irgend welche politische Schritte oder die Ablehnung irgend welcher Zumutung anderer Mächte ratsam machte. Ich habe damals die Nachrichten über die militärische Lage, deren ich für die Beurteilung der politischen bedurfte, so weit als möglich mir dadurch zu verschaffen gesucht, daß ich mich mit einigen der unbeschäftigten hohen Herren, welche die „zweite Staffel" des Hauptquartiers bildeten und im Hôtel des Réservoirs zusammenkamen, in vertraulichen Beziehungen hielt, denn diese fürstlichen Herren erfuhren über die militärischen Vorgänge und Absichten erheblich mehr als der verantwortliche Minister des Auswärtigen und machten mir manche für mich sehr wertvolle Mitteilung, von der sie annahmen, daß sie für mich natürlich kein Geheimnis sei. Auch der englische Korrespondent im Hauptquartier, Russell, war in der Regel über die Absichten und Vorgänge in demselben besser wie ich unterrichtet und eine nützliche Quelle für meine Informationen.

Mit Recht hat Bismarck betont, daß nach der Auffassung der Generale der Minister der auswärtigen Angelegenheiten erst dann zu Worte kommen sollte, wenn sie „den Janustempel" geschlossen hätten, daß in Wirklichkeit aber die Regierung eines kriegführenden Staates auch nach anderen Richtungen zu sehen habe, als nach dem Kriegsschauplatze. Denn wenn es Aufgabe der Heeresleitung sei, die feindlichen Streitkräfte zu vernichten, so sei doch der Zweck des Krieges die Erkämpfung des Friedens unter Bedingungen, die der vom Staate verfolgten Politik entsprechen. Die Feststellung und Begrenzung dieser Ziele sei eine politische Aufgabe und die Art ihrer Lösung könne von Einfluß sein auf die Art der Kriegführung. So hat vor allen Dingen die Frage, ob Paris bombardiert werden solle oder nicht, ihren tiefen Einfluß ausgeübt auf die politischen Verhältnisse. Ja sie ist in gewissem Sinne so, wie sie nach Bismarcks und Roons Vorschlag gelöst wurde, entscheidend gewesen für den glücklichen Abschluß des Völkerkampfes.

Denn wiederum regten sich in den Tagen von Versailles mit aller Kraft die Bemühungen der Neutralen eine Einwirkung auszuüben, den Krieg so zu begrenzen, daß Preußen seine Forderungen möglichst einzuschränken gezwungen sei. Regten sich doch in Rußland, unterstützt besonders durch die alte Abneigung Gortschakoffs gegen den Mann, den er einst als seinen Schüler betrachtet hatte und der nun so weit über ihn hinaus gestiegen war, allmälig Strömungen, die für eine europäische Intervention eintraten.

Eine Einmischung konnte nur die Tendenz haben, uns Deutschen den Siegespreis vermittelst eines Kongresses zu beschneiden. Diese mich Tag und Nacht beunruhigende Gefahr erzeugte in mir das Bedürfnis, den Friedensschluß zu beschleunigen, um ihn ohne Einmischung der Neutralen herstellen zu können. Daß dies vor der Eroberung von Paris nicht thunlich sein würde, ließ sich nach dem herkömmlichen Vorgewicht der Hauptstadt in Frankreich voraussehen. So lange Paris sich hielt, war auch von den leitenden Kreisen in Tours und Bordeaux und von den Provinzen nicht anzunehmen, daß sie die Hoffnung auf einen Umschwung aufgeben würden, mochte derselbe von neuen levées en masse, wie sie in der Schlacht an der Lisaine zur Geltung kamen, oder von der endlichen „Auffindung Europas“ oder von dem Glanznebel erwartet werden, der die englischen resp. westmächtlichen Schlagworte: „Humanität, Zivilisation“ in deutschen, namentlich weiblichen Gemütern an großen Höfen umgab — so lange bot sich an den auswärtigen Höfen, die über die Situation in Frankreich doch mehr durch französische als durch deutsche Berichte orientiert waren, die Möglichkeit, den Franzosen in ihrem Friedensschlusse beiständig zu sein. Für mich spitzte sich daher meine Aufgabe dahin zu, mit Frankreich abzuschließen, bevor eine Verständigung der neutralen Mächte über ihre Einflußnahme auf den Frieden zustande gekommen wäre, gerade so, wie es 1866 unser Bedürfnis war, mit Oesterreich abzuschließen, bevor französische Einmischung in Süddeutschland wirksam werden konnte. Ged. u. Er. II.

Die Möglichkeit einer europäischen Intervention war für mich eine Ursache der Beunruhigung und der Ungeduld angesichts der Stagnation der Belagerung. Kriegerische Wechselfälle sind in Situationen, wie die unsrige vor Paris war, bei der besten Leitung und der größten Tapferkeit nicht ausgeschlossen; sie können durch Zufälligkeiten aller Art herbeigeführt werden, und für solche bot unsere Stellung zwischen der numerisch reichlich starken belagerten Armee und den nach Zahl und Oertlichkeit schwer zu kontrollierenden Streitkräften der Provinzen ein reiches Feld, auch wenn unsere Truppen vor Paris, im Westen, Norden und Osten Frankreichs vor Seuchen bewahrt blieben. Die Frage, wie der Gesundheitszustand des deutschen Heeres sich in den Beschwerden eines so ungewöhnlich harten Winters bewähren werde, entzog sich jeder Berechnung. Es war unter diesen Umständen keine übertriebene Aengstlichkeit, wenn ich in schlaflosen Nächten von der Sorge gequält wurde, daß unsere politischen Interessen nach so großen Erfolgen durch das zögernde Hinhalten des weiteren Vorgehens gegen Paris schwer geschädigt werden könnten. Eine weltgeschichtliche Entscheidung in dem Jahrhunderte alten Kampfe zwischen den beiden Nachbarvölkern stand auf dem Spiele und in Gefahr, durch persönliche und vorwiegend weibliche Einflüsse ohne historische Berechtigung gefälscht zu werden, durch Einflüsse, die ihre Wirksamkeit nicht politischen Erwägungen verdankten, sondern Gemütseindrücken, welche die Redensarten von Humanität und Zivilisation, die aus England bei uns importiert werden, auf deutsche Gemüter noch immer haben; war uns doch während des Krimkrieges von England aus nicht ohne Wirkung auf die Stimmung gepredigt worden, daß wir „zur Rettung der Zivilisation“ die Waffen für die Türken ergreifen müßten. Die entscheidenden Fragen konnten, wenn man wollte, als ausschließlich militärische behandelt

werden, und man konnte das als Vorwand nehmen, um mir das Recht der Beteiligung an der Entscheidung zu versagen; sie waren aber doch solche, von deren Lösung die diplomatische Möglichkeit in letzter Instanz abhing, und wenn der Abschluß des französischen Krieges ein weniger günstiger für Deutschland gewesen wäre, so blieb auch dieser gewaltige Krieg mit seinen Siegen und seiner Begeisterung ohne die Wirkung, die er für unsere nationale Einigung haben konnte. Es war mir niemals zweifelhaft, daß der Herstellung des Deutschen Reiches der Sieg über Frankreich vorhergehen mußte, und wenn es uns nicht gelang, ihn diesmal zum vollen Abschluß zu bringen, so waren weitere Kriege ohne vorherige Sicherstellung unserer vollen Einigung in Sicht.

Nach der russischen Seite suchte und fand Bismarck eine Ablenkung, als plötzlich die sogenannte Pontusfrage auf die Tagesordnung gesetzt wurde. Wir haben gesehen, daß am Ende des Krimkrieges den Russen eine Art unerträglicher Vormundschaft auferlegt worden war, indem ihnen verboten wurde, auf dem Schwarzen Meere mehr als eine bestimmte geringfügige Anzahl von Schiffen zu halten. Es ist natürlich, daß diese Bestimmung in Rußland als eine schwere Demütigung empfunden wurde. Einer Nation von 100 Millionen kann man aber die Ausübung der natürlichen Rechte ihrer Souveränität an ihren Küsten nicht dauernd untersagen. Hier suchte und fand Bismarck die Handhabe, um sich die freundliche Haltung Rußlands zu sichern. Auf seine, nicht auf Rußlands Initiative ist es zurückzuführen, daß Rußland die lästige Bestimmung beseitigte und den Mächten erklärte, daß man sich den Verpflichtungen des Pariser Vertrages, soweit sie die Souveränitätsrechte im Schwarzen Meere betreffen, nicht mehr für gebunden ansehe. Auf der Londoner Konferenz wurde das Vorgehen Rußlands sanktioniert.

Aber die Sorge vor dem Eingreifen der Neutralen blieb dennoch bestehen und mußte bestimmend wirken auf Bismarcks Verhalten. Diese Sorge wurde verstärkt durch die merkwürdige Verzögerung, die das Bombardement fand. Hier war es die Damenpolitik, die einen so unerträglichen Einfluß auf den Gang der Ereignisse ausübte, daß Bismarck nahe daran war, seine Entlassung zu fordern. Zunächst war es die Königin Victoria von England, die für eine Schonung von Paris ihren Einfluß geltend machte. So konnte am 2. Oktober der Kronprinz in sein Tagebuch schreiben:

„Die Königin Victoria, die unseren Thaten mit rührender Teilnahme folgt, hat Sr. Majestät telegraphiert, um ihn angesichts der Favreschen Friedensversuche zur Seelengröße zu ermahnen, ohne daß sie jedoch irgend ein praktisches Mittel anzugeben vermochte.“

Das Verhalten der Königin fand seinen Niederschlag in den Konflikten, die im Hauptquartier ausbrachen. Es wurde von Versailles eine dauernde und wenig erfreuliche Verbindung mit London unterhalten, die später noch zu ganz eigentümlichen Konsequenzen geführt hat. Als es sich im Jahre 1884 nach dem Tode Lord Ampthalls um die Wiederbesetzung des Botschafterpostens in Berlin handelte und Sir Morier als sein Nachfolger ausersehen war, kam eine Aeußerung Bazaines zur Sprache,

wonach derselbe im August 1870 die erste Nachricht über den Vormarsch der deutschen Heere durch eine Meldung des damaligen englischen Geschäftsträgers in Darmstadt, desselben Morier, über London und Paris erhalten habe. Zweifelhaft ist nur das eine geblieben, ob Morier seine militärische Mitteilung dem Marschall unmittelbar über London hat zugehen lassen, oder ob er dieselbe an den Hof zu London gerichtet hat, von wo sie den Weg nach Metz fand, ohne daß Morier dies beabsichtigte oder wußte. So wird auch die Aeußerung verständlich, die Bismarck am 23. September 1888 in seinem Immediatbericht über das Tagebuch des Kronprinzen that.

„Ich besaß nicht die Erlaubnis des Königs, über die intimen Fragen unserer Politik mit Sr. Königl. Hoheit zu sprechen, weil Se. Majestät einerseits Indiskretionen an dem von französischen Sympathien erfüllten englischen Hof fürchteten, andererseits Schädigung unserer Beziehungen zu den deutschen Bundesgenossen wegen der zu weit gesteckten Ziele und der Gewaltsamkeit der Mittel, die Sr. Königl. Hoheit von politischen Ratgebern zweifelhafter Befähigung empfohlen waren.“

Der Abscheu vor einem gegen Paris gerichteten Bombardement fand die ganze Damenwelt einig. Ihre Einflüsse verstärkten die Abneigung gegen die Vorschläge Bismarcks und Roons derart, daß lange Monate in Unthätigkeit vergingen. Allerdings standen auf der Seite der „Antibombardeurs“ auch Autoritäten wie die Generale von Moltke und von Blumenthal; Moltke gab seinen Standpunkt eigentlich erst gegen Mitte Dezember in gewissem Grade auf. Er blieb auch dann bei der Ansicht, daß auf das Bombardement, welches ohnehin nicht nachhaltig sein könne und auch technisch zu großen Schwierigkeiten bei der Ausführung begegnen würde, kein besonderer Wert zu legen sei, sondern daß es höchstens in zweiter Linie als Einschüchterungsmittel mitwirken sollte. Roon dagegen bestritt aufs äußerste die technischen Bedenken, vornehmlich aber richtete sich sein Unmut gegen andere nichtmilitärische Einflüsse. Und auch darum drängte er auf das Bombardement, weil man den Einschließungstruppen die Genugthuung verschaffen müsse, daß nicht immer nur auf sie geschossen würde, was thatsächlich fast drei Monate lang geschehen ist. Auch meinte Roon, indem er auf den beweglichen Sinn der Pariser Bevölkerung rechnete, daß auf diese die Beschießung einen großen moralischen Eindruck machen würde. Seiner Ungeduld gab er in zahlreichen Briefen nach der Heimat Ausdruck. So schreibt er schon am 6. November:

Die Pariser haben zu viel zu essen und zu wenig zu verdauen, nämlich Eisenpillen, die noch immer nicht in genügender Zahl herangeführt sind. Wenn gewisse Weiberintriguen uns hier in den Weg treten, so hoffe ich doch, daß sie sich reüssieren. Man müsse sich zu sehr schämen und alle Glorie des Krieges ginge damit zum Teufel. Denkw. Roons.

Am Tage darauf schrieb Roon:

... Die Welt ist eben aus allen Angeln gerückt; es geschehen lauter unerhörte Dinge, und andere, die nicht geschehen, sind noch unerhörter. Dazu gehört die

Verzögerung in der Beschießung von Babylon, wegen welcher ich mich oft und gründlich geärgert habe; indes der Unsinn wird nicht siegen.

In weiteren Briefen schrieb Roon:

26. 11. 1870.

Ja, auch ich wünsche, daß dieser Krieg ein baldiges, ehrliches Ende finde. Die Spuren von unberechtigten, unpreußischen Einflüssen, denen ich täglich begegne, ohne daß ich ihnen zu wehren vermag, erregen mir immer wieder Nerven und Galle. Sprich davon nicht, aber bete für uns, daß wir über solchen Schwachheiten nicht zu Grunde gehen.

28. 11. 1870.

Hier schießen wir noch immer nicht! Weshalb? . . . Es wird jetzt eben ein letzter Versuch gemacht, die Angelegenheit in Gang zu bringen, um ein würdiges Punktum zu setzen und nicht, statt dessen, einen kolossalen schmutzigen Klecks, der die glorreiche Geschichte dieses Feldzuges verunzieren und die errungenen Lorbeeren der deutschen Waffen verunglimpfen würde.

Für die Könige von Sachsen, Bayern und Württemberg werden hier Quartiere gemacht. Es scheint, da fast alle übrigen Bundesfürsten hier sind, daß die Kaiserkrone hier geschmiedet werden soll — im Angesichte des — unbesiegten Paris! Gott wolle der menschlichen Schwachheit wie bisher gnädig beispringen und über Vermögen spenden, was sonst nicht zu erringen sein würde.

1. 12. 1870.

So wird der pflichtmäßig und überzeugungstreu widersprechende Untergebene nach und nach sehr unbequem, und der Vorgesetzte, besonders wenn er sich im Unrecht fühlt, leicht ungeduldig und unfreundlich. Hat nun der erstere solches wiederholt erfahren, so kommt er in das traurige Dilemma: entweder ganz still zu schweigen mit dem Bewußtsein, dadurch Unrecht gut zu heißen oder nötigenfalls ferner — möge es gefallen oder nicht — zu vertreten, was er für Recht hält, und sich dadurch neuen Zurückweisungen auszusetzen. Du begreifst, daß dies allmählich als ganz unerträglich empfunden wird, besonders wenn man selbst alt und reizbar ist und eine bessere Behandlung verdient zu haben glaubt, die durch äußere Gnadenzeichen — und werden sie auch dutzendweise verliehen — nicht ersetzt werden kann. In wenigen Tagen sind es 11 Jahre, daß ich die Ehren und Lasten meines jetzigen Postens zu tragen habe, und ich blicke mit dankbarer Rührung auf die vielen denkwürdigen — herben und süßen — Momente zurück, die ich als einer der nächsten Diener des Königs an seiner Seite durchleben und teilweise zu gestalten durch Gottes Güte gewürdigt worden bin. Was ist natürlicher und gerechter als der Wunsch, bei zunehmenden Jahren und abnehmenden Kräften aus einer solchen Stellung in Frieden, d. h. mit gegenseitiger Befriedigung, zu scheiden.

8. 12. 1870.

Ungeachtet der wiederholten Niederlagen der französischen Loire-Armee hat sich bisher noch kein Zeichen von der Unterwerfung von Paris bemerklich gemacht. — So lange sie warm und sicher sitzen und die Ratten, ein Tier, das sich fortwährend fortpflanzt wie die Kaninchen, noch nicht ausgestorben sind, werden sie auch nicht an Uebergabe denken — also Geduld!

10. 12. 1870.

Hier alles beim Alten; ein neuer Durchbruchsversuch der Pariser Garnison ist aber wohl möglich. Inzwischen sind die Aussichten auf den lange verschobenen Artillerie-Angriff immer noch weit aussehend, und die Lust zum Knacken dieser harten Nuß scheint in gewissen Kreisen noch immer — Unlust zu sein. — Ich will mich darüber nicht fürder echauffieren, da ich das Meinige gethan zu haben glaube. — Genug davon — ich habe vielleicht ohnehin schon zuviel gesagt, weil man nicht alles sagen darf, was wahr ist. — —

Wie, wann und wo auf diese Weise der Krieg endigen wird — Gott weiß es! Wir hier erweisen uns als kurzsichtig, trotz aller großen Meinungen, die wir über unsere ungeheuren Erfolge teils mit Recht — teils aber auch nicht mit Recht — in uns tragen. Etwas weniger suffisance und etwas mehr Bescheidenheit wäre gar manchem nütze. In dieser Hinsicht wird Moltkes Beispiel nicht von allen seinen Jüngern nachgeahmt!"

23. 12. 1870.

Jetzt endlich ist der Widerstand gegen das Bombardement hier gebrochen. Hätten wir schon vor 8 Wochen Ernst gezeigt, so wären wir zu Weihnachten auch vielleicht zu Hause gewesen. Heute habe ich den König bestimmt, die ganze Angelegenheit in bessere Hände zu legen, aber warum war dies vor 8 Wochen nicht möglich? Weil mir alles widersprach und den König dadurch abhielt, sich mit voller Entschiedenheit zu entschließen.

Bismarck nahm in der gewohnten leidenschaftlichen Weise für das Bombardement Partei, so das er eine Zeitlang körperlich krank wurde. Den sentimentalen Mahnungen, die mit Gründen der Menschlichkeit opperierten, stellte er die Ansicht gegenüber, daß gerade aus diesem Grunde, aus Fürsorge für die armen deutschen Soldaten die Beschießung notwendig sei. Und immer wieder klagt er darüber, wie unendlich schwer es ihm sei, mit der Einmischung Unberufener fertig zu werden. Nach seiner Ueberzeugung waren es auch nicht rein militärische Gesichtspunkte, aus denen die Generale außer Roon sich gegen das Bombardement aussprachen. Denn die preußische Stellung zwischen der in Paris eingeschlossenen Armee und den französischen Streitkräften in der Provinz war strategisch eine bedrohte, und das Bedürfnis, der Lage ein Ende zu machen, mußte auch in militärischen Kreisen vorhanden sein. Für den Staatsmann kam die Frage hinzu, ob das Ansehen und der politische Eindruck, die das Ergebnis der ersten raschen und großen Siege an den neutralen Höfen gewesen war, nicht vor der scheinbaren Schwäche der Haltung vor Paris verblassen und ob die Begeisterung anhalten würde, in derem Feuer sich eine haltbare Einheit schmieden ließ. Später hat Bismarck erzählt:

Da die Beschießung nicht begonnen werden konnte, bevor das für wirksame Ged. u. Er. II.
Durchführung ohne Unterbrechung erforderliche Quantum Munition zur Hand war, so wurde in Ermangelung von Bahn-Material nun eine erhebliche Anspannung von Pferden und für diese ein Aufwand von Millionen erforderlich. Mir sind die Zweifel nicht verständlich, die darüber obwalten konnten, ob diese Millionen verfügbar wären, sobald das Bedürfnis für kriegerische Zwecke vorlag. Es erschien mir als ein erheblicher Fortschritt, als Roon, schon nervös aufgerieben und erschöpft, mir eines Tages mitteilte, daß man jetzt ihm persönlich die Verantwortlichkeit mit der Frage zugeschoben habe, ob er bereit sei, die Geschütze in absehbarer Zeit heranzuschaffen; er sei in Zweifel in Betreff der Möglichkeit. Ich bat ihn, die ihm gestellte Aufgabe sofort zu übernehmen, und erklärte mich bereit, jede dazu erforderliche Summe auf die Bundeskasse anzuweisen, wenn er die vielleicht 4000 Pferde, die er als ungefähren Bedarf angab, ankaufen und zur Beförderung der Geschütze verwenden wolle. Er gab die entsprechenden Aufträge, und die in unserm Lager lange mit schmerzlicher Ungeduld erwartete und mit Jubel begrüßte Beschießung des Mont Avron war das Ergebnis dieser wesentlich Roon zu dankenden Wendung. Eine bereitwillige Unterstützung fand er für das Heranschaffen und die Verwendung der Geschütze bei dem Prinzen Krafft Hohenlohe.

Wenn man sich fragt, was andere Generale bestimmt haben kann, die Ansicht Roons zu bekämpfen, so wird es schwer, sachliche Gründe für die Verzögerung der gegen die Jahreswende ergriffenen Maßregeln aufzufinden. Von dem militärischen wie von dem politischen Standpunkte erscheint das zögernde Vorgehen widersinnig und gefährlich, und daß die Gründe nicht in der Unentschlossenheit unserer Heeresleitung zu suchen waren, darf man aus der raschen und entschlossen Führung des Krieges bis vor Paris schließen. Die Vorstellung, daß Paris, obwohl es befestigt und das stärkste Bollwerk der Gegner war, nicht wie jede andere Festung angegriffen werden dürfe, war aus England auf dem Umwege über Berlin in unser Lager gekommen, mit der Redensart von dem „Mekka der Zivilisation" und andern in dem cant der öffentlichen Meinung in England üblichen und wirksamen Wendungen der Humanitätsgefühle, deren Bethätigung England von allen andern Mächten erwartet, aber seinen eignen Gegnern nicht immer zu gute kommen läßt. Von London wurde bei unseren maßgebenden Kreisen der Gedanke vertreten, daß die Uebergabe von Paris nicht durch Geschütze, sondern nur durch Hunger herbeigeführt werden dürfe. Ob der letztere Weg der menschlichere war, darüber kann man streiten, auch darüber, ob die Greuel der Kommune zum Ausbruch gekommen sein würden, wenn nicht die Hungerzeit das Freiwerden der anarchischen Wildheit vorbereitet hätte. Es mag dahingestellt bleiben, ob bei der englischen Einwirkung zu Gunsten der Humanität des Aushungerns nur Empfindsamkeit und nicht auch politische Berechnung im Spiele war. England hatte kein praktisches Bedürfnis, weder uns noch Frankreich vor Schädigung und Schwächung durch den Krieg zu behüten, weder wirtschaftlich noch politisch. Jedenfalls vermehrte die Verschleppung der Ueberwältigung von Paris und des Abschlusses der kriegerischen Vorgänge für uns die Gefahr, daß die Früchte unserer Siege uns verkümmert werden könnten. Vertrauliche Nachrichten aus Berlin ließen erkennen, daß in den sachkundigen Kreisen der Stillstand unserer Thätigkeit Besorgnis und Unzufriedenheit erregte, und daß man der Königin Augusta einen brieflichen Einfluß auf ihren hohen Gemahl im Sinne der Humanität zuschrieb. Eine Andeutung, die ich dem Könige über Nachrichten derart machte, hatte einen lebhaften Zornesausbruch zur Folge, nicht in dem Sinne, daß die Gerüchte unbegründet seien, sondern in einer scharfen Bedrohung jeder Aeußerung einer derartigen Verstimmung gegen die Königin.

Die Initiative zu irgend einer Wendung in der Kriegführung ging in der Regel nicht von dem Könige aus, sondern von dem Generalstabe der Armee oder des Höchstkommandierenden am Orte, des Kronprinzen. Daß diese Kreise englischen Auffassungen, wenn sie sich in befreundeter Form geltend machten, zugänglich waren, war menschlich natürlich: die Kronprinzessin, die verstorbene Frau Moltkes, die Frau des Generalstabschefs, späteren Feldmarschalls Grafen Blumenthal, und die Frau des demnächst maßgebenden Generalstabsoffiziers von Gottberg waren sämtlich Engländerinnen.

Ende November äußerte Bismarck gegen seine Umgebung:

Gebe man mir den Oberbefehl auf 24 Stunden und ich nehme die Verantwortung auf mich. Ich würde dann bloß einen einzigen Befehl geben: Es wird gefeuert! Die Villa Coublay ist ein Ort, nicht weit von hier, wo der herbeigeschaffte Belagerungspark noch immer steht, statt in die Schanzen und Batterien gebracht zu sein. Auch habe ich bereits in einer Immediatvorstellung um Beschleunigung des Bombardements gebeten. . . . . Ich habe mit Artilleristen gesprochen, die sagen, bei Straßburg hätten sie nicht die Hälfte gebraucht von dem, was hier schon aufgehäuft ist, und Straßburg war gegen Paris ein Gibralter. . . . . Sie haben dreihundert Kanonen beisammen, so fuhr er fort, „und fünfzig oder sechszig Mörser und für jedes Geschütz fünfhundert Schuß. Das ist gewiß genug. . . . . Eine Kaserne auf dem Mont Valerien wäre vielleicht in Brand zu schießen, und wenn man die Forts Issy und Vanvres gehörig mit Granaten überschüttete, daß sie herauslaufen müßten — die Enceinte

ist von geringer Stärke, ihr Graben war sonst nicht breiter, als dieses Zimmer lang ist — ich bin überzeugt, wenn wir ihnen hier vier oder fünf Tage lang Granaten hineinwerfen in die Stadt selber und sie gewahr werden, daß wir weiter schießen als sie — neuntausend Schritt nämlich — so werden sie in Paris klein beigeben. Freilich liegen auf dieser Seite die vornehmeren Quartiere und da ist es denen in Belleville ganz einerlei, ob die zusammengeschossen werden, ja, sie freuen sich darüber, wenn wir die Häuser der reichen Leute zerstören. . . . . Wir hätten überhaupt wohl Paris liegen lassen und weiter gehen können; nun wir's aber einmal angefangen haben, sollte auch Ernst gemacht werden. Mit dem Aushungern kann es noch lange dauern, vielleicht bis zum Frühjahr, jedenfalls haben sie Mehl bis zum Januar. . . . . Hätten wir vor vier Wochen angefangen zu bombardieren, so wären wir jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach in Paris und das ist die Hauptsache. So aber bilden die Pariser sich ein, es ist uns von London, Petersburg und Wien verboten zu schießen, und die Neutralen wieder glauben, daß wir's nicht können. Die wahren Ursachen aber werden wohl einmal bekannt werden.

Die Stimmung in Deutschland selbst stand durchaus auf Seiten Bismarcks. Man konnte es nicht begreifen, warum die Beschießung verzögert wurde. Charakteristisch ist folgendes Gedicht, das Moltke zugeschickt wurde:

Lieber Moltke, gehst so stumm
Immer um den Brei herum!
Bester Moltke, nimm's nicht krumm:
Mach doch endlich Bumm, bumm, bumm
Teurer Moltke, schau dich um!
Deutschland will das Bumm, bumm, bumm!

Aus der Fülle der Zeitungsstimmen greifen wir folgenden Artikel heraus:

Vielleicht will man Paris schonen, obwohl man weder Straßburg noch Diedenhofen, weder Schlettstadt noch Breisach geschont, sondern diese deutschen Städte ganz tüchtig eingeäschert hat. Ist dem so, so ist Viktor Hugo allerdings nicht der einzige dem Paris eine ganz besondere und heilige Scheu einflößt. Er nennt diese Stadt ausdrücklich das Heiligtum der Menschheit, das Mekka der Gesittung, der Italiener Guerazzi nennt dieselbe Stadt den großen Tempel und Wohlfahrtsort der Lüderlichkeit oder wie man etwas nachsichtiger sagen könnte, des Vergnügens, und es stände jetzt nur noch in Frage, ob dem Deutschen, die nicht schießen wollen, Paris als Herd der Gesittung oder als Herd der Lüderlichkeit heilig und teuer im Gedächtnis ist. Blücher, welcher sagte, er scheue so wenig Napoleon wie seine Marschälle, Blücher würde eben so wenig die Türme von Notre-Dame wie die Dächer der feinsten Kaffeehäuser oder die der vornehmsten Welt von St. Germain gescheut haben; doch ist hier nicht von 1815, sondern von 1870, nicht von der Vergangenheit, sondern von der Zukunft zu reden. In der Zukunft aber werden dies die Franzosen für ausgemacht halten, daß den Deutschen, sofern sie zu schießen sich scheuten, Paris aus irgend einer Rücksicht heilig gewesen sein müsse. Und ob die künftigen Franzosen uns für Schüler Viktor Hugos oder Guerazzis ansehen werden, das wird wenig verschlagen. Genug, sie werden der Gewißheit leben, daß Paris als heilige Stadt, als europäisches Mekka förmlich anerkannt ist, eine Stadt, die, selbst wenn sie nicht außer dem Bereiche der Kanonen läge, doch unantastbar wäre für die Andächtigen. Das wäre aber in allem Ernste keine Kleinigkeit, wenn die Franzosen fortan glaubten, eine unangreifbare Hauptstadt zu besitzen. Vor drei Monaten lachte man, als sie prahlten, Paris sei uneinnehmbar; jetzt kommt heraus, Paris ist sogar unangreifbar. Ob es diese Eigenschaft schon der Stärke und dem Umfang seiner Mauern oder ob sie es der Ehrfurcht zu verdanken hat,

die es der Welt einflößt, gleichviel, die Stärke der Mauern und die Ehrfurcht ergänzen und verstärken einander, um den Ruhm der Unantastbarkeit hervorzubringen."

Trotz aller Aergernisse und Mühseligkeiten trieb der Humor Bismarcks die herrlichsten Blüten. So erzählte er einmal ein paar hübsche Anekdoten vom alten Rothschild in Frankfurt:

Busch, Bism. u. s. Leute. Rothschild habe einmal in seiner Gegenwart mit einem Getreidehändler über einen Weizenverkauf gesprochen. Dabei sagte der Händler zu ihm, als reicher Mann habe er doch nicht nötig, den Preis des Weizens so hoch zu stellen. — Was, reicher Mann? erwiderte der alte Herr. Ist mein Weizen darum weniger wert, weil ich ein reicher Mann bin? — Er gab übrigens Diners, die seinem Reichtum alle Ehre machten. Ich erinnere mich: einmal war der jetzige König in Frankfurt, und ich lud ihn zu Tische. Darauf hatte ihn Rothschild auch einladen wollen. Der Prinz aber hatte ihm gesagt, das möchte er mit mir ausmachen, er äße sonst ebenso gern bei ihm als bei mir. Er kam nun und wollte, ich sollte ihm Seine Königliche Hoheit abtreten, ich könnte ja bei ihm mitessen. Ich schlugs ihm ab. Da hatte er die Naivität zu meinen, sein Diner könnte ja zu mir ins Haus gebracht werden, er äße doch nicht mit — er genoß nämlich nur Koscheres. Ich lehnte auch diesen Vorschlag zur Güte ab — natürlich, obwohl sein Diner ohne Zweifel besser war als das meinige. — Ferner habe ihm der alte Metternich — der mir beiläufig sehr wohl wollte, schaltete er ein — mitgeteilt, als er einst bei Rothschild gewohnt, habe ihm der bei der Abreise nach dem Johannisberg ein Dejeuner mit auf den Weg gegeben, bei dem sich auch sechs Flaschen Johannisberger Schloß befunden. Auf dem Johannisberg wären sie ungeöffnet ausgepackt worden, und der Fürst hätte seinen Weinverwalter kommen lassen und ihn gefragt, was die Flasche bei ihm koste. — Zwölf Gulden, hätte er geantwortet. — So, nun dann schicken Sie dem Baron Rothschild die sechs bei der nächsten Bestellung wieder zu, berechnen Sie sie ihm aber zu fünfzehn Gulden, weil sie dann älter geworden sind.

Als Garibaldi geschlagen war und zahlreiche Italiener in deutsche Gefangenschaft geraten waren, sagte Bismarcks Vetter Bohlen: man solle sie in Käfige setzen und öffentlich zeigen: „Nein," erwiderte der Kanzler, „ich hätte einen anderen Plan. Man sollte die Gefangenen nach Berlin bringen, dort müßte ihnen ein Plakat von Pappe angehängt werden, auf dem stünde: „Dankbarkeit" — oder: „Venedig — Spandau" — und so würden sie durch die Stadt geführt" und dann nach Spandau geschafft.

Aus der Zeit des Vertrages von Gastein, als die Verhandlungen mit Blome schwebten, erzählte Bismarck:

Es war, wie ich den Vertrag mit Blome schloß. Damals habe ich zum letztenmal in meinem Leben Quinze gespielt. Obwohl ich sonst gar nicht mehr spiele — schon lange nicht mehr —, spielte ich da so leichtsinnig darauf los, daß sich die anderen nicht genug verwundern konnten. Ich wußte aber, was ich wollte. Blome hatte gehört, daß man beim Quinze die beste Gelegenheit hätte, die Menschen kennen zu lernen, und wollte das jetzt versuchen. Ich dachte, sollst ihn schon kennen lernen. Ich verlor damals ein paar Hundert Thaler, die ich eigentlich, als im Dienste Seiner Majestät verwendet, hätte liquidieren können. Aber ich machte ihn damit irre, er hielt mich für waghalsig und gab nach. — Eine andere Geschichte spielte in Nikolsburg 1866 während der dortigen Friedensverhandlungen. Da ging Graf Bismarck eines Tages in Zivil aus und stieß auf zwei Gendarmen, die einen Mann arretierten. „Ich fragte, was er verbrochen hätte, bekam aber als Zivilist natürlich gar keine Antwort", erzählte er. „Da erkundigte ich mich bei ihm selber, und er sagte mir, es wäre, weil er sich über den Grafen Bismarck unehrerbietig geäußert hätte. Beinahe hätten sie mich auch mit fortgenommen, weil ich sagte, das

hätten wohl viele gethan." — „Das erinnert mich daran, daß ich mir einmal selbst habe ein Hoch ausbringen müssen. Es war 66, nach dem Einzug der Truppen, abends. Ich war gerade krank, und meine Frau wollte mich nicht ausgehen lassen. Ich ging aber doch — heimlich — und wie ich beim Palais des Prinzen Friedrich Karl wieder über die Straße (nach dem eigenen Palais an der Wilhelmstraße hinüber) will, ist da ein großer Haufen Menschen beisammen, der mir eine Ovation bringen will. Ich war in Zivil und muß ihnen in meinem breiten Hute, den ich in die Stirn gedrückt hatte, ich weiß nicht wessen verdächtig vorgekommen sein, und welche machten eine feindliche Miene, so daß ich fürs Beste hielt, in ihr Hurrah einzustimmen."

Ueber die Unglücksfälle, die ihn bedroht hatten, plauderte Bismarck einmal in folgender Weise:

Ich glaube, so bemerkte er, daß es nicht reicht, wenn ich sage, daß ich wohl 50 mal vom Pferde gestürzt bin. Vom Pferde fallen ist nichts, aber mit dem Pferde, so daß es auf einem liegt, das ist schlimm. Zuletzt noch in Varzin, wo ich 3 Rippen brach. Da dachte ich: jetzt ists aus. Es war nicht so viel Gefahr, wie es schien, aber es that doch ganz erschrecklich weh. — Früher aber, da hatte ich einen merkwürdigen Zufall, der zeigt, wie das Denken des Menschen doch von seinem körperlichen Gehirn abhängt. Ich war mit meinem Bruder eines Abends auf dem Heimwege, und wir ritten, was die Pferde laufen wollten. Da hört mein Bruder, der etwas voraus ist, auf einmal einen fürchterlichen Knall. Es war mein Kopf, der auf die Chaussee aufschlug. Mein Pferd hatte vor der Laterne eines uns entgegenkommenden Wagens gescheut und war mit mir rückwärts überschlagen und auch auf den Kopf gefallen. Ich verlor die Besinnung, und als ich wieder zu mir kam, da hatt' ich sie nur halb wieder. Das heißt, ein Teil meines Denkvermögens war ganz gut und klar, die andere Hälfte war weg. Ich untersuchte mein Pferd und fand, daß der Sattel gebrochen war. Da rief ich den Reitknecht und ließ mir sein Pferd geben und ritt nach Hause. Als mich da die Hunde anbellten — zur Begrüßung — hielt ich sie für fremde Hunde, ärgerte mich und schalt auf sie. Dann sagte ich, der Reitknecht sei mit dem Pferde gestürzt, man solle ihn doch mit einer Bahre holen, und war sehr böse, als sie das auf einen Wink meines Bruders nicht thun wollten. Ob sie denn den armen Menschen auf der Straße liegen lassen wollten? Ich wußte nicht, daß ich ich war, und daß ich mich zu Hause befand, oder vielmehr, ich war ich selber und auch der Reitknecht. Ich verlangte nun zu essen, und dann ging ich zu Bette, und als ich ausgeschlafen hatte am Morgen, war alles gut. — Es war ein seltsamer Fall: den Sattel hatte ich untersucht, mir ein anderes Pferd geben lassen und dergleichen mehr — alles praktisch Notwendige that ich also. Hierin war durch den Sturz keine Verwirrung der Begriffe herbeigeführt. Ein eigentümliches Beispiel, wie das Gehirn verschiedene Geisteskräfte beherbergt; nur eine davon war durch den Fall länger betäubt worden. —

Ich erinnere mich noch eines anderen Sturzes. Da ritt ich rasch durch junges Holz in einem großen Walde, weit weg von zu Hause. Wie ich über einen Hohlweg weg wollte, stürze ich mit dem Pferde und verliere das Bewußtsein. Ich muß wohl 3 Stunden ohne Bewußtsein dagelegen haben; denn es war schon dämmerig, als ich aufwachte. Das Pferd stand neben mir. Die Gegend war, wie gesagt, weit weg von unserm Gute und mir ganz unbekannt. Ich hatte meine Geisteskräfte noch nicht außerordentlich wieder. Aber das Notwendige that ich auch hier. Ich machte die Martigal ab, die entzwei war, steckte sie ein und ritt auf einem Wege, der, wie ich dann erfuhr, der nächste war — es ging da auf einer ziemlich langen Brücke über einen Fluß — nach einem nahe gelegenen Gute, wo die Pachtersfrau, als sie den großen Mann mit dem Gesichte voll Blut vor sich stehen sah, davonlief. Der Mann kam dann herbei und wusch mir das Blut ab, und ich sagte ihm, wer ich wäre, und daß ich die 2 oder 3 Meilen nach Hause wohl nicht würde reiten können; er möchte mich fahren, was er denn

auch that. — Ich muß wohl 15 Schritt fortgeflogen sein bei der Lerche, die ich schoß, und war an eine Baumwurzel gefallen, und als der Doktor den Schaden besah, sagte er, es wäre gegen alle Regeln der Kunst, daß ich nicht den Hals gebrochen hätte.“ —

Auch sonst bin ich noch ein paar mal in Lebensgefahr gewesen, fuhr der Graf fort. Zum Beispiel, als die Semmeringsbahn noch nicht fertig war — ich glaube, es war 1852 — da ging ich mit einer Gesellschaft durch einen von den Tunneln oben. Ich erinnere mich, Graf Ottavio Kinsky war dabei, etwas älter als ich, mit gelockten Haaren. Es war ganz finster drin. Ich ging den andern mit einer Laterne voran. Nun zog sich da quer über den Boden eine Schlucht oder Spalte hin, die war wohl 50 Fuß tief und etwa anderthalbmal so breit wie der Tisch hier. Darüber hatten sie ein Brett gelegt, welches zu beiden Seiten Leisten hatte, damit die Karren nicht abrutschten. Dieses Brett mußte morsch sein; denn wie ich in der Mitte bin, bricht es ein, und ich fahre hinunter, bleibe aber, da ich unwillkürlich die Arme ausgebreitet hatte, an den Leisten hängen. Die hinter mir kamen, dachten nun — die Laterne war mir nämlich entfallen und erloschen — ich wäre hinabgestürzt, und waren nicht wenig erstaunt, als sie fragten: „Leben Sie noch?“ statt von tief unten her ganz oben vor sich — als sie da die Antwort erhielten: „Ja, hier bin ich.“ — Ich hatte mich inzwischen auch mit den Beinen angeklammert und fragte, ob ich zurück oder hinüber sollte. Der Führer meinte, es wäre besser, hinüber, und so arbeitete ich mich denn dahin. Der Arbeiter, der uns führte, zündete nun ein Licht an, suchte ein anderes Brett und brachte so die Gesellschaft nach. — Man sah mit dem Brette recht, wie liederlich und leichtsinnig solche Dinge zu der Zeit genommen wurden. — — — Hernach, als wir aus dem Tunnel heraus waren, fuhren wir in einem niedrigen Karren sausend die Bahn hinab. Wir hatten dicke Stöcke, um zu hemmen, und thaten es auch, wenn es um die Kurven ging. Bei der stärksten brachten wir's aber nur mir großer Mühe fertig, daß der Karren nicht aus dem Geleise geriet und in einen der beiden Abgründe fiel, die da waren. In den ganz tiefen konnten wir freilich nicht hinunterfahren, aber in den andern gings auch gegen 60 Fuß hinab.

Zahlreich und überaus schwierig waren auch Bismarcks Verhandlungen mit den deutschen Einzelstaaten über die Gestaltung der Zukunft. König Ludwig von Bayern hatte schon im September seine Geneigtheit ausgesprochen, dem norddeutschen Bunde beizutreten und die süddeutschen Staaten folgten ihm nach. Am 19. Oktober trafen ihre Minister zu Verhandlungen mit Bismarck in Versailles ein. Die Beratungen erstreckten sich natürlich nicht nur über die Bedingungen des Beitritts, sondern auch über die künftige Gesamtverfassung Deutschlands. Die Verhandlungen wurden gesondert geführt. Selbstverständlich ergaben sich gewisse Differenzen von vornherein, das freiheitlich regierte Baden, dessen Großherzog schon frühzeitig liberalen Ideen zugänglich und für den Gedanken eines einigen Reiches unter preußischer Führung eingenommen war, war leicht zu gewinnen; auch mit Württemberg und Hessen war eine Verständigung schnell erzielt. Die eigentlichen Hemmnisse in den vorbereitenden Stadien wie in der Folgezeit bestanden einerseits in gewissen Velleitäten des Königs von Bayern, dessen außerordentliches Souveränitäts-Bewußtsein sich nur schwer mit dem Gedanken befreunden konnte, einem „gleichgestellten“ Monarchen einen Teil der ererbten Rechte preiszugeben, andererseits in den freisinnigen Anschauungen des preußischen Thronerben, zugleich aber auch in den konservativen Neigungen des Altpreußentums, das ebenso wie Bismarck in den Zeiten des Frankfurter

Parlamentes die Besorgnis hegte, daß der alte Königsstaat Preußen zu kurz kommen könnte vor dem neuen deutschen Kaisertum. Und gerade diese letzten Anschauungen fanden ihren höchsten und ernstesten Vertreter in dem König Wilhelm selbst, der hiermit wieder in einen direkten Gegensatz zu seinem Sohne trat. Dem einen war Bismarck vielleicht zu sehr Phantast, dem anderen zu wenig, der eine hatte in einer schmerzenreichen und vielbewegten Vergangenheit eine Abneigung, vielleicht ein Vorurteil gegen großdeutsche Ideen gewonnen, die an ihn herantraten, als er bereits zum Manne gereift war, der Andere sah gerade in diesen Ideen das Ideal seiner Jugend. Der eine stand unter dem Einfluß der Erziehung Friedrich Wilhelm III., und der Einfluß der Weimarischen Prinzessin, mit der er verwählt war, hatte, so groß er war, diesen Einfluß nie zu überwinden vermocht; auf den anderen hatten die Ideen der Coburgischen Prinzen gewirkt, die frühzeitig sich in zerflossene Träumereien gestürzt hatten, ohne die Kraft zu besitzen, über schöngeistige Briefe und gesinnungstüchtige Feste hinauszugelangen. In dem Kampfe, den Bismarck durchzufechten hatte, war schließlich der Kronprinz der leichter zu besiegende Gegner, denn im Grunde erstrebten beide Männer das gleiche Ziel, wenn auch der Realpolitiker Rücksicht zu nehmen hatte auf das, was der Idealist in warmer Begeisterung übersah. Und der Kronprinz ebenso wie Bismarck hatten einen treuen Verbündeten in den Traditionen, in den Wünschen und in den Hoffnungen des deutschen Volkes. Schon als sie auszogen in den neuen Krieg und als die ersten Siegesnachrichten kamen, da sangen die Dichter vom Kyffhäuser und dem begrabenen Kaiser, der wiedererstehen soll, wenn die Raben den Gipfel des Berges verlassen. Und als gar bei Sedan das Unglaubliche und Niegehoffte geschah, als es hieß wie im Liede von den Grenadieren: Der Kaiser, der Kaiser gefangen, da war es wie eine heiße Welle durch alle Herzen gegangen, und keine Staatsraison und keine kühle Ueberlegung konnte den Beweis erbringen, daß es unrecht sei, wenn von den Schlachtfeldern der greise preußische König als Kaiser Weißbart wiederkehrte. Es war wie eine Art Märchenstimmung durch das ganze Volk gegangen, man wußte, daß Großes geschehen sei, und man wollte, daß Größeres folge. Und man sah vor sich die Gestalt König Wilhelms und man ahnte, daß in ihm alles erfüllt sei, was von einem Heerkönige die Alten forderten und was von einem Erneuerer des Reiches die Späteren hofften: die Gestalt des sagenumwobenen Herrschers im Kyffhäuser, in ihrer Treue und in ihrer Kraft, in ihrem königlichen Wesen und in ihrem Heldenmut sah man verkörpert in dem preußischen Könige, der durch mehr als 6 Jahrzehnte Unterthan war, bis er das Szepter ergriff, der ohne Makel war in allem Thun, der von Sieg zu Sieg fortgeschritten war, als Greis noch ein Held. Aber derselbe König Wilhelm sah die Wurzeln seiner Erfolge im Preußentum, nur schwer vermochte er sich an den Gedanken gewöhnen, die alte Heimstätte preiszugeben um der neuen Wohnung willen; die Imponderabilien der Volksseele, für deren leise Schwingungen Bismarck ein zartes Ver-

ständnis besaß, übten auf ihn keine direkte Wirkung, und als dennoch die Kaiserkrone sich auf sein silbernes Haupt senkte, da war er niedergeschlagen und erzürnt und ging grollend an Bismarck vorüber.

Man hat nach doktrinärer deutscher Weise gestritten darüber, ob der deutsche Kaisergedanke, wie er in Versailles zur Erfüllung gelangte, das Eigentum Bismarcks oder des Kronprinzen war. Der Streit ist müßig. Denn längst ehe sie beide waren, haben Staatsmänner und Dichter von dem gleichen Ziele geträumt. Der Gedanke war gegeben und nur eines war in Frage: wie er sich fügen würde in die Realität der Verhältnisse. Hier aber ist das eine bestimmt: der Mann des kundigen Blickes, der die Dinge sah wie sie waren, der nicht um des Bessren willen das Gute preisgab, der die Arbeit vollbrachte und alle Saiten auf den gleichen Ton stimmte, der das Verletzende vermied, um das Ganze zu sichern, war Bismarck; in schöngeistigen Unterhaltungen, im Sonnenlicht freundlicher Träume hat auch Kronprinz Friedrich Wilhelm die verheißenen Lande vor sich liegen sehen. Aber die That ist es, die in Rechnung gezogen wird vor der Geschichte und vor dem Weltgericht, nicht das Träumen, nicht das Hoffen und Wollen. Bismarck war es, der die Widerstände besiegte und dem Schatten die Kraft der Wirklichkeit verlieh; es ist kein Vorwurf gegen den Kronprinzen und es ist keine Verkleinerung seiner Verdienste, wenn auch er hier nur als der Gehilfe, nicht als der Meister erscheint. Bismarck war die That.

Kronprinz Friedrich Wilhelm war der Mann der hoffnungsfrohen Zukunft, Otto Bismarck war der Mann der Gegenwart, der das Künftige in Rechnung ziehen mochte, der aber auch die positiven Faktoren in sein Exempel einstellen mußte. Er wußte es frühzeitig, daß die Annahme des Kaisertitels durch den König von Preußen, wenn der norddeutsche Bund erweitert werden sollte, ein politisches Bedürfnis war, weil er ein werbendes Element für die Centralisation bildete; er war überzeugt, daß der festigende Druck auf die deutschen Reichsinstitutionen um so nachhaltiger sein mußte, je mehr der Träger desselben das gefährliche Bestreben vermiede, den anderen Dynastien die Ueberlegenheit der eigenen Dynastie unter die Augen zu rücken. König Wilhelm, so hat Bismarck selbst geurteilt, war nicht frei von solcher Neigung, und sein Widerstreben gegen den Titel war nicht ohne Zusammenhang mit dem Bedürfnis, gerade das angestammte Ansehen des preußischen Königstums mehr als das des Kaisertitels zur Anerkennung zu bringen. Die Kaiserkrone erschien ihm im Lichte eines übertragenen modernen Amtes, dessen Autorität von Friedrich dem Großen bekämpft war und den Großen Kurfürsten bedrückt hatte. Bei den ersten Erörterungen sagte er: „Was soll mir der Charakter-Major?“ worauf ich erwiderte: „Ew. Majestät wollen doch nicht ewig ein Neutrum bleiben, „das Präsidium?“ In dem Ausdruck Präsidium liegt eine Abstraktion, in dem Worte Kaiser eine große Schwungkraft. Ihm schien es, als ob ein mit der Führung eines Regimentes beauftragter Offizier definitiv zum Kommandeur ernannt würde, für sein dynastisches Gefühl war es schmeichel-

hafter gerade als geborener König von Preußen und nicht als erwählter und „durch ein Verfassungsgesetz hergestellter Kaiser die betreffende Macht auszuüben, analog wie ein prinzlicher Regiments-Kommandeur es vorzieht, nicht Herr Oberst, sondern Königliche Hoheit genannt zu werden und der gräfliche Lieutenant nicht Herr Lieutenant, sondern Herr Graf."

Ueber die Haltung des Thronfolgers hat Bismarck erzählt:

Auch bei dem Kronprinzen habe ich für mein Streben, den Kaisertitel herzustellen, welches nicht einer preußisch-dynastischen Eitelkeit, sondern allein dem Glauben an seine Nützlichkeit für Förderung der nationalen Einheit entsprang, im Anfange der günstigen Wendung des Krieges nicht immer Anklang gefunden. Seine Königliche Hoheit hatte von irgend einem der politischen Phantasten, denen er sein Ohr lieh, den Gedanken aufgenommen, die Erbschaft des von Karl dem Großen wiedererweckten „römischen" Kaisertums sei das Unglück Deutschlands gewesen, ein ausländischer, für die Nation ungesunder Gedanke. So nachweisbar letztres auch geschichtlich sein mag, so unpraktisch war die Bürgschaft gegen analoge Gefahren, welche des Prinzen Ratgeber in dem Titel „König" der Deutschen sahen. Es lag heut zu Tage keine Gefahr vor, daß der Titel, welcher allein in der Erinnerung des Volkes lebt, dazu beitragen würde, die Kräfte Deutschlands den eigenen Interessen zu entfremden und dem transalpinen Ehrgeize bis nach Apulien hin dienstbar zu machen. Das aus einer irrigen Vorstellung entspringende Verlangen, das der Prinz gegen mich aussprach, war nach meinem Eindrucke ein völlig ernstes und geschäftliches, dessen Inangriffnahme durch mich gewünscht wurde. Mein Einwand, anknüpfend an die Koexistenz der Könige von Bayern, Sachsen, Württemberg mit dem intendierten Könige in Germanien oder Könige der Deutschen führte zu meiner Ueberraschung auf die weitere Konsequenz, daß die genannten Dynastien aufhören müßten, den Königstitel zu führen, um wieder den herzoglichen anzunehmen. Ich sprach die Ueberzeugung aus, daß sie sich dazu gutwillig nicht verstehen würden Wollte man dagegen Gewalt anwenden, so würde dergleichen Jahrhunderte hindurch nicht vergessen und eine Saat von Mißtrauen und Haß ausstreuen. Ged u. Er. II.

Der Kronprinz war der Meinung, daß man von seiten Preußens viel zu wenig fordere, daß man in dem entscheidenden „weltgeschichtlichen Augenblick das, was man wolle, auch zweifellos könne, daß man aber, Gott sei es geklagt, nicht wisse, was man will." Bismarck aber klagte:

Ich dachte eben wieder einmal, was ich oft schon gedacht habe, wenn ich doch nur einmal auf fünf Minuten die Gewalt hätte, zu sagen: So wird es und so nicht. Daß man sich nicht mit Warum und Darum abzuquälen, zu beweisen und zu bitten hätte bei den einfachsten Dingen. Dieses ewige Reden- und Bettelnmüssen!

Am 15. November traten Baden und Hessen dem „Deutschen Bunde" bei, bald darauf auch Bayern und Württemberg. Vor allem machte die Entscheidung in Bayern einen tiefen Eindruck auf Bismarck. Busch giebt folgende Darstellung:

Gegen zehn Uhr ging ich hinunter zum Thee und fand da noch Bismarck-Bohlen und Hatzfeld. Der Chef war mit den drei bayerischen Bevollmächtigten im Salon. Nach einer Viertelstunde etwa öffnete er die Flügelthür, steckte den Kopf mit freundlichster Miene herein und kam dann, als er noch Gesellschaft sah, mit einem Becher zu uns an den Tisch, wo er Platz nahm. „Nun wäre der bayerische Vertrag fertig und unterzeichnet," sagte er bewegt. „Die deutsche Einheit ist gemacht und der Kaiser auch." Einen Moment herrschte Stille. Busch, Bism. u. s. Leute.

Dann bat ich, mir die Feder holen zu dürfen, mit der er sich unterschrieben. „In Gottes Namen holen Sie sich alle drei," erwiderte er, „die goldene ist aber nicht darunter." Ich ging und nahm mir die drei Federn, die neben dem Dokument lagen, und von denen zwei noch naß waren. (Wie Wollmann mir später sagte, wäre die, welche auf beiden Seiten Fahnen hatte, diejenige, welche der Kanzler gebraucht hatte.) Daneben standen zwei leere Champagnerflaschen. „Bringen Sie uns noch eine von diesem," sagte der Chef zum Diener. „Es ist ein Ereignis." Dann bemerkte er nach einigem Nachsinnen: „Die Zeitungen werden nicht zufrieden sein, und wer einmal in der gewöhnlichen Art Geschichte schreibt, kann unser Abkommen tadeln. Er kann sagen (ich zitiere, wie immer bei Anführungszeichen, genau seine eignen Worte), der dumme Kerl hätte mehr fordern sollen, er hätte es erlangt, sie hätten gemußt, und er kann Recht haben — mit dem Müssen. Mir aber lag mehr daran, daß die Leute mit der Sache innerlich zufrieden waren — was sind Verträge? wenn man muß! — und ich weiß, daß sie vergnügt fortgegangen sind." — „Ich wollte sie nicht pressen, die Situation nicht ausnutzen. Der Vertrag hat seine Mängel, aber er ist so fester. Ich rechne ihn zu dem Wichtigsten, was wir in diesem Jahre erreicht haben." — „Was den Kaiser betrifft, so habe ich ihnen den bei den Verhandlungen damit annehmbar gemacht, daß ich ihnen vorstellte, es müsse für ihren König doch bequemer und leichter sein, gewisse Rechte dem deutschen Kaiser einzuräumen als dem benachbarten Könige von Preußen. —

Ueberhaupt war es Bismarck, der auf den König Ludwig von Bayern einen außerordentlichen Einfluß besaß und diesen Einfluß in so zarter Weise geltend machte, daß niemals ein Mißklang zwischen ihm und dem leicht empfindlichen Könige entstand. Außerdem verstand es Bismarck, auf die Eigenheiten König Ludwigs einzugehen und auf seine Gefühle und Anschauungen die äußerste Rücksicht zu nehmen. Der „Mittels- und Vertrauensmann" in jenen Tagen der Entscheidung ist Graf Holnstein gewesen. Er stand als Oberstallmeister dem Könige persönlich nah, er hat zweimal quam citissime die Reise von Paris nach München gemacht, und das war keine Kleinigkeit; denn es war zu der Zeit, wo noch auf zwanzig Meilen die Eisenbahnverbindung fehlte. Graf Holnstein war es, der in dem entscheidenden Moment, in dem Augenblick, wo die Kaiserfrage kritisch war und an dem Schweigen Bayerns und der Abneigung König Wilhelms zu scheitern drohte, die Ueberbringung eines Schreibens an König Ludwig übernahm, das Bismarck „sofort an einem abgedeckten Eßtische auf durchschlagenem Papier und mit widerstrebender Tinte schrieb. Das Schreiben und die Antwort lautete:

Versailles, 27. November 1870.

Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König,
Allergnädigster Herr!

Ged. u. Er. I. Brf. v. 27. 11. 1870. Für die huldreichen Eröffnungen, welche mir Graf Holnstein auf Befehl Eurer Majestät gemacht hat, bitte ich Allerhöchstdieselben, den ehrfurchtsvollen Ausdruck meines Dankes entgegennehmen zu wollen. Das Gefühl meiner Dankbarkeit gegen Eure Majestät hat einen tieferen und breiteren Grund als den des persönlichen in der amtlichen Stellung, in welcher ich die hochherzigen Entschließungen Eurer Majestät zu würdigen berufen bin, durch welche Eure Majestät beim Beginn und bei Beendigung dieses Krieges der Einigkeit und der Macht Deutschlands den Abschluß gegeben haben. Aber es ist nicht meine, sondern die Aufgabe des deutschen Volkes und der Geschichte, dem durchlauchtigsten bayerischen Hause für Eurer Majestät vaterländische Politik und für den Helden-

mut Ihres Heeres zu danken. Ich kann nur versichern, daß ich Eurer Majestät, so lange ich lebe, in ehrlicher Dankbarkeit anhänglich und ergeben sein und mich jederzeit glücklich schätzen werde, wenn es mir vergönnt wird, Eurer Majestät zu Diensten zu sein. In der deutschen Kaiserfrage habe ich mir erlaubt, dem Grafen Holnstein einen kurzen Entwurf vorzulegen, welchem der Gedankengang zu Grunde liegt, der meinem Gefühl nach die deutschen Stämme bewegt: der deutsche Kaiser ist ihrer aller Landsmann, der König von Preußen ein Nachbar, dem unter diesem Namen Rechte, die ihre Grundlage nur in der freiwilligen Uebertragung durch die deutschen Fürsten und Stämme finden, nicht zustehen. Ich glaube, daß der deutsche Titel für das Präsidium die Zulassung desselben erleichtert, und die Geschichte lehrt, daß die großen Fürstenhäuser Deutschlands, Preußen eingeschlossen, die Existenz des von ihnen gewählten Kaisers niemals als eine Beeinträchtigung ihrer eigenen europäischen Stellung empfunden haben.

v. Bismarck.

Mein lieber Graf!

Mit lebhaftem Vergnügen habe ich bemerkt, daß Sie trotz zahlreicher und dringender Geschäfte Muße gefunden, Ihren Gefühlen gegen mich Ausdruck zu verleihen.

Ich sende Ihnen deshalb meinen wärmsten Dank; denn ich lege hohen Wert auf die hohe Gesinnung eines Mannes, nach dem das ganze Deutschland freudigen Stolzes seine Blicke richtet.

Mein Brief an Ihren König, meinen vielgeliebten hochverehrten Oheim, wird morgen in dessen Hände gelangen. — Ich wünsche von ganzem Herzen, daß mein Vorschlag beim Könige, den übrigen Bundesmitgliedern, welchen ich geschrieben, und auch bei der Nation vollsten Anklang finde, und ist es mir ein befriedigendes Bewußtsein, daß ich vermöge meiner Stellung in Deutschland wie beim Beginne so beim Abschlusse dieses ruhmreichen Krieges in der Lage war, einen entscheidenden Schritt zu Gunsten der nationalen Sache thun zu können. Ich hoffe aber auch mit Bestimmtheit, daß Bayern seine Stellung fortan erhalten bleibt, da sie mit einer treuen, rückhaltlosen Bundespolitik wohl vereinbarlich ist und verderblicher Zentralisation am sichersten steuert.

Groß, unsterblich ist das, was Sie für die deutsche Nation gethan haben, und ohne zu schmeicheln, darf ich sagen, daß Sie in der Reihe der großen Männer unseres Jahrhunderts den hervorragendsten Platz einnehmen. Möge Gott Ihnen noch viele, viele Jahre verleihen, damit Sie fortfahren können zu wirken für das Wohl und Gedeihen unseres gemeinsamen Vaterlandes. Meine besten Grüße Ihnen sendend, bleibe ich, mein lieber Graf, stets

Hohenschwangau, den 2. Dezember 1870.

Ihr aufrichtiger Freund
Ludwig.

Ueber diesen in der Geschichte entscheidenden Brief hat Bismarck erzählt:

Ich entwickelte darin den Gedanken, daß die bayerische Krone die Ged. u. Er. I
Präsidialrechte, für die die bayrische Zustimmung geschäftlich bereits vorlag, dem Könige von Preußen ohne Verstimmung des bayrischen Selbstgefühls nicht werde einräumen können; der König von Preußen sei ein Nachbar des Königs von Bayern, und bei der Verschiedenheit der Stammesbeziehungen werde die Kritik über die Konzessionen, welche Bayern mache und gemacht habe, schärfer und für die Rivalitäten der deutschen Stämme empfindlicher werden. Preußische Autorität innerhalb der Grenzen Bayerns ausgeübt, sei neu und werde die bayerische Empfindung verletzen, ein deutscher Kaiser aber sei nicht der im Stamme verschiedene Nachbar Bayerns, sondern der Landsmann; meines Erachtens könne der König Ludwig die von ihm der Autorität des Präsidiums bereits gemachten Konzessionen schicklicher Weise nur einem deutschen Kaiser, nicht einem Könige von Preußen machen. Dieser Hauptlinie meiner Argumentation hatte ich noch persönliche Argumente hinzu-

27*

gefügt, in Erinnerung an das besondere Wohlwollen, welches die bayerische Dynastie zu der Zeit, wo sie in der Mark Brandenburg regierte (Kaiser Ludwig), während mehr als einer Generation meinen Vorfahren bethätigt habe. Ich hielt dieses argumentum ad hominem einem Monarchen von der Richtung des Königs gegenüber für nützlich, glaube aber, daß die politische und dynastische Würdigung des Unterschieds zwischen kaiserlich deutschen und königlich preußischen Präsidialrechten entscheidend ins Gewicht gefallen ist. Der Graf trat seine Reise nach Hohenschwangau binnen zwei Stunden, am 27. November, an und legte sie unter großen Schwierigkeiten und mit häufiger Unterbrechung in vier Tagen zurück. Der König war wegen eines Zahnleidens bettlägerig, lehnte zuerst ab, ihn zu empfangen, nahm ihn aber an, nachdem er vernommen hatte, daß der Graf in meinem Auftrage und mit einem Briefe von mir komme.

König Ludwig hat im Bette zweimal das Schreiben Bismarcks sorgfältig durchgelesen und sofort das von ihm erbetene und im Konzept entworfene Schreiben zu Papier gebracht.

Darin war das Hauptargument für den Kaisertitel, so erzählt Bismarck, mit der koerzitiven Andeutung wiedergegeben, daß Bayern die zugesagten, aber noch nicht ratifizierten Konzessionen nur dem deutschen Kaiser, aber nicht dem Könige von Preußen machen könne. Ich hatte diese Wendung ausdrücklich gewählt, um einen Druck auf die Abneigung meines hohen Herrn gegen den Kaisertitel auszuüben. Am siebenten Tage nach seiner Abreise, am 3. Dezember, war Graf Holnstein mit diesem Schreiben des Königs wieder in Versailles; es wurde noch an demselben Tage durch den Prinzen Luitpold, jetzigen Regenten, unserm Könige offiziell überreicht und bildete ein gewichtiges Moment für das Gelingen der schwierigen und vielfach in ihren Aussichten schwankenden Arbeiten, die durch das Widerstreben des Königs Wilhelm und durch die bis dahin mangelnde Feststellung der bayrischen Bewegungen veranlaßt waren. Der Graf Holnstein hat sich durch diese in einer schlaflosen Woche zurückgelegte doppelte Reise und durch die geschickte Durchführung seines Auftrags in Hohenschwangau ein erhebliches Verdienst um den Abschluß unsrer nationalen Einigung durch Beseitigung der äußeren Hindernisse der Kaiserfrage erworben.

Die persönliche Zuneigung des mißtrauischen Königs zu Bismarck stammte jedenfalls aus alter Zeit, und doch stand der große Staatsmann nur wenig in persönlichem Verkehr mit dem Monarchen, beide Männer haben sich wohl nur ein einziges Mal gesehen. Das freundliche Verhältnis aber hat bis in die spätesten Zeiten gedauert und vor allem, weil Bismarck die äußerste Schonung ausübte gegen die sensiblen Anschauungen des Bayernkönigs. Ueber die erste Begegnung beider Männer hat Bismarck einmal erzählt:

Poschinger, N. Tischgesp. König Ludwig habe als Kronprinz sich wohl unterrichtet gezeigt. Er, Bismarck, sei damals mit ihm zusammengekommen und habe in dem Lustschloß Nymphenburg bei München an der Tafel mit ihm gesessen, als er etwa 17 Jahre alt gewesen sei. Seine Unterhaltung sei keineswegs die gewohnte Prinzenunterhaltung gewesen, wie sie am Hofe bei Cercle geführt werde: „Sind Sie schon lange in Berlin?“ „Wann reisen Sie wieder ab?“ „Was macht Ihre Frau Mama“ ꝛc. Seine Unterhaltung sei die eines sehr gebildeten jungen Mannes, aber sehr unstet gewesen. Aufgefallen sei ihm, daß der Kronprinz sehr viel Sekt getrunken und dem einschenkenden Lakai immer das geleerte Glas hingehalten habe, damit es wieder gefüllt werde. Der Diener habe einen Blick nach der Königin geworfen, ob er im Einschenken noch fortfahren dürfe, es wäre aber nichts dagegen geschehen und man habe dem

Kronprinzen überhaupt sehr viel freien Willen gelassen. Bei der Unterhaltung wäre es aufgefallen, daß sein Auge stets nach oben gerichtet gewesen sei.

Wann immer den Kanzler des neuen Reiches später die Rücksicht auf seine Gesundheit auf bayerisches Gebiet, nach Kissingen, führte, hat König Ludwig ihm das herzlichste Wohlwollen bewiesen. Bismarck hat vor allen Dingen sich stets bemüht, die föderative Grundlage des Reiches ihm gegenüber zu betonen. So schrieb er dem König am 10. August 1874:

Ich bin hoch beglückt durch das Vertrauen, welches Eure Majestät mir aussprechen, und werde stets bestrebt sein, dasselbe zu verdienen; aber auch unabhängig von persönlichen Bürgschaften, dürfen Eure Majestät mit voller Zuversicht auf diejenigen rechnen, welche in der Reichsverfassung selbst liegen. Letztere beruht auf der förderativen Grundlage, welche sie durch die Bundesverträge erhalten hat, und kann nicht ohne Vertragsbruch verletzt werden. Darin unterscheidet sich die Reichsverfassung von jeder Landesverfassung. Die Rechte Eurer Majestät bilden einen unlöslichen Teil der Reichsverfassung und beruhen daher auf denselben sicheren Rechtsgrundlagen wie alle Institutionen des Reichs. Deutschland hat gegenwärtig in der Institution seines Bundesrates, und Bayern in seiner würdigen und einsichtigen Vertretung im Bundesrate, eine feste Bürgschaft gegen jede Ausartung und Uebertreibung der einheitlichen Bestrebungen. Eure Majestät werden auf die Sicherheit des vertragsmäßigen Verfassungsrechtes auch dann volles Vertrauen haben können, wenn ich nicht mehr die Ehre habe, dem Reiche als Kanzler zu dienen. Ged. u. Er. I. Brf. v. 10. 8. 1874.

Auf einen anderen Brief, in dem Bismarck sich über verfassungsrechtliche Fragen äußerte, antwortete der König am 7. Juli 1877:

. . . . Es drängt mich bei diesem Anlasse, Ihnen, mein lieber Fürst, zu sagen, mit welcher lebhaften Besorgnis mich vor einiger Zeit die Nachricht von der Möglichkeit Ihres Rücktrittes erfüllte. Je größer meine persönliche Verehrung für Sie und mein Vertrauen zu der föderativen Grundlage Ihres staatsmännischen Wirkens ist, desto schmerzlicher hätte ich ein solches Ereignis für mich und mein Land empfunden . . . Ged. u. Er. I.

In Ihrer Stellung zu der immer wieder auftauchenden Frage verantwortlicher Reichsministerien erscheinen Sie als der starke Hort der Rechte der Bundesfürsten, und mit wahrhafter Beruhigung nehme ich von Ihnen, mein lieber Fürst, das Wort entgegen, daß das Heil der deutschen Zukunft nicht in der Zentralisierung zu suchen ist, welche mit der Schaffung solcher Ministerien eintreten würde. Seien Sie überzeugt, daß ich es an nichts fehlen lassen werde, um Ihnen in dem Kampfe für Aufrechterhaltung der Grundlagen der Reichsverfassung die offene und vollste Unterstützung meiner Vertreter im Bundesrate, welchen sich gewiß auch die Bevollmächtigten der andern Fürsten anschließen werden, für alle Zukunft zu sichern.

Fürst Bismarck hat es niemals versäumt, dem Könige über die wichtigsten Fragen der inneren und äußeren Politik seine Anschauungen mitzuteilen und der König hat bis zuletzt mit dem lebhaftesten Interesse die Bestrebungen des Kanzlers verfolgt und seine Gesinnungen geteilt. So schreibt er ihm am 10. August 1881:

Die Darstellung der äußeren und inneren Lage, welche ich Ihrem, mir so willkommenen hochgeschätzten Schreiben verdanke, war mir im höchsten Grade interessant. Wie Großes Sie nach beiden Seiten hin leisten, ist der Gegenstand meiner Bewunderung. Für die Friedensaussichten bin ich ebenso empfänglich, als für Ihr festes Standhalten gegen die Gelüste nach parlamentarischer Majoritätsregierung, welche gegenwärtig auch in Bayern, wenn auch von anderer Ged. u. Er. I.

Seite her, auftauchen. Ich werde dafür sorgen, daß ihr Ziel, das mit dem monarchischen Prinzip nicht zu vereinigen ist und nur endlose Unruhe und Unfrieden herbeiführen würde, unerreicht bleibt. — Den bevorstehenden Wahlen sehe ich mit dem größten Interesse entgegen. Wenn sie auch nicht nach Wunsch ausfallen, so glaube ich doch fest daran, daß es Ihrer Beharrlichkeit gelingen wird, die finanziellen und wirtschaftlichen Grundlagen zu schaffen, welche notwendig sind, um die Wohlfahrt der deutschen Lande und insbesondere die Lage der Arbeiter auf eine befriedigende Stufe zu bringen; der ehrlichen Mitwirkung von seiten meiner Regierung sind Sie gewiß. — Andererseits bin ich der vertrauensvollen Ueberzeugung, daß Sie, mein lieber Fürst, bei der Durchführung Ihrer großen Ideen von dem föderativen Prinzip ausgehen, auf welchem das Reich und die Selbständigkeit der Einzelstaaten bestehen. —

Wir kehren zu dem Tage von Versailles zurück. Der Briefwechsel zwischen König Ludwig und Bismarck kann als Beweis dafür dienen, daß es die Persönlichkeit Bismarcks war, die auf der gefährlichsten Strecke in Bayern die Wege ebnete. Es bestand zwischen den beiden Männern eine tiefinnere unbewußte Sympathie. Sie waren beide Herrscher in ihrem Reich von des Genius Gnaden, wenn sie auch die entgegengesetzten Pole vertraten. Denn in dem Einen war die robuste Energie vertreten, die Natur des Anderen war passiv, der Eine handelte, der Andere duldete, der Eine kämpfte, der Andere litt, der Eine forderte Kaiser und Reich vor die Schranken seines Verdienstes, als der Undank ihn traf, der Andere starb im Starnberger See.

Das zweite Hindernis, das sich Bismarck auf seinem Wege zum Ziele entgegenstellte, lag in der konservativen Auffassung des Monarchen, die ihr Gegenbild fand in der Anschauung der altpreußischen Kreise. Selbst ein Mann wie Roon schrieb damals nach Hause: „Ob ich dieser Titelvermehrung zujuble? Ach nein, ich glaube indessen, daß sie eine unvermeidliche Konsequenz unserer seit Jahren getriebenen Politik war, und daß man sich darüber jetzt weder zu wundern noch zu beklagen hat . . . Wenn ich aber an die fernere Entwickelung in Gegenwart und Zukunft gedenke, so dränge ich alle meine schweren Bedenken mit aller meiner Macht zurück mit der Ergebung, daß Gott, der unsere Geschicke seit 1848 bisher so wunderbar gefügt und gelenkt, auch ferner das Seinige thun werde, um schließlich alles wohl hinauszuführen.

Und noch am 6. Februar 1871 schrieb Roon an Blanckenburg:

Denkw. Roons III. Das soll das letzte Stück sein, in dem ich mitspiele. Mag ein anderer Akteur meine Rolle übernehmen. Ein alter Kerl wie ich kann sich nur schwer in dem neu auf-, aber noch nicht ausgebauten kaiserlichen Schauspielhause zurechtfinden, in welchem Dekorationen, Bühne, Stichworte, Licht, Luft u. s. w. dem bisher Gewohnten und erträglich Befundenen widersprechen. Denn die National- und sonstigen Liberalen haben ganz recht, daß mit dem nun zu Ende gehenden Kampfe und dem errungenen Siege eine „neue Aera“ — wie sie es nennen — „freiheitlicher Entwickelung“ anheben muß, in welcher die alten Fahnen und Schlagworte nichts mehr bedeuten als eine geschichtliche Erinnerung. Ich vermisse den Boden, auf dem eine konservative Partei der Zukunft fußen könnte, nachdem die bisherigen Vorkämpfer derselben wissend oder unwissend mit Blut und Leben dahin gewirkt haben, die alten Heiligtümer zu zerstören und den neuen Tempel zu bauen, dessen Oberpriester (Bismarck) selbst den alten Kultus aufzuopfern trachtet, um neuen Gottheiten Altäre zu bauen. Mit dem Haupt-

regisseur der neuesten Aera (Bismarck) bin ich daher vielfach grundsätzlich nicht im Einverständnis, aber dennoch ebensowenig in Uneinigkeit und Hader. Das will sagen: wiewohl ich fernere Lebensfähigkeit der patriarchalisch-konservativen Staatsidee, die uns einst gemeinsam war, bezweifeln muß, so wurzele ich doch mit meinem ganzen Fühlen und Denken zu sehr darin, als daß ich die Lossagung davon praktisch mitmachen könnte! Ich kann daher in einer meiner Vergangenheit nicht entsprechenden Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse wohl noch mitleben, aber nicht mitschaffen.

Ueber die Haltung des Königs Wilhelm hat uns Bismarck selbst berichtet:

Eine neue Schwierigkeit erhob Se. Majestät bei der Formulierung des Kaisertitels, indem er, wenn schon Kaiser, Kaiser von Deutschland heißen wollte. In dieser Phase haben der Kronprinz, der seinen Gedanken an einen König der Deutschen längst fallen gelassen hatte, und der Großherzog von Baden mich, jeder in seiner Weise, unterstützt, wenn auch keiner von beiden der zornigen Abneigung des alten Herrn gegen den „Charakter-Major" offen widersprach. Der Kronprinz unterstützte mich durch passive Assistenz in Gegenwart seines Herrn Vaters und durch gelegentliche kurze Aeußerungen seiner Ansicht, die aber meine Gefechtsposition dem Könige gegenüber nicht stärkten, sondern eher eine verschärfte Reizbarkeit des hohen Herrn zur Folge hatten. Denn der König war noch leichter geneigt, dem Minister als seinem Herrn Sohne Konzessionen zu machen, in gewissenhafter Erinnerung an Verfassungseid und Ministerverantwortlichkeit. Meinungsverschiedenheiten mit dem Kronprinzen faßte er von dem Standpunkte des pater familias auf. Ged. u. Er. II.

In der Schlußberatung am 17. Januar 1871 lehnte er die Bezeichnung Deutscher Kaiser ab und erklärte, er wolle Kaiser von Deutschland oder gar nicht Kaiser sein. Ich hob hervor, wie die adjektivische Form Deutscher Kaiser und die genitivische Kaiser von Deutschland sprachlich und zeitlich verschieden seien. Man hätte Römischer Kaiser, nicht Kaiser von Rom gesagt; der Zar nenne sich nicht Kaiser von Rußland, sondern Russischer, auch „gesamtrussischer" (wserossiski) Kaiser. Das Letztere bestritt der König mit Schärfe, sich darauf berufend, daß die Rapporte seines russischen Regiments Kaluga stets „pruskomu" adressiert seien, was er irrtümlich übersetzte. Meiner Versicherung, daß die Form der Dativ des Adjektivums sei, schenkte er keinen Glauben und hat sich erst nachher von seiner gewohnten Autorität für russische Sprache, dem Hofrat Schneider, überzeugen lassen. Ich machte ferner geltend, daß unter Friedrich dem Großen und Friedrich Wilhelm II. auf den Thalern Borussorum, nicht Borussiae rex erscheine, daß der Titel Kaiser von Deutschland einen landesherrlichen Anspruch auf die nichtpreußischen Gebiete involviere, den die Fürsten zu bewilligen nicht gemeint wären; daß in dem Schreiben des Königs von Bayern in Anregung gebracht sei, daß „die Ausübung der Präsidialrechte mit Führung des Titels eines Deutschen Kaisers verbunden werde"; endlich daß derselbe Titel auf Vorschlag des Bundesrates in die neue Fassung des Artikel 11 der Verfassung aufgenommen sei.

Die Erörterung ging über auf den Rang zwischen Kaisern und Königen, zwischen Erzherzogen, Großfürsten und preußischen Prinzen. Meine Darlegung, daß den Kaisern im Prinzip ein Vorrang vor Königen nicht eingeräumt werde, fand keinen Glauben, obwohl ich mich darauf berufen konnte, daß Friedrich Wilhelm I. bei einer Zusammenkunft mit Karl VI., der doch dem Kurfürsten von Brandenburg gegenüber die Stellung des Lehnsherrn hatte, als König von Preußen die Gleichheit beanspruchte und durchsetzte, indem man einen Pavillon erbauen ließ, in den die beiden Monarchen von den entgegengesetzten Seiten gleichzeitig eintraten, um einander in der Mitte zu begegnen.

Die Zustimmung, die der Kronprinz zu meiner Ausführung zu erkennen gab, reizte den alten Herrn noch mehr, so daß er auf den Tisch schlagend sagte: „Und wenn es so gewesen wäre, so befehle ich jetzt, wie es sein soll. Die

Erzherzoge und Großfürsten haben stets den Vorrang vor den preußischen Prinzen gehabt, und so soll es ferner sein." Damit stand er auf, trat an das Fenster, den um den Tisch Sitzenden den Rücken zuwendend. Die Erörterung der Titelfrage kam zu keinem klaren Abschluß; indessen konnte man sich doch für berechtigt halten, die Zeremonie der Kaiserproklamation anzuberaumen, aber der König hatte befohlen, daß nicht von dem Deutschen Kaiser, sondern von dem Kaiser von Deutschland dabei die Rede sei.

Diese Sachlage veranlaßte mich, am folgenden Morgen, vor der Feierlichkeit im Spiegelsaale, den Großherzog von Baden aufzusuchen, als den ersten der anwesenden Fürsten, der voraussichtlich nach Verlesung der Proklamation das Wort nehmen würde, und ihn zu fragen, wie er den neuen Kaiser zu bezeichnen denke. Der Großherzog antwortete: „Als Kaiser von Deutschland, nach Befehl Sr. Majestät." Unter den Argumenten, die ich dem Großherzoge dafür geltend machte, daß das abschließende Hoch auf den Kaiser nicht in dieser Form ausgebracht werden könne, war das durchschlagendste meine Berufung auf die Thatsache, daß der künftige Text der Reichsverfassung bereits durch einen Beschluß des Reichstags in Berlin präjudiziert sei. Die in seinen konstitutionellen Gedankenkreis fallende Hinweisung auf den Reichstagsbeschluß bewog ihn, den König noch einmal aufzusuchen. Die Unterredung der beiden Herren blieb mir unbekannt, und ich war bei Verlesung der Proklamation in Spannung. Der Großherzog wich dadurch aus, daß er ein Hoch weder auf den Deutschen Kaiser noch auf den Kaiser von Deutschland, sondern auf den Kaiser Wilhelm ausbrachte.

Bismarck schließt seine Darlegung:

Se. Majestät hatte mir diesen Verlauf so übel genommen, daß er beim Herabtreten von dem erhöhten Stande der Fürsten mich, der ich allein auf dem freien Platze davor stand, ignorierte, an mir vorüberging, um den hinter mir stehenden Generalen die Hand zu bieten, und in dieser Haltung mehrere Tage verharrte, bis allmählich die gegenseitigen Beziehungen wieder in das alte Geleise kamen.

Es liegt ein tieftragisches Moment in der Darstellung, die Bismarck giebt: in dem Augenblick, als das Ziel erreicht war, das von dem deutschen Volke erträumt und ersehnt war durch Jahrhunderte, als Bismarcks Kraft und Weisheit, als die Treue des Lehnsmannes dem Lehnsherrn eine Krone zum Geschenke gab, als das Herz dieses Mannes erfüllt war von dem Vollgefühl dessen, was er geleistet, als auch er glauben konnte, nach mühseliger Saat die Ernte heimzubringen, da ging sein König ungnädig an ihm vorüber. Und keine Mißstimmung entstand in ihm; auch in diesem Moment, in dem alle froh waren und nur einer trauerte, fühlte er nur das, was seine Grabschrift sagt: er war ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelm I.

Nüchtern und ruhig erzählt Busch am Abend dieses glorreichen Tages:

Busch, Bism. u. s. Leute. Zwischen zwölf und halb zwei Uhr im großen Saale des Schlosses Ordensfest und Proklamierung des deutschen Reichs und Kaisers unter militärischem Gepränge. Soll ein sehr stattliches und feierliches Schauspiel gewesen sein. Bei Tische fehlte der Chef, der beim Kaiser zum Diner war. Abends wurde ich zweimal zu ihm gerufen, um Aufträge zu erhalten. Er sprach dabei mit ungewöhnlich schwacher Stimme und sah ermüdet und abgespannt aus.

Am Mittag desselben Tages war Bismarck zum Reichskanzler ernannt worden. Der Kaiser hatte diese Ernennung in eigentümlicher

Weise vollzogen. Er pflegte nämlich die Briefumschläge, in denen die Minister ihm dienstliche Mitteilungen sandten, in seiner sparsamen Art zu benutzen, indem er die Aufschrift nur durch Umstellung der Worte „an" und „von" änderte. Bismarck hatte ihm die auf die Ereignisse des Tages bezüglichen Papiere in einem Umschlag gesandt, der die Aufschrift trug: „An des Kaisers Majestät vom Bundeskanzler." Der Kaiser sandte sie ihm zurück, indem er die Aufschrift dahin abänderte: „Von des Kaisers Majestät an den Reichskanzler." Dieser Titel war Bismarck schon Tags zuvor in den Beratungen über die neuen Titulaturen zugeteilt worden, und da hatte er mit seiner gewohnten Offenheit geäußert: „Eine mit dem Grafen Beust gleichnamige Bezeichnung sei ihm höchst widerwärtig; er käme dadurch in eine zu schlechte Gesellschaft."

Am 23. Januar erschien Jules Favre bei Bismarck, um mit ihm über die Kapitulation von Paris und über einen Friedensabschluß in Unterhandlung zu treten. Bismarck war hierzu bereit. Noch um 11 Uhr abends begab er sich nach der ersten Unterredung zum Könige, und als er zurückkehrte, sah er ungemein vergnügt aus, ließ sich eine Tasse Thee einschänken und aß ein paar Bissen trockenes Brot dazu. Nach einer Weile fragte er seinen Vetter Bismarck-Bohlen, der anwesend war, indem er eine kurze Melodie pfiff: „Kennst Du das?" Bohlen antwortete: „Ja, gute Jagd." Hierauf der Kanzler: „Nein, das geht so," worauf er eine andere Weise pfeift. „Es war das Hallali," sagte er dann. „Ich denke, die Sache ist gemacht." Bohlen meinte dann, Favre habe „recht ruppig" ausgesehen. Der Kanzler erwiderte: „Ich finde, daß er viel grauer geworden ist als in Ferrières — auch dicker, vermutlich vom Pferdefleisch. Sonst aber sieht er aus wie einer, der in der letzten Zeit viel Verdruß und Aufregung erlebt hat, und dem jetzt alles Worscht ist. Uebrigens war er sehr aufrichtig und gestand zu, daß es schlecht gehe drinnen."

Am nächsten Tage wurden die Verhandlungen fortgesetzt. Hierbei ereignete sich folgende Episode. Nach dem Mittagessen bot Bismarck auf einer Untertasse Havannazigarren an. Favre erklärte, er rauche nie. Bismarck entgegnete: „Sie haben unrecht. Die Zigarre ist eine Ablenkung; der blaue Rauch, der in Ringeln aufsteigt, erfreut uns, stimmt uns versöhnlicher, man ist glücklich, das Auge ist gefesselt, die Hand ist beschäftigt, der Geruchssinn befriedigt. Man ist geneigt, sich Zugeständnisse zu machen. Und unser, der Diplomaten, ganzes Geschäft besteht ja darin, sich fortwährend gegenseitig Zugeständnisse zu machen. Wenn Sie nicht rauchen, haben Sie vor mir einen Vorteil: Sie sind geweckter; Sie haben aber auch einen Nachteil vor mir: Sie sind geneigter aufzubrausen und der ersten Bewegung nachzugeben." Nach diesen Worten kam die Rede auf Garibaldi und dessen bei Dijon stehende Armee. Mit blitzenden, zornfunkelnden Augen verlangte Bismarck, ihm „den da und seine Armee zu überlassen. Er ist keiner der Ihrigen. Möge er sich gegen unsere Truppen allein herauswickeln." Favre rief, das sei unmöglich. Man habe Garibaldis freiwillig ange-

botene Dienste anfangs abgelehnt, aber nachdem er nun einmal zum französischen General ernannt und in die Falten der dreifarbigen Fahne aufgenommen sei, könne man ihn nicht im Stiche lassen. Bismarck wurde erregter. Er legte die Zigarre weg, schlug mit dem Zeigefinger auf den Tisch und rief: „Und ich muß ihn doch haben, denn ich will ihn in Berlin umherführen lassen mit der Inschrift auf dem Rücken: Das ist die Dankbarkeit Italiens. Wie! Nach allem, was wir für diese Leute gethan haben. Es ist unanständig!" Da reichte Graf d'Hérisson, Favres Begleiter, dem Zürnenden, mit halb lächelndem, halb bittendem Ausdruck, die Untertasse mit den zwei übrigen Zigarren hin. Einige Augenblicke sah Bismarck erstaunt auf diese Bewegung. Dann verstand, er, was der Graf meinte. Die Zornesflamme erlosch in seinem Auge. „Sie haben recht, Herr Hauptmann," sagte er, „es ist überflüssig, sich zu ärgern. Das führt zu nichts — im Gegenteil!" Bekanntlich wurde dann der südöstliche Kriegsschauplatz, also die Armee Garibaldis und Bourbakis, in der That vom Waffenstillstand ausgenommen, wenigstens bis zum 1. Februar, wo sich ihr Schicksal bereits entschieden hatte.

Am 26. Januar gelangten die Verhandlungen zu dem vorläufigen Ergebnis, daß die Beschießung von Paris auf sechs Stunden eingestellt wurde. Zwei Tage darauf wurden die Bedingungen des Waffenstillstandes festgestellt und unterschrieben. Voraussetzung war natürlich, daß ebenso wie die Pariser Regierung auch die Nebenregierung des Herrn Gambetta in Bordeaux den Vertrag anerkennen würde. Der leidenschaftliche Südfranzose aber suchte die Verhandlungen zu durchkreuzen, indem er eine französische Nationalversammlung einberief und rigorose Bestimmungen für eine Mehrheit zu sorgen versuchte, die bereit war, den Krieg bis aufs Messer fortzusetzen. Bismarcks Protest gegen dieses Vorgehen sorgte dafür, daß die Wahl in vollkommener Freiheit vorgenommen und so eine Mehrheit geschaffen wurde, die für Vernunft und Frieden sorgte. Von der neuen Nationalversammlung wurde Herr Thiers, der im 26. Departement gewählt worden war, zum Haupt der vollziehenden Gewalt der französischen Republik ernannt. Am 21. Februar kam er nach Versailles, wo er von Bismarck ohne weiteres eine Verlängerung des Waffenstillstandes bewilligt erhielt, zugleich aber auch als Friedensbedingungen, die Abtretung des Elsaß mit Belfort, der Stadt und Festung Metz und eines beträchtlichen Teiles von Lothringen, die Zahlung von sechs Milliarden und den Einzug der Deutschen in Paris, erfuhr. Bekanntlich gelang es den Franzosen, eine Milliarde abzuhandeln und die Deutschen zu dem Verzicht auf Belfort zu bewegen.

Einer der Teilnehmer an diesen Verhandlungen, der badische Staatsminister Jolly, hat uns eine anschauliche Darstellung hinterlassen:

Poschinger, Bismarck i. Bundesr. III. 26. Februar. Als wir, der bayerische Minister und ich, gestern um 12 Uhr bei Bismarck erschienen, teilte er uns mit, er habe sich tags zuvor mit den französischen Unterhändlern mündlich über den Inhalt der Friedenspräliminarien geeinigt, die nun heute schriftlich festgestellt werden sollten. Die süddeutschen

Minister sollten als Vertreter solcher Staaten, die selbständig den Krieg erklärt hatten, in dieser Eigenschaft mitwirken, wie er euphemistisch sich ausdrückte, d. h. zuhören und mit unterschreiben. So kalt mich diese Art Einschmuggelung in die Unsterblichkeit läßt, so unvergleichlich anregend und ergreifend war mir die wenn auch nur passive Assistenz bei einem der gewaltigsten Dramen, das sich denken läßt, so gewaltig, wie es nicht jedes Jahrhundert erlebt.

Nachdem wir etwa dreiviertel Stunden mit Bismarck de bon humeur trotz heftigen Hexenschusses konversiert und dann noch ein Viertelstündchen allein geplaudert hatten, erschienen Thiers und Favre, und nun folgte eine lange Konferenz von reichlich 5 Stunden in engem Gemach. Die Verhandlungen, natürlich in französischer Sprache, wurden zwischen Bismarck und hauptsächlich Thiers geführt. Favre sprach sehr wenig, mein bayerischer Kollege streute halbstündig eine kurze Phrase ein, ich befleißigte mich nur des Zuhörens, und der während der Verhandlungen eingetroffene württembergische Kollege machte es wie ich.

Thiers ist ein sehr kleiner, alter, ungemein beweglicher Herr von unglaublichem Wortreichtum. Sein Gesicht, nur durch eine sehr scharf gewölbte Nase ausgezeichnet, macht keinen angenehmen, überhaupt keinen bestimmten Eindruck. Es spiegelte sich in seinem ganzen Wesen eine große Erregung ab, welche die peinliche Gemütsstimmung des Unterhändlers erkennen ließ. Favre hat einen Charakterkopf, wie ihn der Maler sich wünschen muß. Er war sichtlich von tiefem Seelenschmerz zerrissen, daß man ihn nur mit Sympathie betrachten konnte. Er war bei seiner Wortkargheit präziser als Thiers, der ihn an Unermüdlichkeit und Gewandtheit weit übertrifft, aber an Würde ebensoweit hinter ihm zurücksteht und, nach absolutem Maßstab gemessen, doch weit mehr durch die Quantität als die Qualität seiner Leistungen imponierte.

Ueber das Sachliche der in der That für Frankreich furchtbar schweren Bedingungen wurde kein Wort mehr gewechselt, und an den Modalitäten — erfolglos — genörgelt. Bismarck war geradezu bezaubernd, von großartiger Liebenswürdigkeit und liebenswürdiger Größe. Wenn Thiers sich zu sehr in langen Klageliedern erging, ohne bestimmte Gegenvorschläge zu machen, kam zu rechter Zeit ein seufzendes Stöhnen über die unerträglichen nervösen Schmerzen, die ihn fürchten ließen, die Verhandlungen nicht fortführen zu können; oder auch einmal in verbindlichster Form ein scharfer Sarkasmus, z. B.: Ich würde mich im Vertrauen auf Herrn Thiers gerne mit geringeren Garantien begnügen, wenn er erblicher König von Frankreich wäre; oder: Herr Thiers ist durch seine Beredsamkeit verwöhnt, durch welche er stundenlang große Versammlungen fesseln kann; wir werden aber, wenn wir uns nicht einigen, in 30 Stunden wieder schießen, und dergleichen mehr. Wirklich imponierend war aber der Hüne zwei-, dreimal, wenn er vollkommen chevaleresk und ohne jegliche persönliche Härte, um zum Abschluß zu kommen, erklärte, nicht der Sieger, sondern der Besiegte hat nachzugeben. Es ist doch ein ganz eminenter Mensch, der trotz manchem wunderlich Bizarren doch als echtes Genie bei aller Kraft innerlich maßvoll ist.

Die stundenlangen Debatten bewegten sich zunächst um die Grenze bei Belfort — ohne Erfolg für die Franzosen. Dann um die Modalitäten der Kriegsentschädigung — noch nicht erledigt. Dann um die zu besetzenden Teile von Paris — vergeblich für die Franzosen. Ferner die Art der allmählichen Räumung der besetzten Gebiete — nach unendlichem Hin- und Herreden eine von Thiers vorgeschlagene neue Wortfassung, die sachlich mit dem Vorschlag Bismarcks vollkommen übereinstimmt. Endlich die Verpflegung der Okkupationstruppen — dabei wurde ohne Resultat abgebrochen und heute soll fortgefahren werden.

27. Februar. Nach der langen Diskussion am Samstag Nachmittag nahmen wir am Diner im Bundeskanzleramt teil, die Franzosen hatten gedankt. Die Unterhaltung war im höchsten Grade interessant, die verschiedensten Richtungen und Wünsche äußerten sich: das brutalste Borussentum, vertreten durch

den zufällig anwesenden Grafen Renard, das herrische Selbstgefühl des Bankiers Bleichröder mit einer unvergleichlichen Judenphysiognomie; die ruhige Geschäftsbetrachtung des klugen Geheimrats Schaydtmann und anderer; die weltmännische Feinheit des Grafen Henckel und vor allem die liebenswürdige Größe Bismarcks. Nach Tisch sollte die Konferenz fortgesetzt werden; es kam aber nicht dazu, indem die Finanzfachmänner nicht die von ihnen verlangten Vorschläge machen konnten. Rothschild behauptete, es seien ihm von Thiers nicht genügende Unterlagen angegeben. Bismarck hatte darüber noch, wie er uns gestern erzählte, eine kleine Privatszene mit Herrn Thiers, schließlich kam aber nicht Anderes heraus, als die Verabredung, Sonntags 11 Uhr wieder zusammen zu kommen.

Die Szene im Versammlungssaal im Bundeskanzleramt, in welchem sich die ganze oben beschriebene Gesellschaft mit den Räten und Attachés des Kanzlers zwanglos herumbewegte, noch bereichert durch Hinzutritt des über einzelne Punkte zu Rat gezogenen Generals v. Stosch, eines äußerst besonnenen, festen Mannes, dann des Barons Rothschild und endlich auch von Thiers und Favre, ist das Grandioseste, was die Phantasie eines Dichters ersinnen, der Pinsel des genialsten Meisters darstellen könnte. Letzterer müßte sich als Mittelpunkt den Augenblick wählen, wie Rothschild, ein kleines, schmächtiges Männchen, mit schlotternden Knieen vor dem etwas geneigten Bismarck steht, der, ärgerlich, daß die Sache nicht fertig wird, mit lauter Stimme und trotz Hexenschuß hoch aufgerichtet erklärt: „Wenn der Herr Baron keine Neigung hat, die gewünschten Vorschläge zu machen, müssen wir sehen, wie wir sonst fertig werden.“ Stammelnde Antwort: „Exzellenz, ich bin geneigt.“ Mein bayerischer Kollege war sehr ängstlich, die Sache könnte scheitern; die wildesten Borussen fingen an zu hoffen, sie werde scheitern. Das deutsche Lager fühlte sich sicher, das herrliche Ziel werde morgen erreicht sein, trotz der letzten schmerzlichen Zuckungen des machtlosen Gegners; die Franzosen wahrten mühsam die Fassung. Gebe Gott, daß nie ein deutscher Staatsmann ähnliches zu erleben habe. —

Gestern machte Bismarck nach Rückkunft der Franzosen in zwei bis drei Stunden mit diesen die Sache allein ab; wir wohnten nur noch der Unterzeichnung bei, nachdem er uns vorher von dem schließlichen Verlauf der Verhandlung unterrichtet hatte. Er wollte jedenfalls gestern abschließen, weil er nach seinen früheren kategorischen Erklärungen den Waffenstillstand nicht mehr verlängern konnte und täglich eine ungeschickte Einmischung Englands ohne sachlichen Zweck, nur zum Frommen seiner parlamentarischen Diskussion, fürchtete. Bismarck begnügte sich deshalb damit, daß in diesem Jahre Frankreich nur eine Milliarde, den Rest binnen drei Jahren zu zahlen hat, legte dabei aber den Franzosen solche Daumenschrauben an, daß sie sicher in ihrem eigenen Interesse früher zahlen werden. Er war mit Thiers und dessen kleinlichen Nörgeleien sehr unzufrieden, hat ihn aber total besiegt, die Franzosen hätten bei geschickterer Operation bessere Ausführungsbestimmungen erhalten können. Noch bei der Unterzeichnung, die Bismarck triumphierend mit der vorher den Franzosen als patriotisches Geschenk aus Pforzheim vorgezeigten goldenen Feder vollzog, spielte eine höchst ergötzliche Szene. Die süddeutschen Minister unterzeichneten mit der Bemerkung, sie träten dem Vertrag besonders bei, mit Rücksicht darauf, daß die süddeutschen Staaten ursprünglich selbständig Krieg führten. Thiers schlug eine etwas abweichende, mehr in partikularistischem Sinne gehaltene Fassung vor. Bismarck: „Sie zerpflücken mir ja wieder die deutsche Einheit.“ Thiers: „Ah, c'est nous qui l'avons faite!“ („Wir haben sie ja gerade gemacht!“) Bismarck achselzuckend: „Peut être.“

Gestern Nachmittag 4 Uhr 12 Minuten war der glorreichste Vertrag, den Deutschland geschlossen, unterzeichnet. Die Franzosen eilten sofort weg, Thiers, den Bismarck beim Weggehen wegen aller ungern ihm bereiteten Qualen verbindlichst um Entschuldigung bat, in erbittertem Ungestüm, Favre in stillem Schmerz.

Am 1. März fand der Einzug der deutschen Truppen in Paris statt. Auch Bismarck nahm an dem Einzuge teil und wurde vom Volke

erkannt. Ein Mensch schnitt ihm dabei ein besonders finsteres Gesicht. Sofort ritt er freundlich auf ihn zu und bat ihn um Feuer zur Zigarre. Bereitwillig wurde dem Wunsche entsprochen. Am selben Tage aber wurde von der französischen Nationalversammlung der Versailler Vorfrieden mit 546 gegen 107 Stimmen angenommen. Der Kaiser meldete der Gemahlin das Ereignis und fügte hinzu: „Der Herr der Heerscharen hat überall unsere Unternehmungen sichtlich gesegnet und daher diesen ehrenvollen Frieden in Seiner Gnade gelingen lassen. Ihm sei die Ehre! Der Armee und dem Vaterlande mit tief erregtem Herzen Meinen Dank.“

So konnte Bismarck sich zur Heimreise rüsten. Am 6. März verließ er Versailles, um in die Heimat zurückzukehren und sich mit den Seinigen zu vereinigen. An jedem Haltepunkte wurden ihm begeisterte Ovationen dargebracht und am 9. März frühmorgens konnte er auf dem Bahnhof zu Berlin Gattin und Tochter begrüßen.

Bald genug drängten neue Berufslasten auf ihn ein. Der Reichstag war wieder zusammengetreten, die Vorlagen für ihn mußten fertiggestellt werden, es galt die handelspolitischen Beziehungen zu Frankreich zu ordnen und all jene Vorbereitungen zu treffen, die für die Zukunft nötig waren. Am 17. März traf Kaiser Wilhelm in Berlin ein und Bismarck konnte mit ihm, Roon und Moltke teilnehmen an dem Jubel, mit dem die Hauptstadt des neuen Reiches den Kaiser begrüßte. Am 21. März, am Tage der Reichstagseröffnung, wurde Bismarck zum Fürsten ernannt. Bismarck wurde der neuen Gnade nicht recht froh. Er erzählt darüber:

Als mir am Morgen des 21. März 1871 ein eigenhändiges Handschreiben des Kaisers die Erhebung in den Fürstenstand anzeigte, war ich entschlossen, Se. Majestät um Verzicht auf seine Absicht zu bitten, weil diese Standeserhöhung in die Basis meines Vermögens und in meine ganzen Lebensverhältnisse eine mir unsympathische Aenderung bringe. So gern ich mir meine Söhne als bequem situierte Landedelleute dachte, so unwillkommen war mir der Gedanke an Fürsten mit unzulänglichem Einkommen nach dem Beispiel von Hardenberg und Blücher, deren Söhne die Erbschaft des Titels nicht antraten — der Blüchersche wurde Jahrzehnte später (1861) erst infolge einer reichen und katholischen Heirat erneuert. In Erwägung aller Gründe gegen eine Standeserhöhung, die ganz außerhalb des Bereichs meines Ehrgeizes lag, langte ich auf den obern Stufen der Schloßtreppe an und fand dort zu meiner Ueberraschung den Kaiser an der Spitze der königlichen Familie, der mich herzlich und mit Thränen in seine Arme schloß, indem er mich als Fürsten begrüßte und seine Freude, mir diese Auszeichnung gewähren zu können, laut äußerte. Dem gegenüber und unter den lebhaften Glückwünschen der königlichen Familie blieb mir keine Möglichkeit, meine Bedenken anzubringen. Das Gefühl, daß man als Graf wohlhabend sein kann, ohne unangenehm aufzufallen, als Fürst aber, wenn man letzteres vermeiden will, reich sein muß, hat mich seitdem nie wieder verlassen. Ged. u. Er. II.

Prunkvoll wurde der Reichstag eröffnet. Abschließend mit der Kampfeszeit und den Blick lenkend in die Zukunft, führte die Thronrede aus:

„Wir haben erreicht, was seit der Zeit unserer Väter für Deutschland erstrebt wurde, die Einheit und deren organische Gestaltung, die

Sicherung unserer Grenzen, die Unabhängigkeit unserer nationalen Rechtsentwickelung. Der Geist, welcher in dem deutschen Volke lebt und seine Bildung und Gesittung durchdringt, nicht minder die Verfassung des Reiches und seine Heereseinrichtungen, bewahren Deutschland inmitten seiner Erfolge vor jeder Versuchung zum Mißbrauche seiner durch seine Einigung gewonnenen Kraft. Die Achtung, welche Deutschland für seine eigene Selbständigkeit in Anspruch nimmt, zollt es bereitwillig der Unabhängigkeit aller anderen Staaten und Völker, der schwachen wie der starken. Das neue Deutschland, wie es aus der Feuerprobe des gegenwärtigen Krieges hervorgegangen ist, wird ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein, weil es stark und selbstbewußt genug ist, um sich die Ordnung seiner Angelegenheiten als sein ausschließliches, aber auch ausreichendes und zufriedenstellendes Erbteil zu bewahren." Die Thronrede schloß: „Möge dem deutschen Reichskriege, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfrieden folgen, und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampf um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen. Das walte Gott!"

Die Hoffnung, daß nach so vielen Kämpfen der Friede erhalten bleibe, hat Bismarcks Weisheit und kluge Voraussicht zur Erfüllung gebracht. Mehr als ein Viertel Jahrhundert ist vergangen und es blieb gesichert, was in drei Ländern auf dem Schlachtfelde Blut und Eisen gewann.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Ausbau des Reiches.

Das Reich war errichtet, die Mauern hatten sich gefügt zum ragenden Bau. Aber der alte Stammessinn der Deutschen war nicht ausgelöscht. Wenn auch das gemeinsam vergossene Blut einen Kitt bildete, der für alle Zukunft sie aneinanderschließen muß, so galt es doch, das Neugeschaffene und Ungewohnte bequem und wohnlich zu machen, damit das Neue einen siegreichen Vergleich aushalte mit dem Aufgegebenen. Denn Bismarck wußte, daß die Dynastien schwere Opfer gebracht hatten, und daß auch die Bewohner der einzelnen Länder dies fühlten; er wußte überdies, daß ein alter Gegensatz bestand zwischen dem Norden und dem Süden, der auch dann noch nicht ausgeglichen wurde, als die Mainbrücke geschlagen war. So wurde es einer seiner leitenden Grundsätze, die äußerste Rücksicht zu nehmen auf die partikulare Eigenart der Stämme, zugleich aber auch auf die einzelnen Dynastien, die plötzlich in dem Könige von Preußen den Gleichgestellten über sich erhoben sahen. Noch am 20. August 1893 sprach er es vor den Thüringern in Kissingen aus:

Ich habe von Anfang an gesagt: Wir müssen unsere Kleinstaaten, mit denen wir leben, schonen und erhalten, wir müssen sie heranziehen zu dem gemeinsamen Werke, und wenn man das Gegenteil thun wollte, wie heute in mehr oder weniger offiziösen Kreisen angedeutet wird, wenn man eine unitarische Zentralmacht, eine kaiserliche Regierung in Deutschland schaffen will, die bisher verfassungsmäßig nicht existiert, dann sehe ich mit Besorgnis auf diese Symptome hin. Für Ihre Zufriedenheit als Thüringer würde es kaum förderlich sein, wenn Ihre acht Fürstenresidenzen verschwänden aus ihrem Berglande und deren Macht sich konzentrierte in einem kaiserlichen Oberpräsidium, das in Erfurt residierte. Der Deutsche hängt an seinen Dynastien, und die Dynastien haben gezeigt, daß sie auch an Deutschland hängen; sie sind mit den Rechten und Bürgschaften, die ihnen geblieben sind, zufrieden, mehr als ich erwartet hätte. Das ist ein positiver Wert. Die Dynastien, welche wir haben, müssen wir nicht bekämpfen, sondern pflegen. Rede v. 20. 8. 1893.

Und in seinen Gedanken und Erinnerungen spricht Bismarck es aus:

Deutscher Patriotismus bedarf in der Regel, um thätig und wirksam zu werden, der Vermittelung dynastischer Anhänglichkeit; unabhängig von letzterer kommt er praktisch nur in seltenen Fällen zur Hebung, wenn auch theoretisch Ged. u. Er. I

täglich, in Parlamenten, Zeitungen und Versammlungen; in praxi bedarf der Deutsche einer Dynastie, der er anhängt, oder einer Reizung, die in ihm den Zorn weckt, der zu Thaten treibt. Letztere Erscheinung ist aber ihrer Natur nach keine dauernde Institution. Als Preuße, Hannoveraner, Württemberger, Baier, Hesse ist er früher bereit, seinen Patriotismus zu dokumentieren wie als Deutscher; und in den unteren Klassen und in Parlaments-Fraktionen wird es noch lange dauern, ehe das anders wird. Man kann nicht sagen, daß die hannöversche, die hessische Dynastie und andere sich besonders bemüht hätten, sich das Wohlwollen ihrer Unterthanen zu erwerben, aber dennoch wird der deutsche Patriotismus der letzteren wesentlich bedingt durch ihre Anhänglichkeit an die Dynastie, nach welcher sie sich nennen. Es sind nicht Stammesunterschiede, sondern dynastische Beziehungen, auf denen die centrifugalen Elemente ursprünglich beruhen. Es kommt nicht die Anhänglichkeit an schwäbische, niedersächsische, thüringische Eigentümlichkeit zur Hebung, sondern die durch die Dynastien Braunschweig, Brabant, Wittelsbach zu einem dynastischen Anteil an dem Körper der Nation gesonderten Konvolute der Herrschaft einer fürstlichen Familie. Der Zusammenhang des Königreichs Bayern beruht nicht nur auf dem bajuvarischen Stamme, wie er im Süden Bayerns und in Oesterreich vorhanden ist, sondern der Augsburger Schwabe, der Pfälzer Alemanne und der Mainfranke, sehr verschiedenen Geblüts, nennen sich mit derselben Genugthuung Bayern wie der Altbayer in München und Landshut, lediglich weil sie mit den letzteren durch die gemeinschaftliche Dynastie seit drei Menschenaltern verbunden sind. Die am meisten ausgeprägten Stammeseigentümlichkeiten, die niederdeutsche, plattdeutsche, sächsische, sind durch dynastische Einflüsse schärfer und tiefer als die übrigen Stämme geschieden. Die deutsche Vaterlandsliebe bedarf eines Fürsten, auf den sich ihre Anhänglichkeit konzentriert. Wenn man den Zustand fingierte, daß sämtliche deutsche Dynastien plötzlich beseitigt wären, so wäre nicht wahrscheinlich, daß das deutsche Nationalgefühl alle Deutschen in den Friktionen europäischer Politik völkerrechtlich zusammenhalten würde, auch nicht in der Form föderierter Hansestädte und Reichsdörfer. Die Deutschen würden fester geschmiedeten Nationen zur Beute fallen, wenn ihnen das Bindemittel verloren ginge, welches in dem gemeinsamen Standesgefühl der Fürsten liegt. . . . . .

Dynastische Interessen haben in Deutschland insoweit eine Berechtigung, als sie sich dem allgemeinen nationalen Reichsinteresse anpassen; sie können mit diesem sehr wohl Hand in Hand gehen und ein reichstreuer Herzog im alten Sinne ist dem Ganzen unter Umständen nützlicher als direkte Beziehungen des Kaisers zu den herzoglichen Hintersassen. So weit aber die dynastischen Interessen uns mit neuer Zersplitterung und Ohnmacht der Nation bedrohen sollten, müßten sie auf ihr richtiges Maß zurückgeführt werden. Das deutsche Volk und sein nationales Leben können nicht unter fürstlichen Privatbesitz verteilt werden. Ich bin mir jederzeit klar darüber gewesen, daß diese Erwägung auf die kurbrandenburgische Dynastie dieselbe Anwendung findet, wie auf die bayerische, die welfische und andere; ich würde gegen das brandenburgische Fürstenhaus keine Waffen gehabt haben, wenn ich ihm gegenüber mein deutsches Nationalgefühl durch Bruch und Auflehnung hätte bethätigen müssen; die geschichtliche Prädestination lag aber so, daß meine höfischen Talente hinreichten, um den König und damit schließlich sein Heer der deutschen Sache zu gewinnen. Ich habe gegen den preußischen Partikularismus vielleicht noch schwierigere Kämpfe durchzuführen gehabt als gegen den der übrigen deutschen Staaten und Dynastien, und mein angeborenes Verhältnis zu dem Kaiser Wilhelm I. hat mir diese Kämpfe erschwert. Doch ist es mir schließlich stets gelungen, trotz der starken dynastischen, aber dank der dynastisch berechtigten und in entscheidenden Momenten immer stärker werdenden nationalen Strebungen des Kaisers seine Zustimmung für die deutsche Seite unserer Entwickelung zu gewinnen, auch wenn eine mehr dynastische partikularistische von allen anderen Seiten geltend gemacht wurde. . . . .

Ich habe stets den Eindruck des Unnatürlichen von der Thatsache gehabt, daß die Grenze, welche den niedersächsischen Altmärker bei Salzwedel von dem kurbraunschweigischen Niedersachsen bei Lüchow, in Moor und Haide dem Auge unerkennbar, trennt, doch den zu beiden Seiten plattdeutsch redenden Niedersachsen an zwei verschiedene, einander unter Umständen feindliche völkerrechtliche Gebilde verweisen will, deren eines von Berlin, und das andere früher von London, später von Hannover regiert wurde, das eine Augen rechts nach Osten, das andere Auge links nach Westen bereit stand, und daß friedliche und gleichartige, im Connubium verkehrende Bauern dieser Gegend, der eine für welfisch-habsburgische, der andere für hohenzollernsche Interessen, auf einander schießen sollten. Daß dies überhaupt möglich war, beweist die Tiefe und Gewalt des Einflusses dynastischer Anhänglichkeit auf den Deutschen. Daß die Dynastien jederzeit stärker geblieben sind als Presse und Parlament, hat sich durch die Thatsache bestätigt, daß 1866 Bundesländer, deren Dynastien im Bereich des österreichischen Einflusses lagen, ohne Rücksicht auf nationale Bestrebungen mit Oesterreich, und nur solche, welche „unter den preußischen Kanonen" lagen, mit Preußen gingen. Von den letzteren machten allerdings Hannover, Hessen und Nassau Ausnahmen, weil sie Oesterreich für stark genug hielten, um alle Zumutungen Preußens siegreich abweisen zu können. Sie haben infolgedessen die Zeche bezahlt, da es nicht gelang, dem Könige Wilhelm die Vorstellung annehmbar zu machen, daß Preußen, an der Spitze des Norddeutschen Bundes, einer Vergrößerung seines Gebietes kaum bedürfen würde. Gewiß aber ist, daß auch 1866 die materielle Macht der Bundesstaaten den Dynastien und nicht den Parlamenten folgte, und daß sächsisches, hannöversches und hessisches Blut nicht für die deutsche Einheit, sondern dagegen vergossen ist.

Die Dynastien bildeten überall den Punkt, um den der deutsche Trieb nach Sonderung in engeren Verbänden seine Krystalle ansetzte.

Gerade der Partikularismus in seiner gefährlichen Form, in seiner Unzufriedenheit und in seinen zentrifugalen Neigungen fand eine starke Stütze an dem neu erstarkenden Klerikalismus, dessen Wortführer in Bayern bereits Opposition gemacht hatten wegen des Krieges mit Frankreich, und dessen Führer in der neu beginnenden Aera ein Welfe war, der Vertrauensmann des Königs Georg, Ludwig Windthorst. Um ihn krystallisierten sich die Reichsverdrossenen aller Farben, die Protestler der Reichslande, die Polen und Dänen. Wo immer es den Ausbau des Reiches galt, da finden wir diese Gruppen vereinigt zur Opposition, sie wurden zum schwersten Hemmnis der Bismarckschen Politik, als die Fortschrittler, in denen noch immer der alte Haß gegen den Staatsmann der Konfliktszeit loderte, ihre eigenen Grundsätze preisgaben und sich mit den Gegnern des Reiches verbanden. Der Kampf, der jetzt begann, unmittelbar, nachdem die Sieger zurückgekehrt waren, lebt unter dem Namen „Kulturkampf" in dem Andenken der Geschichte. Dieser Kampf hat fortgedauert bis tief hinein in die folgenden Jahrzehnte, und die Gegnerschaft Windthorsts hat zu jenen Faktoren gehört, die zum Sturz des großen Kanzlers und zu der Aera des neuen Kurses führten. Dieser Kampf war um so schwieriger, weil die Bestrebungen der Ultramontanen am Hofe Unterstützung fanden, nicht nur in Persönlichkeiten wie dem Grafen Stimmfried und dem Prinzen Radziwill, sondern auch in der Kaiserin Augusta und dem ihr vertrauten Kreise. Ueber die ultramontanen Neigungen der Kaiserin hat sich Bismarck wiederholt geäußert:

Ged. u. Er. I. Das moderne konfessionelle Selbstgefühl auf dem Grunde geschichtlicher Tradition, das in dem Prinzen die protestantische Sympathie nicht selten mit Schärfe hervortreten ließ, war seiner Gemahlin fremd. Welchen Erfolg ihr Bemühen um Popularität im Rheinlande gehabt hatte, zeigte sich u. a. darin, daß der Graf v. d. Recke-Volmerstein mir am 9. Oktober 1863 schrieb, wohlgesinnte Leute am Rhein rieten, der König möge nicht zum Dombaufest kommen, sondern lieber Ihre Majestät schicken, „die mit Enthusiasmus würde empfangen werden". Ein Beispiel der wirksamen Energie, mit der sie die Wünsche der Geistlichkeit vertrat, lieferte die Modifikation, zu welcher der Bau der sogenannten Metzer Eisenbahn genötigt wurde, weil die Geistlichkeit sich eines katholischen Kirchhofs, der berührt werden sollte, angenommen hatte und darin von der Kaiserin so erfolgreich unterstützt wurde, daß die Richtung geändert und schwierige Bauten ad hoc hergestellt wurden.

Unter dem 27. Oktober 1877 schrieb mir der Staatssekretär v. Bülow, die Kaiserin habe von dem Minister Falk eine Reiseunterstützung für einen ultramontanen Maler verlangen lassen, der nicht nur selbst nicht darum bitten wolle, sondern mit Gemälden zur Verherrlichung von Marpingen beschäftigt sei. Unter dem 25. Januar 1878 berichtete er mir: „Vor seiner Abreise (nach Italien) hat der Kronprinz eine sehr heftige Szene mit der Kaiserin gehabt, welche verlangte, daß er, der künftige Herrscher über acht Millionen Katholiken, den alten ehrwürdigen Papst besuchen solle. Als der Kronprinz nach der Rückkehr sich beim Kaiser meldete, war auch die Kaiserin (aus ihren Zimmern) hinuntergekommen. Als das Gespräch eine Wendung nahm, die ihr nicht gefiel, betreffend die Stellung des Königs Humbert, und dann stockte, ist sie mit den Worten aufgestanden: „Il parait que je suis de trop ici", und der Kaiser hatte dann ganz wehmütig zum Kronprinzen gesagt: „Ueber diese Dinge ist Deine Mutter in dieser Zeit wieder unzurechnungsfähig."

In dem ersten Reichstage, der nach dem Kriege gewählt wurde, befanden sich bereits 57 Ultramontane, die schon in dem ersten Stadium ihr Wesen enthüllten, indem sie gegen die von den nationalen Parteien beantragte Adresse an den Kaiser sprachen und stimmten, weil diese Adresse den Satz enthielt: „Die Tage der Einmischung werden in das innere Leben anderer Völker, so hoffen wir, unter keinem Vorwande und in keiner Form wiederkehren." Sie hatten gerade den Wunsch, durch Deutschland den Kirchenstaat des Papstes wieder hergestellt zu sehen. Hatten sich klerikale Tendenzen schon bemerkbar gemacht in den Tagen Friedrich Wilhelm IV., so traten sie verstärkt hervor, seitdem das ökumenische Konzil zusammengetreten war und die päpstliche Unfehlbarkeit dekretiert hatte. Darum lud schon am 9. April 1869 der damalige bayerische Ministerpräsident und spätere Reichskanzler Fürst Hohenlohe in einer Zirkularnote die Mächte ein, ob nicht auf einer europäischen Konferenz ein gemeinsames Vorgehen zu beschließen wäre, um den römischen Hof über ihre, dem Konzil gegenüber einzunehmende Haltung im voraus nicht im Ungewissen zu lassen. Bismarck hatte abgelehnt, weil er einen Mißerfolg des Kongresses voraussah. In privaten Unterhaltungen mit Hohenlohe gab er wohl seinem Wunsche nach Frieden Ausdruck, zugleich aber auch seiner Ueberzeugung, daß dennoch der Kampf beginnen werde.

Es giebt in Rom eine Partei, welche mit bewußter Entschlossenheit den kirchlichen und politischen Frieden Europas zu stören bestrebt ist, in der fanatischen Ueberzeugung, daß die allgemeinen Leiden, welche aus Zerwürfnissen

hervorgehen, das Ansehen der Kirche steigern werden, anknüpfend an die Erfahrungen von 1848 und auf der psychologischen Wahrheit fußend, daß die leidende Menschheit die Anlehnung an die Kirche eifriger sucht als die irdisch befriedigte. Wir haben ohne Zweifel in der parlamentarischen Gesetzgebung, in Norddeutschland wenigstens, eine durchschlagende Waffe gegen jeden ungerechten Angriff der geistlichen Gewalt. Aber besser ist es gewiß, wenn wir nicht gezwungen werden, von derselben Gebrauch zu machen, und ich halte es daher für eine Wohlthat, die den geistlichen wie den weltlichen Obrigkeiten erwiesen wird, wenn sich der Konflikt zwischen beiden durch die von uns besprochenen Warnungen und Vorsorgen verhüten läßt.

Nachdem dann am 3. Januar 1870 369 Mitglieder des Konzils an den Papst die Bitte gerichtet hatten, die Unfehlbarkeit zu beschließen, gab Bismarck dem diplomatischen Vertreter in Rom noch die besonnene Instruktion:

Dem Konzil und der Kurie gegenüber eine vollkommen ruhige und abwartende Stellung zu bewahren, und vertraulich, in Uebereinstimmung mit Ihren gleichgesinnten Kollegen, eine möglichst ermutigende und stärkende Einwirkung auf die Bischöfe geltend zu machen.

Später hat Fürst Bismarck seiner bestimmten Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß auch der französische Krieg im Einverständnis mit der römischen Kurie unternommen worden sei.

Daß der Krieg im Einverständnis mit der römischen Politik gegen uns begonnen worden ist, daß an dem französischen Kaiserhofe gerade die römisch-politischen, jesuitischen Einflüsse, die dort in berechtigter oder unberechtigter Weise thätig waren, den eigentlichen Ausschlag gaben für den kriegerischen Entschluß, der dem Kaiser Napoleon sehr schwer wurde und ihn fast überwältigte, daß eine halbe Stunde der Frieden dort fest beschlossen war, und dieser Beschluß umgeworfen wurde durch Einflüsse, deren Zusammenhang mit den jesuitischen Grundsätzen nachgewiesen ist — über das alles bin ich vollständig in der Lage, Zeugnis ablegen zu können. Denn Sie können mir wohl glauben, daß ich diese Sache nachgerade nicht bloß aus aufgefundenen Papieren, sondern auch aus Mitteilungen, die ich aus den betreffenden Kreisen selbst habe, sehr genau weiß — Rede v. 16. 3. 1875.

Obwohl die Kenntnis der vatikanischen Treibereien bei Bismarck sicherlich schon während des Krieges vorhanden waren, behandelte er doch den Papst mit äußerster Schonung. So antwortete er auf die Anfrage Antonellis, ob der Papst, falls er Rom verlassen wolle, auf die Unterstützung des Königs von Preußen rechnen könne, daß man ihn ungehindert und in schicklicher Weise abreisen lasse, von Versailles bejahend. Und er that auch Schritte in diesem Sinne bei der italienischen Regierung. Vom 5. bis 9. November hatte er dann den Besuch des Grafen Ledochowski, Erzbischofs von Posen und Gnesen; die Verhandlungen bezogen sich vorwiegend auf die territorialen Interessen des Papstes.

Gemäß dem Sprichwort „Eine Hand wäscht die andere" machte ich ihm den Vorschlag, die Gegenseitigkeit der Beziehungen zwischen dem Papste und uns zu bethätigen durch päpstliche Einwirkung auf die französische Geistlichkeit im Sinne des Friedensschlusses, immer in Sorge, wie ich war, daß eine Einmischung der neutralen Mächte uns die Früchte der Siege verkümmern könne. Ledochowski und in engern Grenzen Bonnechose, Kardinal-Erzbischof v. Rouen, machten bei verschiedenen Mitgliedern des hohen Klerus den Versuch, sie zu — Ged. u. Er. II.

einer Einwirkung in dem bezeichneten Sinne zu bestimmen, hatten mir aber nur von einer kühlen, ablehnenden Aufnahme ihrer Schritte zu berichten, woraus ich entnahm, daß es der päpstlichen Macht entweder an Stärke oder an gutem Willen fehlen müsse, uns im Sinne des Friedens eine Hülfe zu gewähren, wertvoll genug, um die Verstimmung der deutschen Protestanten und der italienischen Nationalpartei und der letztern Rückwirkung auf die zukünftigen Beziehungen beider Völker in den Kauf zu nehmen, die das Ergebnis eines öffentlichen Eintretens für die päpstlichen Interessen bezüglich Roms sein mußte.

Die Verhandlungen hatten zum Schluß die Frage eines Asyls für den Papst, falls er gezwungen sei, Rom zu verlassen, zum Gegenstand. Bismarck erzählte darüber an seiner Tafelrunde:

Busch, Bism. u. s. Leute. Der Papst wird vielleicht doch aus Rom gehen müssen. Wohin aber? Nach Frankreich kann er nicht, da ist Garibaldi. Nach Oesterreich mag er nicht. Nach Spanien? Ich habe ihm — Bayern vorgeschlagen. Nach einem Augenblick des Nachsinnens fuhr er fort: Es bleibt ihm nichts als Belgien — oder Norddeutschland. Es ist in der That schon angefragt, ob wir ihm ein Asyl gewähren könnten. Ich habe nichts dagegen einzuwenden — Köln oder Fulda. Es wäre eine unerhörte Wendung, aber doch nicht so unerklärlich, und für uns wäre es recht nützlich, wenn wir den Katholiken als das erschienen, was wir in Wirklichkeit sind, als die einzige Macht gegenwärtig, die dem obersten Fürsten ihrer Kirche Schutz gewähren könnte und wollte. Für die Opposition der Ultramontanen hörte jeder Vorwand auf — in Belgien, in Bayern. Mallinckrodt träte auf die Seite der Regierung. In Deutschland, wo man den Papst vor Augen hätte als hilfesuchenden Greis, als guten alten Herrn, als einen der Bischöfe, der wie die anderen ißt und trinkt, eine Prise nimmt, wohl gar auch seine Zigarre raucht — da hat's keine große Gefahr. Na, und schließlich, wenn nun auch etliche Leute in Deutschland wieder katholisch würden — ich werd's nicht — so hätte das nicht viel zu bedeuten, wenn sie nur gläubige Christen wären. Die Konfessionen machen's nicht, sondern der Glaube. Man muß toleranter denken.

Die Verhandlungen verliefen resultatlos, ebenso wie die Besprechungen mit dem Bischof von Mainz, Herrn von Ketteler. Die Ansichten, die Bismarck hier äußerte, blieben für ihn maßgebend während des ganzen folgenden Kulturkampfes. Bismarck berichtet darüber:

Ged. u. Er. II. 1871 stellte er mir im großen und ganzen das Verlangen, in die Reichsverfassung die Artikel der preußischen aufzunehmen, welche das Verhältnis der katholischen Kirche im Staate regelten und von denen drei (15, 16, 18) durch das Gesetz vom 18. Juni 1875 aufgehoben worden sind. Für mich war die Richtung unserer Politik nicht durch ein konfessionelles Ziel bestimmt, sondern lediglich durch das Bestreben, die auf dem Schlachtfelde gewonnene Einheit möglichst dauerhaft zu festigen. Ich bin in konfessioneller Beziehung jederzeit tolerant gewesen bis zu den Grenzen, die die Notwendigkeit des Zusammenlebens verschiedener Bekenntnisse in demselben staatlichen Organismus den Ansprüchen eines jeden Sonderglaubens zieht. Die therapeutische Behandlung der katholischen Kirche in einem weltlichen Staat ist aber dadurch erschwert, daß die katholische Geistlichkeit, wenn sie ihren theoretischen Beruf voll erfüllen will, über das kirchliche Gebiet hinaus den Anspruch auf Beteiligung an weltlicher Herrschaft zu erheben hat, unter kirchlichen Formen eine politische Institution ist und auf ihre Mitarbeiter die eigene Ueberzeugung überträgt, daß ihre Freiheit in ihrer Herrschaft besteht, und daß die Kirche überall, wo sie nicht herrscht, berechtigt ist, über Diokletianische Verfolgung zu klagen.

In diesem Sinne hatte ich einige Auseinandersetzungen mit Herrn von Ketteler bezüglich seines genauer accentuierten Anspruchs auf ein verfassungsmäßiges Recht seiner Kirche, das heißt der Geistlichkeit, auf Verfügung über den weltlichen Arm. Er verwandte in seinen politischen Argumenten auch das mehr

ad hominem gehende, daß bezüglich unseres Schicksals nach dem irdischen Tode die Bürgschaften für die Katholiken stärker seien, als für andere, weil, angenommen, daß die katholischen Dogmen irrtümlich seien, das Schicksal der katholischen Seele nicht schlimmer ausfalle, wenn der evangelische Glaube sich als der richtige erweisen sollte, im umgekehrten Falle aber die Zukunft der ketzerischen Seele eine entsetzliche sei. Er knüpfte daran die Frage: „Glauben Sie etwa, daß ein Katholik nicht selig werden könne?“ Ich antwortete: „Ein katholischer Laie unbedenklich; ob ein Geistlicher, ist mir zweifelhaft; in ihm steckt ‚die Sünde wider den heiligen Geist‘, und der Wortlaut der Schrift steht ihm entgegen.“ Der Bischof beantwortete diese in scherzhaftem Tone gegebene Erwiderung lächelnd durch eine höflich ironische Verbeugung.

Ehe indessen die Flammen des Kulturkampfes aufloderten, handelte es sich für Bismarck darum, die neue Verfassung des deutschen Reiches zu sichern. Am 1. April 1871, an seinem 56. Geburtstage ergriff er das Wort, um sich gegen den polnischen Antrag zu erklären, der die ehemaligen polnischen Landesteile von der Einverleibung in das deutsche Reich ausschließen wollte. Hier rief er den Polen zu:

Sie, meine Herren, Sie sind wirklich kein Volk, auch vertreten Sie kein Volk, Sie haben kein Volk hinter sich, Sie haben nichts hinter sich als Ihre Fiktionen und Ihre Illusionen, und zu denen gehört unter anderem, daß Sie vom polnischen Volke hierher in den Reichstag gewählt seien, um die polnische Nationalität zu vertreten. Rede v. 1. 4. 1871.

Ein solches Mandat hat Ihnen kein Mensch gegeben, und das Volk im Großherzogtum Posen und in Westpreußen am allerwenigsten; es teilt nicht die Fiktionen, die Sie verteidigen: daß die polnische Herrschaft gut gewesen wäre — oder nicht schlecht, wie der Herr Vorredner sich ausdrückte. Bei aller Unparteilichkeit und bei aller Neigung, gerecht zu sein, kann ich Ihnen versichern, sie war ganz herzlich schlecht, und darum wird sie niemals wiederkommen!

Wichtiger aber als die Abweisung dieses Vorstoßes waren seine Reden über die Gestaltung der Zukunft, vor allem über das Schicksal der Reichslande. Hier gingen die Wünsche nach den verschiedensten Seiten; sollte Elsaß-Lothringen mit Preußen oder einem der benachbarten süddeutschen Staaten vereinigt werden, war nicht zu befürchten, daß ein Streit entbrennen und so das Gewonnene die Quelle neuen Haders würde. Der Entwurf, den Bismarck vorlegte, vereinigte die beiden Länder für immer mit dem deutschen Reiche, dessen Verfassung am 1. Januar 1874 auch noch in Kraft treten sollte. In seiner großen Rede zur Verteidigung dieses Antrages führte Bismarck aus:

Wenn wir uns ein Jahr — oder genauer zehn Monate — zurückversetzen, so werden wir uns sagen können, daß Deutschland einig war in seiner Liebe zum Frieden; es gab wohl kaum einen Deutschen, der nicht den Frieden mit Frankreich wollte, so lange er mit Ehren zu halten war. Diejenigen krankhaften Ausnahmen, die etwa den Krieg wollten in der Hoffnung, ihr eigenes Vaterland werde unterliegen, — sie sind des Namens nicht würdig, ich zähle sie nicht zu den Deutschen. (Bravo!) Rede v. 2. 5. 1871.

Ich bleibe dabei, die Deutschen in ihrer Einstimmigkeit wollten den Frieden. Ebenso einstimmig aber waren sie, als der Krieg uns aufgedrängt wurde, als wir gezwungen wurden, zu unserer Verteidigung zur Wehr zu greifen, wenn Gott uns den Sieg in diesem Kriege verleihen sollte, den wir mannhaft zu führen entschlossen waren, nach Bürgschaften zu suchen, welche eine Wiederholung eines ähnlichen Krieges unwahrscheinlicher und die Abwehr, wenn er dennoch eintreten sollte, leichter machen. Jedermann erinnerte

sich, daß unter unseren Vätern seit dreihundert Jahren wohl schwerlich eine Generation gewesen ist, die nicht gezwungen war, den Degen gegen Frankreich zu ziehen, und jedermann sagte sich, daß, wenn bei früheren Gelegenheiten, wo Deutschland zu den Siegern über Frankreich gehörte, die Möglichkeit versäumt worden war, Deutschland einen besseren Schutz gegen Westen zu geben, dies darin lag, daß wir den Sieg in Gemeinschaft mit Bundesgenossen erfochten hatten, deren Interessen eben nicht die unsrigen waren. Jedermann war also entschlossen, wenn wir jetzt, selbständig und rein auf unser Schwert und unser eigenes Recht gestützt, den Sieg erkämpften, mit vollem Ernste dahin zu wirken, daß unseren Kindern eine gesichertere Zukunft hinterlassen werde.

Die Kriege mit Frankreich hatten im Laufe der Jahrhunderte, da sie vermöge der Zerrissenheit Deutschlands fast stets zu unserem Nachteile ausfielen, eine geographisch-militärische Grenzbildung geschaffen, welche an sich für Frankreich voller Versuchung, für Deutschland voller Bedrohung war.

Der Keil, den die Ecke des Elsaß bei Weißenburg in Deutschland hineinschob, trennte Süddeutschland wirksamer als die politische Mainlinie von Norddeutschland, und es gehörte der hohe Grad von Entschlossenheit, von nationaler Begeisterung und Hingebung bei unseren süddeutschen Bundesgenossen dazu, um ungeachtet dieser naheliegenden Gefahr, der sie bei einer geschickten Führung des Feldzuges von seiten Frankreichs ausgesetzt waren, keinen Augenblick anzustehen, in der Gefahr Norddeutschlands die ihrige zu sehen und frisch zuzugreifen, um mit uns gemeinschaftlich vorzugehen. Daß Frankreich in dieser überlegenen Stellung, in diesem vorgeschobenen Bastion, welches Straßburg gegen Deutschland bildete, der Versuchung zu erliegen jederzeit bereit war, sobald innere Verhältnisse eine Ableitung nach außen nützlich machten, das haben wir Jahrzehnte hindurch gesehen. (Sehr wahr!)

Nachdem dann Bismarck den Gedanken, die Reichslande zu neutralisieren oder die dortigen Festungen zu schleifen, abgelehnt hatte, sprach er über die Gründe warum sich die Elsässer in Frankreich wohlgefühlt hätten und von der Rückkehr zu der Staatsgemeinschaft mit ihren altdeutschen Landsleuten nichts hätten wissen wollen. „Thatsache ist, daß diese Abneigung vorhanden war und daß es unsere Pflicht ist, sie mit Geduld zu überwinden. Wir haben meines Erachtens viele Mittel dazu; wir Deutsche haben im ganzen die Gewohnheit, wohlwollender, mitunter etwas ungeschickter, aber auf die Dauer doch wohlwollender und menschlicher zu regieren, als es die französischen Staatsmänner thun (Heiterkeit); es ist das ein Vorzug des deutschen Wesens, der in dem deutschen Herzen der Elsässer bald anheimeln und erkennbar werden wird. Wir sind außerdem im stande, den Bewohnern einen viel höheren Grad von kommunaler und individueller Freiheit zu bewilligen, als die französischen Einrichtungen und Ueberlieferungen dies je vermochten; einen freieren Spielraum von Hause aus, der allmählich so erweitert wird, daß er dem Ideal zustrebt, daß jedes Individuum, jeder kleinere Kreis das Maß der Freiheit besitzt, das überhaupt mit der Ordnung des Gesamtstaatswesens verträglich ist. Das zu erreichen, diesem Ziele möglichst nahe zu kommen, halte ich für die Aufgabe jeder vernünftigen Staatskunst. Ich glaube deshalb, daß es uns mit deutscher Geduld und deutschem Wohlwollen gelingen wird, den Landsmann dort zu gewinnen — vielleicht in kürzerer Zeit, als man jetzt erwartet . . .

Die parlamentarischen Unterhandlungen wurden unterbrochen, Bismarck begab sich nach Frankfurt, wo der Friede abgeschlossen werden sollte. Er war begleitet vom Grafen Hatzfeld, Lothar Bucher und dem Grafen von Wartensleben und nahm seine Wohnung im Hotel zum Schwan. Hier wurde der Frieden geschlossen, dessen einzelne Bestimmungen ja hinreichend bekannt sind. Am 20. Mai erfolgte dann die Ratifikation. Am 12. Mai bereits erschien jedoch Bismarck wieder im Reichstag, von der

Versammlung mit stürmischem Jubel begrüßt. Hier legte er die Friedensbedingungen dar und schloß mit folgenden Worten:

Ich kann nicht annehmen, daß diese Abmachungen jeden einzelnen persönlichen Wunsch befriedigen werden, daß ist indessen bei so großen Abmachungen zwischen zwei Völkern überhaupt nicht möglich. Trennung alter Verbindungen, Schließung neuer Verbindungen sind ohne Verluste und geschäftliche Nachteile niemals durchzuführen, aber ich glaube, daß hiermit dasjenige erreicht worden ist, was wir von Frankreich vernünftigerweise und nach den Traditionen, die anderen Friedensschlüssen zu Grunde liegen, verlangen konnten. Wir haben unsre Grenzen durch die Landabtretung gesichert, wir haben unsre Kriegsentschädigung so weit gesichert, wie es nach menschlichen Verhältnissen überhaupt möglich ist; denn weiter ausgedehnte Sicherheiten zu nehmen, muß man sich gegenwärtig halten, wäre für uns mit erheblich größeren Kosten und Anstrengungen verknüpft, wir würden nicht nur Geld opfern, sondern, was viel schwerer empfunden wird, die Abwesenheit der Truppen aus dem Lande und so mancher Arbeitskräfte würden auf die Dauer schwerer empfunden werden. Indessen, ich habe das Vertrauen, daß es die Absicht der gegenwärtigen französischen Regierung ist, den Vertrag auch ohne solche Bürgschaften redlich auszuführen, und ich habe die Ueberzeugung, wie die Herren sie selbst hatten, daß die Kräfte dazu vorhanden sind, und daß die Behauptung, die Kriegsentschädigung wäre von einer unmöglich zu bezahlenden Höhe, eine unbegründete ist, die von den französischen Finanzmännern und Staatsmännern nicht geteilt wird. Rede v. 12. 5. 1871.

Ich erlaube mir die Mitteilung mit dem Ausdruck der Hoffnung zu schließen, daß dieser Friede ein dauerhafter und segensreicher sein und daß wir der Bürgschaften, deren wir uns versichert haben, um gegen einen etwa wiederholten Angriff geschützt zu sein, auf lange Zeit nicht bedürfen mögen. (Lebhafter Beifall.)

Immer wieder hat sich Bismarck an den Verhandlungen beteiligt, selbst in die Details griff er bestimmend ein. Mit besonderer Wärme sprach er als es sich um Verleihung von Dotationen an verdiente Generale handelte.

Da bat er um die Erlaubnis „von der konstitutionellen Ueberlieferung abweichen“ und „von dem kaiserlichen Feldherrn reden“ zu dürfen, doch „auch von ihm nicht direkt, denn es würde mir nicht ziemen, ich würde das in meiner Stellung nicht wagen. Ich will Sie nur indirekt bitten, sich die Frage zu stellen, wie etwa diese ganzen Verhältnisse hätten verlaufen können, wenn auf dem Throne Preußens sich ein anderer Monarch als Seine jetzt regierende Majestät befunden hätte. War es nicht möglich, daß dieser große Krieg, der größte unseres Zeitalters, der ein Menschenalter, ein halbes Jahrhundert hindurch wie eine drohende Wolke am Horizonte Deutschlands schwebte, bei dem Monarchen, der auf dem mächtigsten deutschen Throne saß, nicht die gleiche Entschlossenheit, den gleichen Mut, diesen hohen Mut, der Krone, Reich und Leben einsetzt, vereinigt fand? War es nicht möglich, daß in Folge dessen dieser Krieg im Augenblick vermieden wurde unter Umständen, die das deutsche Nationalgefühl tief geschädigt und gekränkt hätten? War es nicht möglich, daß er aufgeschoben worden wäre, bis der Feind Bundesgenossen gegen uns gefunden hätte? War es nicht möglich, daß dieser Krieg mit weniger Geschick, mit weniger Entschlossenheit, vor allen Dingen mit weniger sorgfältig gewählten Mitteln geführt wurde? Daß der Krieg so geführt wurde, wie geschehen, verdanken wir in erster Linie unserem kaiserlichen Feldherrn, dem Könige von Preußen, in zweiter Linie der echt deutschen entschlossenen Hingebung seiner erhabenen Bundesgenossen für die nationale Sache (Beifall). Rede v. 13. 6. 1871.

Wenn ein Monarch, an Jahren und an Ehren reich, mit dieser Entschlossenheit seine nach irdischem Maßstab bemessen glückliche, befriedigte, ruhm-

volle Existenz einsetzt für sein Volk, wenn er in seinem hohen Alter einen Kampf durchkämpft, der ganz anders verlaufen konnte, wenn er dann zurückkehrt und sich fragt: wem verdanke ich, daß ich siegreich zurückkehre, daß unser Volk geschützt worden ist vor den Leiden und Drangsalen des Krieges im Lande, von dem Druck des Eroberers, ja daß darüber hinaus Gott seinen Segen gegeben hat, das deutsche Volk in diesem Kriege, wo man es böse mit uns vorhatte, und es gut wurde durch Gottes Hilfe, zu einigen und ihm Kaiser und Reich wieder zu geben? Ich sage, wenn dieser erste deutsche Kaiser zurückkehrt, nach einem langen Interregnum im Besitze der größten Vollgewalt, der größten Macht, die augenblicklich in der Welt dasteht, und sich fragt: wie, durch welche Werkzeuge hat Gott dies alles verwirklicht? wie habe ich dies gewonnen? wem bin ich Dank schuldig? so trifft sein Dank natürlich zuerst sein Heer, die Tapferkeit der Truppen, die Intelligenz der Führer, und es muß ihm ein Herzensbedürfnis sein, hier zu lohnen, hier zu danken. Tapferkeit, m. H., läßt sich im einzelnen nicht belohnen; sie ist, Gott sei Dank, ein Gemeingut der deutschen Soldaten, daß man sie alle und jeden einzelnen dafür zu belohnen hätte, wenn man sie belohnen wollte (Beifall). Aber die Tapferkeit, m. H., allein reicht nicht hin zu diesem Erfolge. Mut haben auch die Franzosen bewiesen, tapfer haben auch die französischen Soldaten sich geschlagen; was ihnen fehlte, war die Führung, war die Pflichttreue und die Einsicht der Führer, war die entschlossene Leitung eines kaiserlichen, eines monarchischen Feldherrn, der in voller Verantwortung und sich bewußt, daß er um Krone und Reich schlug, an ihrer Spitze stand. Jene Führer zu belohnen, muß ein Herzensbedürfnis des Kaisers sein. In diesem Sinne möchte ich bitten, m. H., denken Sie daran, dieses Herzensbedürfnis Sr. Majestät des Kaisers zu befriedigen, geben Sie ihm die Zufriedenheit, die er durch seine Hingabe, durch seinen Mut um Deutschland wohl verdient hat. (Lebhafter Beifall.)

Am 15. Juli wurde der Reichstag geschlossen. Noch vorher aber hatte Fürst Bismarck die Freude, einen ganz besonderen Gnadenakt seines Kaisers zu erleben: Am 24. Juni richtete der greise Monarch folgenden Erlaß an seinen Kanzler: „Ich habe Mich veranlaßt gefunden, den zu dem Domänium des Herzogtums Lauenburg gehörigen Grundbesitz im Amte Schwarzenbeck, welcher Mir zum freien und unbeschränkten Eigentum durch den mit der Ritter- und Landschaft des Herzogtums unterm 19. d. M., von Mir am 21. d. M. genehmigten Rezeß überlassen worden ist, mit allen daraus sich ergebenden Privatrechten und Verbindlichkeiten dem Kanzler des Deutschen Reiches, Fürsten von Bismarck, in Anerkennung seiner Verdienste als eine Dotation zum Eigentum zu übereignen.“

So hat Bismarck ein neues Heim gefunden, die Stätte, die schon umwoben ist von der Poesie der Lebenden, die noch in ferner Zukunft der Wallfahrtsort treuer Männer sein wird, die Stätte, wo ihm die Abendsonne des Lebens leuchtete und wo sein Sterbliches im Schatten der Buchen und Eichen seinen Ruheplatz fand.

* * *

Die Frage, die fortan die Herrschaft führen sollte, war die Stellung des Staates zur römischen Kirche. Ueber die Motive, die ihn in den Kampf führten, hat Bismarck sich ausgesprochen:

Ged. u. Er. II. Der Beginn des Kulturkampfes war für mich überwiegend bestimmt durch seine polnische Seite. Seit dem Verzicht auf die Politik der Flottwell und

Grolman, seit der Konsolidierung des Radziwillschen Einflusses auf den König und der Einrichtung der „katholischen Abteilung" im geistlichen Ministerium stellten die statistischen Data einen schnellen Fortschritt der polnischen Nationalität auf Kosten der Deutschen in Posen und Westpreußen außer Zweifel, und in Oberschlesien wurde das bis dahin stramm preußische Element der „Wasserpolacken" polonisiert; Schaffranek wurde dort in den Landtag gewählt, der uns das Sprichwort von der Unmöglichkeit der Verbrüderung der Deutschen und der Polen in polnischer Sprache als Parlamentsredner entgegenhielt. Dergleichen war in Schlesien nur möglich auf Grund der amtlichen Autorität der katholischen Abteilung. Auf Klage bei dem Fürstbischof wurde dem Schaffranek untersagt, bei Wiederwahl auf der Linken zu „sitzen"; infolgedessen stand dieser kräftig gebaute Priester fünf und sechs Stunden und bei Doppelsitzungen zehn Stunden am Tage vor den Bänken der Linken, stramm wie eine Schildwache, und brauchte nicht erst aufzustehen, wenn er zu antideutscher Rede das Wort ergriff. In Posen und Westpreußen waren nach Ausweis amtlicher Berichte Tausende von Deutschen und ganze Ortschaften, die in der vorigen Generation amtlich deutsch waren, durch die Einwirkung der katholischen Abteilung polnisch erzogen und amtlich „Polen" genannt worden. Nach der Kompetenz, welche der Abteilung verliehen worden war, ließ sich ohne Aufhebung derselben hierin nicht abhelfen. Diese Aufhebung war also nach meiner Ueberzeugung als nächstes Ziel zu erstreben. Dagegen war natürlich der Radziwill'sche Einfluß am Hof, nicht natürlich mein Kultus-Kollege, dessen Frau und Ihre Majestät die Königin. Der Chef der katholischen Abteilung war damals Krätzig, der früher Radziwillscher Privatbeamter gewesen und dies im Staatsdienst auch wohl geblieben war. Der Träger des Radziwillschen Einflusses war der jüngere beider Brüder Fürst Boguslav, auch Stadtverordneter von Einfluß in Berlin. Der ältere, Wilhelm, und sein Sohn Anton, waren zu ehrliche Soldaten, um sich auf polnische Intrigen gegen den König und dessen Staat einzulassen. Die katholische Abteilung des Kultusministeriums, ursprünglich gedacht als eine Einrichtung, vermöge deren katholische Preußen die Rechte ihres Staates in den Beziehungen zu Rom vertreten sollten, war durch den Wechsel der Mitglieder nach und nach zu einer Behörde geworden, die inmitten der preußischen Büreaukratie die römischen und polnischen Interessen gegen Preußen vertrat. Ich habe mehr als einmal dem Könige auseinandergesetzt, daß diese Abteilung schlimmer sei als ein Nuntius in Berlin. Sie handle nach Anweisungen, die sie aus Rom empfinge, vielleicht nicht immer vom Papste, und sei neuerdings hauptsächlich polnischen Einflüssen zugänglich geworden. In dem Radziwillschen Hause seien die Damen deutschfreundlich, der ältere Bruder Wilhelm durch das Ehrgefühl des preußischen Offiziers in derselben Richtung gehalten, ebenso dessen Sohn Anton, bei dem die persönliche Anhänglichkeit an Se. Majestät hinzukomme. Aber in dem treibenden Elemente des Hauses, den Geistlichen und dem Fürsten Boguslaw und dessen Sohn, sei das polnische Nationalgefühl stärker als jedes andere und werde gepflegt auf der Basis des Zusammengehens der polnischen mit den römisch-klerikalen Interessen, auf der einzigen im Frieden gangbaren, aber auch sehr geläufig gangbaren Basis. Nun sei der Chef der katholischen Abteilung, Krätzig, so gut wie ein Radziwillscher Leibeigner. Ein Nuntius würde die Interessen der katholischen Kirche, aber nicht die der Polen zu vertreten als seine Hauptaufgabe ansehen, werde nicht die intimen Verbindungen mit der Büreaukratie besitzen wie die Mitglieder der katholischen Abteilung, die in der Garnison der ministeriellen Citadelle unseres Verteidigungssystems gegen revolutionäre Anläufe als staatsfeindliche Parteigänger säßen, ein Nuntius endlich werde als Mitglied des diplomatischen Korps an der Erhaltung guter Beziehungen zu seinem Souverain und an der Pflege des Verhältnisses zu dem Hofe, an dem er beglaubigt, persönlich interessiert sein.

Wenn es mir auch nicht gelang, die übrigens mehr äußerliche und formelle Abneigung des Kaisers gegen einen Nuntius in Berlin zu überwinden, so überzeugte er sich doch von der Gefährlichkeit der katholischen Abteilung und gab

seine Genehmigung zu ihrer Abschaffung trotz des Widerstandes seiner Gemahlin. Unter ehelichem Einfluß wehrte sich Mühler gegen die Abschaffung, über die alle übrigen Minister einverstanden waren. Zur dekorativen Platierung seines Abganges wurde eine Differenz über eine die Verwaltung der Museen betreffende Personalfrage benutzt; in der That fiel er über Krätzig und den Polonismus, trotz des Rückhaltes, den er und seine Frau durch Damenverbindungen am Hofe hatten.

Auch später hat Fürst Bismarck es stets ausgesprochen, daß er durch die Polenfrage in den Kulturkampf getrieben wäre, und gerade in der katholischen Abteilung war er, wie er am 28. Januar 1886 erklärte, „ein rein den Charakter eines politisierenden Organs tragendes Institut". Ihre Aufhebung war der erste Schritt in dem neu eröffneten Feldzug. Aber ehe Bismarck selbst weiter in den Kampf eintrat, suchte und fand er Erholung in Friedrichsruh und Varzin, und gerade in dieser Zeit prangen zahlreiche Kundgebungen des begeisterten Dankes und der Anerkennung, die ihm von allen Seiten aus der Mitte des Volkes zuströmten. Aus dieser Zeit stammt auch ein Schreiben des Fürsten an den Komponisten der Wacht am Rhein, den Musikdirektor Karl Wilhelm in Schmalkalden:

Brf. v. 23. 6. 1871.

„Sie haben durch die Komposition von Max Schneckenburgers Gedicht „Die Wacht am Rhein" dem deutschen Volk ein Lied gegeben, welches mit der Geschichte des eben beendeten Krieges untrennbar verwachsen ist. Entstanden zu einer Zeit, wo die deutschen Rheinlande in ähnlicher Weise wie vor einem Jahre von Frankreich bedroht erschienen, hat „Die Wacht am Rhein" ein Menschenalter später, als die Drohung sich verwirklichte, in der begeisterten Entschlossenheit, mit welcher unser Volk den ihm aufgedrungenen Kampf aufgenommen und bestanden hat, ihren vollen Anklang gefunden. Ihr Verdienst, Herr Musikdirektor, ist es, unsrer letzten großen Erhebung die Volksweise geboten zu haben, welche daheim wie im Felde dem nationalen Gemeingefühle zum Ausdruck gedient hat. Ich folge mit Vergnügen einer mir von dem geschäftsführenden Ausschuß des deutschen Sängerbundes gewordenen Anregung, indem ich der Anerkennung, welche Ihnen von allen Seiten zu teil geworden ist, auch dadurch Ausdruck gebe, daß ich Sie bitte, die Summe von eintausend Thalern aus dem Dispositionsfonds des Reichskanzleramts anzunehmen. Ich hoffe, daß es mir möglich sein wird, Ihnen alljährlich den gleichen Betrag anbieten zu können. Die Reichshauptkasse ist angewiesen, Ihnen die für das laufende Jahr bestimmte Summe alsbald gegen Quittung auszuzahlen. v. Bismarck."

Aber die Erholungszeit wurde unterbrochen durch die Notwendigkeit, infolge einer ungehörigen Einmischung des Herrn von Manteuffel in die Verhandlungen mit Frankreich, nach Gastein zum Kaiser zu fahren. Hier traf er mit Beust zusammen, der ihm im Jahre 1865 zum letztenmale gesehen hatte. Beust berichtet aus dieser Zeit:

Beust, aus ¾. Jahrh.

Die drei Wochen, welche ich damals mit Fürst Bismarck in Gastein zubrachte, haben mir die angenehmsten Erinnerungen zurückgelassen, berichtet Beust selbst. Wir wohnten beide bei Straubinger und sahen uns fast täglich. Wenn man mit Bismarck in guten Beziehungen steht, giebt es auf der Welt keinen besseren Gesellschafter. Die Originalität der Gedanken wird nur von der Originalität des Ausdrucks übertroffen. Dabei eine ungesuchte, daher ansprechende Bonhommie, welche das oft scharfe Urteil über andere mildert. Ein Lieblingswort war: „Der ist ein ganz dummer Kerl," ohne ihn damit kränken zu wollen. Verschiedene seiner Aeußerungen waren zu charakterisch und teilweise zu interessant, um sie hier nicht zu erwähnen. „Was thun Sie," — fragte er einmal — „was thun Sie, wenn sie sich ärgern? ich glaube, Sie ärgern sich nicht so viel

wie ich." — „Nun," erwiderte ich, „bloß über die Dummheit der Menschen, über deren Bosheit nie." — „Nein," fuhr er fort, „finden Sie nicht, daß es dann eine große Erleichterung ist, einen Gegenstand zu zerstören?" — „Wie gut," entgegnete ich, „daß Sie nicht an meinem Platze sind, dann bliebe im Hause kein Möbel ganz!" — „Sehen Sie," dies war der Schluß, „ich war einmal drüben" — dabei wies er auf die mir gegenüber im Badschloß befindlichen Zimmer des Kaiser Wilhelm — „und habe mich schwarz geärgert; ich schließe die Thür heftig, der Schlüssel bleibt mir in der Hand, ich trete bei Lehndorff" (dem Generaladjutanten des Kaisers) „ein und werfe den Schlüssel in das Waschbecken, das in tausend Stücke geht." „Mein Gott," sagt dieser, „sind Sie krank?" — „Gewesen, jetzt bin ich wieder ganz wohl." Unter den damaligen Gasteiner Badegästen befand sich auch ein Herr Christ, verheiratet mit einer Nichte der Gräfin Meran, Witwe des Erzherzogs Johann. Dieser Herr Christ war ein wohlhabender und wohllebender Frankfurter und hatte in der Zeit, als Bismarck Bundestagsgesandter war, viel mit ihm verkehrt. Herr Christ gab ihm nun in der Restauration von Hofgastein ein Diner, zu dem ich und noch einige andere Oesterreicher geladen waren. Gegen den Schluß des Diners richtete unser Wirt an Bismarck im besten Frankfurter Dialekt die Frage: „Aber, sage Sie, warum sind Sie 1866 nicht nach Wien neingange?" — Eine etwas mürrische Antwort hielt ihn nicht ab, fortzufahren: „Ja, Sie hawwe es ja uns in Frankfurt immer gsagt, es würd der schönste Tag Ihres Lebens, wenn Sie in Wien einreite würde!" — Tableau ist leicht auszumalen.

Und zu gleicher Zeit hatte Bismarck auch ernste Unterhandlungen mit seinem einstigen Rivalen, die das künftige Verhältnis Deutschlands zu Oesterreich und die Möglichkeit eines Bündnisses betrafen. In seinem Immediatbericht an den Kaiser Franz Joseph bemerkte Beust:

Daß ein solches (Freundschafts-) Verhältnis nicht von uns angestrebt zu werden braucht, sondern uns entgegengebracht wird, haben wir wohl Ursache, nicht gering zu achten. Vergessen dürfen wir nicht, daß dieses Entgegenkommen erfolgt, nachdem unser Nachbar in riesigem Maßstabe mächtiger geworden ist, und nachdem die einzige europäische Macht, die neben ihm eine starke genannt werden kann (Rußland), sich ihm freundlich, uns aber feindselig gezeigt hat, und daß endlich jenes Anerbieten der (deutschen) Freundschaft in eine Epoche fällt, wo unsere inneren Verhältnisse der deutschen Regierung eine leichte Handhabe zu feindlichen Einwirkungen bieten. Beust, aus ¾. Jahrh.

Am 6. September verließ Bismarck das Heim, um an der in Salzburg stattfindenden Zusammenkunft der beiden Kaiser teilzunehmen. Auch hier wurde der Bündnisgedanke erörtert und von Bismarck mit Entschiedenheit verteidigt. Nach der Rückkehr zur Heimat erwarteten den Reichskanzler zahllose Arbeiten. Zuerst griff er im Reichstage in die Debatte über den Reichskriegsschatz ein, eingehend begründete er seine Auffassung über die Stellung der Botschafter und Gesandten, die Münzfrage fand in ihm einen beredten Anwalt. Schwieriger aber waren die Kämpfe, die seiner im Landtage harrten. Die Bischöfe hatten in Fulda mobil gemacht, sie hatten die katholische Kirche in Preußen als recht- und schutzlos bezeichnet und vom Könige Recht und Abhilfe gefordert gegen alle und jede Eingriffe in das innere Glaubensgebiet der katholischen Kirche. Zugleich hatten sie den Kampf begonnen gegen alle Glaubensgenossen, die sich dem Dogma von der Unfehlbarkeit nicht fügten. Zu diesem Kampfe gegen Rom bedurfte aber Bismarck eines starken Helfers. Er fand ihn in dem bisherigen vortragenden Rat im Justiz-

ministerium, Dr. Falk, der im Januar 1872 Herrn von Mühler ersetzte. Am 22. Januar wurde die Ernennung dieses tapferen Mannes vollzogen. Ueber die Stellung der beiden Männer ist viel gefabelt worden, man hat die eigentliche Schuld von der Achsel Falks nehmen und sie vollkommen dem Fürsten Bismarck aufbürden wollen. Dem ist Bismarck schon früher wiederholt entgegengetreten. Und auch in seinen „Gedanken und Erinnerungen" nimmt er das Wort, um nach dieser Richtung hin Klarheit zu schaffen:

Ged. u. Er. II. Auf die juristische Detailarbeit der Maigesetze würde ich nie verfallen sein; sie lag mir ressortmäßig fern, und weder in meiner Absicht noch in meiner Befähigung lag es, Falk als Juristen zu kontrollieren oder zu korrigieren. Ich konnte als Ministerpräsident überhaupt nicht gleichzeitig den Dienst des Kultusministers thun, auch wenn ich vollkommen gesund gewesen wäre. Erst durch die Praxis überzeugte ich mich, daß die juristischen Einzelheiten psychologisch nicht richtig gegriffen waren. Der Mißgriff wurde mir klar an dem Bilde ehrlicher, aber ungeschickter preußischer Gendarmen, die mit Sporen und Schleppsäbel hinter gewandten und leichtfüßigen Priestern durch Hinterthüren und Schlafzimmer nachsetzten. Wer annimmt, daß solche in mir auftauchende kritische Erwägungen sofort in Gestalt einer Kabinettskrisis zwischen Falk und mir sich hätten verkörpern lassen, dem fehlt das richtige, nur durch Erfahrung zu gewinnende Urteil über die Lenkbarkeit der Staatsmaschine in sich und in ihrem Zusammenhange mit dem Monarchen und den Parlamentswahlen. Diese Maschine ist zu plötzlichen Evolutionen nicht im stande, und Minister von der Begabung Falks wachsen bei uns nicht wild. Es war richtiger, einen Kampfgenossen von dieser Befähigung und Tapferkeit in dem Ministerium zu haben, als durch Eingriffe in die verfassungsmäßige Unabhängigkeit seines Ressorts die Verantwortlichkeit für die Verwaltung oder Neubesetzung des Kultusministeriums auf mich zu nehmen. Ich bin in dieser Auffassung verharrt, solange ich Falk zum Bleiben zu bewegen vermochte. Erst nachdem er gegen meinen Wunsch durch weibliche Hofeinflüsse und ungnädige königliche Handschreiben derartig verstimmt worden war, daß er sich nicht halten ließ, bin ich an eine Revision seiner Hinterlassenschaft gegangen, der ich nicht näher treten wollte, so lange das nur durch Bruch mit ihm möglich war.

Falk unterlag derselben Taktik, die am Hofe gegen mich, nicht mit demselben Erfolge, aber mit gleichen Mitteln, in Anwendung gebracht worden war; er unterlag ihr, teils weil er für Hofeindrücke empfindlicher war als ich, teils weil ihm die Sympathie des Kaisers nicht in gleichem Maße zur Seite stand wie mir. Die antiministerielle Thätigkeit der Kaiserin fand ihre ursprüngliche Quelle in der Unabhängigkeit des Charakters, welche es ihr erschwerte, mit einer Regierung zu gehen, die nicht in ihren eigenen Händen lag, und welche ihr ein Menschenalter hindurch den Weg der Opposition gegen die jedesmalige Regierung anziehend machte. Sie war nicht leicht der Meinung eines andern. Zur Zeit des Kulturkampfes wurde diese Neigung gefördert durch die katholische Umgebung Ihrer Majestät, welche aus dem ultramontanen Lager Information und Anweisung erhielt. Die Einflüsse nutzten mit Geschick und Menschenkenntnis die alte Neigung der Kaiserin aus, auf die jedesmalige Staatsregierung verbessernd einzuwirken. Ich habe Falk wiederholt seine beabsichtigten Abschiedsgesuche ausgeredet, die sich an kaiserliche Handschreiben ungnädigen Inhalts, welche wohl nicht der eigenen Initiative des hohen Herrn entsprungen waren, und an verletzendes Benehmen gegen seine Frau am Hofe knüpften. Ich empfahl ihm, sich den ungnädigen, aber auch unkontrasignierten allerhöchsten Erlassen gegenüber, die weniger an den Kulturkampf als an die Beziehungen des Kultusministers zum Oberkirchenrat und zur evangelischen Kirche anknüpften, passiv zu verhalten, allenfalls seine Beschwerden an das Staatsministerium zu bringen, dessen Anträge, wenn sie einhellig waren, der König zu berücksichtigen pflegte. Endlich

aber wurde er dadurch, daß er Kränkungen ausgesetzt war, die seinem Ehrgefühl empfindlich waren, doch bestimmt, seinen Abschied zu nehmen. Alle Erzählungen, nach denen ich ihn aus dem Ministerium verdrängt haben soll, beruhen auf Erfindung, und ich habe mich gewundert, daß er selbst ihnen niemals in der Oeffentlichkeit widersprochen hat, obschon er mit mir stets in befreundeten Beziehungen geblieben ist. Aus den Vorgängen, die für seinen Rücktritt entscheidend wurden, ist mir erinnerlich, daß es die Streitigkeiten mit dem Oberkirchenrat und den ihm nahestehenden Geistlichen waren, welche den Bruch mit Sr. Majestät herbeiführten, nicht ohne daß aus der Zuspitzung der Entwickelung des vorhandenen Streitmaterials gegen Falk sich die Mitwirkung geschickterer Hände und feinerer Arbeit erkennen ließ, als den formellen Ratgebern des Kaisers in seiner Eigenschaft als summus episcopus eigen war.

Die kirchlichen Vorlagen, vor allem das Gesetz über die Schulaufsicht und die Zivilehe, machten das Zentrum mobil, ehe noch die Vorlagen eingebracht waren. Schon in seiner ersten Rede, in der er auf die Angriffe Reichenspergers und Windthorsts erwiderte, sprach er den lapidaren Satz aus:

Ich habe es von Hause aus als eine der ungeheuerlichsten Erscheinungen auf politischem Gebiete betrachtet, daß sich eine konfessionelle Fraktion in einer politischen Versammlung bildete, eine Fraktion, der man, wenn alle übrigen Konfessionen dasselbe Prinzip annehmen wollten, nur die Gesamtheit einer evangelischen Fraktion gegenüberstellen müßte: dann wären wir allerseits auf einem inkommensurabeln Boden, denn damit würden wir die Theologie in die öffentlichen Versammlungen tragen, um sie zum Gegenstande der Tribünendiskussion zu machen. Rede v. 30. 1. 1872.

Es war ein großer politischer Fehler, den die Herren vom politischen Standpunkte des Vorredners begingen, daß sie diese Fraktion überhaupt bildeten, eine rein konfessionelle Fraktion auf rein politischem Boden, indem Sie Ihre Glaubensgenossen aus den verschiedensten Fraktionen durch die Einflüsse, die Ihnen zu Gebote standen, nötigten, sich Ihnen anzuschließen.

Ich habe, als ich aus Frankreich zurückkam, die Bildung dieser Fraktion nicht anders betrachten können, als im Lichte einer Mobilmachung der Partei gegen den Staat. Dogmatische Streitigkeiten über die Wandlungen oder Deklarationen, welche innerhalb des Dogmas der katholischen Kirche vorgegangen sein können, zu beginnen, liegt der Regierung sehr fern und muß ihr fern liegen; jedes Dogma, auch das von uns nicht geglaubte, welches so und soviel Millionen Landsleute teilen, muß für ihre Mitbürger und für die Regierung jedenfalls heilig sein.

Aber wir können den dauernden Anspruch auf eine Ausübung eines Teiles der Staatsgewalt den geistlichen Behörden nicht einräumen, und soweit sie dieselbe besitzen, sehen wir im Interesse des Friedens uns genötigt, sie einzuschränken — damit wir nebeneinander Platz haben, damit wir in Ruhe miteinander leben können, damit wir so wenig wie möglich genötigt werden, uns hier um Theologie zu bekümmern.

Am 8. Februar begann die Debatte über das Schulaufsichtsgesetz und am Tage darauf hielt Bismark als auch ein konservativer Abgeordneter die Vorlage bekämpft und so den Konflikt der Rechten mit dem Kanzler eröffnet hatte, eine seiner bedeutendsten Reden, die zu heftigen Auseinandersetzungen, besonders mit Herrn Windhorst, Ursache gaben:

Es ist ja möglich, daß sehr viele der Herren, die sonst die Regierung zu unterstützen pflegen, in diesem Falle aber es nicht zu thun entschlossen sind, die Dinge besser kennen als die Staatsregierung, und daß sie dieselben besser über- Rede v. 9. 2. 1872.

sehen, daß die Gefahr von ihnen mit der Sicherheit wie von dem Herrn Abgeordneten Strosser für unbedeutend und die Regierung für schwarzsehend und ängstlich mit Recht gehalten werde. Nun, dann mögen die Herren kommen und selbst einmal regieren und probieren — dann werden sie mehr darüber erfahren als sie in ihren Provinzen zu hören bekommen..... Wie kommt es eigentlich, daß wir seit einem Jahr in einem unbehaglichen kampfartigen Zustande uns gegenseitig befinden, während die meisten von Ihnen bis kurz vorher noch das Befriedigende der Zustände der katholischen Kirche in Preußen nicht genug rühmen konnten? — Und ich glaube, Sie hätten noch heute Recht, dasselbe mit Dank zu der preußischen Regierung zu sagen, die jeder Konfession eine Freiheit der Bewegung giebt, von der Sie sehr vollständigen Gebrauch machen. Wie ist das gekommen?.... Zu den Aufgaben der katholischen wie jeder christlichen Kirche gehört die Pflege des Friedens und eines gesicherten Rechtszustandes des Landes, wo sie besteht; das bestreiten Sie auch nicht, selbst der Herr Abgeordnete Dr. Windthorst giebt eine zustimmende Kopfbewegung. Aber deshalb wäre es meines Erachtens ihre Aufgabe gewesen, sich von dem Einfluß solcher Faktoren frei zu halten, deren Element der Kampf ist, deren Zukunft allein im Kampf und in der Unsicherheit der gegenwärtigen Zustände liegt. Der Herr Abgeordnete Windthorst beteiligt sich viel an den Debatten, aber das Oel seiner Worte ist nicht von der Sorte, die Wunden heilt, sondern von der, die Flammen nährt, Flammen des Zornes. Ich habe selten gehört, daß der Herr Abgeordnete zu überreden oder zu versöhnen bemüht war, vielleicht gegen seinen Willen, oder ich will mich objektiver ausdrücken, seine Reden waren selten geeignet, zur Versöhnung zu führen, wohl aber häufig von der Beschaffenheit, daß, wenn sie außerhalb dieser Räume bekannt werden, sie einen beunruhigenden und befremdlichen Eindruck auf die Gemüter weniger urteilsfähiger Leute machen können, sie können den Eindruck machen, als ob hier auch von der Regierung des Königs aus dem Hause Hohenzollern Dinge bestritten und bekämpft würden, die ganz selbstverständlich sind. Sie werden mir alle Recht geben, daß wir mitunter darüber erstaunt sind, daß der Herr Abgeordnete eine zweifellose, bis zur Gemeinplätzigkeit zweifellose Wahrheit ganz besonders energisch betont, als müsse er, und nur er, dafür eintreten, und als ob alle übrigen, namentlich die gegnerische Partei und die Regierung, sie bestritten. Es mag das eine Gewohnheit sein (Heiterkeit); außerhalb des Hauses, im Volke, macht es aber den Eindruck als wenn so ruchlose Leute in der Regierung unsres Königs säßen, daß sie ganz natürliche und ganz zweifellose Dinge bestritten, als wenn hier wirklich eine Regierung säße, die den heidnischen Staat anstrebe. Hier liegt ein Gesetz vor mit der Unterschrift Seiner Majestät des Königs, wohl erwogen und genehmigt von allen Behörden des Staates. Denjenigen, welche die Reden des Herrn Abgeordneten Windhorst lesen, könnte es sehr wohl den Eindruck machen, als sei dieses Gesetz nun wirklich dazu bestimmt, das Heidentum bei uns einzuführen — der gemeine Mann hat nicht den Beruf und oft nicht die Fähigkeit, das zu prüfen —, als solle hiermit wirklich mit des Königs aus dem Hause Hohenzollern Unterschrift ein Staat ohne Gott eingeführt werden, als seien der Herr Abgeordnete für Meppen und die Seinigen hier noch die alleinigen Verteidiger Gottes. Der Gott, an den ich glaube, möge mich davor bewahren, daß der Herr Abgeordnete für Meppen je die Disposition über die Spendung seiner Gnaden für mich haben könnte. Ich würde dabei nicht gut wegkommen. (Heiterkeit.) ... Ich komme damit auf den Bundesgenossen, den Sie haben, der des Streites und Kampfes bedarf. Das sind die Bestrebungen des polnischen Adels. Ich habe bisher keine Fälle registriert, wo Sie hier diese Fraktion — ich sage ausdrücklich nicht die polnische, sondern die Fraktion des polnischen Adels — in seinen Bestrebungen, die er ja ganz offenkundig im Reichstage und hier bekannt hat, direkt unterstützt hätten; aber die Thatsache, die auch der Herr Abgeordnete Strosser, wenn ich ihm die Akten, die mir zu Gebote stehen, zur Einsicht gäbe, nicht leugnen wird, ist die, daß im allgemeinen die katholische Geistlichkeit — auch deutscher Zunge — die Bestrebungen des pol-

nischen Adels, sich von dem Deutschen Reiche und der preußischen Monarchie zu lösen und das alte Polen in seinen früheren Grenzen wiederherzustellen, begünstigt, mit Wohlwollen behandelt und, soweit es ohne Verletzung der Strafgesetze geschehen kann, gefördert hat, und das ist einer der empfindlichsten Punkte, in denen der Kampf von seiten der katholischen Kirche gegen die Staatsregierung zuerst eröffnet worden ist, und wo jeder Minister, der sich seiner Verantwortlichkeit bewußt ist, dahin sehen muß, daß der Staat in Zukunft davor bewahrt werde.

Was die Bestrebungen des polnischen Adels betrifft, so brauche ich dieselben gar nicht zu charakterisieren, die Herren machen ja gar kein Hehl daraus, sie sind fortwährend bereit, mit der einen Hand die Wohlthaten der Zivilisation und der regelmäßigen Rechtspflege, der Freiheit, die ihnen die preußische Verfassung gewährt, anzunehmen und mit der anderen Hand das Schwert zu schwingen und offen zu sagen: hiermit werde ich auf dich einhauen, sobald mir irgend eine gute Gelegenheit wird, denn ich bin mit dem jetzigen Zustande unzufrieden, ich will ihn lösen. Ein rein prinzipielles theoretisches Bekenntnis, daß der preußische Staat zersetzt werden müsse, und die früheren Bestandteile von ihm getrennt werden, wird, soviel ich weiß, von unserem Strafrecht nicht getroffen, wenigstens nicht verurteilt. Wir haben das nun in Beziehung auf einzelne Landesteile hundert Jahre lang mit angesehen, und wir würden ohne die Parteinahme der Geistlichkeit für diese Bestrebungen es auch noch hundert Jahre mit ansehen; so aber müssen wir wenigstens die Keime dessen, aus dem Staatsgefährliches sich entwickeln kann, zu hindern suchen, soviel in unserer Macht liegt und soviel die parlamentarischen Mehrheiten, ohne die wir Gesetze eben nicht erreichen können, uns dazu helfen.

Am folgenden Tage sprach Herr von Mallinckrodt mit äußerster Schärfe gegen Bismarck, hierbei erwähnte er u. a. in der Verteidigung seines Freundes Windthorst's, man habe eine Perle annektiert und das Zentrum habe sie in die richtige Fassung gebracht, darauf erwiderte Bismarck:

Der Herr Vorredner nannte den Herrn Abgeordneten für Meppen eine Perle. Ich teile dies in seinem Sinne vollständig; für mich aber hängt der Wert einer Perle sehr von ihrer Farbe ab, ich bin darin etwas wählerisch.

Weiter erwiderte Bismarck:

Der Herr Vorredner hat an Reden erinnert, die ich vor 23 Jahren, im Jahre 1849, gehalten habe. Ich könnte diese Bezugnahme einfach mit der Bemerkung abfertigen, daß ich in 23 Jahren, namentlich wenn es die besten Mannesjahre sind, etwas zuzulernen pflege, und daß ich überhaupt, ich wenigstens, nicht unfehlbar bin (Bewegung). Aber ich will weiter gehen. Was in jenen meinen Aeußerungen an lebendiger Erkenntnis und Bekenntnis zu dem lebendigen christlichen Glauben liegt, dazu bekenne ich mich noch heute ganz offen und scheue dieses Bekenntnis weder vor der Oeffentlichkeit noch in meinem Hause an irgend einem Tage; aber gerade dieser mein lebendiger, evangelischer christlicher Glaube legt mir die Verpflichtung auf, für das Land, wo ich geboren bin und zu dessen Dienst mich Gott geschaffen hat und wo ein hohes Amt mir übertragen worden ist, dieses Amt nach allen Seiten hin zu wahren; und wenn die Fundamente des Staates von den Barrikaden und der republikanischen Seite angegriffen werden, so habe ich es für meine Pflicht gehalten, auf der Bresche zu stehen, und werden sie von Seiten angegriffen, die eher berufen waren und noch immer sind, die Fundamente des Staates zu befestigen und nicht zu erschüttern, so werden Sie mich auch da zu jeder Zeit auf der Bresche finden. Das gebietet mir das Christentum und mein Glaube! (Lebhafter Beifall.)

Rede v. 10. 2. 1872.

Die Ablehnung des Regierungsantrages durch die Konservativen führte zum offenen Bruch. In Wirklichkeit ging dieser Bruch schon zu=

rück bis auf die Tage des Krieges mit Oesterreich, als die konservative Partei es dem Bundesgenossen verargte, daß er die Indemnitätsvorlage im Landtage eingebracht habe. Eine volle Heilung ist eigentlich nie erfolgt; noch lange nach seiner Entlassung hat Fürst Bismarck darüber geklagt, daß gerade die einzigen Freunde ihm am meisten weh gethan hätten. Schon im Jahre 1868 hatte Bismarck der Rechten warnend zugerufen:

„Es ist eine konstitutionelle Regierung nicht möglich, wenn die Regierung nicht auf eine der größeren Parteien mit voller Sicherheit zählen kann, auch in solchen Einzelheiten, die der Partei vielleicht nicht durchweg gefallen, — wenn nicht diese Partei das Fazit ihrer Rechnung dahin zieht: wir gehen im großen und ganzen mit der Regierung; wir finden zwar, daß sie ab und zu eine Thorheit begeht, aber doch bisher noch weniger Thorheiten brachte als annehmbare Maßregeln; um deswillen wollen wir ihr die Einzelheiten zu gute halten. Hat eine Regierung nicht wenigstens eine Partei im Lande, die auf ihre Auffassungen und Richtungen in dieser Art eingeht, dann ist ihr das konstitutionelle Regiment unmöglich, dann muß sie gegen die Konstitution manövrieren und paktisieren; sie muß sich eine Majorität künstlich schaffen oder vorübergehend zu erwerben suchen. Sie verfällt dann in die Schwäche der Koalitions-Ministerien, und ihre Politik gerät in Fluktuationen, die für das Staatswesen und namentlich für das konservative Prinzip von höchst nachteiliger Wirkung sind."

Die Warnung fruchtete nicht, die konservative Partei blieb was sie war, der Konflikt dauerte mehr oder weniger latent fort.

In der Rede des 13. Februar klingt es schon wie eine Fanfare, als Bismarck auf eine Bemerkung Laskers hinzufügte:

Rede v. 13. 2. 1872. Der Herr Vorredner hat gesagt, es sei ihm und den Seinigen undenkbar gewesen, daß in einer Frage von dieser prinzipiellen und von uns für die Sicherheit des Staates wichtig erklärten Frage, in einer Frage von der Bedeutung die bisherige konservative Partei der Regierung offen den Krieg erklärt hat. Ich will mir diesen letzten Ausdruck nicht aneignen, aber ich darf das wohl bestätigen, daß es mir undenkbar gewesen ist, daß diese Partei die Regierung in einer Frage im Stiche lassen werde, in welcher die Regierung ihrerseits entschlossen ist, jedes konstitutionelle Mittel zur Anwendung zu bringen, um sie durchzuführen.

Bismarck sah in dem Vorgehen der Konservativen auch eine persönliche Spitze:

Ged. u. Er. II. Ich begreife, daß meiner Politik die mit dem vulgären Namen Kreuzzeitung bezeichnete konservative Richtung feindlich war, in manchen Mitgliedern aus achtbaren, prinzipiellen Gründen, die in dem einzelnen eine stärkere Triebkraft ausübten, als ihr mehr preußisches wie deutsches Nationalgefühl. In andern, ich möchte sagen in meinen Gegnern zweiter Klasse, lag das Motiv der Opposition im Strebertum — ôte-toi, que je m'y mette — deren Prototyp Harry Arnim, Robert Goltz und andere waren. Als dritte Klasse möchte ich meine Standesgenossen im Landadel bezeichnen, die sich ärgerten, weil ich in meinem exceptionellen Lebenslauf aus dem mehr polnischen als deutschen Begriff der traditionellen Landadelsgleichheit herausgewachsen war. Daß ich vom Landjunker zum Minister wurde, hätte man mir verziehen, aber die Dotationen und vielleicht auch den mir sehr gegen meinen Willen verliehenen Fürstentitel

verzieh man mir nicht. Die „Exzellenz" lag innerhalb des gewohnheitsmäßig Erreichbaren und Geschätzten; die „Durchlaucht" reizte die Kritik.

Aehnlich sprach sich Bismarck im Jahre 1897 aus:

Mir haben die Herren von der Kreuzzeitungfarbe das ministerielle Leben recht sauer gemacht; ich war nie ihr Mann und die schlimmsten Verdächtigungen sind immer von dieser Seite gekommen. Sie ließen mich im Stich, als es darauf ankam, zunächst einmal das deutsche Reich vor der Welt auf die Beine zu stellen; manches wäre anders geworden, wenn ich damals konservative Hilfe gefunden hätte, aber ich hätte viel eher noch mit Herrn Richter paktiert als mit den Freunden der Nathusius-Ludow und Konsorten. Es war viel Neid dabei, weil ich es weiter gebracht hatte als andere Junker, aber auch doktrinäre Beschränktheit und protestantisch-jesuitischer Eifer. Als ich dann weggeschickt wurde, hatten wieder dieselben Leute ihre Hand im Spiel: siehe Scheiterhaufenbrief und ähnliche Sachen. Zukunft 1. 9. 18..

Der Kampf um das Schulaufsichtsgesetz setzte sich im Herrenhause fest und hier verließen selbst die ältesten Freunde den Minister:

In einem Hause von 202 stimmten 76 gegen das Gesetz. Ich hatte noch am Abend vorher mit großer Anstrengung versucht, Herrn von Kleist die mutmaßlichen Folgen der Politik darzustellen, zu der er seine Freunde verleitete, fand mich aber einem parti pris gegenüber, bezüglich dessen Unterlage ich keine Konjektur machen will. Der Bruch mit mir wurde von jener Seite mit einer Schärfe äußerlich vollzogen, aus der ebenso viel persönliche als politische Leidenschaft hervorleuchtete. Die Ueberzeugung, daß dieser mir persönlich nahestehende Parteimann das Land und die konservative Sache schwer geschädigt hat, währt bis auf den heutigen Tag.

Wenn die konservative Partei, anstatt mit mir zu brechen und mich mit einer Bitterkeit und einem Fanatismus zu bekämpfen, worin sie keiner staatsfeindlichen Partei etwas nachgab, der Regierung des Kaisers geholfen hätte, in ehrlicher gemeinsamer Arbeit die Reichsgesetzgebung auszubauen, so würde der Ausbau nicht ohne tiefe Spuren solcher konservativen Mitarbeit geblieben sein. Ausgebaut mußte werden, wenn die politischen und militärischen Errungenschaften vor Zerbröckelung und zentrifugaler Rückbildung geschützt werden sollten.

Ich weiß nicht, wie weit ich konservativer Mitwirkung hätte entgegenkommen können, jedenfalls weiter, als es in den durch den Bruch entstandenen Verhältnissen geschehen ist.

Ich hielt für die damalige Zeit bei den Gefahren, die unsre Kriege geschaffen hatten, die Unterschiede der Parteidoktrinen für untergeordnet im Vergleiche mit der Notwendigkeit der politischen Deckung nach Außen durch möglichst geschlossene Einheit der Nation in sich. Als erste Bedingung galt mir die Unabhängigkeit Deutschlands auf Grund einer zum Selbstschutz hinreichend starken Einheit, und ich hatte und habe zu der Einsicht und Besonnenheit der Nation das Vertrauen, daß sie Auswüchse und Fehler der nationalen Einrichtungen heilen und ausmerzen wird, wenn sie daran nicht durch die Abhängigkeit von dem übrigen Europa und von inneren Fraktions- und Sonderinteressen verhindert wird, wie es bis 1866 der Fall war. In dieser Auffassung kam es mir auf die Frage, ob liberal, ob konservativ, in der damaligen Kriegs- und Koalitionsgefahr so wenig wie heut in erster Linie an, sondern auf die freie Selbstbestimmung der Nation und ihrer Fürsten.

Ich gebe auch heut diese Hoffnung nicht auf, wenn auch ohne die Gewißheit, daß unsre politische Zukunft nicht noch durch Mißgriffe und Unfälle im weiteren Ausbau geschädigt werden wird.

Es ist den Konservativen ein schwerer Vorwurf aus ihrer damaligen Haltung zu machen, es war ihre Pflicht, dem alten Führer die unbedingte Heeresfolge zu leisten, auf die er nach seinen Erfolgen ein unbedingtes

Recht hatte. Mehr aber noch muß gegen jenen Teil der Rechten Anklage erhoben werden, die in den Kampf jene ungeheure Verbitterung und jenen leidenschaftlichen Haß trugen, der seine Träger in den Perrot, Diest-Daber und den Deklaranten fand. Hier hat die Fraktionsbeschränktheit sich mit dem Neide vermählt. Die ungeheure Schwierigkeit für Bismarck ergab sich gerade daraus, daß er gleichzeitig den Kampf gegen zwei Fronten führen mußte, daß er eben so wie gegen die Konservativen, so auch gegen die Klerikalen auf der Wache stehen mußte. Und doch fühlte er, daß die Bundesgenossen, die jetzt auf seiner Seite standen, zum guten Teile nicht verläßlich waren, denn zu ihnen gehörten neben den Nationalliberalen und den freikonservativen Anhängern des Herrn von Kardorff auch die erbittertsten Feinde von einst, die Fortschrittler unter Herrn Virchow. Sie jubelten ihm wohl zu, wenn er den Sturmlauf begann gegen die Ultramontanen und wenn er für liberale Gesetze das Wort ergriff; aber niemals war Bismarck bereit, ihnen auf dem Wege nach dem ersehnten parlamentarischen Regimente zu folgen, und so ist die Freundschaft kühl und kurz geblieben.

Aber Bismarck ließ sich nicht entmutigen, er ging seinen Weg gerade und fest, selbst über die Bedenklichkeiten eines Roon hinweg. Er hätte die Verteidigung gegen die Klerikalen Falk überlassen können, aber er verschmähte es, sich hinter dem Schilde eines anderen zu decken, und so hielt er am 14. Mai seine gewaltige Rede, die in dem Ausruf gipfelte: Nach Kanossa gehen wir nicht!

Rede v. 14. 5. 1872. Ich halte es nach den neuerdings ausgesprochenen und öffentlich promulgierten Dogmen der katholischen Kirche nicht für möglich für eine weltliche Macht, zu einem Konkordat zu gelangen, ohne daß diese weltliche Macht bis zu einem Grade und in einer Weise effaziert würde, die das deutsche Reich wenigstens nicht annehmen kann. (Sehr wahr!)

Seien Sie außer Sorge: Nach Kanossa gehen wir nicht — weder körperlich noch geistig!

Die Souveränität kann nur eine einheitliche sein und muß es bleiben: die Souveränität der Gesetzgebung! und wer die Gesetze seines Landes als für ihn nicht verbindlich darstellt, stellt sich außerhalb der Gesetze und sagt sich los von dem Gesetz!

Ich habe dem Herrn Vorredner (Windthorst) als Minister in dieser Beziehung weiter nichts zu sagen; als evangelischer Christ aber habe ich ihm noch zu sagen: wenn er glaubt, daß die Trennung der evangelischen Kirche vom Staate für die evangelische Kirche tödlich sei, so muß ich ihm, was ich seiner ganzen Haltung nach voraussehen konnte, entgegnen, daß ihm zu meinem Bedauern der wahre Begriff des Evangeliums noch nicht aufgegangen ist!

Am selben Tage richtete Bismarck den berühmten Erlaß über die künftige Papstwahl an die Vertreter im Auslande, in dem er ausführte:

Blum V. Die Stellung des Oberhauptes der katholischen Kirche ist für alle Regierungen, innerhalb deren Länder diese Kirche eine anerkannte Stellung hat, von solcher Bedeutung, daß es geboten erscheint, sich die Folgen eines Wechsels in der Person des Papstes rechtzeitig zu vergegenwärtigen. . . Vor allem aber hat das vatikanische Konzil und seine beiden wichtigsten Bestimmungen über die Unfehlbarkeit und über die Jurisdiktion des Papstes die Stellung des letzteren auch den Regierungen gegenüber gänzlich verändert und das Interesse der

letzteren an der Papstwahl aufs höchste gesteigert, damit aber ihrem Rechte, sich darum zu kümmern, auch eine um so festere Basis gegeben. Denn durch diese Beschlüsse ist der Papst in die Lage gekommen, in jeder einzelnen Diözese die bischöflichen Rechte in die Hand zu nehmen und die päpstliche Gewalt der bischöflichen zu substituieren. Die bischöfliche Jurisdiktion ist in der päpstlichen aufgegangen; der Papst übt nicht mehr, wie bisher, einzelne bestimmte Reservatrechte aus, sondern die ganze Fülle der bischöflichen Rechte ruht in seiner Hand. Die Bischöfe sind nur noch seine Werkzeuge, seine Beamten ohne eigene Verantwortlichkeit; sie sind den Regierungen gegenüber Beamte eines fremden Souveräns geworden, und zwar eines Souveräns, der vermöge seiner Unfehlbarkeit ein vollkommen absoluter ist — mehr als irgend ein absoluter Monarch in der Welt. Ehe die Regierungen irgend einem neuen Papste eine solche Stellung einräumen und ihm die Ausübung solcher Rechte gestatten, müssen sie sich fragen, ob die Wahl und die Person desselben die Garantien bieten, welche sie gegen den Mißbrauch solcher Gewalt zu fordern berechtigt sind. . . . Aus diesen Erwägungen scheint es mir wünschenswert, daß diejenigen europäischen Regierungen, welche bei der Papstwahl interessiert sind, sich rechtzeitig mit den dieselbe betreffenden Fragen beschäftigen und womöglich sich untereinander über die Art und Weise verständigen, wie sie sich derselben gegenüber verhalten wollen, und über die Bedingungen, von welchen sie eventuell die Anerkennung einer Wahl abhängig machen würden.

Bald darauf begab sich Bismarck zur Erholung nach Varzin, so daß er an der Beratung des Jesuitengesetzes nicht mehr teilnahm. Hier fand Bismarck auch seinen alten Humor wieder und freudig begrüßte er die Ankündigung eines Besuchs durch seinen alten Freund Motley, dem er sofort die fröhliche Antwort gab:

Mein lieber Motley,

ich war um so angenehmer überrascht, Deine Handschrift zu sehen, als ich vor Oeffnung des Briefes erriet, daß er das Versprechen eines Besuches hier enthalten würde. Du bist tausendmal willkommen und doppelt, wenn Du von Deinen Damen begleitet bist, die sicherlich noch niemals einen Pommern auf dem Boden seiner Heimat gesehen haben. Wir leben hier etwas hinter den Wäldern, ist aber Berlin erst erreicht, so ist die Reise keine beschwerliche mehr. Der beste Zug verläßt Berlin morgens zwischen 8 und 9 Uhr, ich glaube 8.45 Stettiner Bahnhof, 15 oder 20 Minuten zu fahren von jedem Hotel Unter den Linden. Du fährst mit Eisenbahn bis Schlawe, wo Du gegen 4 Uhr nachmittags ankommst und von wo Dich ein hornblasender Postillon gerade recht zur Essenszeit, vor 6 Uhr, nach Varzin bringt. Wenn Du so gut sein willst, mir bei Eurer Abreise von Berlin, am Abend vorher, ein Telegramm zu senden, so werde ich alles für Dich in Schlawe fertig machen lassen, so daß Du bloß vom Waggon in den Wagen zu steigen brauchst. Die pommerschen Götter mögen mir gnädig sein, Dir einen sonnigen Tag zu geben, und in diesem Falle werde ich einen offenen Wagen bestellen und einen fürs Gepäck. Nur laß mich durch das Telegramm Deinen Willen hierüber wissen, sowie darüber, wieviel Innen- oder Außenplätze nötig sind. Brf. v. 6. 7. 1872.

Meine Frau ist noch in Soden. Ich erwarte sie am 9. d. zurück, aber la donna è mobile! Jedenfalls wird sie durch weibliche Schwäche nicht über das Ende dieser Woche zurückgehalten werden. Sie wird gleichfalls erfreut sein, Dich wiederzusehen; Dein Name ist ihren Lippen vertraut und kam nie aus ihrem Munde ohne ein freundliches Lächeln. Der erste Tag, über den Du verfügen kannst, ist jedenfalls der beste uns zu besuchen, obwohl wir hier bis zum Ende des Sommers zu bleiben gedenken. Du erwähnst nicht, daß Mrs. Motley Dich begleiten wird und bei diesem Schweigen nehme ichs für ausgemacht an, daß sie es wird, da Mann und Weib sind ein Leib. Wir werden glücklich sein,

sie mit Dir zu sehen, und en attendant richte ihr und Mrs. Ives meine aufrichtigsten Empfehlungen aus. Getreulichst

Dein alter Freund
v. Bismarck.

Motley kam gerade zurecht, um mit Bismarck am 28. Juli die silberne Hochzeit zu feiern. Wir besitzen aus seiner Feder aus jenen Tagen reizende Schilderungen, die er an seine Gattin richtete, so schreibt er am 25. Juli:

Motleys Briefwechsel II.

Liebe Mary! Wir verließen Berlin gestern morgen $^3/_4$9 Uhr und kamen auf Station Schlawe um $^1/_2$5 Uhr an. Wir hatten bis Varzin anderthalb Stunden zu fahren. Als der Postillon sein Horn blies und an der Thür vorfuhr, kamen Bismarck, seine Frau, Marie und Herbert alle heraus und bewillkommneten uns schon am Wagen in der herzlichsten Weise. Ich fand seine Erscheinung wenig verändert seit 1864, was mich überrascht hat. Er ist etwas stärker geworden und sein Gesicht verwitterter, aber ebenso ausdrucksvoll und gewaltig wie immer. Frau v. Bismarck hat sich noch weniger verändert in den vierzehn Jahren, seit ich sie gesehen. Sie sind beide so gütig und liebenswürdig gegen Lilli, daß es ihr vorkommt, als hätte sie sie zeit ihres Lebens gekannt. Marie ist ein niedliches Mädchen mit schönem dunklem Haar und grauen Augen — einfach, ungeziert und gleich Vater und Mutter voll Uebermut. Die Lebensweise ist höchst ungeniert, wie Du Dir denken wirst, wenn ich Dir sage, daß wir direkt vom Wagen in den Speisesaal geführt wurden (nach einer staubigen, heißen Reise, in Eisenbahn und Wagen 10 Stunden unterwegs) und uns niedersetzen und das Essen nachholen mußten, welches schon halb vorüber war, da wir durch irgend ein contretemps eine Stunde später anlangten, als wir erwartet wurden. Nach Tisch machte Bismarck mit mir einen Spaziergang in den Wald, wobei er die ganze Zeit in der einfachsten, lustigsten und interessantesten Weise über alles sprach, was sich in diesen furchtbaren Jahren ereignet hat; aber er sprach davon, wie alltägliche Leute von den alltäglichsten Dingen reden, ohne jede Affektation. Und gerade weil er so einfach ist, sich so gehen läßt, muß man innerlich zu sich selbst sagen: Das ist der große Bismarck, der größte der jetzt lebenden Menschen und einer der größten Charaktere, die es je gegeben hat. Wenn man im vertrauten Umgange mit Brobdignacs (Riesen aus Gullivers Reisen von Swift) lebt, so scheint es augenblicklich, als wären wir alle auch Brobdignacs, und das wäre überhaupt so die Regel, man vergißt den Vergleich mit der eigenen Kleinheit. Es giebt dagegen viele Leute in gewissen Dörfern, die uns bekannt sind, welche über ihre Umgebung einen viel erkältenderen Hauch wegblasen, als wenn sie Bismarck wären.

Am Abend saßen wir wieder als gemischte Gesellschaft beisammen, indem die einen Thee tranken, die anderen Bier und einige Selterwasser, während Bismarck eine Pfeife rauchte. Er raucht jetzt aber wenig und nur ganz leichten Tabak in der Pfeife. Früher, als ich ihn kannte. rauchte er unaufhörlich die stärksten Zigarren, und jetzt, sagte er, könne er nicht mehr, um sein Leben zu retten, Zigarren rauchen, solchen Widerwillen erregen sie ihm. Ein Gutsnachbar, Herr v. Thadden und Frau, waren die einzigen Gäste, und sie gehen heute nachmittag wieder fort. Dieser Freund hatte die Schlacht von Königgrätz mitgemacht, und Bismarck erzählte eine Menge Anekdoten von jener Schlacht. . . . Ich wünschte, Du hättest ihm zuhören können. Du kennst seine Art und Weise. Von allen Männern, die ich je gesehen, klein oder groß, ist er am wenigsten poseur. Alles kommt so nebenbei und nachlässig heraus. Ich fragte ihn, ob er nun mit dem Kaiser von Oesterreich gut Freund wäre. Er sagte ja, und der Kaiser wäre im vorigen Jahre in Salzburg ausnehmend höflich gegen ihn gewesen und durch den ganzen Saal sogleich auf ihn zugekommen, als er sich in der Thüre gezeigt. Er sagte, als er noch jünger war, habe er sich für einen ganz klugen Burschen gehalten, aber sich allmählich überzeugt, daß niemand

wirklich mächtig oder groß sei, und er müsse darüber lachen, wenn er sich preisen höre als weise, vorherrschend und als übe er große Macht aus in der Welt. Ein Mann in seiner Stellung sei genötigt, während Unbeteiligte erwägen, ob es morgen Regen oder Sonnenschein geben würde, prompt zu entscheiden: es wird regnen oder es wird schön Wetter sein, und demgemäß zu handeln mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln. Hatte er recht geraten, so rief alle Welt: welche Weisheit, welche Prophetengabe! hatte er unrecht, so möchten alle alten Weiber mit Besenstielen nach ihm schlagen.

Wenn er weiter nichts gelernt hätte, so hätte er Bescheidenheit gelernt. Ganz gewiß lebte nie ein Sterblicher, der so unaffektiert war, und auch kein genialerer. Er sieht aus wie ein Koloß, aber seine Gesundheit ist schon erschüttert. Er kann nie vor 4 oder 5 Uhr morgens einschlafen. Natürlich folgt ihm seine Arbeit hierher nach, doch schien sie ihn wenig zu belästigen. Er sieht aus wie ein Landedelmann, der vollkommen Muße hat. . . .

Von seinem alten Herrn erhielt Bismarck zu seinem Silberfeste eine kostbare Vase in Begleitung des folgenden Handschreibens aus Koblenz vom 26. Juli: „Sie werden am 28. ein schönes Familienfest begehen, das Ihnen der Allmächtige in seiner Gnade beschert. Daher darf und kann ich mit meiner Teilnahme an diesem Feste nicht zurückbleiben, und so wollen Sie und die Fürstin, Ihre Gemahlin, hier meinen innigsten und herzlichsten Glückwunsch zu diesem erhebenden Feste entgegennehmen! Daß Ihnen beiden, unter so vielen Glücksgütern, die Ihnen die Vorsehung für Sie erkoren hat, doch immer das häusliche Glück obenan stand, das ist es, wofür unsere Dankgebete zum Himmel steigen! Unsere und meine Dankbarkeit gehen aber weiter, indem sie den Dank in sich schließen, daß Gott Sie mir in entscheidender Stunde zur Seite stellte und damit eine Laufbahn meiner Regierung eröffnete, die weit über Denken und Verstehen gehet. Aber auch hierfür werden Sie Ihre Dankgebete nach oben senden, daß Gott Sie begnadigte, so Hohes zu leisten! Und in und nach allen Ihren Mühen fanden Sie stets in der Häuslichkeit Erholung und Frieden, — das erhielt Sie Ihrem schweren Berufe! Für diesen sich zu erhalten und zu kräftigen, ist mein stetes Anliegen an Sie, und freue ich mich, aus Ihrem Briefe durch Oberst Graf Lehndorff und von diesem selbst zu hören, daß Sie jetzt mehr an sich als an die Papiere denken werden. — Zur Erinnerung an Ihre silberne Hochzeit wird Ihnen eine Vase übergeben werden, die eine dankbare Borussia darstellt, und die, so zerbrechlich ihr Material auch sein mag, doch selbst in jeder Scherbe dereinst aussprechen soll, was Preußen Ihnen durch die Erhebung auf die Höhe, auf welcher es jetzt steht, verdankt. Ihr treuergebener, dankbarer König Wilhelm."

In seiner Antwort aber sagte Bismarck:

Ich habe im Rückblick auf mein Leben so unerschöpflichen Anlaß, Gott für seine unverdiente Barmherzigkeit zu danken, daß ich oft fürchte, es könne mir so gut nicht bis zu Ende gehen. Für eine besonders glückliche Fügung aber erkenne ich es, daß Gott mich auf Erden zum Dienste eines Herrn berufen hat, dem ich freudig und mit Liebe diene, weil die angestammte Treue des Unterthanen unter Eurer Majestät Führung nie zu besorgen hat, mit einem warmen Gefühl für die Ehre und das Wohl des Vaterlandes in Widerstreit zu geraten. Möge Gott mir auch ferner zu dem Willen die Kraft geben, Eurer Majestät so zu dienen, daß ich mir die Allerhöchste Zufriedenheit erhalte, von

Brf v. 28. 7. 1872.

der ein so gnädiges Zeugnis heut vor mir liegt, in Gestalt des Handschreibens vom 26.

Anfang September kehrte Bismarck nach Berlin zurück und stürzte sich mitten in den Trubel, den der Besuch der Kaiser von Oesterreich und Rußland und ihrer Minister in Berlin heraufbeschwor. In täglichen Beratungen erreichte er ein außerordentlich herzliches Verhältnis zu den beiden Monarchen und es gelang ihm, die Beziehungen zu beiden Ländern auf das günstigste zu beeinflussen. Damals erhielt er auch die höchsten russischen und österreichischen Auszeichnungen. Bald aber nahm ihn wieder der kirchliche Kampf lebhaft in Anspruch, mehr aber noch der Kampf gegen die Konservativen, der namentlich durch die neue Kreisordnung wachgerufen worden war. Zwar hatte Kaiser Wilhelm sich persönlich für die Vorlage und ihr Zustandekommen eingesetzt, aber mit 145 gegen 18 Stimmen wurde sie im Herrenhause abgelehnt und darauf sofort der Landtag geschlossen. Sicherlich wurde das körperliche Uebelbefinden, das Bismarck bald darauf nach erneuter Rückkehr nach Varzin zwang, beeinflußt durch die tiefe Verstimmung, die in ihm die Feindseligkeit der Konservativen erweckte. Während seiner Abwesenheit eröffnete Graf Roon die neue Landtagssession, um jedoch bald, verletzt durch gewisse Intrigen seiner Kollegen, den König um seinen Abschied zu bitten. Er teilte diesen Entschluß dem Fürsten Bismarck amtlich mit und erhielt darauf folgende aus der damaligen Stimmung nur allzu verständliche Antwort:

Denkw. Roons III. Brf. v. 13. 12. 1872. Lieber Roon, auf Ihren amtlichen Brief vom 10. antworte ich jetzt nicht, sondern melde Ihnen nur, daß ich morgen in Berlin einzutreffen hoffe. Ich reise nicht, weil ich mich gesund fühle, sondern weil ich für Pflicht halte, die Lage mit seiner Majestät und mit Ihnen mündlich zu besprechen. — Mein Gefühl sagt mir seit Monaten, daß ich die alte Gesundheit nicht wieder erlange und also auch den alten Geschäftskreis nicht wieder übernehmen kann. So lange der König es befiehlt, will ich ihm als auswärtiger Minister gern weiter dienen, da ich die mehr als zwanzigjährige Erfahrung in der europäischen Politik und das Vertrauen der fremden Höfe nicht auf einen anderen übertragen kann. Aber die auswärtigen Angelegenheiten der stärksten Großmacht nehmen einen vollen Mannesdienst in Anspruch, und es ist eine unerhörte Anomalie, daß der auswärtige Minister eines großen Reiches daneben die Verantwortung für die innere Politik desselben tragen soll. Mein Gewerbe ist ein solches, in dem man viele Feinde gewinnt, aber keine neuen Freunde, sondern die alten verliert, wenn man es zehn Jahre lang ehrlich und furchtlos betreibt. . . Das muß ich tragen, wenn ich auswärtiger Minister bleiben und der König mich noch schneller aufreiben will, als ich ohnehin zu Grunde gehe. Im Innern habe ich den Boden, der mir annehmbar ist, verloren durch die . . . Desertion der konservativen Partei in der katholischen Frage. In meinen Jahren und mit der Ueberzeugung, nicht lange mehr zu leben, hat der Verlust aller alten Freunde etwas für diese Welt Entmutigendes, was bis zur Lähmung geht, wenn die Sorge um meine Frau dazutritt, wie das seit Monaten verstärkt wiederkehrt. Meine Federn sind durch Ueberspannung erlahmt; der König als Reiter im Sattel weiß wohl kaum, daß und wie er in mir ein braves Pferd zu Schanden geritten hat; die Faulen halten länger aus, aber ultra posse nemo obligatur. Ich glaubte es noch einige Monate bis zu mündlicher Verständigung hinhalten zu können. Aber ihr Brief vom 10., lieber Roon, hat meinen Entschluß zur Reife gebracht. Ich kann des Königs preußischer Ministerpräsident nicht bleiben; will Se. Majestät mich als Reichskanzler und Aus-

wärtigen Minister behalten, so will ich versuchen, diesen Zweig weiter zu besorgen. Die Verantwortung für Kollegen, auf die ich nur bittweisen Einfluß habe, und die Verantwortung für solche Ansichten und Willensmeinungen Sr. Majestät, die ich nicht teilen kann, vermag ich in meiner deprimierten Gemütsverfassung nicht mehr durchzufechten. Die meine Bestrebungen kreuzenden Einflüsse sind mir zu mächtig, und die Ueberhebung und politische Unbrauchbarkeit der Konservativen hat meine Freudigkeit im Kampfe seit dem letzten Frühjahr gebrochen. Mit den Konservativen ist nichts zu machen, sie folgen den Rednern wie K(leist-Retzow) und den Intriganten wie B(odelschwingh), gegen sie mag ich nicht. Der König muß also m. E. neue, im Parteiwesen nicht verbrauchte Leute an die Spitze bringen und mich in Frieden auf mein diplomatisches Altenteil oder gänzlich ziehen lassen. In diesem Sinne werde ich übermorgen mein partielles Abschiedsgesuch Sr. Majestät vortragen. Das Zeugnis gegen das Ministerium, welches in Ihrem Abschiedsgesuch liegt, hat meinen seit Monaten keimenden Entschluß schnell gereift. Wir werden, wenn Gott uns Leben giebt, uns der großen Zeit, die wir gemeinsam durcharbeiteten, als alte Freunde gern erinnern und behäbigeren Nachfolgern mit weniger aufreibendem Diensteifer wohlwollend nachblicken. In herzlicher und unwandelbarer Freundschaft Ihr v. Bismarck.

Die Roonkrisis führte zu einem merkwürdigen Ergebnis: zu einer Bismarckkrisis. Denn der große Staatsmann forderte seine Enthebung von dem Amte des preußischen Ministerpräsidenten und erhielt für diesen Entschluß die königliche Genehmigung. Da aber Roon sein Entlassungsgesuch zurückgenommen hatte und unter den Ministern allein das volle königliche Vertrauen genoß, so übernahm er an Bismarcks Stelle den Vorsitz im Ministerrat und somit die Leitung der preußischen Staatsgeschäfte. Damals wäre sicher die günstigste Gelegenheit für die Konservativen gewesen, das Kriegsbeil zu begraben und eine Versöhnung mit dem großen Kanzler anzustreben. Aber solche Schritte unterblieben, die Aktion gegen Bismarck wurde fortgesetzt und mit erneuter Heftigkeit geführt. Jetzt suchte man vor allen Dingen dort einzusetzen, wo man bisher vergebens sich gemüht hatte, man suchte das Vertrauen des Königs gegen seinen Kanzler zu untergraben.

Aber diese Versuche wie alle späteren mißlangen, König Wilhelm hielt seinem ersten Diener Treue bis ans Ende. Und gerade in den Tagen der Krise schrieb Kaiser Wilhelm an seinen Kanzler, unter Uebersendung der brillantenen Insignien des Schwarzen Adlerordens:

Sie wissen, mit wie schwerem Herzen ich Ihren Wunsch erfüllt habe, indem ich Sie von dem Vorsitz Meines Staatsministeriums entband. Aber ich weiß, welche geistige und körperliche Anstrengung die zehn Jahre dieser Stellung von Ihnen verlangten, und will deshalb nicht länger anstehen, Ihnen eine Erleichterung zu bewilligen. — Zehn inhaltsschwere Jahre liegen hinter uns, seit Sie meiner Berufung, an die Spitze der preußischen Verwaltung zu treten, Folge leisteten! Schritt für Schritt hat ihr Rat und Ihre That Mich in den Stand gesetzt, Preußens Kraft zu entwickeln und Deutschland zur Einigung zu führen. Ihr Name steht unauslöschlich in der Geschichte Preußens und Deutschlands verzeichnet und die höchste Anerkennung ist Ihnen von allen Seiten gerecht zu teil geworden. Wenn ich genehmige, daß Sie die mit so sicherer Hand geführte Verwaltung Preußens niederlegen, so werden Sie mit derselben doch unter Fortführung der politischen Aufgaben Preußens in Verbindung mit denen der deutschen Reichskanzlerstellung im engsten Zusammenhange bleiben. — Durch die Verleihung der brillantenen Insignien Meines hohen Ordens vom Schwarzen

Adler will ich Ihnen bei diesem Anlaß einen erneuten Beweis Meiner höchsten Anerkennung und nie erlöschenden Dankbarkeit geben! Mögen die Ihnen gewährten geschäftlichen Erleichterungen die Kräftigung Ihrer Gesundheit sichern, die Sie erhoffen und ich wünsche, damit Sie lange noch dem engeren und dem weiteren Vaterlande und mir ihre bewährten Dienste leisten können. Ihr treuergebener dankbarer König Wilhelm.

Wenige Tage vorher, am Weihnachtsheiligabend, hatte Bismarck seinem königlichen Freunde für die Uebersendung einer Nachbildung des Standbildes Friedrich des Großen mit den tiefempfundenen Worten gedankt:

Brf. v. 24. 12. 1873. Ich habe jederzeit bedauert, daß es mir nach dem Willen meiner Eltern nicht erlaubt war, lieber vor der Front als hinter dem Schreibtisch meine Anhänglichkeit an das angestammte Königshaus und meine Begeisterung für die Größe und den Ruhm des Vaterlandes zu bethätigen. Auch heute, nachdem Ew. Majestät mich zu den höchsten staatsmännischen Ehren erhoben hat, vermag ich das Bedauern, ähnliche Stufen nicht als Soldat mir erstritten zu haben, nicht ganz zu unterdrücken. Verzeihen Eure Majestät am heiligen Abend einem Manne, der gewohnt ist, an christlichen Gedenktagen auf seine Vergangenheit zu blicken, diese Aussprache persönlicher Empfindungen. Ich wäre vielleicht ein unbrauchbarer General geworden, aber nach meiner eigenen Neigung hätte ich lieber Schlachten für Eure Majestät gewonnen, wie die Generale, die das Denkmal zieren, als diplomatische Kampagnen. Nach Gottes Willen und nach Eurer Majestät Gnade habe ich die Aussicht, in Schrift und Erz genannt zu werden, wenn die Nachwelt die Erinnerung an Eurer Majestät glorreiche Regierung verewigt. Aber die herzliche Anhänglichkeit, die ich, unabhängig von der Treue jedes ehrlichen Edelmannes für seinen Landesherrn, für Eurer Majestät Person fühle, der Schmerz und die Sorge, die ich darüber empfinde, daß ich Eurer Majestät nicht immer nach Wunsch dienen kann, werden in keinem Denkmal Ausdruck finden können; und doch ist es nur dieses persönliche Gefühl in letzter Instanz, welches die Diener ihrem Monarchen, die Soldaten ihrem Führer, auf Wegen, wie Friedrich II. und Eure Majestät nach Gottes Ratschluß gegangen sind, in rücksichtsloser Hingebung nachzieht. Meine Arbeitskraft entspricht nicht mehr meinem Willen, aber der Wille wird bis zum letzten Atem Eurer Majestät gehören. v. Bismarck.

In den Frieden jener Tage trat bereits ein Mann hervor mit einem Namen, der später noch viel genannt ist, Graf Harry von Arnim. Von ihm hat Bismarck folgende Schilderung hinterlassen:

Ged. u Er. II. Graf Harry Arnim vertrug wenig Wein und sagte mir einmal nach einem Frühstücksglase: „In jedem Vordermanne in der Karriere sehe ich einen persönlichen Feind und behandle ihn dementsprechend. Nur darf er es nicht merken, so lange er mein Vorgesetzter ist.“ Es war dies in der Zeit, als er nach dem Tode seiner ersten Frau aus Rom zurückgekommen, durch eine italienische Amme seines Sohnes in rot und gold Aufsehen auf den Promenaden erregte und in politischen Gesprächen gern Macchiavell und die Werke italienischer Jesuiten und Biographen zitierte. Er posierte damals in der Rolle eines Ehrgeizigen, der keine Skrupel kannte, spielte hinreißend Klavier und war vermöge seiner Schönheit und Gewandtheit gefährlich für die Damen, denen er den Hof machte. Diese Gewandtheit auszubilden, hatte er frühzeitig begonnen, indem er als Schüler des Neustettiner Gymnasiums von den Damen einer wandernden Schauspielertruppe sich in die Lehre nehmen ließ und das mangelnde Orchester am Klavier ersetzte.

Unter den Persönlichkeiten, die neben ausländischen Einflüssen, neben der „Reichsglocke“ und ihren Mitarbeitern in aristokratischen und Hofkreisen und in den Ministerien meiner Kollegen, neben dem verstimmten Junkertume und dessen

Aera-Artikeln in der Kreuzzeitung, daran arbeiteten, mir das Vertrauen des Kaisers zu entziehen, spielte Graf Harry Arnim eine hervorragende Rolle.

Am 23. August 1871 wurde er auf meinen Antrag zum Gesandten, demnächst zum Botschafter in Paris ernannt, wo ich seine hohe Begabung trotz seiner Fehler im Interesse des Dienstes nützlich zu verwerten hoffte; er sah in seiner Stellung dort aber nur eine Stufe, von der aus er mit mehr Erfolg daran arbeiten konnte, mich zu beseitigen und mein Nachfolger zu werden. Er machte in Privatbriefen an den Kaiser geltend, daß das preußische Königshaus gegenwärtig das älteste in Europa sei, das sich in ununterbrochener Regierung erhalten habe, und daß dem Kaiser, als dem doyen der Monarchen, durch diese Gnade Gottes eine Verpflichtung erwachse, die Legitimität und Kontinuität anderer alter Dynastien zu überwachen und zu schützen. Die Berührung dieser Saite im Gemüte des Kaisers war psychologisch richtig berechnet, und wenn Arnim allein ihn zu beraten gehabt hätte, so wäre es ihm vielleicht gelungen, das klare und nüchterne Urteil dieses Herrn durch ein künstlich gesteigertes Gefühl von angestammter Fürstenpflicht zu trüben. Aber er wußte nicht, daß Se. Majestät mir in seiner graden und ehrlichen Weise die Briefe mitteilte und dadurch Gelegenheit gab, der politischen Einsicht, man könnte sagen, dem gesunden Verstande des Herrn die Schäden und Gefahren der Ratschläge darzulegen, denen wir auf dem von Arnim empfohlenen Wege der Herstellung der Legitimität in Frankreich entgegengehen würden.

Meine schriftlichen Auslassungen in diesem Sinne erlaubte der Kaiser später Arnimschen Schmähschriften gegenüber zu veröffentlichen. In einer derselben ist Bezug darauf genommen, daß dem Könige bekannt sei, daß Arnims Aufrichtigkeit in maßgebenden Kreisen angezweifelt werde, und daß man ihn am englischen Hofe als Botschafter nicht gewünscht habe, „weil man ihm kein Wort glauben würde". Graf Arnim hat wiederholt Versuche gemacht, ein Zeugnis des englischen Kabinetts gegen diese meine Andeutung zu erlangen, und von den ihm mehr als mir wohlwollenden englischen Staatsmännern die Versicherung erhalten, daß ihnen nichts derart bekannt sei. Doch war die von mir angedeutete präventive Zurückweisung Arnims in einer Gestalt an den Kaiser gelangt, daß ich mich öffentlich auf Sr. Majestät Zeugnis über die Thatsache berufen konnte.

Nachdem Arnim sich 1873 in Berlin überzeugt hatte, daß seine Aussichten, an meine Stelle zu treten, noch nicht so reif waren, wie er angenommen hatte, versuchte er einstweilen das frühere gute Verhältnis herzustellen, suchte mich auf, bedauerte, daß wir durch Mißverständnisse und Intrigen anderer auseinandergekommen wären, und erinnerte an Beziehungen, die er einst mit mir gehabt und gesucht hatte. Zu gut von seinem Treiben und von dem Ernst seines Angriffes auf mich unterrichtet, um mich täuschen zu lassen, sprach ich ganz offen mit ihm, hielt ihm vor, daß er mit allen mir feindlichen Elementen in Verbindung getreten sei, um meine politische Stellung zu erschüttern, in der irrigen Annahme, er werde mein Nachfolger werden, und daß ich an seine versöhnliche Gesinnung nicht glaube. Er verließ mich, indem er mit der ihm eigenen Leichtigkeit des Weinens eine Thräne im Auge zerdrückte. Ich kannte ihn von seiner Kindheit an.

Das neue Jahr 1873 führte von Anfang an zu weiteren erbitterten Kämpfen gegen den Klerikalismus. Der Papst selbst hatte es für nötig gehalten, Stellung zu nehmen und mit scharfen Aeußerungen die herrschende Erregung aufzustacheln; in einer Allokution an deutsche Pilger hatte er gesagt, im Reiche herrsche eine Verfolgung gegen die Kirche, an deren Spitze der erste Minister stehe, und er hatte geschlossen mit den Worten: „Wer weiß, ob nicht bald das Steinchen von der Höhe loslöst, daß es den Fuß des Kolosses zertrümmert." Die diplomatische Vertretung Deutschlands beim Vatikan wurde aufgehoben und eine Reihe

Gesetzesmaßregeln durch Falk den Abgeordneten vorgelegt. In den ersten Phasen des Kampfes überließ er dem Kultusminister die vorderste Reihe in der Schlachtordnung. Er selbst ergriff dagegen das Wort, um mit voller Offenheit die Gründe für den Wechsel in der Leitung des Staatsministeriums darzulegen und vor allem das freisinnige Verlangen nach Parlamentsministern abzulehnen. In der Auffassung dieser Frage ist er stets konsequent geblieben. So sagte er damals:

Sowie wir in Parteiministerien hineingeraten, so werden die Gegensätze geschärft. Der König allein und die Emanation, die von ihm und Seiner politischen Auffassung ausgeht, bleibt parteilos, und in dieser Stellung über den Parteien, auf dieser Höhe der Krone, muß, meines Erachtens, die Regierung in Preußen gehalten werden.

In den Kulturkampf trat Bismarck mit seiner Rede vom 10. März ein. Hier wie in der nächsten Zeit trat allerdings das erste und ursprünglichste Motiv seiner Beteiligung, die polnische Gefahr, zurück; aber mehr und mehr hatte sich in ihm die Ueberzeugung gefestigt, daß es sich nicht nur um einen geistigen Kampf, sondern auch um weltliche Entscheidungen handle, daß die römische Kirche mit ihrer ganzen Macht sich gegen das protestantische Kaisertum der Hohenzollern stemme. Diese Ueberzeugung teilte mit ihm auch der hochkonservative Roon, der ihm am 16. Januar schrieb: „Die große Falkenjagd hat heute begonnen. Den Gesetzen wird doch von verschiedenen Seiten mehr Opposition gemacht werden, als ich erwartete. Aber der Kampf selbst ist eine Stärkung, sogar ohne den Sieg.“ Bismarck selbst hat schon damals wohl empfunden, daß die Falkschen Vorschläge über ihr Ziel hinausschossen, und er hat, wie wir sahen, diese Auffassung noch in seinem letzten Werke zum Ausdruck gebracht. Aber er trat dennoch für seinen Ressortminister ein, weil politische Gründe ihm eine Trennung von diesem tapferen Manne untersagten. Am 10. März hielt er die berühmte Rede über den uralten Machtstreit zwischen Königtum und Priestertum, in die er zugleich eine scharfe Absage an die Konservativen verbot. „Sie, meine Herren,“ rief er ihnen zu, „haben wesentlich dazu beigetragen, mich, der ich glaubte, die Geschäfte an der Spitze einer konservativen Partei von einiger Bedeutung und einigem Gewicht führen zu können, herauszudrängen aus meiner darauf berechneten Stellung im Ministerium.

Ged. u. Er. II. „Ich weiß nicht,“ so hat er später geurteilt, „wie weit ich konservativer Mitwirkung hätte entgegenkommen können, jedenfalls weiter, als es in den durch den Bruch entstandenen Verhältnissen geschehen ist. Ich hielt für die damalige Zeit bei den Gefahren, die unsre Kriege geschaffen hatten, die Unterschiede der Parteidoktrinen für untergeordnet im Vergleiche mit der Notwendigkeit der politischen Deckung nach außen durch möglichst geschlossene Einheit der Nation in sich. Als erste Bedingung galt mir die Unabhängigkeit Deutschlands auf Grund einer zum Selbstschutz hinreichend starken Einheit, und ich hatte und habe zu der Einsicht und Besonnenheit der Nation das Vertrauen, daß sie Auswüchse und Fehler der nationalen Einrichtungen heilen und ausmerzen wird, wenn sie daran nicht durch die Abhängigkeit von dem übrigen Europa und von inneren Fraktions- und Sonderinteressen verhindert wird, wie es bis 1866 der Fall war. In dieser Auffassung kam es mir auf die Frage,

ob liberal, ob konservativ, in der damaligen Kriegs- und Koalitionsgefahr so wenig wie heute in erster Linie an, sondern auf die freie Selbstbestimmung der Nation und ihrer Fürsten. Ich gebe auch heute diese Hoffnung nicht auf, wenn auch ohne die Gewißheit, daß unsere politische Zukunft nicht noch durch Mißgriffe und Unfälle im weiteren Ausbau geschädigt werden wird.

In seiner großen Rede aber sagte Bismarck:

Die Frage, in der wir uns befinden, wird meines Erachtens gefälscht, und das Licht, in dem wir sie betrachten, ist ein falsches, wenn man sie als eine konfessionelle, kirchliche betrachtet. Es ist wesentlich eine politische; es handelt sich nicht um den Kampf, wie unseren katholischen Mitbürgern eingeredet wird, einer evangelischen Dynastie gegen die katholische Kirche, es handelt sich nicht um den Kampf zwischen Glauben und Unglauben, es handelt sich um den uralten Machtstreit, der so alt ist wie das Menschengeschlecht, um den Machtstreit zwischen Königtum und Priestertum, den Machtstreit, der viel älter ist als die Erscheinung unsers Erlösers in dieser Welt, den Machtstreit, in dem Agamemnon in Aulis mit seinen Sehern lag, der ihm dort die Tochter kostete und die Griechen am Auslaufen verhinderte, den Machtstreit, der die deutsche Geschichte des Mittelalters bis zur Zersetzung des deutschen Reiches erfüllt hat unter dem Namen der Kämpfe der Päpste mit den Kaisern, der im Mittelalter seinen Abschluß damit fand, daß der letzte Vertreter des erlauchten schwäbischen Kaiserstammes unter dem Beile eines französischen Eroberers auf dem Schaffot starb, und daß dieser französische Eroberer im Bündnis mit dem damaligen Papste stand. Wir sind der analogen Lösung der Situation sehr nahe gewesen, übersetzt immer in die Sitten unserer Zeit. Wenn der französische Eroberungskrieg, dessen Ausbruch mit der Publikation der vatikanischen Beschlüsse koinzidierte, erfolgreich war, so weiß ich nicht, was man auch auf unseren kirchlichen Gebieten in Deutschland von den gestis Dei per Francos zu erzählen haben würde. Aehnliche Pläne haben vorgelegen vor dem letzten Kriege mit Oesterreich, ähnliche Pläne haben vorgelegen vor Olmütz, wo ein ähnliches Bündnis bestand gegenüber der königlichen Macht, wie sie in unserem Lande besteht, auf einer Basis, die von Rom nicht anerkannt wird. Es ist meines Erachtens eine Fälschung der Politik und der Geschichte, wenn man Se. Heiligkeit den Papst ganz ausschließlich als den Hohenpriester einer Konfession oder die katholische Kirche als die Vertreterin des Kirchentums überhaupt betrachtet. Das Papsttum ist eine politische Macht jederzeit gewesen, die mit der größten Entschiedenheit und dem größten Erfolge in die Verhältnisse dieser Welt eingegriffen hat, die diese Eingriffe erstrebt und zu ihrem Programm gemacht hat. Die Programme sind bekannt. Das Ziel, welches der päpstlichen Gewalt, wie den Franzosen die Rheingrenze, ununterbrochen vorschwebte, das Programm, das zur Zeit der mittelalterlichen Kaiser seiner Verwirklichung nahe war, ist die Unterwerfung der weltlichen Gewalt unter die geistliche, ein eminent politischer Zweck, ein Streben, welches aber so alt ist wie die Menschheit; denn so lange hat es auch, sei es kluge Leute, sei es wirkiche Priester, gegeben, die die Behauptung aufstellten, daß ihnen der Wille Gottes genauer bekannt sei als ihren Mitmenschen, und daß sie auf Grund dieser Behauptung das Recht hätten, ihre Mitmenschen zu beherrschen; und daß dieser Satz das Fundament der päpstlichen Ansprüche auf Herrschaft ist, ist bekannt. Ich brauche hier an alle die hundertmal erwähnten und kritisierten Aktenstücke nicht zu erinnern: sie sind nicht nur publici juris, sondern auch jedem, der einen oberflächlichen Einblick in die Weltgeschichte hat, bekannt. Der Kampf des Priestertums mit dem Königtum, der Kampf in diesem Falle des Papstes mit dem deutschen Kaiser, wie wir ihn schon im Mittelalter gesehen haben, ist zu beurteilen wie jeder andere Kampf: er hat seine Bündnisse, seine Friedensschlüsse, er hat seine Haltpunkte, er hat seine Waffenstillstände. Es hat friedliche Päpste gegeben, es hat kämpfende und erobernde gegeben, es hat ja sogar einen friedlichen König von Frankreich gegeben, wenn auch Ludwig XVI. in die Lage gekommen

Rede v. 10. 3. 1873

ist, Kriege zu führen; also selbst bei unseren französischen Nachbarn fanden sich Monarchen, die weniger Vorliebe für den Krieg, mehr Vorliebe für den Frieden hatten.

Es handelt sich um Verteidigung des Staates, es handelt sich um die Abgrenzung, wie weit die Priesterherrschaft und wie weit die Königsherrschaft gehen soll, oder diese Abgrenzung muß so gefunden werden, daß der Staat seinerseits dabei bestehen kann. Denn in dem Reiche dieser Welt hat er das Regiment und den Vortritt.

Und weiter schleuderte er dem Zentrum die ehernen Sätze entgegen:

Rede v. 10.—24. 4. 1873. Ich kann mich auf das Zeugnis mancher Herren Bischöfe selbst berufen, daß es ganz richtig ist, daß von mir sich niemand der That versehen kann, ich würde jemals konfessionelle Streitigkeiten vom Zaune brechen. Wenn ich dennoch dazu gekommen bin, so muß es in mir sehr starke Ueberzeugung gewesen sein, daß durch die Thätigkeit, nicht der katholischen Kirche, sondern der nach weltlicher Priesterherrschaft strebenden Partei innerhalb der katholischen Kirche, eine Politik getrieben wurde, welche die Grundlagen unseres Staates in einer Weise anfaßte resp. erschütterte oder bedrohte, daß ich als Minister die Verantwortlichkeit für längeres Zuwarten nicht mehr tragen konnte. . . .

Ich verweise darauf, daß die Regierung und Seine Majestät der König mit ihr die Ueberzeugung haben, daß der Staat in seinen Fundamenten bedroht und gefährdet ist von zwei Parteien, die beide das Gemeinsame haben, daß sie ihre Gegnerschaft gegen die nationale Entwickelung in internationaler Weise bethätigen, daß sie Nation und nationale Staatenbildung bekämpfen. Gegen diese beiden Parteien müssen meines Erachtens alle diejenigen, denen die Kräftigung des staatlichen Elements, die Wehrhaftigkeit des Staates, gegen die, die ihn angreifen und bedrohen, zusammenstehen, und deshalb müssen sich alle Elemente zusammenscharen, die ein Interesse haben an der Erhaltung des Staates und an seiner Verteidigung teils gegen diejenigen, welche offen sagen, was sie an die Stelle des Staates setzen wollen, teils gegen diejenigen, welche einstweilen den Staat untergraben, sich aber noch vorbehalten, was sie an seine Stelle setzen wollen. Gegen diese Gegner müssen sich alle treuen Anhänger des Königs, müssen sich alle treuen Anhänger der preußischen Staates, in dem wir leben, zusammenscharen. . . . Diejenigen, die ich die herrschsüchtige, friedenstörende Partei innerhalb der Priesterschaft nenne, sind sich klar über das, was sie wollen. Sie haben öffentlich erklärt: „Sie wollen den Krieg, sie sollen ihn haben." Sie sprechen das Wort „Bürgerkrieg" in ihren Privatunterredungen gelassen aus. Sie sind die Feinde des Staates, und ich habe recht, sie als solche zu bezeichnen. Die Zentrumspartei in ihren Wirkungen ist eine Breschbatterie, aufgeführt gegen den Staat; die Artilleristen, die sie leiten, die Ingenieure, die sie erbauten, wissen genau, was sie beabsichtigten.

Den Konservativen, die unter der Führung des Herrn v. Kleist-Retzow gegen die kirchenpolitischen Vorlagen eintraten und es beklagten, daß er sich losgerissen habe von den Konservativen, hielt Bismarck entgegen:

Ich habe mich nicht von der konservativen Partei losgerissen, ich bin mit der konservativen Partei einig geblieben; eine Fraktion, die früher der großen konservativen Partei mitangehörte, hat sich unter Leitung beredter, einflußreicher Führer und aus Fraktionszwang von der konservativen Partei getrennt; sie hat im Kampfe die Regierung in einem entscheidenden Moment zu meinem Bedauern im Stich gelassen. Darauf, daß dies geschah, hat die gefährliche Gabe der Beredsamkeit, mit der Gott den Herrn Vorredner begabt hat, einen erheblichen Einfluß gehabt, und es ist mir lieb, daß ich die Verantwortlichkeit, die er seinerseits für die Zerstörung der früheren Beziehungen unseres Staatslebens zu tragen hat, nicht mit ihm zu teilen habe. Bezeichnend für die ganze An-

schauungsweise des Herrn Vorredners und seiner Fraktionsgenossen ist der Ausdruck „losgerissen". Das Kleine reißt sich von dem Größeren los, das Bewegliche von der Basis, ein angewachsenes Schaltier von dem Schiff. Er betrachtet als Basis und als konservative Partei seine Fraktion; von der hat sich, nach seiner Meinung, Seine Majestät mit der königlichen Staatsregierung losgerissen und schwimmt nun steuerlos in dem Meere umher. Diese außerordentliche Ueberschätzung der Richtigkeit der eigenen persönlichen Ansichten ist ja gerade das staatszerstörende Element, verbunden mit dieser Unfähigkeit sich unterzuordnen, mit diesem außerordentlichen Ueberfluß an Zeit um nachzudenken über das was die Regierung thut. und über die Kritik, die daran zu üben, während man den Beruf nicht hat und nicht fühlt.

Die Konservativen haben damals sogar durch die Waffen des Gebetes auf Bismarck einzuwirken gesucht. So schrieb noch vor der Annahme der Maigesetze der alte Senfft von Pilsach an ihn, er solle sich ermannen, denn wenn er Gottes Mahnungen zur Buße beharrlich widerstrebe, so werde er ohne Zweifel seinem Gerichte verfallen. Bismarck antwortete mit der Versicherung, daß das Interesse, welches der alte Herr an seinem geistigen und geistlichen Leben nehme, durchaus auf Gegenseitigkeit beruhe:

Aber ich hätte gern die Gewißheit darüber, daß Ihre mahnende Stimme auch den Ihnen nahestehenden Gegnern Sr. Majestät des Königs nicht vorenthalten werde, welchen die Demut unseres Erlösers so fremd geworden ist, daß sie im zornigen Dünkel eigener Weisheit und in heidnischer Priesterherrschaft es als ihre Aufgabe ansehen, das Land und die Kirche zu meistern und die Grundlagen beider zum Vorteil ausländischer und dem Evangelium feindlicher Gewalten thatsächlich zu erschüttern. Ich bitte Ew. Exzellenz, Sich Ihrerseits vorzusehen, daß Sie dem Gericht Gottes nicht eben durch die Ueberhebung Ihrer an mich gerichteten Warnung verfallen. Ich empfehle Ihnen den 4. und 5. Vers des 12. Psalms zu lesen — „Der Herr wolle ausrotten alle Heuchelei und die Zunge, die da stolz redet, die da sagen: Unsere Zunge soll überhand nehmen, uns gebühret zu reden; wer ist unser Herr?" — und will mich im Vertrauen auf den Schluß der dritten Psalms an diesen halten — „Ich fürchte mich nicht vor viel hundert Tausenden, die sich umher wider mich legen. Auf, Herr, und hilf mir, mein Gott; denn Du schlägst alle meine Feinde auf den Backen und zerschmetterst der Gottlosen Zähne. Bei dem Herrn findet man Hilfe." Bismarck Jahrbuch I

Am 12. März war der Reichstag eröffnet worden; auch hierhin schlugen die Wellen des kirchlichen Streites. Namentlich Mallinckrodt und Windthorst griffen Bismarck auf das schärfste an. Als ihn der erstere objektiver Verleumdung beschuldigte, erwiderte der Kanzler:

Ich erkläre seine Behauptung der Verleumdung für eine Unwahrheit, die durch die Dreistigkeit des Tones, mit der sie vorgebracht wird, nichts an Bedeutung gewinnt.

Mehr aber noch als diese Frage wurde der Reichstag in Atem erhalten durch die Vorgänge, die dem „Großen Krach" folgten und durch die sogenannten Enthüllungen Laskers über die „Gründer- und Schwindelperiode" eine geschichtliche Bedeutung erlangt haben. Der Krach nahm im Mai seinen Anfang; er ging aus vor allen Dingen von den Ereignissen, die sich auf dem Eisenbahnmarkte abgespielt hatten. Lasker hatte einzelne Mitglieder des höchsten preußischen Adels, zugleich aber auch Bismarcks einstigen Freund Wagener beschuldigt, daß die durch unsolide Gründungen

große Gewinne eingeheimst hätten. Er forderte eine parlamentarische Kommission zur Untersuchung des gesamten preußischen Eisenbahnwesens. Die Verhandlungen dieser Kommission blieben ergebnislos, es fand sich nicht einmal hinreichendes Material, um gegen Wagener eine Disziplinaruntersuchung einzuleiten. Persönliche Rücksprache mit Bismarck veranlaßte jedoch diesen alten Mitstreiter zum freiwilligen Rücktritt. Es stellte sich bald heraus, daß es weniger Adlige und Beamte waren, die sich in jene wilden Spekulationen vertieft hatten, als vielmehr Partei- und Glaubensgenossen des Anklägers selbst. In jene Zeit fallen auch die ersten amtlichen Auseinandersetzungen mit dem Grafen Harry von Arnim, der gegen die entschieden ausgesprochene Willensmeinung seines Vorgesetzten nicht nur mit den französischen Legitimisten sympathisierte, sondern alles that, um die Restauration zu unterstützen. Denn Bismarck ging von der Ansicht aus, daß eine französische Republik für die Sicherheit Deutschlands nicht annähernd die Gefahr berge wie ein Königtum, das naturgemäß zur Revanche schreiten müsse, um seine Stellung zu behaupten. Graf Arnim wurde schließlich von Paris abberufen und aus Schonung nach Konstantinopel versetzt, doch gab er diese Stellung bald darauf wieder auf.

Im Jahre 1873 nahm Bismarck auch an den Gegenbesuchen teil, die sein königlicher Herr in Petersburg und Wien abstattete. Hier wie dort wurde er in der ehrenvollsten Weise aufgenommen. Auch das politische Verhältnis der drei Kaiserstaaten gestaltete sich fortan überaus freundlich, bis es Gortschakow gelang, den Samen der Zwietracht zu säen. Im September erfolgte alsdann in Berlin der Besuch des Königs Victor Emanuel. Hierbei ereignete sich folgende Episode, wie Bismarck erzählt:

Ged. u. Er. II. Ich hatte durch Herrn v. Keudell erfahren, daß der König eine Dose mit Brillanten, deren Wert auf 50—60000 Franken, ungefähr auf das Sechs- bis Achtfache des bei solchen Gelegenheiten Ueblichen, angegeben wurde, hatte anfertigen und dem Grafen Launay zur Ueberreichung an mich zustellen lassen. Gleichzeitig kam es zu meiner Kenntnis, daß Launay die Dose mit Angabe des Wertes seinem Hausnachbarn, dem bayerischen Gesandten Baron Pergler v. Perglas, gezeigt hatte, der unsern Gegnern in dem Kulturkampfe persönlich nahe stand. Der hohe Wert des mir zugedachten Geschenkes konnte also Anlaß geben, es in Verbindung zu bringen mit der Anlehnung, die der König von Italien bei dem deutschen Reiche damals erstrebte und erlangte. Als ich dem Kaiser meine Bedenken gegen die Annahme des Geschenkes vortrug, hatte er zunächst den Eindruck, als ob ich es überhaupt unter meiner Würde fände, eine Porträtdose anzunehmen, und sah darin eine Verschiebung der Traditionen, an die er gewöhnt war. Ich sagte: „Gegenüber einem solchen Geschenke von durchschnittlichem Werte würde ich auf den Gedanken der Ablehnung nicht gekommen sein. In diesem Falle aber hätte nicht das fürstliche Bildnis, sondern hätten die verkäuflichen Diamanten das für die Beurteilung des Vorgangs entscheidende Gewicht; mit Rücksicht auf die Lage des Kulturkampfes müßte ich Anknüpfungspunkte für Verdächtigungen vermeiden, nachdem der den Umständen nach übertriebene Wert der Dose durch die nachbarlichen Beziehungen von Perglas konstatiert und in der Gesellschaft hervorgehoben worden sei." Der Kaiser wurde schließlich meiner Auseinandersetzung zugänglich und schloß den Vortrag mit den Worten: „Sie haben Recht, nehmen Sie die

Dose nicht an." Nachdem ich meine Auffassung durch Herrn v. Keudell zur Kenntnis des Grafen Launay gebracht hatte, wurde der Dose ein sehr hübsches und ähnliches Porträt des Königs substituirt mit seiner eigenhändigen Unterschrift.

Der König behielt jedoch das Bedürfnis, mir einen verstärkten Ausdruck seines Wohlwollens zu geben durch ein dem ursprünglich beabsichtigten im Werte analoges, aber nicht verkäufliches Geschenk, und ich erhielt als Zugabe zu der schmeichelhaften Unterschrift des Porträts eine Alabastervase von ungewöhnlicher Größe und Schönheit, deren sichere Verpackung und Beförderung bei der überstürzten Räumung meiner Amtswohnung, zu der mein Nachfolger mich nötigte, nicht ohne Schwierigkeit war. Anderer Ansicht über die Annahme einer mit Brillanten gefüllten Dose war übrigens Gortschakow. Bei unserm Besuch in Petersburg fragte mich Seine Majestät: „Was kann ich nur dem Fürsten Gortschakow geben? Er hat schon alles, auch Porträt; vielleicht eine Büste oder Dose mit Brillanten?" Ich erhob gegen eine teure Dose Einwendungen, die ich aus der Stellung und dem Reichtum des Fürsten Gortschakow herleitete, und der Kaiser gab mir Recht. Ich sondierte darauf den Fürsten vertraulich und erhielt sofort die Antwort: „Laß Er mir (Russizismus) eine tüchtige Dose geben mit guten Steinen (avec de grosses bonnes pierres)." Ich meldete dies Sr. Majestät etwas beschämt über meine Menschenkenntnis; wir lachten beide, und Gortschakow bekam seine Dose.

In jener Zeit kam auch die deutsche Marine auf Bismarcks Veranlassung in Thätigkeit. Im Juni ließ er durch den Korvettenkapitän Werner vor Cartagena den Carlistenchef Galvez als Piraten gefangen nehmen und fortführen. Als dann später der ehemalige deutsche Hauptmann Schmidt von den Carlisten gefangen und erschossen wurde, ließ Bismarck durch die Kanonenbote „Albatros" und „Nautilus" spanische Küstenstädte beschießen.

Nach seinem Urlaub, den er zum großen Teil in Varzin verbrachte, traf Bismarck mit dem Kaiser in Regensburg zusammen, um mit ihm an der erwähnten Wiener Reise teilzunehmen. Hier verhandelte er mit ihm eine Frage, die ihm amtlich und persönlich außerordentlich nahe ging, über das Rücktrittsgesuch, das Roon einreichte. Zwar waren zwischen ihnen schon manche Differenzen gewesen, und einmal hatte sich Roon sogar bitter über Bismarcks „Explosivität" beschwert, aber das Scheiden des alten Mitarbeiters und Mitkämpfers hat Bismarck doch tief ergriffen. In seinem Abschiedsbrief an Bismarck hatte Roon geschrieben:

Zum Schlusse dieser Zeilen erlauben Sie mir, Ihnen aus vollem Herzen nochmals mein „Adelante, adelantador atrevido!" (Vorwärts, immer vorwärts, kühner Held!) zuzurufen und Gottes Segen für Ihr ferneres gedeihliches und großartiges Wirken zu erflehen; und das werde ich immer thun, bis an mein vielleicht nicht mehr fernes Lebensende, gleichviel ob ich auf der Bühne oder im Zuschauerraum meinen Platz habe!

In seiner Antwort schrieb Bismarck:

. . . . . Gott hat die Fahnenflucht unserer Junker von Thron und Evangelium zugelassen und dadurch unser Rüstzeug schwer geschädigt; aber ich schöpfe auch hier wie 63, 66, 70 in allen den Kämpfen, die wir, lieber alter Freund, Schulter an Schulter siegreich bestanden haben, Mut aus dem mich innerlich tief berührenden Worte: „Gott widersteht den Hoffärtigen." Und auch im Kampfe mit Kleist, Waldow und Gerlach, wie mit den ehrgeizigen Priestern des Denkw. Roons III.

römischen Götzendienstes, sehe ich die Hoffart zu meinem Trost im feindlichen Lager. Gefochten soll sein, das ist mir so klar, als ob Gott es mir auf Deutsch befohlen hätte. Ich stehe dienstlich auf der Bresche, und mein irdischer Herr hat keine Rückzugslinie, also: vexilla regis prodeunt, und ich will, krank oder gesund, die Fahne meines Lehnsherrn halten, gegen meine faktiösen Vettern so fest wie gegen Papst, Türken und Franzosen. Vermüde ich, so bin ich anschlagmäßig verwendet, und der Verbrauch meiner Person ist vor jedem Rechnungshofe justifiziert. Durch Ihren Austritt bin ich vereinsamt, unter — Ministern — die einzig fühlende Brust. Der alte Rest vom alten Stamm, der bleibt, ist faul.

Ich will nicht zu ihm sagen: Heinrich, mir graut vor Dir, aber ich habe mitunter Lust, falls ich noch körperlich stärker bin, es ihm empfinden zu lassen. Ich wollte Ihnen nur ein herzliches Lebewohl schreiben, und nun komme ich auf sechs Seiten solcher Abirrungen. Sehen werden wir uns ja doch im Winter, und persönlich also nehme ich nicht Abschied. Wir werden mündlich doch noch manchen Rückblick auf die 11 Geschichtsjahre thun können, die Gott uns zusammen hat durchkämpfen lassen, und in denen wir mehr von seiner Gnade erlebt haben, als wenigstens mein Verstehen und Erwarten faßte. Im Amte aber wird es einsam um mich sein, je länger je mehr; die alten Freunde sterben oder werden Feinde, und neue erwirbt man nicht mehr. Wie Gott will! Im gelben Sitzungszimmer werde ich die Lücke auf Ihrem Sophaplatze nicht ausgefüllt finden und dabei denken: „ich hatt' einen Kameraden". — Man wird alt, das hat sein Gutes, man ist zufrieden mit Knochen und Leder, an sich und andern. Der Postbote mahnt. Herzlichen Gruß und auf baldiges Wiedersehen. Ihr treuer Freund v. Bismarck.

So herzlich aber der Abschied von dem alten Kampfgenossen war, so war doch vorher schon zwischen ihnen gewisse Meinungsverschiedenheiten entstanden, herbeigeführt namentlich durch das Mißtrauen Bismarcks gegen die sogenannten „Roonschen Konventikel". Ueber dieses Thema erzählt der greise Kanzler:

Ged. u. Er. II. Die exklusivere Fühlung mit den Nationalliberalen, zu welcher der Abfall der Konservativen mich notwendig führte, wurde in Kreisen der letzteren Grund oder Vorwand zu gesteigerter Animosität gegen mich. In der Zeit, während deren ich, durch Krankheit genötigt, dem Grafen Roon den Vorsitz im Staatsministerium abgetreten hatte, von Neujahr bis November 1873, fanden bei ihm in kleinen und größeren Kreisen abendliche Begegnungen mir feindlicher Politiker der rechten Seite statt. An diesen nahm Graf Harry Arnim, der Herrengesellschaften ohne politischen Zweck nicht zu besuchen pflegte, wenn er sich auf Urlaub in Berlin befand, in der Rolle teil, daß er auf die Anwesenden den Eindruck machte, den mir Roon selbst mit den Worten wiedergab: „In dem steckt doch ein tüchtiger Junker!" Die gesprächliche Verbindung, in welcher dieses Urteil ausgesprochen wurde, und die öftere scharf accentuierte Wiederholung desselben im Munde meines Freundes und Kollegen hatte die Tragweite eines Vorwurfs für mich wegen Mangels gleicher Eigenschaften und einer Andeutung, als ob Arnim die innere Politik schneidiger und konservativer behandeln würde, wenn er an meiner Stelle wäre. In den Unterredungen, in denen dieses Thema des Arnimschen Junkertums breit entwickelt wurde, gewann ich den Eindruck, daß auch mein alter Freund Roon unter der Einwirkung der bei ihm stattfindenden Konventikel in dem Vertrauen zu meiner Politik einigermaßen erschüttert war.

Zu den betreffenden Kreisen gehörte auch Oberst von Caprivi, damals Abteilungschef im Kriegsministerium. Ich will nicht entscheiden, zu welchen der S. 147 aufgeführten Kategorien meiner Gegner er damals gehörte, bekannt ist mir nur seine persönliche Beziehung zu Mitarbeitern an der „Reichsglocke", wie dem Geheimrat von Lebbin, Personalrat im Ministerium des Innern, der auch in seinem Ressort einen mir feindlichen Einfluß ausübte. Der Feldmarschall

von Manteuffel hat mir gesagt, daß Caprivi seinen, Manteuffels, Einfluß bei dem Kaiser gegen mich anzuspannen versucht und meine „Feindschaft gegen die Armee" als Grund zur Klage und als eine Gefahr gezeichnet habe. Es ist erstaunlich, daß Caprivi sich dabei nicht erinnert hat, wie die Armee vor und zur Zeit meines Eintritts ins Amt, 1862, zivilistisch bekämpft, kritisiert und stiefmütterlich verkürzt wurde, und wie sie unter meiner Amtsführung aus der Alltäglichkeit des Garnisonlebens über Düppel, Sadowa und Sedan von 1864 bis 1871 dreimal zum Einzug ein Berlin gelangte. Ich darf ohne Ueberhebung annehmen, daß König Wilhelm 1862 abdiziert hätte, daß die Politik, die den Ruhm der Armee gründete, vielleicht nicht oder nicht so, wie geschah, ins Leben getreten wäre, wenn ich ihre Leitung nicht übernommen hätte. Würde die Armee zu ihren Heldenthaten und Graf Moltke auch nur den Degen zu ziehen Gelegenheit erhalten haben, wenn König Wilhelm I. anders und durch andere beraten worden wäre? Wohl sicher nicht, wenn er 1862 abdiziert hätte, weil er niemand fand, der die Gefahren seiner Stellung zu teilen und zu bestehen bereit war.

Ehe noch das Jahr verlaufen war, geriet Bismarck mit Konservativen und Klerikalen in einen neuen Konflikt. Er war wieder nach Roons Abgang zum Ministerpräsidenten ernannt worden und sah sich deshalb genötigt, wiederholt in die Debatten einzugreifen, zunächst um das Zivilehegesetz zu verteidigen. Besonders scharf griff ihn Herr von Gerlach an, der ältere von den beiden Brüdern, der ihm den Vorwurf machte, daß er im Jahre 1849 ganz entgegengesetzte Anschauungen vorgetragen habe. Bismarck erwiderte ihm, er habe gelernt, keine Fraktionspolitik zu treiben, sondern seine persönliche Ueberzeugung den Bedürfnissen des Staates unterzuordnen:

„Meine persönliche Stellung (zur Zivilehe) ist die, daß ich mich allerdings nicht bereitwillig, sondern ungern und nach großem Kampfe entschlossen habe, in Gemeinschaft mit meinen Kollegen bei Sr. Majestät den Antrag auf Vollziehung dieser Vorlage zu stellen, und mich entschlossen habe, mit ihnen dafür einzustehen. Ich habe hier nicht Dogmatik zu treiben, ich habe Politik zu treiben. Aus dem Gesichtspunkte der Politik habe ich mich überzeugt, daß der Staat in der Lage, in welche das — ich will den Ausdruck nicht verletzend gebrauchen, sondern wissenschaftlich — revolutionäre Verhalten der katholischen Bischöfe den Staat gebracht hat, duech das Gebot der Notwehr gezwungen ist, das Gesetz zu erlassen. Ich bin entschlossen, dafür einzutreten, wie für so manches, was meinen persönlichen Ueberzeugungen, namentlich wie ich sie in der Jugend gehabt habe, nicht immer entspricht. Rede v. 17. 1. 1874.

Ein Angriff der Klerikalen, die ihm die Verbindung mit den Revolutionären Klapka und Garibaldi vorwarfen und behaupteten, gestützt auf die sogenannten Enthüllungen des Generals La Marmora, er habe einen Teil des Rheinufers abtreten wollen, schleuderte er die Anklage einer „dreisten, lügenhaften und gehässigen Erfindung" und er schloß mit den Worten:

„In meinem ganzen unter verschiedenen Gestaltungen der europäischen Politik stets mit entschlossener Vertretung der Interessen meines Königs und meines Landes durchgeführten politischen Leben ist mir die Ehre zu teil geworden, sehr viele Feinde zu haben. Gehen Sie von der Garonne, um mit der Gascogne anzufangen, bis zur Weichsel, vom Belt bis zum Tiber, suchen Sie an den heimischen Strömen der Oder und des Rheins umher, so werden Sie finden, daß ich in diesem Augenblicke wohl die am stärksten und — ich behaupte stolz! — die am besten gehaßte Persönlichkeit in diesem Lande bin . . . . Rede v. 16. 1. 1874

M. H., ich finde, man hat gar nicht das Recht, mich auf diese Weise zu nötigen, durch einen Mißbrauch der Tribüne zur Verleumdung der eigenen Regierung, den Leiter der Regierung zu nötigen, sich hier gegen solche Vorwürfe zu verantworten und Ihre und meine Zeit damit zu töten, für deren Bezeichnung mir jeder parlamentarische Ausdruck fehlt — aber die Presse wird ihn wohl finden!

Im neuen Reichstag, der im Januar 1874 gewählt worden war, waren die konservativen Frondeure dezimiert wieder erschienen, während die Nationalen die stärkste Partei geworden war und auch die Klerikalen 25 Sitze gewonnen hatten. Das Hauptgesetz, das in der Thronrede angekündigt war, forderte ein allgemeines Militärgesetz. Ehe jedoch Bismarck in die Verhandlungen hierüber eingreifen konnte, sank er auf das Krankenbett. Das alte rheumatische Fußleiden hatte ihn wieder überfallen und nur langsam schritt der Heilungsprozeß vorwärts. Erst im Mai, als der Reichstag bereits geschlossen war, konnte er die erste Ausfahrt machen. Der Militärkonflikt wurde bekanntlich durch die Annahme eines Septennates gelöst. In den Julitagen reiste Bismarck mit Frau und Tochter nach Kissingen. Aber ehe ihm noch die Erholung vergönnt war, hatte er infolge des Verhaltens des Grafen Arnim schwere Aufregungen durchzumachen. Arnim war für die Konservativen der „kommende Mann", er war der Mittelpunkt und das Haupt der Intrigen, die gegen Bismarck gesponnen worden sind. Und gerade ihn hat Bismarcks eherne Faust am stärksten getroffen. Graf Arnim hatte einst in der kritischen Zeit das deutsche Reich in Rom vertreten, er hatte schon da sich in Widerspruch mit den Tendenzen seines Vorgesetzten gestellt. Auch in Paris hat er, wie erwähnt, sich an Konspirationen beteiligt, deren Charakter durchaus im Widerspruch stand mit den Anschauungen Bismarcks. Die Fäden, die sich damals von Paris her bis nach dem deutschen Kaiserhof spannen, waren ungemein fein; Bismarck hat in der folgenden Darstellung nur einige bescheidene Andeutungen gegeben:

Ged. u. Er. II. Mit der Herstellung einer katholisierenden Monarchie in Frankreich wäre die Versuchung, gemeinschaftlich mit Oesterreich Revanche zu nehmen, erheblich näher getreten. Ich hielt es deshalb dem Interesse Deutschlands und des Friedens widersprechend, die Restauration des Königtums in Frankreich zu fördern, und geriet in Gegnerschaft zu den Vertretern dieser Idee. Dieser Gegensatz spitzte sich persönlich zu gegenüber dem damaligen französischen Botschafter Gontaut-Biron und unserm damaligen Botschafter in Paris, Grafen Harry Arnim. Der erstere war im Sinne der Partei thätig, der er von Natur angehörte, der legitimistisch-katholischen; der Letztere aber spekulierte auf die legitimistischen Sympathien des Kaisers, um meine Politik zu diskreditieren und mein Nachfolger zu werden. Gontaut, ein geschickter und liebenswürdiger Diplomat aus alter Familie, fand bei der Kaiserin Augusta Anknüpfungspunkte einerseits in deren Vorliebe für katholische Elemente in und neben dem Zentrum, mit denen die Regierung im Kampfe stand, andrerseits in seiner Eigenschaft als Franzose, die in den Jugenderinnerungen der Kaiserin aus der Zeit ohne Eisenbahnen an deutschen Höfen fast in gleichem Maße wie die Eigenschaft des Engländers zur Empfehlung diente. Ihre Majestät hatte französisch sprechende Diener, ihr französischer Vorleser Gérard fand Eingang in die kaiserliche Familie und Korrespondenz. Alles Ausländische mit Ausnahme des Russischen hatte für die Kaiserin dielbe Anziehungskraft wie für so viele deutsche Kleinstädter. Bei den alten langsamen Verkehrsmitteln war früher an den deutschen Höfen ein Ausländer,

besonders ein Engländer oder Franzose, fast immer ein interessanter Besuch, nach dessen Stellung in der Heimat nicht ängstlich gefragt wurde; um ihn hoffähig zu machen, genügte es, daß er „weit her“ und eben kein Landsmann war.

Graf Arnim befand sich noch in Paris, als plötzlich am 2. April „diplomatische Enthüllungen“ erschienen, in denen amtliche Aktenstücke veröffentlicht waren. Der Urheber konnte nur Graf Arnim sein. Er wurde auf Befehl des Kaisers aufgefordert, auf seinen Amtseid zu erklären, ob er diese Veröffentlichungen direkt oder indirekt veranlaßt habe. Graf Arnim leugnete wiederholt. Da stellte es sich heraus bei dem Amtsantritt seines Nachfolgers in Paris, des Fürsten Hohenlohe, daß etwa 60 Schriftstücke in dem Archiv der Botschaft fehlten.

Graf Arnim hatte sie, wie er einräumte, mit nach Berlin und von dort nach Carlsbad genommen und er weigerte sich, einen Teil derselben unter Berufung auf ihren Charakter als Privateigentum herauszugeben. Er wurde verhaftet und von dem Berliner Stadtgericht zu 3 Monaten, vom Kammergericht zu 9 Monaten Gefängnis verurteilt. Dem Antritt der Strafe entzog er sich durch die Flucht.

In Kissingen machte Bismarck eine Trink- und Badekur durch, um sein Nervensystem gründlich zu kurieren. Aber auch hier sollte er keine Ruhe finden; ein Mordgeselle, Kullmann, verübte auf ihn ein Attentat, doch beschützte auch jetzt die Vorsehung das Leben des großen Staatsmannes. Bismarck trug hierbei eine mehr als 2 cm lange und $^3/_4$ cm breite flache Verletzung an der Hand davon, so daß man deutlich die vollständig entblößte aber unverletzte Pulsader pulsieren sah. Der Vorgang spielte sich in folgender Weise ab:

Der Wagen hatte von der Ausfahrt des Wohnhauses an nur erst etwa 15 Schritte langsam zurückgelegt — da ein katholischer Landgeistlicher in der Fahrbahn stand und nicht ausweichen wollte — als plötzlich aus nächster Nähe ein Pistol auf den Fürsten Bismarck abgefeuert wurde. Er hatte zufällig gerade die Hand zu militärischer Begrüßung der ihn umjubelnden Menge an seine Schläfe erhoben, als der Schuß krachte. Diese Bewegung rettete sein Leben. Der Mörder gestand es später selbst ein mit den ihn bezeichnenden Worten: „Ich habe mich einexerziert, schon öfter, ja hundertmal, aus der Pistole geschossen, aber der Kerl hat eine Bewegung gemacht und so habe ich ihn gefehlt.“ Die zum Gruß erhobene Hand entzog dem Mörder das edle Ziel, das Haupt des Fürsten. Die Kugel streifte nur den Knöchel seiner Rechten. Der Kutscher, fast starr vor Schrecken, hatte doch die Geistesgegenwart, sich umzudrehen. Er sieht den Fürsten anscheinend unversehrt, will also weiterfahren und wendet sein Auge wieder den Pferden zu. Da bemerkt er den Mörder, der die Pistole fortwirft und in der dichten Menschenmenge verschwinden will. Durch einen wuchtigen Peitschenhieb über das Gesicht des Mörders bringt der Kutscher diesen zum Stehen. Gleichzeitig wirft sich der als Badegast in Kissingen anwesende Hofschauspieler Lederer aus Darmstadt auf den Mörder und packt ihn an der Kehle, hält ihn auch — obwohl der Mensch um sich beißt — fest, bis hundert Arme ihn dingfest machen, zu zerreißen drohen. Da springt Fürst Bismarck aus dem Wagen und rettet den Mörder vor der Volksvergeltung mit dem Worte: man solle den Menschen dem Gesetze überlassen. Nun wird der Thäter nach dem Stadtgefängnis geschleift.

Nachdem er verbunden war, suchte Bismarck den Attentäter selbst auf und hatte mit ihm im Gefängnis eine Unterredung:

Blum V. Die Frage des Fürsten: „Kennt Ihr mich?“ beantwortete Kullmann mit lautem „Ja“, dagegen mit Nein die Frage, ob er Bismarck schon früher gekannt habe. Auf die Frage, weshalb er die That begangen, antwortete er ziemlich rasch: „Wegen der Maigesetze!“ — Auch nannte er, wie Bismarck später im Reichstag erzählte, das Zentrum „seine Fraktion“. — Alle an ihn gestellte Fragen beantwortete Kullmann mit großer Frechheit und ohne jeden Versuch irgend einer Beschönigung seiner That. Doch war interessant zu sehen, daß der freche Mensch den festen Blick des Fürsten nicht ertragen konnte, sondern immer sofort die Augen niederschlug. Der Fürst schloß mit den Worten: „Das ist nicht schön, wenn Landsleute aufeinander schießen.“

Zahllose Ovationen wurden an den folgenden Tage dem Geretteten dargebracht. Ueber 2000 Glückwunschdepeschen und =Schreiben trafen ein. Fürst Bismarck hat Schädigungen von der Wunde nicht davongetragen, nur eine gewisse Schwäche im Handgelenk blieb zurück.

Am 15. August begab sich der Reichskanzler nach Varzin, wenige Tage darauf wurde ihm in Charlottenbrunn das erste Denkmal gesetzt, wenige Tage später folgte die Gründung des Weltpostvereins. Zur Reichstagseröffnung, die für den 29. Oktober angeregt war, kehrte Bismarck nach Berlin zurück.

Das Attentat in Kissingen hat in den folgenden Kämpfen eine ernste Rolle gespielt. Am 4. Dezember griff der Kanzler in die Debatte ein, als der Klerikale Jörg die Bemerkung gemacht hatte, daß „wegen des verwegenen Verbrechens eines halbverrückten Menschen ein guter Teil der Deutschen geradezu ins Delirieren geraten sei. Ihm rief Bismarck entgegen:

Rede v. 4. 12. 1874. Ich begreife es, daß der Herr Vorredner jeden Gedanken an eine Gemeinschaft mit einem solchen Menschen scheut und ihn weit von sich weist. Ich bin auch überzeugt, das wird auch vor dem Attentate des Herrn Vorredners Ansicht gewesen sein, und der Herr Vorredner wird gewiß nie im Innersten seiner Seele auch nur den leisesten Wunsch gehabt haben: wenn dieser Kanzler einmal irgendwie verunglücken könnte! (Heiterkeit.) Ich bin überzeugt, er hat das nie gedacht. Aber mögen Sie sich lossagen von diesem Mörder, wie Sie wollen, er hängt sich an Ihre Rockschöße fest, er nennt Sie seine Fraktion!

Links und rechts erklang ein stürmisches Bravo, aus dem Zentrum aber rief eine schrille Stimme „Pfui“. Dem Rufer, Graf Ballestrem, diente Bismarck mit folgenden Worten:

Meine Herren! Der Herr Präsident hat schon gerügt, was ich von dem Herrn Abgeordneten, der dort auf der zweiten Bank sitzt, rügen wollte — oder vielmehr, rügen ist nicht mein Beruf, aber ich wollte meine Meinung darüber äußern. „Pfui“ ist ein Ausdruck des Ekels und der Verachtung. Meine Herren, glauben Sie nicht, daß mir diese Gefühle fern liegen; ich bin nur zu höflich, um sie auszusprechen.

Am 16. Januar wurde alsdann der preußische Landtag eröffnet. Vorher schon hatte der Papst den Kulturkampf von neuem geführt durch eine Encyklika, in der er erklärte, daß die preußischen Gesetze die göttliche Verfassung der Kirche vollständig umstürzten, und daß die ungültig seien, weil sie göttlichen Einrichtungen widerstritten. Es wurde infolgedessen in dem preußischen Landtage das sogenannte „Brotkorbgesetz“ eingebracht, daß all den Geistlichen die staatlichen Leistungen sperrte, die

sich nicht ausdrücklich den Gesetzen unterwarfen. Das Gesetz wurde mit großer Mehrheit angenommen, nachdem Bismarck mit mehreren Reden eingegriffen hatte. Mit besonderer Schärfe hat er sich über die Gefährlichkeit des Jesuitenordens ausgelassen. Auch für die Aufhebung der Artikel 15, 16 und 18 der Verfassungsurkunde (die der Kirche eine gewisse Selbständigkeit gewährleisteten) setzte sich Bismarck ein, indem er die Unterordnung aller Religionsgesellschaften unter die staatlichen Gesetze forderte.

Die Hauptschlachten des Kulturkampfes sind hiermit vorübergezogen. Bismarck selbst hat später sich bemüht, die Wunden, die dieser Kampf geschlagen, zu heilen, denn er hatte den Kampf niemals als Selbstzweck betrachtet. Drei Jahre später, nachdem Falk hatte weichen müssen, begannen die Friedensverhandlungen mit Rom. Seine Motive hierfür hat Bismarck in späten Jahren dargelegt:

Nach Falks Abgange war ich vor die Frage gestellt, ob und wie weit ich bei der Wahl eines neuen Kultuskollegen die mehr juristische als politische Linie Falks im Auge behalten oder meinen mehr gegen Polonismus als gegen Katholizismus gerichteten Auffassungen ausschließlich folgen sollte. In dem Kulturkampfe war die parlamentarische Regierungspolitik durch den Abfall der Fortschrittspartei und ihren Uebergang zum Zentrum gelähmt, indem sie im Reichstage einer durch gemeinsame Feindschaft zusammengehaltenen Majorität von Demokraten aller Schattierungen, im Bunde mit Polen, Welfen, Franzosenfreunden und Ultramontanen, ohne Unterstützung durch die Konservativen gegenüberstand. Die Konsolidierung unsrer neuen Reichseinheit wurde durch diese Zustände gehemmt und, wenn sie dauerten oder sich verschärften, gefährdet. Der nationale Schaden konnte auf diesem Wege größer werden als auf dem eines Verzichtes auf den meiner Ansicht nach entbehrlichen Teil der Falkschen Gesetzgesetzgebung. Für nicht entbehrlich hielt ich die Beseitigung der Verfassungsartikel, die Kampfmittel gegen den Polonismus und vor allem die Herrschaft des Staates über die Schule. Wahrten wir die, so behielten wir aus dem Kulturkampfe beim Frieden immer einen wertvollen Siegespreis im Vergleich mit den Zuständen vor Ausbruch des Kampfes. Ged. u. Er. II.

. . . Meine ersten Versuche zur Anbahnung des kirchlichen Friedens fanden auch bei Sr. Majestät keinen Anklang. Der Einfluß der höchsten evangelischen Geistlichkeit war damals stärker als der katholisierende der Kaiserin und letztre vom Zentrum her ohne Anregung, weil dort die Anfänge des Einlenkens ungenügend befunden wurden, und es auch dort wie am Hofe immer noch wichtiger schien, mich zu bekämpfen, als versöhnliche Bestrebungen, die von mir ausgingen, zu unterstützen. Die aus der Situation hervorgehenden Kämpfe wiederholten sich, allmählich schwerer werdend.

Es bedurfte noch jahrelanger Arbeit, um ohne neue Kabinettskrisen an die Revision der Maigesetze gehen zu können, für deren Vertretung in parlamentarischen Kämpfen nach der Desertion der freisinnigen Partei in das ultramontane Oppositionslager die Majorität fehlte. Ich war zufrieden, wenn es gelang, dem Polonismus gegenüber die im Kulturkampf gewonnenen Beziehungen der Schule zum Staate und die eingetretene Änderung der einschlagenden Verfassungsartikel als definitive Errungenschaften festzuhalten. Beide sind in meinen Augen wertvoller als die maigesetzlichen Verbote geistlicher Thätigkeit und der juristische Fangapparat für widerstrebende Priester, und als einen wichtigen Gewinn durfte ich schon die Beseitigung der katholischen Abteilung und ihrer staatsgefährlichen Thätigkeit in Schlesien, Posen und Preußen betrachten. Nachdem die Freisinnigen den von ihnen mehr wie von mir betriebenen „Kulturkampf", dessen Vorkämpfer Virchow und Genossen gewesen waren, nicht nur aufgegeben hatten, sondern im

Parlament wie in den Wahlen das Zentrum unterstützten, war letzterm gegenüber die Regierung in der Minorität. Der aus Zentrum, Fortschritt, Sozialdemokraten, Polen, Elsässern, Welfen bestehenden kompakten Mehrheit gegenüber war die Politik Falks im Reichstage ohne Aussicht. Ich hielt um so mehr für angezeigt, den Frieden anzubahnen, wenn die Schule gedeckt, die Verfassung von den aufgehobenen Artikeln und der Staat von der katholischen Abteilung befreit blieb.

Im Jahre 1886 gelang es, die von mir teils erstrebte, teils als zulässig erkannte Gegenreformation zum Abschluß zu bringen, den modus vivendi zu erreichen, der immer noch, verglichen mit dem status quo vor 1871 ein für den Staat günstiges Ergebnis des ganzen Kulturkampfes aufweist . . .

Ein ewiger Friede mit der römischen Kurie liegt nach den gegebenen Lebensbedingungen ebenso außerhalb der Möglichkeit wie ein solcher zwischen Frankreich und dessen Nachbarn. Wenn das menschliche Leben überhaupt aus einer Reihe von Kämpfen besteht, so trifft das vor allem bei den gegenseitigen Beziehungen unabhängiger politischer Mächte zu, für deren Regelung ein berufenes und vollzugsfähiges Gericht nicht vorhanden ist. Die römische Kurie aber ist eine unabhängige politische Macht, zu deren unabänderlichen Eigenschaften derselbe Trieb zum Umsichgreifen gehört, der unsern französischen Nachbarn innewohnt. Für den Protestantismus bleibt ihr das durch kein Konkordat zu beruhigende aggressive Streben des Proselytismus und der Herrschsucht; sie duldet keine Götter neben ihr.

Während aber die Wogen des Kulturkampfes allmählich sich zu glätten begannen und hier eine Art von Windstille eintrat, erhoben sich neue Bitternisse und Schwierigkeiten für den großen Kanzler nach zwei anderen Richtungen: in der auswärtigen Politik ballte sich plötzlich eine dunkle Wolke zusammen und die Abneigung der extremen Konservativen feierte in gewissenlosen Intrigen und in gehässigen persönlichen Angriffen wahrhafte Orgien.

Der Gedanke, daß ein neuer Krieg mit Frankreich notwendig sei, um die Kraft des schnell erstarkten Landes dauernd zu brechen, beherrschte fast die ganzen siebziger Jahre. Es war besonders der Generalstab, der von der Anschauung ausging, daß ein Krieg auch aus prophylaktischen Gründen geführt werden könne und daß es geraten sei, den Kampf gegen Frankreich aufzunehmen, so lange man noch die Gewißheit habe, dem Gegner in jeder Beziehung überlegen zu sein. Auch Moltke war dieser Ueberzeugung. Aber Fürst Bismarck trat ihm mit solcher Entschlossenheit entgegen, daß er bereit war, seine Entlassung einzureichen; er hielt jeden Krieg für eine Ruchlosigkeit, der nicht Deutschland aufgezwungen und aufgedrungen wäre. Das hatte er schon in den Luxemburger Tagen offen ausgesprochen, diese Ansicht vertrat er bis an das Ende seines Lebens. Und gerade weil es so war, wurde er zum Hort des europäischen Friedens, gewann er auch das Vertrauen der Gegner Deutschlands. Auch 1875 lehnte er die Absicht, Frankreich zu überfallen, ab:

Ged. u. Er. II. Mir lag eine solche damals und später so fern, daß ich eher zurückgetreten sein würde, als zu einem vom Zaune zu brechenden Kriege die Hand zu bieten, der kein anderes Motiv gehabt haben würde, als Frankreich nicht wieder zu Atem und zu Kräften kommen zu lassen. Ein solcher Krieg hätte meiner Ansicht nach nicht zu haltbaren Zuständen in Europa auf die Dauer geführt, wohl aber eine Uebereinstimmung von Rußland, Oesterreich und England in Mißtrauen und eventuell in aktivem Vorgehen einleiten können gegen das neue und noch

nicht konsolidierte Reich, das damit die Wege betreten haben würde, auf denen das erste und das zweite französische Kaiserreich in einer fortgesetzten Kriegs- und Prestige-Politik ihrem Untergange entgegengingen. Europa würde in unserm Verfahren einen Mißbrauch der gewonnenen Stärke erblickt haben, und jedermanns Hand, einschließlich der zentrifugalen Kräfte im Reiche selbst, würde dauernd gegen Deutschland erhoben oder am Degen gewesen sein. Grade der friedliche Charakter der deutschen Politik nach den überraschenden Beweisen der militärischen Kraft der Nation hat wesentlich dazu beigetragen, die fremden Mächte und die innern Gegner früher als wir erwarteten, wenigstens bis zu einem tolerari posse, mit der neudeutschen Kraftentwicklung zu versöhnen und das Reich zum Teil mit Wohlwollen, zum Teil als einstweilen annehmbaren Friedenswächter sich entwickeln und festigen zu sehen.

Aber gerade gegen Bismarcks Friedensliebe richtete sich das merkwürdige Komplott, das von dem französischen Botschafter in Berlin Herrn von Gontaut-Biron und dem russischen Kanzler Grafen Gortschakow angesponnen wurde und seine Fäden bis an den Hof der Kaiserin Augusta zog, deren Vorliebe für Frankreich durch den bei ihr besonders beliebten französischen Botschafter ebenso wie durch ihren Vorleser, Herrn Gérard, noch eifrig genährt wurden. Dieses Komplott trat zu Tage, als Kaiser Alexander nach Berlin kam und während seines dreitägigen Aufenthaltes in langdauernden Unterredungen mit dem Fürsten Bismarck sich über die Wahrheit orientierte. Sowohl über den Ursprung der Kriegsgerüchte, die damals die Handhabe zu den folgenden Intrigen boten, wie über die Intrigen selbst, hat sich Fürst Bismarck wiederholt ausgesprochen. So richtete er am 13. August 1875 folgenden Brief an Kaiser Wilhelm:

Eurer Majestät huldreiches Schreiben vom 8. d. M. aus Gastein habe ich mit ehrfurchtsvollem Danke erhalten und mich vor allem gefreut, daß Eurer Majestät die Kur gut bekommen ist trotz alles schlechten Wetters in den Alpen. Den Brief der Königin Victoria beehre ich mich wieder beizufügen; es wäre sehr interessant gewesen, wenn Ihre Majestät sich genauer über den Ursprung der damaligen Kriegsgerüchte ausgelassen hätte. Die Quellen müssen der hohen Frau doch für sehr sicher gegolten haben, sonst würde Ihre Majestät sich nicht von neuem darauf berufen, und würde die englische Regierung auch nicht so gewichtige und für uns so unfreundliche Schritte daran geknüpft haben. Ich weiß nicht, ob Eure Majestät es für thunlich halten, die Königin Victoria beim Worte zu nehmen, wenn Ihre Majestät versichert, es sei Ihr „ein Leichtes nachzuweisen, daß Ihre Befürchtungen nicht übertrieben waren“. Es wäre sonst wohl von Wichtigkeit zu ermitteln, von welcher Seite her so „kräftige Irrtümer“ nach Windsor haben befördert werden können. Die Andeutung über Personen, welche als „Vertreter“ der Regierung Eurer Majestät gelten müssen, scheint auf den Grafen Münster zu zielen. Derselbe kann ja sehr wohl gleich dem Grafen Moltke akademisch von der Nützlichkeit eines rechtzeitigen Angriffs auf Frankreich gesprochen haben, obschon ich es nicht weiß und er niemals dazu beauftragt worden ist.

(Bismarck Jahrbuch IV. Brf. v. 13. 8. 1875.)

Man kann ja sagen, daß es für den Frieden nicht förderlich ist, wenn Frankreich die Sicherheit hat, daß es unter keinen Umständen angegriffen wird, es möge thun was es wolle. Ich würde noch heut wie 1867 in der Luxemburger Frage Eurer Majestät niemals zureden, einen Krieg um deswillen sofort zu führen, weil wahrscheinlich ist, daß der Gegner ihn später besser gerüstet beginnen werde; man kann die Wege der göttlichen Vorsehung dazu niemals sicher genug im voraus erkennen. Aber es ist auch nicht nützlich, dem Gegner die Sicherheit zu geben, daß man seinen Angriff jedenfalls abwarten werde. Deshalb würde ich Münster noch nicht tadeln, wenn er in solchem Sinne ge-

legentlich geredet hätte, und die englische Regierung hätte deshalb noch kein Recht gehabt, auf außeramtliche Reden eines Botschafters amtliche Schritte zu gründen, und sans nous dire gare die anderen Mächte zu einer Pression auf uns aufzufordern. Ein so ernstes und unfreundliches Verfahren läßt doch vermuten, daß die Königin Victoria noch andere Gründe gehabt habe, an kriegerische Absichten zu glauben als gelegentliche Gesprächswendungen des Grafen Münster, an die ich nicht einmal glaube. Lord Russell hat versichert, daß er jederzeit seinen festen Glauben an unsere friedlichen Absichten berichtet habe. Dagegen haben alle Ultramontane und ihre Freunde uns heimlich und öffentlich in der Presse angeklagt, den Krieg in kurzer Frist zu wollen, und der französische Botschafter, der in diesen Kreisen lebt, hat die Lügen derselben als sichere Nachrichten nach Paris gegeben. Aber auch das würde im Grunde noch nicht hinreichen, der Königin Victoria die Zuversicht und das Vertrauen zu den von Eurer Majestät selbst dementierten Unwahrheiten zu geben, das Höchstdieselbe noch in dem Briefe vom 20. Juni ausspricht. Ich bin mit den Eigentümlichkeiten der Königin zu wenig bekannt, um eine Meinung darüber zu haben, ob es möglich ist, daß die Wendung, es sei „ein Leichtes nachzuweisen" etwa nur den Zweck haben könnte, eine Uebereilung, die einmal geschehen ist, zu maskieren, anstatt sie offen einzugestehen.

Der Faden der Intrige war geknüpft worden kurz vor dem Zarenbesuch, als Herr von Gontaut sich heimlich zu einer Konferenz mit Gortschakow nach Petersburg begeben hatte. Der Theaterkoup, der dann folgte, wird in seinen Motiven von Bismarck in folgender Weise dargestellt.

Ged. u. Er. II. Von wem der Gedanke ausgegangen ist, weiß ich nicht; wenn von Gontaut, so wird er bei Gortschakow einen empfänglichen Boden gefunden haben, bei dessen eitler Natur, seiner Eifersucht auf mich und dem Widerstande, den ich seinen Ansprüchen auf Präpotenz zu leisten gehabt hatte. Ich hatte ihm in vertraulichem Gespräch sagen müssen: „Sie behandeln uns nicht wie eine befreundete Macht, sondern comme un domestique, qui ne monte pas assez vite, quand on a sonné."

Gortschakow beutete es aus, daß er dem Gesandten Grafen Redern und den auf ihn folgenden Geschäftsträgern an Autorität überlegen war, und benutzte mit Vorliebe zu Verhandlungen den Weg der Mitteilung seinerseits an unsere Vertretung in Petersburg unter Vermeidung der Instruierung des russischen Botschafters in Berlin behufs Besprechung mit mir. Ich halte es für Verleumdung, was Russen mir gesagt haben, das Motiv dieses Verfahrens sei gewesen, daß in dem Etat des auswärtigen Ministers ein Pauschquantum für Telegramme ausgeworfen sei und Gortschakow deshalb seine Mitteilungen lieber auf deutsche Kosten durch unsern Geschäftsträger als auf russische besorgt habe. Ich suche, obschon er sicher geizig war, das Motiv auf politischem Gebiete. Gortschakow war ein geistreicher und glänzender Redner und liebte es, sich als solchen, namentlich den fremden in Petersburg beglaubigten Diplomaten gegenüber, zu zeigen. Er sprach französisch und deutsch mit gleicher Beredsamkeit, und ich habe seinen dozierenden Vorträgen oft stundenlang gern zugehört als Gesandter und später als Kollege. Mit Vorliebe hatte er als Zuhörer fremde Diplomaten und namentlich jüngere Geschäftsträger von Intelligenz, denen gegenüber die vornehme Stellung des auswärtigen Ministers, bei dem sie beglaubigt waren, dem oratorischen Eindrucke zu Hilfe kam. Auf diesem Wege mir die Gortschakowschen Willensmeinungen in Formen zu, die an das Roma locuta est erinnerten. Ich beschwerte mich in Privatbriefen bei ihm direkt über diese Form des Geschäftsbetriebes und über die Tonart seiner Eröffnungen und bat ihn, in mir nicht mehr den diplomatischen Schüler zu sehen, der ich in Petersburg ihm gegenüber bereitwillig gewesen wäre, sondern jetzt

mit der Thatsache zu rechnen, daß ich ein für die Politik meines Kaisers und eines großen Reiches verantwortlicher Kollege sei.

Die Rolle des Friedensengels, sehr geeignet, Gortschakows Selbstgefühl durch den ihm über alles teuren Eindruck in Paris zu befriedigen, war von Gontaut in Berlin vorbereitet worden; es läßt sich annehmen, daß seine Gespräche mit dem Grafen Moltke und mit Radowitz, die später als Beweismittel für unsre kriegerischen Absichten angeführt wurden, von ihm mit Geschick herbeigeführt waren, um vor Europa das Bild eines von uns bedrohten, von Rußland beschützten Frankreich zur Anschauung zu bringen. In Berlin am 10. Mai 1875 angekommen, erließ Gortschakow unter dem Datum dieses Ortes ein zur Mitteilung bestimmtes telegraphisches Zirkular, welches mit den Worten anfing: „Maintenant, also unter russischem Druck, la paix est assurée,“ als ob das vorher nicht der Fall gewesen wäre. Einer der dadurch avisierten außerdeutschen Monarchen hat mir gelegentlich den Text gezeigt.

Ich machte dem Fürsten Gortschakow lebhafte Vorwürfe und sagte, es sei kein freundschaftliches Verhalten, wenn man einem vertrauen und nichts ahnenden Freunde plötzlich und hinterrücks auf die Schulter springe, um dort eine Zirkus-Vorstellung auf seine Kosten in Szene zu setzen, und daß dergleichen Vorgänge zwischen uns leitenden Ministern den beiden Monarchien und Staaten zum Schaden gereichten. Wenn ihm daran liege, in Paris gerühmt zu werden, so brauchte er deshalb unsre russischen Beziehungen noch nicht zu verderben, ich sei gern bereit, ihm beizustehen und in Berlin Fünffrankenstücke schlagen zu lassen mit der Unterschrift: Gortchakoff protège la France; wir könnten auch in der deutschen Botschaft ein Theater herstellen, wo er der französischen Gesellschaft mit derselben Umschrift als Schutzengel im weißen Kleide mit Flügeln in bengalischem Feuer vorgeführt würde.

Er wurde unter meinen bitteren Invektiven ziemlich kleinlaut, bestritt die für mich beweiskräftig feststehenden Thatsachen und zeigte nicht die ihm sonst eigne Sicherheit und Beredsamkeit, woraus ich schließen durfte, daß er Zweifel hatte, ob sein kaiserlicher Herr sein Verhalten billigen werde. Der Beweis wurde vervollständigt, als ich mich bei dem Kaiser Alexander mit derselben Offenheit über Gortschakows unehrliches Verfahren beschwerte; der Kaiser gab den ganzen Thatbestand zu und beschränkte sich rauchend und lachend darauf, zu sagen, ich möge diese vanité sénile nicht zu ernsthaft nehmen. Die dadurch allerdings ausgesprochene Mißbilligung hat aber niemals einen hinreichend authentischen Ausdruck gefunden, um die Legende von unsrer Absicht, 1875 Frankreich zu überfallen, aus der Welt zu schaffen.

Auch in seiner berühmten Reichstagsrede vom 6. Februar 1888 sprach sich Bismarck über jene Umtriebe aus:

Zuerst trat eine Neigung meines russischen Kollegen, des Fürsten Gortschakow zu Tage, sich mehr um die Popularität in Frankreich als bei uns zu bemühen und gewisse künstlich herbeigeführte Konstellationen dazu zu benutzen, um der Welt durch ein hinzugefügtes Telegramm glauben zu machen, als hätten wir 1875 irgend einen entfernten Gedanken daran gehabt Frankreich zu überfallen, und als wäre es das Verdienst des Fürsten Gortschakow, Frankreich aus dieser Gefahr gerettet zu haben. Das war das erste Befremden, welches zwischen uns auftrat, und welches mich zu einer lebhaften Aussprache mit meinem früheren Freunde und späteren Kollegen veranlaßte. Rede v. 6. 2. 1888.

Das Entlassungsgesuch, das Fürst Bismarck im Frühjahr eingereicht hatte, wurde von seinem „tieferschütterten Freunde Wilhelm“ abgelehnt und ihm ein längerer Urlaub zur Herstellung seiner Gesundheit bewilligt. Erst am 20. November kehrte er aus den Ferien nach Berlin zurück, um sich lebhaft an den Reichstagverhandlungen zu beteiligen. Namentlich waren es Steuerfragen, die ihn damals zu interessieren be-

gannen, das Ziel, das er sich stellte, war eine möglichste Einschränkung der direkten Steuern und eine Verminderung der Matrikularbeiträge. In seiner ersten größeren Rede über dieses Thema stellte er folgende Grundsätze auf.

Rede v. 22. 11. 1875 Ich kann es nicht als eine Reform ansehen, wenn lediglich neue Reichssteuern aufgelegt werden, ohne daß alte erlassen werden. . . . Je mehr gemeinsame Reichseinrichtungen wir schaffen, je mehr gemeinsames Reichsvermögen, desto mehr befestigen wir das Reich . . . Für den Staat aber ist es meiner Ueberzeugung nach die Aufgabe, nach Analogie von England, von Frankreich, nach indirekten Steuern zu streben. . . . . Ich kann die Zeit kaum erwarten, daß der Tabak höhere Summen steuere . . . Als Gegenstände der Verzollung und zugleich einer entsprechenden Besteuerung im Inlande sehe ich im ganzen an diejenigen Verzehrungsgegenstände, deren man sich, ohne das Leben zu schädigen, in gewissem Maße wenigstens zu enthalten vermag. Das ist der Fall mit dem Kaffee und vor allen Dingen mit dem Tabak. Analog steht es auch mit dem Bier, dem Branntwein, dem Zucker, dem Petroleum und allen diesen großen Verzehrungsgegenständen, gewissermaßen den Luxusgegenständen der großen Masse. Die Luxusgegenstände der Reichen würde ich sehr hoch zu besteuern geneigt sein; sie bringen aber nicht viel.

Noch ehe das Jahr zu Ende gegangen war, erschien in Zürich Arnims bekannte Brandschrift „Pro Nihilo, Vorgeschichte des Arnimschen Prozesses". In dieser Schrift wurde ausgeführt, daß Bismarck den begabten Diplomaten nur beseitigt habe, weil er in ihm einen amtlichen Rivalen sah; die Verurteilung Arnims sei rechtswidrig erfolgt. Es fehlte auch der Vorwurf nicht, Fürst Bismarck habe seine amtliche Stellung zu Geldgeschäften mit Bleichröder gemißbraucht; dem Kaiser habe er nur eine Scheinherrschaft übrig gelassen und er sei so der allmächtigste Minister seit Stilichos und Pipins Zeiten geworden. Auf diese Schrift erfolgte gegen den Grafen Arnim eine neue Anklage wegen Landesverrates, Majestätsbeleidigung und Verleumdung des Reichskanzlers. Das Ergebnis war das Urteil des Staatsgerichtshofes vom 5. Oktober 1876, welches den Grafen in allen Punkten für schuldig erklärte und unter Aberkennung der Ehrenrechte zu fünfjährigem Zuchthaus verurteilte. In späteren Zeiten hat Bismarck etwas milder geurteilt als in jenen Tagen des Kampfes.

Ged. u. Er. II. Mein amtliches Verfahren gegen Arnim war von ihm provoziert durch seine Weigerung, amtlichen Instruktionen Folge zu leisten. Ich habe die Thatsache, daß er Gelder, die er zur Vertretung unserer Politik in der französischen Presse erhielt, 6000 bis 7000 Thaler, dazu verwandte, in der deutschen Presse unsere Politik und meine Stellung anzugreifen, in den Gerichtsverhandlungen niemals berühren lassen. Sein Hauptorgan, in welchem er mich und mit steigender Zuversicht angriff, war damals die „Spenersche Zeitung", die, im Absterben begriffen, ihm käuflich war . . .

In dem Gerichtsverfahren gegen ihn verfolgte ich nur den Zweck, die von mir dienstlich gestellte, von Arnim definitiv abgelehnte Forderung der Herausgabe bestimmter, zweifellos amtlicher Bestandteile der Botschaftsakten durchzusetzen. Mir kam es nur darauf an, als Vorgesetzter die amtliche Autorität zu wahren; ein Straferkenntnis gegen Arnim habe ich weder erstrebt noch erwartet, im Gegenteile würde ich, nachdem ein solches erfolgt war, seine Begnadigung wirksam befürwortet haben, wenn dieselbe in der durch das Kontumazial-Erkenntnis geschaffenen Lage juristisch zulässig gewesen wäre. Mich trieb keine

persönliche Rachsucht, sondern, wenn man eine tadelnde Bezeichnung finden will, eher bureaukratische Rechthaberei eines in seiner Autorität mißachteten Vorgesetzten. War schon das Erkenntnis in dem ersten Prozeß auf neun Monat Gefängnis ein meiner Ansicht nach übertrieben strenges, so war die Verurteilung in dem zweiten Prozesse zu fünf Jahren Zuchthaus doch nur, wie der Verurteilte selbst richtig bemerkt hat, dadurch möglich geworden, daß der regelmäßige Strafrichter nicht in der Lage ist, die Sünden der Diplomatie in internationalen Verhandlungen mit vollem Verständnisse zu beurteilen. Dieses Erkenntnis würde ich dann nur für adäquat gehalten haben, wenn der Verdacht erwiesen gewesen wäre, daß der Verurteilte seine Verbindungen mit dem Baron Hirsch benutzt hätte, um die Verzögerung der Ausführung seiner Instruktionen Börsenspekulationen dienstbar zu machen. Ein Beweis dafür ist in dem Gerichtsverfahren weder geführt noch versucht worden. Die Annahme, daß er lediglich aus geschäftlichen Gründen die Ausführung einer präzisen Weisung unterlassen habe, blieb immerhin zu seinen Gunsten möglich, obschon ich mir den Gedankengang, dem er dabei gefolgt sein müßte, nicht klar machen kann. Der erwähnte Verdacht ist aber meinerseits nicht ausgesprochen worden, obschon er dem Auswärtigen Amte und der Hofgesellschaft durch Pariser Korrespondenzen und Reisende mitgeteilt worden war und in diesen Kreisen kolportiert wurde. Es war ein Verlust für den diplomatischen Dienst bei uns, daß die ungewöhnliche Begabung Arnims für diesen Dienst nicht mit einem gleichen Maße von Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit gepaart war.

In dem Verleumdungsprozeß gegen den Redakteur der „Reichsglocke", Januar 1877, sagte der Staatsanwalt:

„Ich mache für diese verbrecherische Tendenz alle Mitarbeiter des Blattes, auch alle diejenigen, die das Blatt durch Rat und durch That unterstützen, moralisch verantwortlich, zunächst insbesondere den Herrn von Loë, sodann aber auch den Grafen Harry von Arnim. Es ist garnicht zu bezweifeln, daß alle die Artikel ‚Arnim contra Bismarck', es sich zur Aufgabe gemacht haben, seit Jahr und Tag die Person des Fürsten Bismarck anzugreifen, herabzusetzen, im Interesse des Grafen Arnim geschrieben werden."

Die perfiden Angriffe Arnims wurden von einem Teil der Konservativen mit Schadenfreude begrüßt. Es war besonders die Kreuzzeitung, die sich zum Organ dieser Männer machte und in dem weiteren Verlaufe des gegen Bismarck gerichteten Feldzugs die Führerrolle übernahm, während allerdings die giftigsten Angriffe von der Eisenbahnzeitung ausgingen, die sich später zur „Reichsglocke" entwickelte. Dieses Blatt war direkt gegründet worden, um Bismarck so klein zu machen, daß er jedem ehrlichen pommerschen Krautjunker aus der Hand fressen müsse. Der Leiter dieses Blattes, Joachim Gehlsen, war einst klerikaler Reichstagskandidat gewesen, hinter ihm standen nicht nur Graf Arnim und Herr von Loë, sondern auch Hofbeamte, namentlich aus der Umgebung der Kaiserin. Ihnen gelang es, die „Reichsglocke" täglich in die Hände des Monarchen zu spielen, wie ja auch dieses Blatt in 13 Exemplaren an die verschiedenen Höfe kolportiert wurde. Die Kaiserin Augusta ließ in jener Zeit den Kanzler ihre Ungnade andauernd fühlen, und ihre unmittelbaren Untergebenen, die höchsten Beamten des Hofes gingen in ihrem Mangel an Formen so weit, daß Fürst Bismarck sich zu schriftlichen Beschwerden beim Kaiser selbst veranlaßt sah. Man war perfide genug, durch diese Angriffe die Gesundheit des verhaßten großen Staatsmannes untergraben zu wollen; während des Prozesses gegen die „Reichsglocke"

wurde ein an Gehlsen gerichteter Brief des Herrn von Loë verlesen, in dem es hieß:

„Ich schlage vor, die nächste Nummer der „Reichsglocke" zu einer Benefizvorstellung zu Gunsten des Reichskanzlers zu erheben. Vom psychologisch-medizinischen Standpunkt scheint es mir wichtig, bezüglich der Reihenfolge der Artikel zuerst das Pathetische und dann das Komische zu bringen. Die Hauptsache ist, daß von vornherein gleich die Verdauung auf einige Tage gestört wird, und das geschieht nur durch leidenschaftliche Erregung.

In der That war es für die Nerven eines Mannes in reifen Jahren eine harte Probe, einen derartigen Kampf führen zu müssen. Besonders that ihm die Notwendigkeit wehe, mit einer großen Anzahl früherer Freunde brechen zu müssen, zumal als die Kreuzzeitung und ihre altkonservativen Freunde sich gegen ihn zum Kampfe stellten. Die berüchtigten Aera-Artikel des Herrn Perrot, die in diesem Blatte erschienen, wiederholten die Anschuldigungen Arnims, Fürst Bismarck hätte sich an faulen Gründungen beteiligt und sich bestechen lassen. Diese Aera-Artikel hat Bismarck im Reichstage scharf gegeißelt:

Rede v. 9. 2. 1876. Wenn ein Blatt, wie die Kreuzzeitung, die für das Organ einer weit verbreiteten Partei gilt, sich nicht entblödet, die schändlichsten und lügenhaftesten Verleumdungen über hochgestellte Männer in die Welt zu bringen, in einer solchen Form, daß sie nach dem Urteil der höchsten juristischen Autoritäten gerichtlich nicht zu fassen ist, aber doch derjenige, der sie gelesen hat, den Eindruck hat: hier wird den Ministern vorgeworfen, daß sie unredlich gehandelt haben, — wenn ein solches Blatt so handelt und in monatelangem Stillschweigen verharrt, trotzdem das alles Lügen sind und nicht ein peccavi oder erravi spricht, so ist das eine ehrlose Verleumdung, gegen die wir alle Front machen sollten, und niemand sollte mit einem Abonnement sich indirekt daran beteiligen. Von einem solchen Blatte muß man sich lossagen, wenn das Unrecht nicht gesühnt wird; jeder, der es hält und bezahlt, beteiligt sich indirekt an der Lüge und Verleumdung, die darin gemacht wird, an Verleumdungen, wie die Kreuzzeitung sie im vorigen Sommer gegen die höchsten Beamten des Reichs enthalten hat, ohne die leiseste Ahnung eines Beweises und mit einer komischen Unwissenheit in den Personalgeschichten, die sie dabei zur Schau trägt.

Also, meine Herren, ich glaube, wir können außerhalb des Strafgesetzes sehr viel thun! Wenn wir alle — und es ist doch die große Mehrzahl, ich will niemanden ausnehmen unter uns —, die Sinn für Ehre und Anstand haben, für christliche Gesinnung und Sitte, — alle, welche die christliche Gesinnung nicht bloß als Aushängeschild für politische Zwecke brauchen, wenn wir alle zusammenhalten gegen die Schlechtigkeiten, die ich eben bezeichnet habe, so werden wir mehr erreichen als mit dem Strafrichter.

Gegen die Rede erfolgte in der Kreuzzeitung eine Erklärung von 46 Konservativen, den sogenannten Deklaranten, die sich gegen Bismarck für die Kreuzzeitung erklärten:

Ged. u. Er. II. Gegen mich begannen die Verleumdungen in dem Blatte, das unter dem christlichen Symbol des Kreuzes und mit dem Motto „Mit Gott für König und Vaterland" seit Jahren nicht mehr die konservative Fraktion und noch weniger das Christentum, sondern nur den Ehrgeiz und die gehässige Verbissenheit einzelner Redakteure vertritt. Als ich über die Giftmischereien des Blattes am 9. Februar 1876 in öffentlicher Rede Klage geführt hatte, antwortete mir die Kundgebung der sogenannten Deklaranten, deren wissenschaftliches Kontingent

aus einigen Hundert evangelischen Geistlichen bestand, die in ihrem amtlichen Charakter mir in dieser Form als Eideshelfer der Kreuzzeitungslügen entgegentraten und ihre Mission als Diener der christlichen Kirche und ihres Friedens dadurch bethätigten, daß sie die Verleumdungen des Blattes öffentlich kontrasignierten. Ich habe gegen Politiker in langen Kleidern, weiblichen und priesterlichen, immer Mißtrauen gehegt, und dieses Pronunciamento einiger Hundert evangelischer Pfarrer zu Gunsten einer der frivolsten, gegen den ersten Beamten des Landes gerichteten Verleumdung war nicht geeignet, mein Vertrauen gerade zu Politikern, die im Priesterrock, auch in einem evangelischen, stecken, zu stärken. Zwischen mir und allen Deklaranten, von denen viele bis dahin zu meinen Bekannten, sogar zu meinen Freunden gehört hatten, war, nachdem sie sich die ehrenrührigen Beschimpfungen aus der Feder Perrots angeeignet hatten, die Möglichkeit eines persönlichen Verkehrs vollständig abgeschnitten.

Für die Nerven eines Mannes in reifen Jahren ist es eine harte Probe, plötzlich mit allen oder fast allen Freunden und Bekannten den bisherigen Umgang abzubrechen. Meine Gesundheit war damals längst geschwächt, nicht durch die Arbeiten, welche mir oblagen, aber durch das ununterbrochene Bewußtsein der Verantwortlichkeit für große Ereignisse, bei denen die Zukunft des Vaterlandes auf dem Spiele stand.

Der Verkehr mit andern, die man für gleichgestellt hält, erleichtert die Ueberwindung solcher Krisen, und wenn er plötzlich aufhört und aus Motiven, die mehr persönlich als sachlich, mehr mißgünstig als ehrlich, und so weit sie ehrlich, ganz banausischer Natur sind, der beteiligte verantwortliche Minister plötzlich von allen bisherigen Freunden boykottiert, als Feind behandelt, also mit sich und seinen Erwägungen vereinsamt wird, so muß das den Eingriff seiner amtlichen Sorgen in seine Nerven und seine Gesundheit verschärfen.

Der Feldzug der einstigen Freunde war das Schwerste, was Bismarck zu ertragen hatte, nach langen Jahren noch hat er sich stets bitter beklagt über diese Phase seiner Geschichte, wenn auch ihm die Genugthuung nicht vorenthalten war, daß Kaiser Wilhelm in Treue zu ihm hielt und daß auch die meisten der Deklaranten allmählich ihr Unrecht einsahen und Abbitte leisteten. Nur die Kaiserin Augusta blieb ihrer Abneigung gegen Bismarck treu:

Zur Zeit der „Reichsglocke“ und der gehässigen Angriffe der konservativen Partei und der „Kreuzzeitung“ auf mich konnte ich ermitteln, daß die Kolportage der „Reichsglocke“ und ähnlicher verleumderischer Preßerzeugnisse im Bureau des Hausministeriums besorgt wurde. Der Vermittler war ein höherer Subalternbeamter Namens Bernhard (?), der der Frau von Schleinitz die Federn schnitt und den Schreibtisch in Ordnung hielt. Durch ihn wurden allein an unsere höchsten Herrschaften dreizehn Exemplare der „Reichsglocke“, davon zwei in das kaiserliche Palais, berichtmäßig eingesandt und andere an mehrere verwandte Höfe. Ged. u. Er. II

Als ich einmal den geärgerten und darüber erkrankten Kaiser des Morgens aufsuchen mußte, um über eine höfische Demonstration zu Gunsten des Zentrums eine unter den obwaltenden Umständen dringliche Beschwerde zu führen, fand ich ihn im Bette und neben ihm die Kaiserin in einer Toilette, die darauf schließen ließ, daß sie erst auf meine Anmeldung herunter gekommen war. Auf meine Bitte, mit dem Kaiser allein sprechen zu dürfen, entfernte sie sich, aber nur bis zu einem dicht außerhalb der von ihr nicht ganz geschlossenen Thüre stehenden Stuhle und trug Sorge, durch Bewegungen mich erkennen zu lassen, daß sie alles hörte. Ich ließ mich durch diesen, nicht den ersten, Einschüchterungsversuch nicht abhalten, meinen Vortrag zu erstatten. An dem Abende desselben Tages war ich in einer Gesellschaft im Palais. Ihre Majestät redete mich in einer Weise an, die mich vermuten ließ, daß der Kaiser meine Beschwerde ihr gegenüber vertreten hatte. Die Unterhaltung nahm die Wendung, daß ich die

Kaiserin bat, die schon bedenkliche Gesundheit ihres Gemahls zu schonen und ihn nicht zwiespältigen politischen Einwirkungen auszusetzen. Diese nach höfischen Traditionen unerwartete Andeutung hatte einen merkwürdigen Effekt. Ich habe die Kaiserin Augusta in dem letzten Jahrzehnt ihres Lebens nie so schön gesehen wie in diesem Augenblicke; ihre Haltung richtete sich auf, ihr Auge belebte sich zu einem Feuer, wie ich es weder vorher noch nachher erlebt habe. Sie brach ab, ließ mich stehen und hat, wie ich von einem befreundeten Hofmanne erfuhr, gesagt: „Unser allergnädigster Reichskanzler ist heut sehr ungnädig."

Alle Gegner, die ich mir in den verschiedensten Regionen im Laufe meiner politischen Kämpfe notwendigerweise und im Interesse des Dienstes zugezogen hatte, fanden in ihrem gemeinsamen Hasse gegen mich ein Band, das einstweilen stärker war als ihre gegenseitigen Abneigungen gegen einander. Sie vertagten ihre Feindschaft, um einstweilen der stärkern gegen mich zu dienen. Den Krystallisationspunkt für diese Uebereinstimmung bildete die Kaiserin Augusta, deren Temperament, wenn es galt, ihren Willen durchzusetzen, auch in der Rücksicht auf Alter und Gesundheit des Gemahls nicht immer Grenze fand.

Während in der inneren Politik eine Art von Kleinkrieg entbrannte, begannen unter den Mächten die gewaltige orientalische Frage ihre tiefen Schatten zu werfen. Aber Bismarck sah ein deutsches Interesse in diesem Kriege nicht beteiligt, und so sehr auch die Fortschrittspartei für den Großtürken schwärmte und die russenfreundliche Politik Bismarcks verdammte, so sprach er doch das entschlossene Wort:

. . . Ich habe gesagt: ich werde zu irgend welcher aktiven Beteiligung Deutschlands an diesen Dingen nicht raten, so lange ich in dem Ganzen für Deutschland kein Interesse sehe, welches auch nur — entschuldigen Sie die Derbheit des Ausdrucks — die gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers wert wäre. Ich habe ausdrücken wollen, daß wir mit dem Blute unsrer Landleute und unsrer Soldaten sparsamer sein müßten, als es für eine willkürliche Politik einzusetzen, zu der uns kein Interesse zwingt. . . .

Diese weise zurückhaltende Politik fand ihren Lohn nicht nur in dem lebhaften Beifall der Mehrheit im deutschen Volke, sondern auch im Vertrauen der Mächte, die Bismarck dazu ausersahen, an die Spitze des Kongresses zu treten, der den Abschluß der orientalischen Krise bilden sollte. War es doch Bismarck gewesen, der es im Herbste 1876 bewirkte, daß nicht aus dem Gegensatz der österreichischen und russischen Interessen am Balkan sich ein europäischer Krieg entwickelte, daß das Gewitter sich vielmehr von Galizien nach dem Südosten verzog. Hatte Rußland auf eine aktive Beteiligung Deutschlands an den orientalischen Händeln gehofft, so hatte Bismarck ihm doch keinen Zweifel gelassen, daß auf eine Teilnahme am Kriege nicht zu rechnen sei und daß man es auch nicht gestatten werde, daß die Stellung einer der europäischen Großmächte gefährdet werde. Die Verstimmung, die den Zaren wegen dieser Haltung erfüllte, ertrug Bismarck mit Geduld. Der Zar selbst hielt es daher für richtig, mit Oesterreich in Verhandlungen zu treten, die schließlich nach einer Begegnung mit dem Kaiser Franz Joseph in Reichstadt zu der Konvention vom 15. Januar 1877 führten, durch welche sich Rußland die Neutralität Oesterreichs während des geplanten Krieges mit der Türkei durch die Ueberweisung von Bosnien und der Herzegowina erkaufte. Es ist bekannt, daß dieser Krieg die russischen Truppen bis

vor die Thore von Konstantinopel führte. In einer großen Rede im Reichstag legte Fürst Bismarck seine politischen Auffassungen dar. Hier sprach er den bekannten Satz aus:

Die Vermittelung des Friedens denke ich mir nicht so, daß wir nun bei divergierenden Ansichten den Schiedsrichter spielen und sagen: so soll es sein, und dahinter steht die Macht des Deutschen Reiches (sehr gut!), sondern ich denke sie mir bescheidener, ja — ohne Vergleich im übrigen stehe ich nicht an, Ihnen etwas aus dem gemeinen Leben zu zitieren — mehr die eines ehrlichen Maklers, der das Geschäft wirklich zustande bringen will. (Heiterkeit.) Rede v. 19. 2. 1878

. . . Das Dreikaiserverhältnis, wenn man es so nennen will, während man es gewöhnlich Bündnis nennt, beruht überhaupt nicht auf geschriebenen Verpflichtungen, und keiner der drei Kaiser ist verpflichtet, sich von den andern zwei Kaisern überstimmen zu lassen. Es beruht auf der persönlichen Sympathie zwischen den drei Monarchen, auf dem persönlichen Vertrauen, welches diese hohen Herren zu einander haben, und auf dem auf langjährige persönliche Beziehungen basierten Verhältnis der leitenden Minister in allen drei Reichen . . .

Wir werden niemals die Verantwortung übernehmen, eine sichere, seit Menschenaltern erprobte Freundschaft einer großen, mächtigen Nachbarnation dem Kitzel, eine Richterrolle in Europa zu spielen, aufzuopfern . . .

Nur für den Schutz unserer Unabhängigkeit nach außen, unserer Einigkeit unter uns und für diejenigen Interessen, die so klar sind, daß, wenn wir für sie eintreten, nicht blos das einstimmige notwendige Votum des Bundesrats, sondern auch die volle Ueberzeugung, die volle Begeisterung der deutschen Nation uns trägt, — nur einen solchen Krieg bin ich bereit dem Kaiser anzuraten!

Am 13. Juni trat der Berliner Kongreß unter Bismarcks Vorsitz zusammen, nur einen Monat hat er gebraucht, um seine Arbeit zu Ende zu führen. Als er geschlossen wurde, brachte Graf Andrassy dem Fürsten Bismarck, seiner Weisheit und unermüdlichen Thatkraft im Namen der Teilnehmer den wärmsten Dank dar. Zehn Jahre später sagte Bismarck im Reichstage über seine Haltung während des Kongresses und die ernsten Verstimmungen, die sich auf russischer Seite an denselben knüpften:

Während des Kongresses, kann ich wohl sagen, habe ich meine Rolle, soweit ich es irgend konnte, ohne Landesinteressen und befreundete Interessen zu verletzen, etwa so aufgefaßt, als wenn ich der vierte russische Bevollmächtigte gewesen wäre auf diesem Kongreß (Große Heiterkeit); ja ich kann fast sagen der dritte, denn den Fürsten Gortschakow kann ich als Bevollmächtigten der damaligen russischen Politik, wie sie durch den wirklichen Vertreter Grafen Schuwalow vertreten war, kaum annehmen. Es ist während der ganzen Kongreßverhandlungen kein russischer Wunsch zu meiner Kenntnis gekommen, den ich nicht befürwortet, ja, den ich nicht durchgesetzt hätte. Ich bin infolge des Vertrauens, daß mir der leider verstorbene Lord Beaconsfield (Disraeli) schenkte, in den schwierigsten, kritischsten Momenten des Kongresses mitten in der Nacht an dessen Krankenbett erschienen und habe in den Momenten, wo der Kongreß dem Bruche nahe stand, dessen Zustimmung im Bett erreicht. Kurz, ich habe mich auf dem Kongreß so verhalten, daß ich dachte, nachdem er zu Ende war: nun, den höchsten russischen Orden in Brillanten besitze ich längst, sonst müßte ich den jetzt bekommen (Große Heiterkeit). Kurz, ich habe das Gefühl gehabt, ein Verdienst für eine fremde Macht mir erworben zu haben, wie es selten einem fremden Minister vergönnt gewesen ist. Rede v. 6. 2. 1888

Welches mußte also meine Ueberraschung und meine Enttäuschung sein, als allmählich eine Art von Preßkampagne in Petersburg anfing, durch welche die deutsche Politik angegriffen, ich persönlich in meinen Absichten verdächtigt wurde. Diese Angriffe steigerten sich während des darauf folgenden Jahres bis 1879 zu starken Forderungen eines Druckes, den wir auf Oesterreich üben

sollten in Sachen, wo wir das österreichische Recht nicht ohne weiteres angreifen konnten. Ich konnte dazu meine Hand nicht bieten, denn wenn wir uns Oesterreich entfremdeten, so gerieten wir, wenn wir nicht ganz isoliert sein wollten in Europa, notwendig in Abhängigkeit von Rußland. Wäre eine solche Abhängigkeit möglich gewesen? Ich hatte früher geglaubt, sie könnte es sein, indem ich mir sagte: wir haben gar keine streitigen Interessen; es ist gar kein Grund, warum Rußland je die Freundschaft uns kündigen sollte. Ich hatte wenigstens meinen russischen Kollegen, die mir dergleichen auseinandersetzten, nicht geradezu widersprochen. Der Vorgang betreffs des Kongresses enttäuschte mich, der sagte mir, daß selbst ein vollständiges Indienststellen unserer Politik (für gewisse Zeit) in die russische uns nicht davor schützte, gegen unseren Willen und gegen unser Bestreben mit Rußland in Streit zu geraten. Dieser Streit über Instruktionen, die wir unsern Bevollmächtigten in den Verhandlungen im Süden gegeben oder nicht gegeben hatten, steigerte sich bis zu Drohungen, bis zu vollständigen Kriegsdrohungen von kompetentester Seite. Durch diese Drohungen wurden wir gezwungen, zu der von mir seit Jahren vermiedenen Option zwischen unseren beiden bisherigen Freunden zu schreiten.

Ein helles Licht wirft auf die Gefahren, die sich damals aus der künstlich erregten öffentlichen Meinung ergaben, des Fürsten Bismarck spätere Bemerkung:

Ged. u. Er. II. In dieser Situation nun kam ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers Alexander, das trotz aller Verehrung für den bejahrten Freund und Oheim an zwei Stellen bestimmte Kriegsdrohungen enthielt in der Form, die völkerrechtlich üblich ist, etwa des Inhalts: wenn die Weigerung, das deutsche Votum dem russischen anzupassen, festgehalten wird, so kann der Friede zwischen uns nicht dauern. Dieses Thema war in scharfen und unzweideutigen Worten an zwei Stellen variiert. Daß Fürst Gortschakow, der am 6. September 1879 in einem Interview mit dem Korrespondenten des orleanistischen „Soleil", Louis Peyramont, Frankreich eine sehr auffallende Liebeserklärung machte, auch an jenem Schreiben mitgearbeitet hatte, sah ich dem letztern an; durch zwei spätere Wahrnehmungen wurde meine Vermutung bestätigt. Im Oktober hörte eine Dame der Berliner Gesellschaft, die in dem Hôtel de l'Europe in Baden-Baden Zimmernachbarin Gortschakows war, ihn sagen: „j'aurais voulu faire la guerre, mais la France a d'autres intentions." Und am 1. November war der Pariser Korrespondent der „Times" in der Lage, seinem Blatte zu melden, vor der Zusammenkunft in Alexandrowo habe der Zar an Kaiser Wilhelm geschrieben, sich über die Haltung Deutschlands beschwert und sich der Phrase bedient: „Der Kanzler Ew. Majestät hat die Versprechungen von 1870 vergessen."

Angesichts der Haltung der russischen Presse, der steigenden Erregtheit der großen Massen des Volkes, der Truppenanhäufung unmittelbar längs der preußischen Grenzen wäre es leichtfertig gewesen, den Ernst der Situation und der kaiserlichen Drohung gegen den früher so verehrten Freund zu bezweifeln. Daß Kaiser Wilhelm auf den Rat des Feldmarschalls von Manteuffel am 3. September 1879 nach Alexandrowo ging, um die schriftlichen Drohungen seines Neffen mündlich begütigend zu beantworten, widerstrebte meinem Gefühle und meinem Urteil über das, was not thue.

Unter dem Eindruck der russischen Heftigkeit hielt Bismarck es für erwünscht, einen engeren Anschluß an Oesterreich zu suchen, um die Möglichkeit einer antideutschen Koalition durch vertragsmäßige Sicherstellung der Beziehungen zu wenigstens einer der Großmächte einzuschränken. Bismarck war ursprünglich durchaus für ein Bündnis mit Rußland gewesen, seine „Gedanken und Erinnerungen" klären uns über die zahlreichen und großen Bedenken auf, die er der Verbindung mit

Oesterreich entgegenstellte und die vor allen Dingen in der eigentümlichen nationalen Zusammensetzung dieses Landes gipfelte. So begab er sich nach telegraphischer Anfrage an den Grafen Andrassy am 27. August 1879 nach Gastein:

Nachdem ich ihm die Lage dargelegt hatte, zog er daraus die Folgerung mit den Worten: „Gegen ein russisch-französisches Bündnis ist der natürliche Gegenzug ein österreichisch-deutsches." Ich erwiderte, daß er damit die Frage formuliert habe, zu deren Besprechung ich unsere Zusammenkunft angeregt hätte und wir kamen leicht zu einer vorläufigen Verständigung über ein rein defensives Bündnis gegen einen russischen Angriff auf einen von beiden Teilen, dagegen fand mein Vorschlag, das Bündnis auch auf andere als russische Angriffe auszudehnen, bei dem Grafen keinen Anklang. Ged. u. Er. II.

Im September verhandelte Bismarck über dieselbe Frage in Wien mit Andrassy, dem Baron Haymerle und Tisza, das Resultat war der deutsch-österreichische Bund. Aber obgleich die Stipulationen bereits am 24. September vollendet waren, ist dieser Vertrag erst am 7. Oktober ratifiziert worden. Denn die Schwierigkeiten, die erhoben wurden, gingen von keinem anderen aus, als von König Wilhelm. Es bedurfte einer harten Arbeit Bismarcks, um hier einen Wandel zu schaffen; in einer ausführlichen Denkschrift hat Bismarck schließlich den Beweis für die Richtigkeit seiner Ansicht erbracht und die Zustimmung seines Monarchen erzielt. Auf der anderen Seite war Kaiser Franz Joseph sofort bereit, den Bündnisvertrag zu unterzeichnen.

Um mich der Zustimmung meines allergnädigsten Herrn zu versichern, hatte ich schon in Gastein täglich einen Teil der für die Kur bestimmten Zeit am Schreibtische zugebracht und auseinandergesetzt, daß es notwendig sei, den Kreis der möglichen gegen uns gerichteten Koalitionen einzuschränken, und daß der zweckmäßigste Weg dazu ein Bündnis mit Oesterreich sei. Ich hatte freilich wenig Hoffnung, daß der tote Buchstabe meiner Abhandlungen die mehr auf Gemütsregungen als auf politischer Erwägung beruhende Auffassung Seiner Majestät ändern werde. Der Abschluß eines Vertrages, dessen wenn auch defensives doch kriegerisches Ziel ein Ausdruck des Mißtrauens gegen den Freund und Neffen war, mit dem er eben in Alexandrowo von neuem unter Thränen und in der vollsten Aufrichtigkeit des Herzens die Versicherungen der althergebrachten Freundschaft ausgetauscht hatte, lief zu sehr gegen die ritterlichen Gefühle, mit denen der Kaiser sein Verhältnis zu einem ebenbürtigen Freunde auffaßte. . . . Alle Erwägungen und Argumente, die ich dem in Baden befindlichen Kaiser schriftlich aus Gastein, aus Wien und demnächst aus Berlin unterbreitete, waren ohne die gewünschte Wirkung. Um die Zustimmung des Kaisers zu dem von mir mit Andrassy vereinbarten und von dem Kaiser Franz Joseph unter der Voraussetzung, daß Kaiser Wilhelm dasselbe thun würde, genehmigten Vertragsentwurfe herbeizuführen, war ich genötigt, zu dem für mich sehr peinlichen Mittel der Kabinettsfrage zu greifen, und es gelang mir, meine Kollegen für mein Vorhaben zu gewinnen. Da ich selbst von den Anstrengungen der letzten Wochen und von der Unterbrechung der Gasteiner Kur zu angegriffen war, um die Reise nach Baden-Baden zu machen, so übernahm sie Graf Stolberg; er führte die Verhandlungen, wenn auch unter starkem Widerstreben Seiner Majestät, glücklich zu Ende. Der Kaiser war von den politischen Argumenten nicht überzeugt worden, sondern erteilte das Versprechen, den Vertrag zu ratifizieren, nur aus Abneigung gegen einen Personenwechsel in dem Ministerium. Der Kronprinz war von Hause aus für das österreichische Bündnis lebhaft eingenommen, aber ohne Einfluß auf seinen Vater. Ged. u. Er. II.

Graf Andrassy wurde unmittelbar nach dem Abschluß des Vertrages gestürzt, eine wesentliche Schuld hieran trugen die liberalen Deutschen unter Führung des Abgeordneten Herbst, die Bismarck als die „Herbstzeitlosen“ travestierte. Sein letzter Abschiedsgruß galt dem Fürsten Bismarck und der Hoffnung, daß dieser von ihm so hochverehrte Freund mit Kraft und Ausdauer seine dornenvolle Bahn zum Heile seines Landes und zu seinem stets wachsenden Ruhme weiter verfolgen werde. Vier Jahre später hat sich durch den Beitritt Italiens das Bündnis zu einem Dreibund gewandelt, und auch der Mann, der unter seinen Landsleuten der eifrigste Vertreter der Verbindung mit Deutschland blieb, Francesco Crispi, hat nie anders als mit der höchsten Verehrung von Bismarck als seinen Meister gesprochen. Das letzte Wort aber, das Bismarck selbst in seinem herrlichen, uns hinterlassenen Werke „Gedanken und Erinnerungen“ uns über das Bündnis mit Oesterreich zuruft, lautet:

Ged. u. Er. II. Wir müssen und können der österreichisch-ungarischen Monarchie das Bündnis ehrlich halten; es entspricht unseren Interessen, den historischen Traditionen Deutschlands und der öffentlichen Meinung unseres Volkes. Die Eindrücke und Kräfte, unter denen die Zukunft der Wiener Politik sich zu gestalten haben wird, sind jedoch komplizierter als bei uns, wegen der Mannigfaltigkeit der Nationalitäten, der Divergenz ihrer Bestrebungen, der klerikalen Einflüsse und der in den Breiten des Balkan und des Schwarzen Meeres für die Donauländer liegenden Versuchungen. Wir dürfen Oesterreich nicht verlassen, aber auch die Möglichkeit, daß wir von der Wiener Politik freiwillig oder unfreiwillig verlassen werden, nicht aus den Augen verlieren. Die Möglichkeiten, die uns in solchen Fällen offen bleiben, muß die Leitung der deutschen Politik, wenn sie ihre Pflicht thun will, sich klar machen und gegenwärtig halten, bevor sie eintreten, und sie dürfen nicht von Vorliebe oder Verstimmung abhängen, sondern nur von objektiver Erwägung der nationalen Interessen. . . . Die internationale Politik ist ein flüssiges Element, das unter Umständen zeitweilig fest wird, aber bei Veränderungen der Atmosphäre in seinen ursprünglichen Aggregatzustand zurückfällt. Die clausula rebus sic stantibus wird bei Staatsverträgen, die Leistungen bedingen, stillschweigend angenommen. Der Dreibund ist eine strategische Stellung, welche angesichts der zur Zeit seines Abschlusses drohenden Gefahren ratsam und unter den obwaltenden Verhältnissen zu erreichen war. Er ist von Zeit zu Zeit verlängert worden und es mag gelingen, ihn weiter zu verlängern; aber ewige Dauer ist keinem Vertrage zwischen Großmächten gesichert, und es wäre unweise, ihn als sichere Grundlage für alle Möglichkeiten betrachten zu wollen, durch die in Zukunft die Verhältnisse, Bedürfnisse und Stimmungen verändert werden können, unter denen er zu stande gebracht wurde. Er hat die Bedeutung einer strategischen Stellungnahme in der europäischen Politik nach Maßgabe ihrer Lage zur Zeit des Abschlusses; aber ein für jeden Wechsel haltbares ewiges Fundament bildet er für alle Zukunft ebenso wenig, wie viele frühere Tripel- und Quadrupel-Allianzen der letzten Jahrhunderte und insbesondere die heilige Allianz und der Deutsche Bund. Er dispensiert nicht von dem toujours en vedette!

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Neue Kämpfe und Bekenntnisse.

Jede Wahl zum Reichstag hatte eine neue Verstärkung der sozialistischen Mandate gebracht. So wenig sympathisch auch die Führer der Arbeiterbewegung dem Fürsten Bismarck sein konnten und so oft er auch Gelegenheit nehmen mußte, sich gegen die aufhetzende Art der Agitation auszusprechen — schon am 9. Februar 1876 hielt er eine überaus scharfe Rede gegen die sozialdemokratischen Umtriebe, — so war er doch der Ueberzeugung, daß mit dem Kampfe gegen diese Bewegung parallel gehen müßte eine Reihe von Arbeiten, in denen der rechtmäßige Kern dieser Bewegung herausgeschält würde und zur Erfüllung gelangte. Mit der Abneigung gegen die Agitatoren verband Bismarck ein ehrliches Mitleid mit dem Schicksal der Enterbten, der Invaliden des Alters und der Arbeit und schon im Jahre 1877 trat er für eine weitgehende soziale Reform ein. Aber in diesem friedlichen Streben und in seinen menschenfreundlichen Absichten wurde er gestört durch eine der schrecklichsten Thaten, die jemals vollbracht worden sind. Am 11. Mai 1878 schoß ein verlumpter Maurergeselle, Max Hödel aus Leipzig, Unter den Linden auf das ehrwürdige Haupt des Kaisers Wilhelm. Die Vorsehung hat es verhütet, daß der kaiserliche Mann durch jenen ruchlosen Gesellen versehrt wurde. Aber während durch ganz Europa ein Schrei der Entrüstung hallte, war Bismarck der Mann, der sofort handelte. Schon am 20. Mai wurde dem Reichstag ein Gesetz gegen die Sozialdemokratie vorgelegt. Aber Bismarck war in den Tagen, in denen das Gesetz zur Beratung kam, in Friedrichsruh an der Gürtelrose erkrankt, er konnte an den Reichstagsverhandlungen nicht teilnehmen, und da überdies die Fassung einzelner Bestimmungen des Gesetzes den Volksvertretern als zu kautschukartig erschien, so wurde das Gesetz mit ungeheurer Majorität abgelehnt. Unmittelbar darauf wurde der Reichstag geschlossen. Da erfolgte wenige Tage später, am 2. Juli nachmittags 3 Uhr, ein neues Attentat auf das Leben des Kaisers. Der Ausgang war entsetzlich, die Schrotschüsse, die Nobeling gegen den greisen Monarchen abgefeuert hatte, verwundeten ihn schwer am Kopf, an beiden Armen und im Rücken. Bismarck erhielt

die erschütternde Nachricht in Friedrichsruh bei der Rückkehr einer Spazierfahrt, er blieb einen Augenblick wie erstarrt stehen, stieß den Spazierstock in die Erde und bemerkte dann plötzlich: „Jetzt wird der Reichstag aufgelöst werden.“ Sofort reiste er nach Berlin, um einem Ministerrat zu präsidieren, in dem die Berufung des Kronprinzen zur Stellvertretung des schwerverwundeten Kaisers beschlossen wurde, dann eilte der Kanzler zu seinem greisen Herrn, um ihm sein schmerzliches Beileid auszusprechen. Vom Kronprinzen erhielt er sofort die Genehmigung zur Reichstagsauflösung. Die Stimmung, die lebhafte, alles fortreißende Erregung, die ganz Deutschland durchzuckte, fand ihren Ausdruck am deutlichsten in einem Briefe des alten Freundes Roon:

Ged. u. Er. II. Hochverehrter Freund! Gestatten Sie Ihrem einstigen alten Kampf- und Leidensgefährten diese vertrauliche Anrede, heute wie sonst. Ich habe Sie, seitdem mein Beruf im Zuschauen besteht, niemals mit politischen Ratschlägen belästigt. Warum sollte ich heute Wasser ins Meer tragen? — Aber einen Zuruf mögen Sie mir gestatten: „Handeln Sie!“ Es muß etwas Ernsthaftes, Energisches geschehen, um dem verletzten, nach Hilfe rufenden Rechtsbewußtsein der Nation Stütze und Trost zu geben .... Handeln Sie — unverzüglich, energisch — ohne oder mit dem Reichstage, oder auch gegen ihn! Das übelriechende „laissez aller“ würde, ferner angewandt, sicher in das Chaos, in den Abgrund führen, angefüllt mit den Trümmern aller bisherigen Errungenschaften, aller Pietät und Zivilisation. Mit den wärmsten Sympathien für Sie und die Lösung Ihrer schwierigen Aufgabe, die Sie mit sicherer Hand zu Ihrem größten Ruhme zum Ziele führen müssen und werden, schließe ich und verbleibe Ihr altbewährter treuergebener Freund Roon G. F. M. — N. S. Antwort wird weder begehrt noch erwartet.

Die Reichstagswahlen ergaben eine klerikal-konservative Mehrheit, eine starke Verminderung aller Liberalen und geringe Verluste der Sozialisten. Damit war die Machtstellung, deren sich die Nationalliberalen seit der Begründung des Reiches erfreut hatten, für lange Zeit durchbrochen. Ihr Rückgang ist zum großen Teil zurückzuführen auf eine Art von parteipolitischem Doktrinarismus, wie er namentlich während der Verhandlungen des Reichskanzlers mit Herrn von Bennigsen hervorgetreten war. Man hatte es vor allen Dingen versäumt, dem Fürsten Bismarck in seinem Zwiste mit den Konservativen einen starken Rückhalt zu gewähren, und die Fraktionsstreber waren eifrig bemüht gewesen, über dem heißen Bemühen, zur Macht zu gelangen, ihre Pflichten gegen den Begründer des Reiches zu erfüllen. Schon frühzeitig konnte man allerdings eine Differenzierung zwischen dem rechten und dem linken Flügel innerhalb der Partei erkennen, aber gerade der Einfluß Laskers war durch lange Zeit maßgebend und drängte die Bemühungen der Gemäßigten zurück. Bismarck war nicht abgeneigt gewesen, im Jahre 1877 den Eintritt von Nationalliberalen in das Ministerium vorzuschlagen; zweimal empfing er Rudolph von Bennigsen zu eingehenden Besprechungen in Varzin, aber er mußte bald merken, daß der nationalliberale Führer von ihm unerfüllbare Zugeständnisse forderte. Ueberdies war die Schwierigkeit ungemein groß, den Monarchen für nationalliberale Minister zu erwärmen. Herr von Bennigsen beging überdies den Fehler, zugleich

mit seinem Eintritt den Eintritt seiner Parteifreunde, der später bis zum Fortschrittlertum abschwenkenden Herren v. Forckenbeck und v. Stauffenberg zu fordern, obwohl nur eine einzige Stelle im Ministerium erledigt war. Vergebens stellte Bismarck Herrn von Bennigsen vor, daß in solchem Fall der Kaiser den Eindruck nicht eines Personen-, sondern eines Systemwechsels haben würde; er möge sich das Beispiel Roons vergegenwärtigen, der als der einzige Konservative in ein liberales Ministerium eintrat und doch der Krystallisationspunkt wurde, um den es sich in ein konservatives verwandelte. Für ihn, Bismarck, seien überhaupt die Parteien gleichgiltig, sein Ziel sei die Befestigung der nationalen Sicherheit; er sähe die Sache von dem Gesichtspunkte aus an, daß Deutschlands Einheit noch vor dem nächsten großen Kriege fest zusammenwachse, Nebensache sei es, ob es sich etwas konservativer oder liberaler einrichte: das werde eine Zweckmäßigkeitsfrage sein, die man erst ruhig erwägen könne, wenn das Haus wetterfest sei. Bennigsen möge zu ihm in das Schiff springen und ihm bei dem Steuern helfen, er, Bismarck, liege am Landungsplatze und warte auf sein Einsteigen. Ueber die weiteren Verhandlungen, die bekanntlich zu keinem Ziel führten, wissen wir aus Bismarcks eigenem Munde:

Bennigsen blieb dabei, nicht ohne Forckenbeck und Stauffenberg eintreten Ged.u.Er. II. zu wollen, und ließ mich unter dem Eindrucke, daß mein Versuch mißlungen sei, einem Eindrucke, der schnell verstärkt wurde durch das Einlaufen eines ungewöhnlich ungnädigen Schreibens des Kaisers, aus dem ich ersah, daß Graf Eulenburg zu ihm mit der Frage in das Zimmer getreten sei: „Haben Eure Majestät schon von dem neuen Ministerium gehört? Bennigsen." Dieser Mitteilung folgte der lebhafte schriftliche Ausbruch kaiserlicher Entrüstung über meine Eigenmächtigkeit und über die Zumutung, daß Er aufhören solle, „konservativ" zu regieren. Ich war unwohl und abgespannt, und der Text des kaiserlichen Schreibens und der Eulenburgische Angriff fielen mir dermaßen auf die Nerven, daß ich von neuem ziemlich schwer erkrankte, nachdem ich dem Kaiser durch Roon geantwortet hatte, ich könne ihm einen Nachfolger Eulenburgs doch nicht vorschlagen, ohne mich vorher vergewissert zu haben, daß der Betreffende die Ernennung annehmen werde; ich hätte Bennigsen für geeignet gehalten und seine Stimmungen sondiert, bei ihm aber nicht die Auffassung gefunden, die ich erwartet hätte, und die Ueberzeugung gewonnen, daß ich ihn nicht zum Minister vorschlagen könne; die ungnädige Verurteilung, die ich durch das Schreiben erfahren hätte, nötige mich, mein Abschiedsgesuch vom Frühjahr zu erneuern. Diese Korrespondenz fand in den letzten Tagen des Jahres 1877 statt, und meine neue Erkrankung fiel gerade in die Neujahrsnacht.

Der Kaiser antwortete mir auf das Schreiben Roons, er sei über das Sachverhältnis getäuscht worden und wünsche, daß ich seinen vorhergehenden Brief als nicht geschrieben betrachte. Jede weitere Verhandlung mit Bennigsen verbot sich durch diesen Vorgang von selbst, ich hielt es aber in unserm politischen Interesse nicht für zweckmäßig, letzteren von der Beurteilung in Kenntnis zu setzen, die seine Person und Kandidatur bei dem Kaiser gefunden hatte. Ich ließ die für mich definitiv abgeschlossene Unterhandlung äußerlich in suspenso; als ich dann wieder in Berlin war, ergriff Bennigsen die Initiative, um die seiner Meinung nach noch schwebende Angelegenheit in freundschaftlicher Form zum negativen Abschluß zu bringen. Er fragte mich im Reichstagsgebäude, ob es wahr sei, daß ich das Tabakmonopol einzuführen strebe, und erklärte auf meine bejahende Antwort, daß er dann die Mitwirkung als Minister ablehnen müsse. Ich verschwieg ihm auch dann noch, daß mir jede Möglichkeit, mit ihm zu verhandeln, durch den Kaiser schon seit Neujahr abgeschnitten war. . . .

Es ist eine der vielen unwahren Legenden, daß ich die Nationalliberalen hätte „an die Wand drücken" wollen. Im Gegenteil, die Herren versuchten es so mit mir zu machen. Durch den Bruch mit den Konservativen infolge der ganzen Verleumdungsära durch die „Reichsglocke" und die „Kreuzzeitung" und der Kriegserklärung, die unter Führung meines mißvergnügten früheren Freundes Kleist-Retzow erfolgte, durch das neidische Uebelwollen meiner Standesgenossen, der Landjunker, durch alle diese Verluste von Anlehnungen, durch die Feindschaften am Hofe, die katholischen und weiblichen Einflüsse daselbst waren meine Stützpunkte außerhalb der nationalliberalen Fraktion schwächer geworden und bestanden allein in dem persönlichen Verhältnis des Kaisers zu mir. Die Nationalliberalen nahmen davon nicht etwa einen Anlaß, unsere gegenseitigen Beziehungen dadurch zu stärken, daß sie mich unterstützten, sondern machten im Gegenteil den Versuch, mich gegen meinen Willen in das Schlepptau zu nehmen. Zu diesem Zwecke wurden Beziehungen zu mehreren meiner Kollegen angeknüpft; durch die Minister Friedenthal und Botho Eulenburg, welcher letztere das Ohr meines Vertreters im Präsidium, des Grafen Stolberg, hatte, wurden ohne mein Wissen amtliche Verständigungen mit den Präsidien beider Parlamente nicht nur bezüglich der Sitzungs- und Vertagungsfragen, sondern auch in betreff materieller Vorlagen gegen meinen, den Kollegen bekannten Willen eingeleitet. . . .

Nicht ich habe Händel mit den Nationalliberalen gesucht, sondern sie haben im Komplot mit meinen Kollegen mich an die Wand zu drängen versucht. Die geschmacklose und widerliche Redensart von dem „an die Wand drücken, bis sie quietschen", hat niemals in meinem Denken, geschweige denn auf meiner Lippe Platz gefunden — eine der lügenhaften Erfindungen, mit denen man politischen Gegnern Schaden zu thun sucht.

Die Haltung der Nationalliberalen war vielleicht halb bewußt, halb unbewußt beeinflußt durch das Gefühl, daß die Stellung Bismarcks keineswegs vollständig gesichert sei, daß vielmehr mächtige Einflüsse von neuem an seinem Sturze arbeiteten. War es doch wenige Monate vorher zu einer Krise gekommen, die vielleicht die schwerste gewesen ist, die zwischen dem Kanzler und seinem greisen Herrn entstand. Diese Krise knüpfte sich vor allem an den Namen des Generals von Stosch, eines Mannes, der etwa das liberale Gegenstück zu dem konservativen Grafen von Arnim zu spielen und der Nachfolger des Reichskanzlers zu werden verspürte. Der Gegensatz zwischen ihm und seinem Vorgesetzten trat zu Tage in der Reichstagsrede, die Bismarck im März 1877 im Reichstage hielt. Dort hatte er bereits Andeutungen gemacht über den Kampf „zwischen den verschiedenen Persönlichkeiten, Ressorts und Stellen", der so rasch unter deutschen Gemütern nicht zum Frieden und Ergebnis zu bringen sei. Dieselbe Klage über Verhältnisse, die innerhalb der Ressortministerien bis zur „Sextuplik und Septuplik" führen, über den Furor teutonicus, der in solchen Kämpfen herrsche, hat Bismarck oft und nachdrücklich erhoben, er fühlte sich ebenso wie den Fraktionspolitikern, so auch den Ressortvertretern gegenüber als der Anwalt des öffentlichen Interesses. In der erwähnten Rede wies Bismarck speziell auf einen Kampf mit der Marineverwaltung, an deren Spitze Herr von Stosch stand; Herr von Stosch fühlte sich durch diese Aeußerungen verletzt und forderte vom Fürsten Bismarck eine schriftliche Genugthuung. Bismarck gab diese Genugthuung nicht und erklärte dies auf einem seiner parlamentarischen Abende mit voller Offenheit, er deutete aber zugleich darauf

hin, daß gewisse Strömungen, denen Stosch nicht fern stände, sich gegen ihn seit langem bemerkbar machten. Die Erwartung, daß Stosch zurücktreten werde, erfüllte sich nicht, denn obwohl Bismarck unter diesen Differenzen eine besondere Denkschrift an den Kaiser einreichte, lehnte dieser das Entlassungsgesuch des Herrn von Stosch ab. Diese Entscheidung führte Bismarck nicht mit Unrecht auf feindselige Einflüsse bei Hofe zurück. Aus dieser Ueberzeugung reichte er sein Entlassungsgesuch ein. Auf die Strömungen aber, die damals in den höchsten Kreisen gegen ihn geltend gemacht wurden, warf eine Reihe von Artikeln ein helles Licht, die in dem „Grenzboten" erschienen und zweifellos aus der Feder eines Vertrauten des Kanzlers stammten. In diesen Artikeln wurde auf den Schutz hingewiesen, der den Ultramontanen am Hofe der Kaiserin zu teil wurde, zugleich aber auch auf den Rückhalt, den die Liberalen an gewissen Stellen fanden. Diese Artikel erregten naturgemäß ein ungeheures Aufsehen; wir führen nur einige Stellen aus denselben an:

Berlin, 7. April 1877.

Geht der Fürst, so haben in erster Linie die Ultramontanen triumphiert, und so haben wir ihren Erfolg der Einwirkung einer hohen Dame und den Kreisen zu danken, in welchen sich dieselbe schon seit Jahren mit Vorliebe bewegt. Vielleicht nimmt Ihr Blatt künftig einmal einen Aufsatz über die Politik im Unterrock auf, die leider in der Wirklichkeit nicht so komisch ist, als sie aussieht. Man sprach schon vor 1870 von gewissen rheinischen Einflüssen, man wollte während des Krieges vom Verkehr mit einem französischen Monsignore wissen, man erzählte sich unter Leuten, die das nicht bloß von schweizerischen Wirtstafeln her erfahren haben müssen, von Zusammenkünften mit einem römischen Kirchenfürsten, der eines der großen Lichter des Ultramontanismus in der Westschweiz ist. Allbekannt endlich ist, welche Einwirkung eine vornehme polnische Familie in Berlin, in deren Hotel alle Velleitäten der Kaplanokratie zu Tisch sitzen, bis in die höchsten Kreise der Reichshauptstadt hinauf ausübt. Fürst Bismarck geht, weil er nicht hindern kann, und nicht sehen mag, daß man sich langsam anschickt nach Kanossa zu gehen. Grenzboten 1877

Berlin, d. 19. 4. 1877.

Der Fürst hat mit Ministern zu rechnen, deren Chef er nicht in dem Sinne ist, in dem er es sein sollte, und deren Selbständigkeit, deren Widerstreben ihn oft sehr gehemmt hat. Es konnte ferner vorkommen, daß hohe Beamte seines speziellen Ressorts eine völlig andere Meinung als er hatten, ihm offen und versteckt Opposition machten, ja seine Stellung zu untergraben versuchten. Eine ganze Kette von Exzellenzen und Nicht-Exzellenzen, wegen Unfähigkeit oder anderer Mängel, ultramontaner und reaktionärer Velleitäten a. D. kalt gestellt, frondierte, konspirierte, intrigierte, immer mit Eifer, oft mit den unlautersten Mitteln, bisweilen im Verein mit recht ordinären Elementen, gegen die Größe, die sie überragte und in ihrer bequemen Herkömmlichkeit störte, versuchte dem Kanzler seine Pläne zu kreuzen, seinen Charakter zu verdunkeln oder ihn wenigstens zu ärgern und so seiner Gesundheit zu schaden. Die Hauptschranke desselben aber ist und bleibt das Unwesen am Hofe, wo um eine gewisse hochgelegene Stelle der Bodensatz der Kreuzzeitungsgesellschaft und der inveterierten Herrenhausopposition mit dem ultramontanen Gifte aus den Kanälen Roms zusammengeflossen ist, und von wo aus der Politik des Kanzlers unaufhörlich Steine in den Weg gewälzt werden . . .

Der Fürst verglich sich damals mit einem müden Jäger, der von tagelanger ergebnisloser Pürsche abgemattet und fast verschmachtend im Be-

griff ist, zu Boden zu sinken und die Jagd ganz aufzugeben. In der Krisis jedoch, die Stosch heraufbeschworen hatte, zeigte er dennoch die alte Jägerlust, er trug den Sieg davon. Am 1. April, dem 62. Geburtstage des Kanzlers, erschienen der Kaiser, der Kronprinz und der Großherzog von Baden zum Glückwunsch bei Bismarck und am 7. April erfolgte die Ablehnung des Entlassungsgesuches; an den Rand der Eingabe hatte Kaiser Wilhelm sein berühmtes und dreifach gesegnetes „Niemals, Niemals" geschrieben. An Roon aber schrieb Kaiser Wilhelm folgende rührende Worte:

Denkw. Roons III. Alle Ihre Betrachtungen sind auch die Meinigen, und an Meinem Bestreben, den Uebeln der Zeit nach allen Richtungen zu begegnen, soll es wahrhaftig nicht fehlen. Aber Helfer muß Ich haben, und in solcher Zeit wollte Mich der Haupthelfer verlassen! Sie werden mit Mir gefühlt haben, was ich in jenen Tagen gelitten habe, da Sie schon zweimal von solchen Anwandlungen Zeuge waren und einmal sich opferten! Nun, es bleibt beim Alten, wie Ich es im ersten Augenblick an Bismarck sagte.

Vielleicht hat Bismarck gerade an diese Zeit gedacht, als er sein Urteil über Kaiserin Augusta in folgenden Worten aussprach:

Ged. u. Er. II. Der Kaiser machte in den letzten Jahren seines Lebens mir gegenüber kein Geheimnis aus seinen häuslichen Beziehungen, beriet mit mir, welche Wege und Formen zu wählen seien, um seinen häuslichen Frieden ohne Schädigung der Staatsinteressen zu schonen; „den Feuerkopf" pflegte der hohe Herr in vertraulichen, aus Verdruß, Respekt und Wohlwollen gemischten Stimmungen die Gemahlin zu bezeichnen und diesen Ausdruck mit einer Handbewegung zu begleiten, die etwa sagen wollte: „Ich kann nichts ändern". Ich fand diese Bezeichnung außerordentlich treffend; die Königin war, so lange nicht physische Gefahren drohten, eine mutige Frau, getragen von einem hohen Pflichtgefühl, aber auf Grund ihres königlichen Empfindens abgeneigt, andere Autoritäten, als die ihrige gewähren zu lassen.

* * *

Das zweite Sozialistengesetz fand im Reichstag eine völlig veränderte Aufnahme. Der Eindruck des zweiten Attentates, der Gedanke an die Leiden des greisen Monarchen führte zur Annahme des Gesetzes. Bismarck griff mit Energie in den Kampf ein, indem er zugleich durch die Erklärung, daß dies nur eine Vorfrucht für den Sozialismus sei, zugleich eine scharfe Abweisung des radikalen Liberalismus vollzog:

Rede v. 9. 10. 1878. Ich konnte nicht glauben, sagte er, daß ein Monarch, der mehr als irgend ein lebender — und möchte ich wohl sagen, auch als ein der Vergangenheit angehöriger — mit Einsetzung seines Lebens, seiner Krone, seiner monarchischen Existenz gethan hat, um die Wünsche und Bestrebungen seiner Nation zu verwirklichen, der dies mit einem gewaltigen Erfolge und dabei doch ohne jede Ueberhebung gethan hat, der dabei ein milder, volksfreundlicher Regent geblieben ist, eine populäre Figur, . . . wenn der von hinten mit Hasenschrot zusammengeschossen wird, ja meine Herren, an dieses Verbrechen reicht kein anderes heran, da ist man wirklich auf jedes andere auch gefaßt. Dieser Blitz bei Nacht — doch, wie bekannt, geschah es ja am Tage — hat weithin die Situation beleuchtet und hat auch in die Wählerkreise der ganzen Monarchie hineingeleuchtet.

Tendenzpolitik ist mir fremd, die habe ich allenfalls getrieben, ehe ich in den Staatsdienst trat, wo ich auch ein zorniges Fraktionsmitglied war, aber für einen preußischen, einen deutschen Minister ist das ganz unmöglich. Ich

habe bestimmte, positive, praktische Ziele, zu denen mir mitunter die Linke, mitunter die Rechte geholfen hat, nach meinem Wunsch beide gemeinschaftlich helfen sollten.

„Statt positiver Vorschläge“, so charakterisierte Bismarck die sozialdemokratischen Führer, bringen sie die reinste Negation.

Wenn sie diesen ihren Leuten nun glänzende Versprechungen machen, dabei in Hohn und Spott, in Bild und Wort alles, was ihnen bisher heilig gewesen ist, als einen Zopf, eine Lüge darstellen, ihnen den Glauben an Gott, an unser Königtum, die Anhänglichkeit an das Vaterland, den Glauben an die Familienverhältnisse, den Besitz, an die Vererbung dessen, was sie erwerben für ihre Kinder, — wenn sie ihnen alles das nehmen, so ist es doch nicht allzu schwer, einen Menschen von geringem Bildungsgrad dahin zu führen, daß er schließlich mit Faust spricht: „Fluch sei der Hoffnung, Fluch dem Glauben, und Fluch vor allem der Geduld!“ Ein so geistig verarmter und nackt ausgezogener Mensch — was bleibt denn dem übrig, als eine wilde Jagd nach sinnlichen Genüssen, die allein ihn noch mit diesem Leben versöhnen können? (Sehr wahr!) Wenn ich zu dem Unglauben gekommen wäre, der diesen Leuten beigebracht ist — ja, m. H., ich lebe in einer reichen Thätigkeit, in einer wohlhabenden Stellung, aber das alles könnte mich doch nicht zu dem Wunsche veranlassen, einen Tag länger zu leben, wenn ich das, was der Dichter nennt: „An Gott und bessere Zukunft glauben“, nicht hätte. (Lebhafter Beifall.) Rauben Sie das dem Armen, dem Sie gar keine Entschädigung gewähren können, so bereiten Sie ihn eben zu dem Lebensüberdruß vor, der sich in Thaten äußert, wie die, die wir erlebt haben.

Als Quittung für seine Mühen und Sorgen erhielt Bismarck von seinem „treu ergebenen, dankbaren Kaiser“ am 6. November aus Koblenz folgendes Schreiben:

Es ist Ihnen beschieden gewesen, in Zeit eines Vierteljahres Europa durch Ged. u. Er. II
Ihre Einsicht, Umsicht und durch Ihren Mut den Frieden teils wiederzugeben, teils zu erhalten, und für Deutschland auf gesetzlichem Wege einem Feinde entgegenzutreten, der für alle staatlichen Verhältnisse Verderben drohte. Wenn beide weltgeschichtliche Ereignisse von allen Wohlgesinnten begriffen und Ihnen derselben Anerkennung zu teil geworden ist, und ich selbst Ihnen diese Anerkennung beweisen konnte für das zuerst genannte Ereignis des Berliner Kongresses, so geziemt es mir nun auch für die Entschiedenheit, mit welcher Sie den Rechtsboden verteidigt haben, Ihnen diese Anerkennung auch öffentlich darzulegen.

Das Gesetz, welches ich im Sinne habe und welches seine Entstehung einem meinem Herzen und Gemüt schmerzlichen Ereignis verdankt, soll den deutschen Staaten ihren jetzigen rechtlichen Standpunkt erhalten und sichern, also auch Preußen.

Ich habe als Zeichen meiner Anerkennung Ihrer großen Verdienste um mein Preußen die Zeichen seiner Macht gewählt: Krone, Zepter und Schwert, und dem Großkreuz des Roten Adler-Ordens, welches Sie stets tragen, zufügen lassen, welche Dekoration ich Ihnen beifolgend übersende.

Das Schwert spricht für den Mut und die Einsicht, mit welcher Sie meinen Zepter und meine Krone zu unterstützen und zu schützen wissen.

Möge die Vorsehung Ihnen noch die Kraft verleihen, um lange Jahre hindurch ferner Ihren Patriotismus meiner Regierung und dem Wohle des Vaterlandes zu widmen

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Weitere Kämpfe.

Es ist das Eigentümliche in Bismarcks genialer Thätigkeit, daß sie die Grenze nicht fand in dem Gebiete der hohen Politik, auf dem er von Gottes Gnaden ein Herrscher war, sondern daß sie hinübergriff in das weite Feld der wirtschaftlichen und sozialen, der rechtlichen und steuerpolitischen Fragen, die das gesamte staatliche Wesen bedingen und ausmachen. Und nirgends war er ein Nachgeber; stets entsprangen seinem lebhaften Geiste, der überall den Kern erfaßte, neue Anregungen und Gedanken, und wenn er auch wohl, durch höhere Pflichten gebunden, die Aufmerksamkeit seines Geistes auf die auswärtige Politik konzentrieren mußte, wenn er lange Zeit hindurch, der Autorität eines Delbrück vertrauend, die liberalen Bahnen des Freihandels dahinzog, so kam doch einmal die Zeit, wo er die Initiative ergriff und der Reform den Weg bahnte. Wohin wir blicken, zeigt die Entwickelung des deutschen Reiches die Spuren von Bismarcks genialer Hand. Gerade die Mitte und das Ende der 70er Jahr bilden die Scheidegrenze, über die er hinwegschreitet, um das deutsche Wirtschaftsleben neu zu gestalten. Er tritt damit in eine entschlossene Gegnerschaft zu den Führern der liberalen Bewegung, die alten konservativen Freunde kehren zurück und der rasche Entschluß führt Deutschland zu ungekannter Blüte. Schon das Reichseisenbahnproject ist eine Frucht seines Geistes gewesen, schon hier sah er sich in einen Kampf auf Tod und Leben verwickelt mit dem Manchestertum, dem er von Schritt zu Schritt bewußter entgegentritt, bis es mit gebrochenen Gliedern zu Boden sinkt. Und so sehen wir Bismarck in den folgenden Jahren als den Vorkämpfer auf zahllosen Gebieten des öffentlichen Lebens, wir sehen ihn ringen mit der internationalen Sozialdemokratie, wir hören seine Reden über den russischen und österreichischen Handelsvertrag, er fällt sachverständige Urteile über Getreide- und Holzzölle, über Währungsfragen und Auswanderungswesen, über die Einkommensteuer und die Doppelwährung, über die Unfallversicherung und die Elbschiffahrtsakte, über die Fabrikgesetzgebung und die Einverleibung Hamburgs in das Zollgebiet. Nicht immer ist ihm ein rascher Sieg

beschieden, denn es ist das Leiden des Genies, daß die Alltäglichkeit seinem Fluge nicht zu folgen vermag, daß sie vor den Hindernissen zurückscheut, über die jenes in raschem Sprunge hinwegeilt. Das Tabaksmonopol darf hier als Paradigma gelten; als man versäumte, mit seiner Hilfe die Finanzen des Reiches für immer zu sichern, schuf man jene lästigen Fragen, die noch Miquel durch seine Finanzreform vergebens zu lösen versuchte.

Den ersten Anlaß für den Wechsel in den wirtschaftlichen Ueberzeugungen des Fürsten Bismarck bot die Katastrophe, die durch die Aufhebung aller Eisenzölle über die deutsche Eisenindustrie hereinbrach. Die Maßregeln waren getroffen worden ohne Bismarcks Teilnahme, und gerade ihre Folgen haben es bewirkt, daß der Kanzler das Vertrauen zu seinen bisherigen Gehilfen verlor, Delbrück und Camphausen mußten als Opfer fallen, um den Weg zu den neuen Zielen freizulegen. Als Finanzminister wurde der Nationalliberale Hobrecht erkoren, für den Grafen Friedrich Eulenburg und den liberalisierenden Herrn Arnbach traten Botho Eulenburg und Maybach ein, für sich selbst gewann Bismarck einen Stellvertreter in der Person des Grafen Otto zu Stolberg. In ihnen fand Bismarck befähigte Helfer an dem neugeplanten Werke, und auch im Reichstage scharte sich eine große Zahl von Männern zusammen, die seine Ideen zu vertreten bereit waren. Bismarcks Absicht war es, die deutsche Arbeit durch erhöhte Zollschranken zu schützen, den freihändlerischen Zolltarif eingehend zu revidieren. Zahlreiche Mitglieder des Zentrums, sämtliche Konservative und auch ein Teil der Nationalliberalen stellte sich in der Form einer „Volkswirtschaftlichen Vereinigung“ auf seine Seite, eine eingehende Denkschrift an den Bundesrat begründete die Notwendigkeit des neuen Weges und jubelnd begrüßten die nationalen Elemente im Reiche die That. In der Thronrede aber hieß es:

Ich halte es für Meine Pflicht, dahin zu wirken, daß wenigstens der deutsche Markt der nationalen Produktion insoweit erhalten werde, als dies mit unseren Gesamtinteressen verträglich ist, und daß demgemäß unsere Zollgesetzgebung den bewährten Grundsätzen wieder näher trete, auf welchen die gedeihliche Wirksamkeit des Zollvereins fast ein halbes Jahrhundert beruht hat, und welche in unserer Handelspolitik seit dem Jahre 1865 in wesentlichen Teilen verlassen worden sind. Ich vermag nicht zu erkennen, daß thatsächliche Erfolge dieser Wendung unserer Zollpolitik zur Seite gestanden haben. Rede v. 12. 2. 1879.

Freimütig bemerkte Bismarck an einem seiner parlamentarischen Abende:

Die Zollpolitik sei mit der Medizin zu vergleichen, es gebe darin keine absolute Wissenschaft. Zur Zeit, als er sich Delbrücks Führung überlassen, habe er sich allerdings um volkswirtschaftliche Fragen nicht gekümmert und nichts zu antworten gewußt. Das erinnere ihn an einen Vorfall. Zu Rothschild sei ein Geschäftsfreund gekommen mit der Frage: „Wie ist Ihre Ansicht über schwedisches Eisen?“ Rothschild wandte sich verwundert an seinen Kommis und fragte: „Meyer, wie denke ich über schwedisches Eisen?“ Poschinger, Bismarck u. d. Parlament.

Der Zorn des Manchestertums war ungeheuer, vor allen Dingen explodierte der Zorn des Herrn Laskers in den wunderlichsten Angriffen

gegen Bismarck und die ganze Presse der Linken hallte wider von dem Rufe: „Fort mit Bismarck!" Hatte der Kanzler es doch gewagt, in einem Briefe an den Freiherrn von Thüngen zu erklären, daß die Landwirtschaft im Verhältnis zu Handel und Gewerbe nicht hinreichend geschützt sei, und zugleich eine Reform der Eisenbahntarife in Aussicht gestellt. Die Generaldebatte über die neue Tarifvorlage dauerte sieben Tage, sie wurde von Bismarck mit einer großen programmatischen Rede eingeleitet, in der er sowohl das bestehende Steuersystem als auch die wirtschaftliche Lage des Reiches einer eingehenden Betrachtung unterzog. Hier stellte er folgende Grundsätze auf:

Rede v. 2. 5. 1879.

Gewiß ist, daß es für das Reich unerwünscht ist, ein lästiger Kostgänger bei den Einzelstaaten zu sein, ein mahnender Gläubiger, während es bei richtiger Benutzung der Quellen, zu welchen durch die Verfassung die Schlüssel in die Hände des Reiches gelegt, bisher nicht benutzt worden sind, der freigebige Versorger der Einzelstaaten sein könnte.... Ich werfe dem jetzigen Zustande vor, daß er zu viel von den direkten Steuern verlangt, zu wenig von den indirekten, und ich strebe danach, direkte Steuern abzuschaffen und das Einkommen, welches sie gewähren, durch indirekte Steuern zu ersetzen. . . . Einen mäßigen Schutz der einheimischen Arbeit verlangen wir. Wir sind weit entfernt von einem System der Prohibition, wie es in den meisten Nachbarländern stattfindet, wie es in unserem früheren Hauptabnehmer Amerika stattfindet, Zölle von 60—80 Prozent ad valorem im Durchschnitt. Alles das, was wir Ihnen als Schutzzoll geben, bleibt innerhalb der finanziellen Besteuerung, mit Ausnahme derjenigen, wo das Unterlassen eines höheren Schutzes erhebliche augenblickliche Nachteile für zahlreiche Klassen unserer Mitbürger nach sich ziehen würde. Es ist kein tendenziöser Schutztarif, den wir Ihnen vorschlagen, es ist kein prohibitiver, es ist nicht einmal die volle Rückkehr zu dem Maß von Schutzzoll, welches wir im Jahre 1864 besaßen. . . . Schließen wir unsere Thüren einmal, errichten wir die etwas höhere Barriere, die wir Ihnen hier vorschlagen, und sehen wir zu, daß wir mindestens den deutschen Markt, das Absatzgebiet, auf welchem die deutsche Gutmütigkeit vom Auslande jetzt ausgebeutet wird, der deutschen Industrie erhalten! Die Frage eines großen Exporthandels ist immer eine außerordentlich prekäre; neue Länder zu entdecken giebt es nicht mehr, der Erdball ist umschifft, und wir können kauffähige Nationen von irgend welcher erheblichen Ausdehnung, an die wir exportieren könnten, nicht mehr finden. Der Weg der Handelsverträge ist ja unter Umständen ein sehr günstiger, es fragt sich nur bei jedem Vertrage: qui trompe-t-on ici? wer wird übervorteilt? Einer in der Regel, und man kommt erst nach einer Anzahl von Jahren dahinter, wer es eigentlich ist. . . . In allen diesen Fragen halte ich von der Wissenschaft gerade so wenig wie in irgend einer andern Beurteilung organischer Bildungen. Unsere Chirurgie hat seit 2000 Jahren glänzende Fortschritte gemacht; die ärztliche Wissenschaft in Bezug auf die inneren Verhältnisse des Körpers, in die das menschliche Auge nicht hineinsehen kann, hat keine gemacht; wir stehen heute demselben Rätsel gegenüber wie früher. So ist es auch mit der organischen Bildung der Staaten. Die abstrakten Lehren der Wissenschaft lassen mich in dieser Beziehung vollständig kalt; ich urteile nach der Erfahrung, die wir erleben. Ich sehe, daß die Länder, die sich schützen, prosperieren, die offen sind, zurückgehen, und das große mächtige England, der starke Kämpfer, der, nachdem er seine Muskeln gestärkt hatte, auf den Markt hinaustrat und sagte: wer will mit mir kämpfen? ich bin zu jedem bereit — auch dieser geht allmählich zum Schutzzoll zurück und wird in wenigen Jahren bei ihm angekommen sein, um sich wenigstens den englischen Markt zu bewahren.

Ich kann damit schließen, daß ich nach wir vor an den Zwecken festhalte, die ich aufstellte: Das Reich selbständiger zu stellen, die Gemeinden zu erleichtern,

den zu hoch besteuerten Grundbesitz durch indirekte Steuern zu erleichtern, zu diesem Behufe die Abschaffung der Klassensteuer, ich wiederhole es, in ihrem vollen Umfange zu erstreben, und demnächst als den letzten und nicht geringsten Zweck: der einheimischen, nationalen Arbeit und Produktion im Felde sowohl wie in der Stadt und in der Industrie als auch in der Landwirtschaft den Schutz zu gewähren, den wir leisten können, ohne unsere Gesamtheit in wichtigen Interessen zu schädigen. (Bravo! rechts. Zischen links.)

In seiner folgenden Rede über die Getreidezölle widerlegte Bismarck die Behauptung, daß niedrige Getreidepreise in wirtschaftlicher Beziehung stets als ein Glück anzusehen sei; schon rücke der Augenblick heran, wo die Landwirtschaft nicht mehr produzieren kann, weil die Preise die Kosten nicht mehr decken. Gehe aber die Landwirtschaft zu Grunde, so stürze auch der preußische Staat und das deutsche Reich in den Abgrund. Auch für den geduldigen Landmann gäbe es eine Grenze, auch er dürfe eine gerechte Verteilung der Lasten fordern. Ebenso sprach Bismarck über die Notwendigkeit von Holzzöllen, und hier wie in den anderen Zollfragen errang er einen vollständigen Sieg. Wohl noch nie ist es einem Staatsmann gelungen, in so raschem Laufe alle Hindernisse zu beseitigen und alle Vorurteile zu bezwingen. Durch die neue Zollgesetzgebung wurde natürlich auch das finanzielle Verhältnis des Reiches zu den Einzelstaaten alteriert, es war anzunehmen, daß die Mehreinnahmen aus den Zöllen und der neuen Tabakssteuer die Bedürfnisse des Reiches in solchem Maße decken würden, daß keine Matrikularbeiträge ausgeschrieben werden müßten. So sehr auch Bismarck geneigt war, auf diesem Wege den bisherigen Zustand zu beseitigen und das Reich der Notwendigkeit zu entheben, „bei den Einzelstaaten" betteln zu gehen, so stimmte er doch, um nicht das ganze Werk vereitelt zu sehen, der sogenannten Franckensteinschen Klausel zu, nach der dem Reiche die Einnahmen nur bis zu einer bestimmten Höhe überlassen bleiben sollen, während die Ueberschüsse durch Reichsgesetz den Bundesstaaten überwiesen werden sollen. Nur mit schwerem Herzen hat sich Bismarck für diesen Ausweg entschieden, sein Entschluß führte alsbald zu dem Rücktritt der beiden Minister Hobrecht und Friedenthal, denen sich auch Dr. Falk anschloß, wenn ihn auch andere Gründe zu seinem Abgange bestimmten. Wir haben darüber bereits an anderer Stelle die Darlegungen Bismarcks erwähnt. Das Kultusministerium übernahm Herr von Puttkamer, das Ressort der Landwirtschaft Lucius, die Finanzen Bitter. Mit 217 gegen 107 wurde Bismarcks Reform genehmigt, sein Erfolg war ungeheuer, in einem kurzen Jahre war das herrschende Wirtschaftssystem gestürzt und ein neues System ersonnen und zur Annahme gebracht.

Auch die nächsten Jahre noch waren der weiteren Entwickelung der wirtschaftlichen Erfolge gewidmet. Sie standen unter dem Glaubensbekenntnis, das er schon bei der Beratung des Antrages Franckenstein abgelegt hatte.

Ich habe, seit ich Minister bin, nie einer Fraktion angehört, auch nicht angehören wollen, ich bin successive von allen gehaßt, von einigen geliebt worden. Es ist das à tour de rôle herumgegangen. Als ich zuerst im Jahre 1862 das Rede v. 9. 7. 1879.

preußische Ministerpräsidium übernahm, da ist in aller Angedenken, bis zu welcher — ich kann wohl sagen — vaterlandsfeindlichen Höhe sich der Haß gegen mich verkörperte, und bis zu welchem Maße auch gegen die höheren Einflüsse, die mich auf dem Posten erhielten. Ich habe mich dadurch nicht beirren lassen und auch nie versucht, mich dafür zu rächen; ich habe von Anfang meiner Karriere an nur den einzigen Leitstern gehabt: durch welche Mittel und durch welche Wege kann ich Deutschland zu einer Einigung bringen und, soweit dies erreicht ist, wie kann ich diese Einigung befestigen, fördern und so gestalten, daß sie aus freiem Willen aller Mitwirkenden dauernd erhalten wird. Als wir aus dem Kriege 1866 zurückkamen, wäre es ja für mich in der Stellung, die ich damals, in kleinerem Kreise einflußreicher als heute, einnahm, sehr leicht gewesen, ja ich habe sogar mit Mühe mich dessen zu erwehren gehabt, zu sagen: jetzt ist Preußen größer geworden, die Verfassung ist dafür nicht berechnet, wir müssen sie neu vereinbaren, kurz, die kühnste und entscheidendste Reaktionspolitik, mit dem Erfolge, der noch von Königgrätz an den Dingen klebte, mit voller Segelung zu treiben. Sie wissen, daß ich das Gegenteil *gethan* habe, und daß ich mir dadurch zuerst die Abneigung eines großen Teils meiner älteren politischen Freunde zugezogen habe, und es hat mich schwere Kämpfe gekostet, das Gegenteil, die Indemnität, das Fortsetzen des konstitutionellen Systems durchzuführen. Habe ich das aus Liebe zum konstitutionellen System gethan? Meine Herren, ich will mich nicht besser machen, als ich bin; ich muß das ganz bestimmt verneinen. Ich bin kein Gegner des konstitutionellen Systems, ich halte es für die einzig mögliche Regierungsform, aber wenn ich geglaubt hätte, daß eine Diktatur in Preußen, daß der Absolutismus in Preußen der Förderung des deutschen Einigungswerkes nützlicher gewesen wäre, so würde ich ganz unbedingt und gewissenlos zum Absolutismus geraten haben. Aber ich habe mich nach sorgfältigem Nachdenken — und ich habe schwere und mir teure, nahestehende Einflüsse zu bekämpfen gehabt — dafür entschieden: nein, wir müssen auf der Bahn des Verfassungsrechts weitergehen.

Mit aller Kraft widmete sich Fürst Bismarck der Durchführung des Riesenplanes, die Verstaatlichung der Eisenbahnen zu vollenden, sowie der Weiterführung der Reichssteuerreform. Hier zwang ihn eine Differenz mit dem Bundesrat zur erneuten Einreichung seines Entlassungsgesuches. Aber auch jetzt lehnte Kaiser Wilhelm in ehrendster Weise den Antrag ab.

Gerade in jenen Zeiten hatte Fürst Bismarck oft Grund zu der Klage, daß der Reichsgedanke matter geworden sei, daß der Sinn und die Begeisterung für die Einheit nachgelassen, der Geist des Partikularismus zugenommen habe. Immer wieder hat er Zeugnis abgelegt für die nationalen Bestrebungen und sie gesetzt gegen den Partikularismus und die Fraktionspolitik, die der Entwickelung des Reiches entgegenstehen. Und 10 Jahre ehe die Wirklichkeit sein Wort erfüllte, sprach er es ahnend aus:

Wenn ich nicht mehr in der Lage sein werde, dieses Zeugnis vor dieser Stelle zu wiederholen, so glaube ich, wenn mir Gott das Leben giebt, doch vielleicht in der Lage zu sein, von denselben Sitzen, wo Sie sitzen, hernach auch den großen Gedanken der Nationalität, der uns vor 10 Jahren noch beinahe alle begeisterte, auch dann als Reichstagsmitglied Ausdruck geben zu können, auch gegen eine partikularistische Handhabung der Reichsverfassung, welche etwa dann von hier aus vertreten werden könnte. (Bewegung.)

Und resigniert und mit einer gewissen Melancholie sprach Fürst Bismarck die Worte:

Ich habe nunmehr den Kampf für die deutsche Einheit seit dreißig Jahren geführt; es sind nahezu dreißig Jahre, daß ich am Bundestage zuerst dafür eingetreten bin, es sind achtzehn Jahre, daß ich in einer Stellung bin, in der ich mit einem französischen Historiker, den ich vor einiger Zeit in einer schlaflosen Nacht las, wohl sagen kann — er spricht von einem Staatsmanne, dem man mehr Verdienst zuschrieb, als ich für mich in Anspruch nehme —: „Il devait succomber au poids des haines inassouvies qui s'accumulent sur la tête de tout ministre qui reste trop longtemps au pouvoir." „Er mußte der Gewalt des ungesättigten Hasses erliegen, der sich auf das Haupt jedes Ministers häuft, welcher zu lange am Ruder bleibt." Rede v. 8. 5. 1879.

Ich fürchte, daß ich nach achtzehn Jahren längst in dieser Lage war, ich hatte alle Parteien wechselnd zu bekämpfen, gegen jede hatte ich einen heftigen Strauß zu kämpfen — davon kommen „les haines inassouvies", von denen der französische Historiker spricht. Nein, ich bin nicht mehr jung, ich habe gelebt und geliebt, gefochten auch, und ich habe keine Abneigung mehr gegen ein ruhiges Leben. Das einzige, was mich in meiner Stellung hält, ist der Wille des Kaisers, den ich in seinem hohen Alter gegen seinen Willen nicht habe verlassen können, versucht habe ich es mehrmals. Aber ich kann Ihnen sagen: ich bin müde, todmüde, und namentlich, wenn ich erwäge, gegen was für Hindernisse ich kämpfen muß, wenn ich für das deutsche Reich, für die deutsche Nation, für ihre Einheit eintreten will.

Ich weiß nicht, warum mir das deutsche Reich und seine Zukunft näher stehen sollte als irgend jemand unter Ihnen. Sie sind alle Deutsche; Minister kann jeder eine Zeitlang sein und nicht mehr sein; daß ich gerade ein stärkeres Interesse als andere Deutsche am Reich haben müßte, weil ich zufällig lange Kanzler gewesen bin, das glaube ich nicht, wenn ich mich auch nicht zu der saturnischen Politik meines früheren Kollegen, der vor mir gesprochen hat, verstehen kann — — das nicht! — so ruhig zusehen, daß das deutsche Reich, welches ich mit Aufwand meiner Lebenskraft habe begründen helfen, zurückgeht, das vermag ich nicht! In meinem Alter wird man aber ruhiger und stiller, ich habe ein Bedürfnis nach beschaulicher Einsamkeit, dann richten Sie das Reich sich ein, wie Sie wollen, aber verlangen Sie meine Mitwirkung nicht, wenn jeder sich für berechtigt und berufen hält, die Grundlagen des Reiches in Frage zu stellen.

Es waren ja zum großen Teile amtliche und höfische Friktionen, die dem Kanzler das Leben schwer machten; die parlamentarischen Kämpfe, vor denen sonst die Minister zurückscheuen, bildeten für ihn keine Drohung; wie in der auswärtigen Politik, so war auch hier sein Köcher so reich an Pfeilen, daß er niemals zu verzagen brauchte. Darum sind seine „Gedanken und Erinnerungen" auch besonders reich an Stimmungsbildern, deren Untergrund die höfische Intrige, die Mißgunst der Minister und der Ehrgeiz der Fraktionsführer bildete.

Als ein klassisches Beispiel darf der Streit um die Ernennung des Herrn von Gruner bilden, von dem Fürst Bismarck dem Verfasser dieses Werkes immer wieder erzählt hat, obwohl inzwischen lange Jahre vergangen waren, und obwohl die Persönlichkeit dieses Mannes in der Oeffentlichkeit nur eine geringfügige Rolle gespielt hat. Immerhin gehörte Gruner schon in den 50er Jahren zu den Gegnern Bismarcks, er hat später den Kreisen nahe gestanden, die die „Reichsglocke" kultivierten und speisten. Aber er verfügte über wunderbare Verbindungen bei Hofe, die es ermöglichten, daß er, der persönliche Feind Bismarcks, hoher

Auszeichnungen teilhaftig wurde. Fürst Bismarck hat darüber später erzählt:

G. d. u. Er. II.

Nachdem der Redakteur der „Reichsglocke" im Januar 1877 verurteilt und ich im März das von Sr. Majestät abgelehnte Abschiedsgesuch eingereicht hatte, kam es im Juni, während ich mich zur Kur in Kissingen befand, im Geschäftswege zu meiner Kenntnis, daß Herr von Gruner in das Hausministerium berufen, zugleich ohne Gegenzeichnung eines verantwortlichen Ministers zum Wirklichen Geheimen Rat ernannt sei, und daß Herr von Schleinitz an den Kurator des „Reichs- und Staats-Anzeigers" das Ansinnen gestellt habe, diese Ernennung in dem amtlichen Blatte zu publizieren. . . .

Seinem Ablatus von Tiedemann schrieb Bismarck zur Mitteilung an das Staatsministerium einen Brief, in dem er sagte:

Eine Begnadigung des Herrn von Nathusius, eine Auszeichnung des Grafen Nesselrode und des Herrn von Gruner gerade in der Zeit, wo die Verleumdungen des Organs dieser Herren gegen mich die öffentliche Meinung und die Gerichte beschäftigten, wo der Zusammenhang jener Herren mit diesen Blättern offenkundig wurde, enthalten einen Akt Königlichen Wohlwollens für Leute, die durch weiter nichts bekannt sind, als durch ihre Feindschaft gegen die Regierung und durch öffentliche Verletzung meiner Ehre. Letztere aber sollte, so lange ich des Königs Diener bin, unter Sr. Majestät Schutze stehen. Wird mir das Gegenteil dieses Schutzes zu teil, so liegt ein persönliches Motiv vor, welches mich viel gebieterischer aus dem Dienste vertreibt, als die Rücksicht auf meine Gesundheit es jemals könnte. Diese Entschließungsgründe liegen nur persönlich für mich vor, werden aber je nach der Entwicklung der Sache für die Möglichkeit meines Wiedereintritts in die Geschäfte entscheidend sein.

Dem Minister von Bülow schrieb Bismarck weiter:

Die Verletzung, die in der Thatsache der Ernennung Gruners liegt, trifft wesentlich mich allein; seine langjährige Feindschaft gegen mich persönlich ist es allein, welche die Aufmerksamkeit auf ihn hat lenken können, denn er besitzt weder Fähigkeiten noch Verdienste, war im Auswärtigen Amte durch seine in wichtigen Momenten an Geisteskrankheit grenzende Unfähigkeit ein Hindernis und hat nunmehr seit 15 Jahren nichts geleistet, als mit der ganzen Verbissenheit verkannter Selbstüberschätzung gegen mich gesprochen, geschrieben, intrigiert. Ich sehe dabei für den Augenblick ganz davon ab, daß gerade diese Reichsglocken-Elemente mir die Erfüllung meiner Amtspflicht in einem meine Kräfte überschreitenden Maße erschweren. Ich spreche jetzt nur von dem Schlag, der dadurch persönlich gegen mich hat geführt werden sollen, daß dieser Mensch Sr. Majestät hat mit Erfolg empfohlen werden können. Wenn ich dem gegenüber in meinem Schreiben an Tiedemann sage, daß für meine Herren Kollegen ein zwingendes Motiv zum Rücktritt in diesem Grunerschen Falle nicht liegt, so erscheint mir meine Lage demselben gegenüber als eine wesentlich andere.

Mir scheint die Kur gut zu bekommen, doch markiert sich jeder Rückschlag über ärgerliche Eindrücke in empfindlicher Weise und läßt mich voraussehen, daß mein Gesundheitszustand ein geschäftsfähiger schwerlich wieder werden wird. Vor der einfachen Besorgung der Amtsgeschäfte würde ich nicht zurückschrecken; aber die faux frais der Hofintrigen vermag ich nicht mehr in der Weise zu tragen wie früher, vielleicht auch deshalb, weil sie an Umfang und Wirkung in erschreckender Weise zugenommen haben. Diese eigentlichen Gründe meiner fortbestehenden Absicht, zurückzutreten, habe ich vor drei Monaten verschwiegen, obschon es wesentlich dieselben waren; und ich werde auch demnächst aus Rücksicht für den Kaiser keine andern Motive für mein Ausscheiden anführen können, als den Zustand meiner Gesundheit.

Gerade diese Kämpfe persönlicher Natur wirkten schädigend auf Bismarcks Gesundheit, so daß er in eine Art von „Gesundheitsbankerott"

fiel, aus dem ihn dann Schweninger gerettet hat, der Mann, der in den letzten Jahren seines Lebens sein treuester und ehrlichster Freund geworden ist.

Auch die Differenzen mit den Eulenburgs waren zum guten Teil zurückzuführen auf das Bestreben, den überlegenen Mann, der allmälig unbequem zu werden anfing, aus seiner Stellung möglichst zu verdrängen. Ein ganzes Kapitel seines letzten Werkes hat Fürst Bismarck darum den Ressortschwierigkeiten gewidmet, jenen Schwierigkeiten, die einerseits aus dem Bedürfnis der Minister entspringen, möglichst glatt abzuschneiden, andererseits aus einer gewissen Beschränktheit, die das eigene enge Interesse nicht unterzuordnen versteht unter die großen nationalen Fragen und Aufgaben. Bismarck hielt sich stets von der Einmischung in die Verhältnisse der einzelnen Ressorts fern; er ist niemals mit Protektionen selbst den ihm untergeordneten Reichsämtern lästig gefallen, und er konnte stolz von sich behaupten, daß er von Herrn von Stephan oder einem anderen nie einen Posten für einen von ihm empfohlenen Kandidaten verlangt habe, auch nicht für einen Briefträger. Nur der Neigung, neue eingreifende Gesetze zu machen und vom grünen Tische zu reglementieren, mußte er oft entgegentreten, jene Neigung, die so oft die wahren Interessen eines Volkes unterordnet unter das Bedürfnis, die eigene Weisheit in hellem Lichte erstrahlen zu lassen.

Bismarck war stets ein Feind der bureaukratischen Methode, er wurde noch nach seiner Entlassung ein heftiger Gegner der neuen Landgemeindeordnung der Herren von Caprivi und Herrfurth, weil er der Ueberzeugung war, daß durch die neue Ordnung die Dorfverfassung parlamentarisiert, das Schreibwerk vergrößert und die untersten Ausläufer der Bureaukratie vermehrt würde. Er trat für die alte Institution der Landratsposten ein, der letzten Ausläufer einer Verwaltungshierarchie, die mit dem Volke unmittelbar in Berührung stand. Er bekämpfte jene Wandlung, durch die der Landrat ein Regierungsbeamter wurde, der „seine Beziehungen nach oben als Beamter für wichtiger hält als die zu den Insassen seines Kreises“. Schon Graf Friedrich Eulenburg war über solche Tendenzen gestürzt, auch sein Vetter Botho scheiterte an der Frage der ländlichen Gemeindeverwaltung. Die Szene, die zu seinem Sturze führte, ist als der „Fall Rommel“ in der Geschichte verzeichnet: Als das Gesetz über die Zuständigkeit der Verwaltungsbehörden und Verwaltungsgerichte vor dem preußischen Landtage stand, hatte sich Graf Botho Eulenburg mit gewissen Aenderungen einverstanden erklärt, die des Kanzlers Mißbilligung fanden; durch den Geheimrat Rommel ließ er im Gegensatz zu der Rede des Ministers seine gegenteilige Auffassung aussprechen, da er selbst erkrankt war. Graf Eulenburg forderte infolge dessen seine Entlassung. An seinen Namen hat sich ein überaus interessanter Briefwechsel zwischen Kaiser Wilhelm und Bismarck geknüpft, ein Briefwechsel, der zugleich das vertraute Verhältnis beleuchtet, das zwischen den beiden Männern bestand. Am 18. Dezember 1881 schrieb Kaiser Wilhelm seinem Kanzler folgenden merkwürdigen Brief:

Ged. u. Er. II. Einen eigentümlichen Traum muß ich Ihnen erzählen, den ich diese Nacht träumte, so klar, wie ich ihn hier mitteile.

Der Reichstag trat nach den jetzigen Ferien zum ersten Mal zusammen. Während der Diskussion trat der Graf Eulenburg ein; sogleich schwieg die Diskussion; nach einer langen Pause erteilte der Präsident dem letzten Redner von neuem das Wort. Schweigen! Der Präsident hebt die Sitzung auf. Nun entsteht ein Tumult und Geschrei. Keinem Mitgliede darf ein Orden während der Session des Reichstages erteilt werden; der Monarch darf nicht in der Session genannt werden. Andern Tages Sitzung. Eulenburg erscheint und wird mit solchem Zischen und Lärm empfangen — darüber erwache ich in einer nervösen Agitation, daß ich lange mich nicht erholen konnte und zwei Stunden von $^1/_2 5$ bis $^1/_2 7$ Uhr nicht schlafen konnte.

Das alles geschah in meiner Gegenwart im Hause so klar, wie ich es hier niederschreibe.

Ich will nicht hoffen, daß der Traum sich realisiere, aber eigentümlich bleibt die Sache. Da dieser Traum erst nach dem sechsstündigen ruhigen Schlafe eintrat, so könnte er doch keine unmittelbare Folge unserer Unterredung sein.

Enfin ich mußte Ihnen diese Kuriosität doch erzählen.

Ihr

Wilhelm.

In seiner Antwort sagte Fürst Bismarck:

Brf. v. 18. 12. 1881. Die Bilder des Wachens tauchen im Spiegel des Traumes nicht sofort, sondern erst dann wieder auf, wenn der Geist durch Schlaf und Ruhe still geworden ist. Eurer Majestät Mitteilung ermutigt mich zur Erzählung eines Traumes, den ich Frühjahr 1863 in den schwersten Konfliktstagen hatte, aus denen ein menschliches Auge keinen gangbaren Ausweg sah. Mir träumte, und ich erzählte es sofort am Morgen meiner Frau und anderen Zeugen, daß ich auf einem schmalen Alpenpfade ritt, rechts Abgrund, links Felsen; der Pfad wurde schmaler, so daß das Pferd sich weigerte, und Umkehr und Absitzen wegen Mangel an Platz unmöglich; da schlug ich mit meiner Gerte in der linken Hand gegen die glatte Felswand und rief Gott an; die Gerte wurde unendlich lang, die Felswand stürzte wie eine Kulisse und eröffnete einen breiten Weg mit dem Blick auf Hügel und Waldland wie in Böhmen, preußische Truppen mit Fahnen und in mir noch im Traume der Gedanke, wie ich das schleunig Ew. Majestät melden könnte. Dieser Traum erfüllte sich und ich erwachte froh und gestärkt aus ihm.

Der böse Traum, aus dem Eure Majestät nervös und agitiert erwachten, kann doch nur so weit in Erfüllung gehen, daß wir noch manche stürmische und lärmende Parlamentssitzung haben werden, durch welche die Parlamente ihr Ansehen leider untergraben und die Staatsgeschäfte hemmen; aber Ew. Majestät Gegenwart dabei ist nicht möglich, und ich halte dergleichen Erscheinungen wie die letzten Reichstagssitzungen zwar für bedauerlich als Maßstab unserer Sitten und unserer politischen Bildung, vielleicht unserer politischen Befähigung, aber für kein Unglück an sich: l'excès du mal en devient le remède.

Das große Werk, dem sich Bismarck im Frühling des Jahres 1880 widmete, bestand in der Regelung des Verhältnisses Hamburgs zum Reiche. Auch hier hatte er gegen den Fraktionsgeist und die Engherzigkeit des Partikularismus zu kämpfen, und in flammenden Reden mußte er mühsam zu einem Ziele gelangen, das wir heute als selbstverständlich betrachten, zu der Einheit des deutschen Zollverbandes. Da konnte er wohl klagen, daß der Doktrinarismus der Parteien eines der schwersten Hemmnisse sei auf dem Wege zum Ausbau des Reiches; hatte doch Lasker, der Typus eines Fraktionspolitikers und Doktrinärs, gegen

ihn den Vorwurf erhoben, daß er durch die Beteiligung des Anschlusses der Hansastadt das Recht des Stärkeren gegen den Kleineren geltend mache. Und er konnte wohl ausrufen:

Ich fand ursprünglich mehr Unterstützung, nicht bei den Regierungen, wie heut bei der hamburgischen, sondern umgekehrt im Parlament; heutzutage muß ich die Regierungen als die stärkeren Bürgschaften für die Erhaltung und Förderung der deutschen Einheit im Vergleich mit dem Parlament, mit dem Reichstage betrachten. (Oh! oh! links.) In der Durchführung der nationalen Einheit sehe ich mich durch die Regierungen gefördert, aber durch den Reichstag gehindert, ohne Verschulden des einzelnen, es liegt das an der Zerfahrenheit unseres Fraktions- und Parteilebens, und in der Neigung, die heutzutage vorherrscht, die Bestrebungen, die ein Reichskanzler zur Vollendung unserer nationalen Aufgabe macht, als eine Bedrückung des Schwachen, als eine verfassungsmäßig unberechtigte Pression zu bezeichnen. Von dieser Neigung war in der Zeit, als wir zuerst die deutsche Einheit im norddeutschen Bunde sich anbahnen und bilden sahen, ganz und gar keine Rede; wenn damals ein Mitglied solche Schwierigkeiten gemacht hätte, wie sie jetzt in der Hamburger Frage gekommen sind: unter dem allgemeinen Unwillen hätte er schweigen müssen, meine Herren! (Oh! oh! links.) So weit sind wir zurückgeschritten in der Begeisterung für die deutsche Einheit! Und, meine Herren, Sie stellen, wie das Glück von Edenhall, diese deutsche Einheit auf harte Proben und scheinen mir bereit zu sein, sie auf noch härtere zu stellen. Die Folge von dem Parteihader, der uns zerreißt, sehen Sie darin, daß die Fraktionen, die dem Deutschen Reich notwendig ihrer ganzen Tendenz nach entgegenstehen, die polnische, die dänische, die welfische, die franzosenfreundliche, in ihrer ganzen Ausdehnung wachsen, zunehmen und gedeihen. Das wäre noch vor fünfzehn Jahren nicht möglich gewesen. Rede v. 28. 11. 1881

Noch nach langen Jahren hat Bismarck die gleiche Ueberzeugung ausgesprochen:

Ich hatte bei Herstellung der Reichsverfassung befürchtet, daß die Gefährdung unserer nationalen Einheit in erster Linie von dynastischen Sonderbestrebungen zu befürchten sei, und hatte mir daher zur Aufgabe gestellt, das Vertrauen der Dynastien durch ehrliche und wohlwollende Wahrung ihrer verfassungsmäßigen Rechte im Reiche zu gewinnen, habe auch die Genugthuung gehabt, daß insbesondere die hervorragenden Fürstenhäuser eine gleichzeitige Befriedigung ihres nationalen Sinnes und ihrer partikulären Ansprüche fanden. In dem Ehrgefühle, das den Kaiser Wilhelm I. seinen Bundesgenossen gegenüber beseelte, habe ich stets ein Verständnis für die politische Notwendigkeit gefunden, das dem eigenen stark dynastischen Gefühle schließlich doch überlegen war. Ged. u. Er. II

Auf der andern Seite hatte ich darauf gerechnet, in den gemeinsamen öffentlichen Einrichtungen, namentlich in dem Reichstage, in Finanzen, basiert auf indirekten Steuern und in Monopolen, deren Erträge nur bei dauernd gesichertem Zusammenhange flüssig bleiben, Bindemittel herzustellen, die haltbar genug wären, um zentrifugaler Anwandlung einzelner Bundesregierungen Widerstand zu leisten. Die Ueberzeugung, daß ich mich in dieser Rechnung geirrt, daß ich die nationale Gesinnung der Dynastien unterschätzt, die der deutschen Wähler oder doch des Reichstags überschätzt hatte, war Ende der siebziger Jahre in mir noch nicht zum Durchbruch gekommen, mit so viel Uebelwollen ich auch im Reichstage, am Hofe, in der konservativen Partei und deren „Deklaranten" zu kämpfen gehabt hatte. Jetzt habe ich den Dynastien Abbitte zu leisten; ob die Fraktionsführer mir ein pater peccavi schuldig sind, darüber wird die Geschichte einmal entscheiden. Ich kann nur das Zeugnis ablegen, daß ich den Fraktionen, den arbeitsscheuen Mitgliedern sowohl wie den Strebern, in deren Hand die Führung und das Votum ihrer Gefolgschaften lag, eine

schwerere Schuld an der Schädigung unserer Zukunft beimesse, als sie selbst fühlen. „Get you home, you fragments," sagt Coriolan.

Den nationalen Standpunkt hat Bismarck hier wie immer im Gegensatz zu einem großen Teile der Volksvertretung betont, er hat sich auch nicht gescheut, frühere Ansichten preiszugeben, wie er stets es abgelehnt hat, aus rechthaberischen Gründen bei ausgesprochenen Meinungen zu beharren:

Rede v. 21. 2. 1881.

Wer auf dem Standpunkt, den er einmal gehabt hat, feststeht, der bleibt zurück! Ich will mich damit gar nicht entschuldigen; für mich hat immer nur ein einziger Kompaß, ein einziger Polarstern, nach dem ich steuere, bestanden: salus publica! Ich habe von Anfang meiner Thätigkeit an vielleicht oft rasch und unbesonnen gehandelt, aber wenn ich Zeit hatte, darüber nachzudenken, mich immer der Frage untergeordnet: was ist für mein Vaterland, was ist — so lange ich allein in Preußen war — für meine Dynastie, und heutzutage, was ist für die deutsche Nation das Nützlichste, das Zweckmäßige, das Richtige? Doktrinär bin ich in meinem Leben nicht gewesen; alle Systeme, durch welche die Parteien sich getrennt und gebunden fühlen, kommen für mich in zweiter Linie, in erster Linie kommt die Nation, ihre Stellung nach außen, ihre Selbstständigkeit, unsere Organisation in der Weise, daß wir als große Nation in der Welt frei atmen können.

Alles, was nachher folgen mag, liberale, reaktionäre, konservative Verfassung, — meine Herren, ich gestehe ganz offen, das kommt mir in zweiter Linie, das ist ein Luxus der Einrichtung, der an der Zeit ist, nachdem das Haus festgebaut dasteht. In diesen Parteifragen kann ich zum Nutzen des Landes dem einen oder dem andern näher treten, die Doktrin gebe ich außerordentlich wohlfeil. Schaffen wir zuerst einen festen, nach außen gesicherten, im Innern stark gefügten, durch das nationale Band verbundenen Bau, und dann fragen Sie mich um meine Meinung, in welcher Weise mit mehr oder weniger liberalen Verfassungseinrichtungen das Haus zu möblieren sei, und Sie werden vielleicht finden, daß ich antworte: ja, ich habe darin keine vorgefaßte Meinung, machen Sie mir Vorschläge, und wenn der Landesherr, dem ich diene, beistimmt, so werden Sie bei mir prinzipielle Schwierigkeiten wesentlich nicht finden. Man kann es so machen oder so, es giebt viele Wege, die nach Rom führen. Es giebt Zeiten, wo man liberal regieren muß, und Zeiten, wo man diktatorisch regieren muß, es wechselt alles, hier giebt es keine Ewigkeit. Aber von dem Bau des deutschen Reiches, von der Einigkeit der deutschen Nation verlange ich, daß sie fest und sturmfrei dastehe und nicht bloß eine passagere Feldbefestigung nach einigen Seiten hin habe; seiner Schöpfung und Konsolidation habe ich meine ganze politische Thätigkeit vom ersten Augenblick, wo sie begann, untergeordnet, und wenn Sie mir einen einzigen Moment zeigen, wo ich nicht nach dieser Richtung der Magnetnadel gesteuert habe, so können Sie mir vielleicht nachweisen, daß ich geirrt habe, aber nicht nachweisen, daß ich das nationale Ziel einen Augenblick aus den Augen verloren habe. (Bravo! rechts.)

Einen Dank für seine Mühe und Arbeiten hat Bismarck nicht verlangt; als ihm Lasker zurief, daß niemanden so wie ihn ein Volk mit Ehren überhäuft habe, da erwiderte er:

Rede v. 28. 11. 1881.

Meine Herren, meine Ehre steht in niemandes Hand, als in meiner eigenen, und man kann mich damit nicht überhäufen; die eigene, die ich in meinem Herzen trage, genügt mir vollständig (Bravo! rechts), und niemand ist Richter darüber und kann entscheiden, ob ich sie habe. Meine Ehre vor Gott und den Menschen ist mein Eigentum, ich gebe mir selbst so viel, wie ich davon glaube verdient zu haben, und verzichte auf jede Zugabe. Was aber die „Statuen"

anbelangt, so muß ich ihm doch sagen, daß ich für diese Art von Dank gar nicht empfänglich bin. Ich wäre in der größten Verlegenheit, wenn ich beispielsweise in Köln wäre, mit welchem Gesicht ich an meiner Statue vorbeigehen sollte (Heiterkeit); ich erlebe das mitunter in Kissingen, es stört mich in Promenadenverhältnissen, wenn ich gewissermaßen fossil neben mir dastehe. Ich glaube, man könnte ebensoviel von Orden sprechen u. s. w.

Auch hier in der Hamburger Frage siegte Bismarck, die alte Hansastadt wurde mit dem Reichsgebiet vereinigt, ein neuer bedeutsamer Fortschritt auf nationalem und wirtschaftlichem Gebiet war erreicht. Aber weiter führte die Bahn des großen Kanzlers und immer wieder mußte er durch schwere Hindernisse sich den Weg bahnen. Da mußte er mühsam die Verlängerung des Sozialistengesetzes erkämpfen gegen eine Opposition, zu der wieder das Zentrum einen großen Teil der Mannen stellte, da mußte er es mit ansehen, daß ein großer Teil der Nationalliberalen, unter ihnen Lasker, Forckenbeck, Bamberger und Rickert, sich von der alten Partei trennten, um unter dem Namen der Sezessionisten sich vollkommen in die feindliche Schlachtreihe zu stellen, da wurden die Klerikalen allmälig zu einem Krystallisationspunkt der Opposition, und selbst die friedlichen Aeußerungen des Papstes vermochten die unerfreuliche Stimmung der Zentrumsmänner nicht zu ändern, und dennoch übernahm Fürst Bismarck ein neues großes Werk, indem er der Begründer einer Sozialpolitik wurde, deren Grundgedanken tief im Christentum wurzelten, deren Gestaltung Bismarcks eigenes Werk war. Am 28. März erklärte er im Reichstage:

Mir schwebt als Ziel vor, den Gemeinden einen großen Teil ihrer Armenlasten dadurch abzunehmen, daß mit staatlicher Unterstützung eine Alters- und Invalidenversorgungsanstalt im ganzen Reich eingerichtet wird. Rede v. 28. 3. 1881.

Die Gedanken, die Bismarck hier und an vielen anderen Stellen ausgesprochen hat, die Ueberzeugung von der Notwendigkeit einer umfassenden sozialen politischen Gesetzgebung krystallisierte sich in klassischer Form in der „großen Botschaft“, mit der am 17. November im kaiserlichen Auftrage Fürst Bismarck den Reichstag eröffnete. Hier erklärte der Kanzler im Namen des ehrwürdigen Oberhauptes der deutschen Nation, daß er nur dann mit Befriedigung auf alle Erfolge, mit der Gott seine Regierung gesegnet, zurückblicken werde, wenn er dem Vaterlande neue Bürgschaften des inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes hinterlassen könne. Die einzelnen Phasen, die später durchlaufen wurden, waren hier vorgezeichnet. Zugleich aber war darauf hingewiesen, daß die Mittel für die Durchführung des Planes am sichersten zu gewinnen sei mit Hilfe des Tabakmonopols. Das Ziel, das Bismarck sich gestellt hat, ist nur zum Teil erreicht worden, die Kathederweisheit hat auch hier wieder verdorben, was die Weisheit Bismarcks vorbereitet hatte. Nirgend vielleicht hat sich der Gegensatz zwischen dem praktischen Blicke des Staatsmannes und der doktrinären Engherzigkeit so klar erwiesen wie hier. Daß die Masse vor dem neuen Gedanken zurückschreckte, daß

sie sich nicht hineinfinden konnte in eine Reform, für die bis dahin in dem Leben aller Völker noch die Grundlage fehlte, ist ihr nicht zu verdenken; man fürchtete den Sprung ins Dunkle und scheute zurück vor den Millionen, die zu opfern waren. Heute ist der soziale Gedanke tief eingedrungen in das Volk, Zentrumsmänner und selbst Konservative gedenken kaum noch des Verdienstes, das sich Bismarck erwarb. Und doch waren sie und sind sie nur Scharwerker, nur Handlanger, die mühsam die Steine herbeischaffen: der Plan ist von Bismarck, und den Grundbau hat Bismarck geschaffen!

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Abendsonne.

„Ich glaube nicht, daß mit der sozialen Frage, die seit 50 Jahren vor uns schwebt, unsere Söhne oder Enkel vollständig ins Reine kommen werden", so hat Fürst Bismarck am 2. April 1881 im Reichstag gesprochen. Er hat es in der That gewußt, daß er ein Werk unternahm, das vielleicht erst die Urenkel vollenden werden. Aber diese Gewißheit schreckte ihn nicht zurück, er wollte die Gefahr abwehren, die vom vierten Stande her drohte, aber er wollte zugleich durch praktisches Christentum in gesetzlicher Bethätigung dem Arbeiter das Gefühl menschlicher Würde schaffen, daß auch der ärmste Deutsche behalten soll, und den Zagenden rief er zu: „Umsonst ist der Tod! Wenn Sie nicht in die Tasche und in die Staatskasse greifen wollen, dann werden Sie nichts fertig bekommen."

Meine Herren, unsere Unerschrockenheit beruht auf dem guten Gewissen, auf der Ueberzeugung, daß das, was wir bringen, das Ergebnis sorgfältiger pflichtmäßiger Ueberlegung ist und nicht die mindeste Färbung von Parteipolitik hat, und dadurch sind wir den Angreifern überlegen, weil die Gegner von ihrem Ursprung, von dem Boden der Parteikämpfe, der an ihren Schuhen klebt, sich niemals werden frei machen können. Rede v. 2. 4. 1881.

Auf den parlamentarischen Abenden, die Bismarck damals veranstaltete, fanden sich einfache Handwerksmeister und Arbeiter ein, Mitglieder des Volkswirtschaftsrates, den der Kanzler berufen hatte. Dieses Bild ist typisch für die Welt, die der große Kanzler erschließen wollte. Hämisch aber und abweisend standen vor allem die Männer des Freisinns dem Kanzler gegenüber, an ihnen prallte alle Beredsamkeit des Kanzlers ab, vielleicht, weil sie die „Konkurrenz in der Beredsamkeit" scheuten. Die Macht der Bismarckschen Ideen zeigte sich schon darin, daß die ganze nächste Wahlbewegung unter dem Zeichen der Sozialpolitik stand.

Am 26. Juni 1881 sagte Bismarck zu Moritz Busch bezüglich der Altersversicherung der Arbeiter: „Der Staat muß die Sache in die Hand nehmen, nicht als Almosen, sondern als Recht auf Versorgung, wo der gute Wille zur Arbeit nicht mehr kann. Wozu soll nur der, welcher im Kriege erwerbsunfähig geworden ist oder als Beamter durch Alter, Pension haben und nicht (Busch, Unser Reichskanzler.)

auch der Soldat der Arbeit? Diese Sache wird sich durchdrücken. Sie hat ihre Zukunft. Es ist möglich, daß unsere Politik einmal zu Grunde geht, wenn ich tot bin. Aber der Staatssozialismus paukt sich durch. Jeder, der diesen Gedanken wieder aufnimmt, wird ans Ruder kommen."

Der Wahlausfall zeugte dafür, daß die Masse lange Zeit braucht, wo der Genius im Sturmschritt daherkam. Die Nationalliberalen und Freikonservativen verloren fast 100 Mandate, während die extremen Parteien ein beträchtliches Wachstum zeigten: Chronische Krankheiten erfordern eben Zeit und Geduld zur Heilung. Bismarck hielt trotzdem fest, und er fand wiederum Unterstützung und treue Hilfe bei seinem Kaiser, der persönlich, wie wir sahen, in der großen Botschaft für seinen Kanzler eintrat. Allerdings führte dies innige Verhältnis zu den Schmähungen über das „Hausmeyertum Bismarcks", über die „Kanzlerdiktatur und dem Kanzlerabsolutismus" und in gehässigen Wahlreden wurde das Volk aufgereizt, gegen den Staatsmann, der sich feig mit der Person des Monarchen decke, um selbst aus der Schußweite der gegen ihn gerichteten Angriffe zu kommen. Auch im Reichstage wurden die wilden Vorwürfe geschleudert. Da hielt es Kaiser Wilhelm für angemessen, in besonders feierlicher Form die Rechte seiner Krone in Erinnerung zu bringen, und in einer von Bismarck verfaßten Kundgebung an das Staatsministerium erklärte er, das Recht des Königs, die Regierung und die Politik Preußens nach eigenem Ermessen zu leiten, sei durch die Verfassung eingeschränkt, aber nicht aufgehoben. Auch bei der Gegenzeichnung der Minister handle es sich um Regierungsakte des Königs, aus dessen Entschließungen sie hervorgehen und der seine Willensmeinung durch sie ausdrückt. Es sei deshalb nicht zulässig und führe zur Verdunkelung der Königsrechte, wenn deren Ausübung so dargestellt wird, als ob sie von den Ministern und nicht von dem Könige selbst ausginge. Es sei die Aufgabe seiner Minister, seine verfassungsmäßigen Rechte zu vertreten, das Gleiche erwarte er von allen Beamten, die ihm den Amtseid geleistet haben:

Erlaß v. 4. 1. 1882. Mir liegt es fern, die Freiheit der Wahlen zu beeinträchtigen, aber für diejenigen Beamten, welche mit der Ausführung Meiner Regierungsakte betraut sind und deshalb ihres Dienstes nach dem Disziplinargesetz enthoben werden können, erstreckt sich die durch den Diensteid beschworene Pflicht auf Vertretung der Politik Meiner Regierung auch bei den Wahlen. Die treue Erfüllung dieser Pflicht werde Ich mit Dank erkennen und von allen Beamten erwarten, daß sie sich im Hinblick auf ihren Eid der Treue von jeder Agitation gegen Meine Regierung auch bei den Wahlen fernhalten.

Fürst Bismarck hat vielleicht nie eine so erregte Rede gehalten wie damals, da er das Kapitel vom preußischen Königtum las, da er erzählte, wie er seit 1862 kämpfend auf der Bresche stand, zu einer Zeit, da wenige bereit waren, die Deckung des Königtums zu übernehmen, da man von ihm wie von Strafford und Polniac von „Wollekrempeln im Zuchthause" sprach und von „Vermögenskonfiskation":

Wenn Sie auf diese Zeit zurückblicken, dann sollten Sie mir doch nicht solche Vorwürfe ins Gesicht werfen, als wenn je eine Feigheit im Dienste meines Herrn für meine Handlungen maßgebend gewesen wäre! Die Unwahrheit, die Ungerechtigkeit muß Ihnen doch die Röte auf die Stirn treiben, wenn Sie mir das ins Gesicht werfen! (Bravo! rechts. — Oh! oh! links.) Ich möchte wissen, was haben denn die Herren ihrerseits für Beweise von Mut gegeben? Sie haben Reden ohne Risiko gehalten, die Sie zu nichts verbanden, und jemand, der zwanzig Jahre lang für das Königtum auf der Breiche stand, dem werfen Sie vor, er deckt sich mit dem König! (Sehr gut! rechts. — Große Unruhe links.) Ich hoffe, den Vorwurf nicht wieder zu hören. (Widerspruch links.) — Die Herren scheinen ihn wiederholen zu wollen. Kommen Sie doch heraus, nennen Sie sich doch, wenn Sie den Vorwurf der Feigheit wieder aufnehmen wollen! (Ruf links: Den Vorwurf hat niemand gemacht!) — Also dann sind Sie ja mit mir einverstanden, daß das ein unwahrer Vorwurf ist, den Sie mir gemacht haben. (Große Unruhe.) Rede v. 24. 1. 1882.

Meine Herren, was fesselt mich denn überhaupt noch an diesen Platz, wenn es nicht das Gefühl der Diensttreue und des Vertreters des Königs und der königlichen Rechte ist? Viel Vergnügen ist dabei nicht. Ich habe in früheren Zeiten meinen Dienst gerne und mit Passion gethan und mit Hoffnungen gethan; die Hoffnungen haben sich zum großen Teil nicht verwirklicht. Ich war damals gesund, ich bin jetzt krank; ich war jung, ich bin jetzt alt — und was hält mich hier? Ist es denn ein Vergnügen, hier zu stehen wie der „Uuff" vor der Krähenhütte, nach dem die Vögel stoßen und stechen, und der außer stande ist, sich frei zu wehren gegen persönliche Injurien und Verhöhnungen, die in wohlverklausulierte zweistündige Reden eingeflochten sind, gegen unartikulierte Unterbrechungen sich zu verteidigen? Ein Vergnügen ist das wahrhaftig nicht.

Dem berühmten Geschichtsschreiber und Abgeordneten Mommsen, der das böse Wort von dem Hausmeyertum erfunden hatte, machte Bismarck den Vorwurf „einer für einen so angesehenen Geschichtsschreiber ungewöhnlichen Feindschaft gegen die Wahrheit; er könne nur annehmen, daß die Vertiefung in die 2000 Jahre, die hinter uns liegen, ihm den Blick für die sonnenbeschienene Gegenwart getrübt habe".

Damals war es, wo Rudolf von Bennigsen, an der Zukunft des Liberalismus verzweifelnd, sein Mandat niederlegte, entschlossen, sich fortan der parlamentarischen Thätigkeit zu enthalten. Aber seine Parteigenossen fanden gerade hierin einen Antrieb zu erneuter Betonung ihrer nationalen Tendenzen, und unter Miquels Führung beschlossen sie jene berühmte „Heidelberger Erklärung" von 23. März 1884, in der sie für die Sozialpolitik des Reichskanzlers, für seine Steuerreform und seine Zollgesetzgebung eintraten; zu gleicher Zeit verschmolzen sich Sezessionisten mit den Fortschrittlern zur freisinnigen Fraktion. Gegen diese Partei, gegen den Freisinn, hat Bismarck die heftigste Fehde geführt, der Ton wurde um so schärfer, je mehr Eugen Richter die leitende Stellung übernahm. Was auch geschah, was auch versucht wurde zum Ausbau des Reiches — immer hatte die Fortschrittspartei nur die öde Negation als Antwort und mit besonderem Groll gedachte der Kanzler des Berliner Fortschrittsringes, den er vergebens durch die Belebung einer konservativ-antisemitischen Gegenströmung zu durchbrechen versuchte.

Es hat großer Mühe bedurft, ehe nur der Entwurf zum Unfallversicherungsgesetz im Reichstage zustande kam; Kaiser Wilhelm selbst mußte zur Eile mahnen in einer Botschaft, in der er darauf hinwies,

daß in seinem Lebensalter die Zeit, die er noch zur Lösung großer Aufgaben habe, nur noch kurz bemessen sei, daß ihm aber seine kaiserliche Pflicht gebiete, kein Mittel zu versäumen, um die Besserung der Lage der Arbeiter und den Frieden der Berufsklassen zu fördern. Erst am 27. Juni 1884 wurde das Unfallversicherungsgesetz angenommen, nachdem Fürst Bismarck in einer mächtigen Rede für dieses Gesetz eingetreten war. Er hatte gesagt:

Rede v. 15. 3. 1881.

Wenn man mir dagegen sagt, das ist Sozialismus, so scheue ich das gar nicht. Es fragt sich, wo liegt die erlaubte Grenze des Staatssozialismus? Ohne eine solche können wir überhaupt nicht wirtschaften. Jedes Armenpflegegesetz ist Sozialismus. Es giebt ja Staaten, die sich vom Sozialismus so fern halten, daß Armengesetze überhaupt nicht bestehen; — ich erinnere Sie an Frankreich. Aus diesen französischen Zuständen erklärt sich ganz natürlich die Auffassung des ausgezeichneten Sozialpolitikers, den der Herr Abgeordnete Bamberger zitierte, Léon Say; in diesem spricht sich eben die französische Auffassung aus, daß jeder französische Staatsbürger das Recht hat, zu verhungern, und daß der Staat nicht die Verpflichtung hat, ihn an der Ausübung dieses Rechtes zu verhindern. (Hört, hört! rechts.) Wer den Staatssozialismus als solchen vollständig verwirft, muß auch die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung verwerfen, der muß überhaupt dem Staate das Recht absprechen, da, wo sich Gesetz und Recht zu einer Kette und zu einem Zwang, der unsere freie Atmung hindert, verbinden, mit dem Messer des Operateurs einzuschneiden und neue und gesunde Zustände herzustellen. Für mich ist es ganz einerlei, ob diese Theorie Anklang findet; ich thue aus eigenem Antriebe meine Pflicht, ich halte dies für meine Pflicht und werde dafür kämpfen, solange ich hier das Wort nehmen kann. . . . Ich glaube, wir werden es noch erleben, daß man auf den heutigen Standpunkt, der sich noch mehr an die Zeitperiode der dreißiger anschließt, als an die wirkliche Realität des heutigen menschlichen Lebens, mit Achselzucken zurückblicken wird; jedenfalls werden unsere Kinder und Enkel für unsere heutigen Fraktionskämpfe nur ein Achselzucken haben und ihr Bedauern darüber aussprechen, daß unsere Zeit so gehandelt hat. Ein Hauptgrund der Erfolge, die die Führer der Sozialdemokratie mit ihren bisher noch nirgends klar hingestellten Zukunftszielen gehabt haben, liegt meines Erachtens darin, daß der Staat nicht Staatssozialismus genug treibt; er läßt ein Vakum an einer Stelle, auf der er thätig sein sollte, und dieses wird von anderen, von Agitatoren, die dem Staat ins Handwerk pfuschen, ausgefüllt. Die Machtmittel, die auf diesem Gebiete zu finden sind, fallen in andere als staatliche Hände, und den Gebrauch, der gemacht wird, können wir doch nicht mit sicherer Ruhe abwarten.

Wenn Bismarck mit seinen sozialpolitischen Plänen eine erfolgreiche Bahn zurücklegte, so scheiterte er doch mit der Idee eines Tabakmonopols. Dieser Gedanke stieß in ganz Deutschland auf hartnäckigen Widerstand, vor allem waren die Tabakfabrikanten, die Händler und Tabakbauern gegen den Plan, der selbst von dem Volkswirtschaftsrat verworfen und von dem Bundesrat nur mit geringer Mehrheit angenommen wurde. Auch die beredte Verteidigung, die Bismarck dem „Patrimonium der Enterbten" angedeihen ließ, trug keine Frucht, aber ebensowenig erfüllte sich die Hoffnung seiner Gegner, daß er an diesem Stein zerschellen werde. Er benutzte den Anlaß, um von neuem in scharfer Weise das Fraktionswesen zu geißeln und für das politische Leben den Satz als geltend hinzustellen: „Fraktion geht vor Reich, das Aktienunternehmen geht vor der Allgemeinheit." Von neuem führt er aus, daß er nur aus Pflichtgefühl in seiner Stellung beharre:

Ich habe das Gefühl gehabt, ich wäre berechtigt gewesen zu gehen, im Jahre 1877. Es ist mir damals die Erlaubnis dazu versagt worden, und es kam darüber das Jahr 1878. Nachdem ich dort meinen Herrn und König nach dem Nobilingschen Attentat in seinem Blute habe liegen sehen, da habe ich den Eindruck gehabt, daß ich dem Herrn, der seinerseits seiner Stellung und Pflicht vor Gott und den Menschen Leib und Leben dargebracht und geopfert hat, gegen seinen Willen nicht aus dem Dienste gehen kann. Das habe ich mir stillschweigend gelobt, und das ist der alleinige Grund, warum Sie mich überhaupt hier noch sehen, das einzige Fleisch und Blut meines alten Herrn, dem ich geschworen habe, dem ich anhänge und den ich liebe. Rede v. 12. 6. 1882.

Mein Vertrauen darüber, daß unsre Einheit auch in Zukunft gesichert sei, beruht heutzutage auf den Dynastien. Die deutschen Dynastien sind heutzutage national gesinnt, sie haben das Bedürfnis, Rücken an Rücken zusammenzustehen gegenüber allen auswärtigen Gefahren, aber auch ihre monarchischen Rechte, soweit wie sie verfassungsmäßig bestehen, nicht untergraben zu lassen. Wir haben feste Verbindung mit den außerhalb des deutschen Reiches belegenen großen Monarchien, welche gleiche Interessen mit uns vertreten, erhaltende, friedliebende. Ich glaube auch, daß diese Verbindungen dauernde sein werden, und daß die Verhältnisse, wie sie einst erstrebt wurden, sich befestigen und immer schärfer ausprägen und immer deutlicher gestalten werden, und daß in der Mitte von Europa eine große, feste, erhaltende Gewalt sein wird, und ich habe zu den deutschen Dynastien das Zutrauen, daß sie den nationalen Gedanken stets hochhalten werden, daß sie ihrerseits die politische und militärische Einheit des Reiches unverbrüchlich bewahren und jeder Versuchung Fremder widerstehen werden und uns dann vielleicht auch über die Gefahren und Krisen hinweghelfen werden, denen das Reich ausgesetzt sein könnte, wenn seine parlamentarische Gestaltung und wenn die Thätigkeit hier im Reichstage vielleicht vorübergehend an dem Marasmus der Fraktionskrankheit leiden sollte — in einer bedenklichen Weise leiden sollte. Dann, meine Herren, habe ich das Vertrauen zu der Zukunft unsrer Einigkeit. Diese Einigkeit ist die Vorbedingung unsrer nationalen Unabhängigkeit. Deshalb hüten Sie sich vor der Zerfahrenheit, der unser deutsches Parteileben bei der unglücklichen Zanksucht der Deutschen und der Furcht vor der öffentlichen Meinung, bei der byzantinischen Dienerei der Popularität, wie sie bei uns eingerissen, ausgesetzt ist.

Fürst Bismarck schloß mit den unvergeßlichen Worten:

Meine Herren, ich werde nicht oft mehr zu Ihnen sprechen können, ich bin matt, ich habe keine Lust und keine Kraft dazu und auch kein Interesse, aber ich möchte nicht von der Bühne abtreten, ohne Ihnen dies ans Herz zu legen: Seien Sie einig und lassen Sie den nationalen Gedanken vor Europa leuchten; er ist augenblicklich in der Verfinsterung begriffen! (Lebhaftes andauerndes Bravo rechts; wiederholtes Zischen links.)

Das Tabakmonopol wurde mit gewaltiger Mehrheit abgelehnt und so nicht nur die Fortführung der sozialen Gesetzgebung gelähmt, sondern zugleich der Grund geschaffen für jene wenig glückliche Durchführung der Alters- und Invalidenversicherung, deren Mängel noch heute fühlbar sind. Noch im Jahre 1889 hat Fürst Bismarck hieran erinnert, als er zweimal das Wort ergriff, um für die Altersversicherung, das letzte Vermächtnis seines alten Herrn, einzutreten.

Die Gehässigkeit, mit welcher die Mehrheit des Reichstages den Fürsten Bismarck verfolgte, hat sich niemals so deutlich gezeigt, als an jenem 15. Dezember des Jahres 1884, als man ihm den erbetenen Hilfsarbeiter für das Auswärtige Amt verweigerte. Dieser Tag fand ein Gegenstück nur in jenem anderen seltsamen Beschluß, da man dem Achtzig-

jährigen im Reichstag den Glückwunsch versagte. Zornig rief Bismarck dem Reichstage zu:

Rede v. 15. 12. 1884. Im ganzen Ausland — kann ich mit einer gewissen Befriedigung sagen, die mir in der Heimat leider versagt ist — werden die Richtigkeit, die Zweckmäßigkeit, mein Verständnis zur Sache und meine Gewissenhaftigkeit allgemein anerkannt; hier werden sie in Zweifel gezogen, so oft ich amtlich dafür eintrete. Ich werde mich darüber zu trösten wissen — ich bedarf Ihrer Anerkennung nicht.

Jetzt aber wurde der Reichstag von dem Volke beschämt, in ganz Deutschland erhob sich ein Sturm der Entrüstung, ein Elberfelder Komitee sandte ihm sofort die für den Beamten geforderte Summe und die Presse der ganzen Welt sprach das härteste Urteil über die Männer, welche um die Kosten für eine Politik feilschten, die so großen Segen gebracht. Der Entrüstungssturm wirkte, in der dritten Lesung wurde der Posten bewilligt.

Die Begeisterung, die damals durch ganz Deutschland zuckte, hatte wenige Monate vorher ihr Seitenstück gefunden in dem Jubel, der an Bismarcks 70. Geburtstage das ganze deutsche Reich, die ganze deutsche Welt durchhallte. Zahllose Gaben und Glückwünsche trafen ein, ein glänzender Fackelzug wurde ihm dargebracht und vom Kaiser traf mit einem Bilde Anton von Werners „Die Verkündung des neuen deutschen Kaisertums zu Versailles" folgendes Schreiben ein:

Mein lieber Fürst! Wenn sich in dem deutschen Lande und Volke das warme Verlangen zeigt, Ihnen bei der Feier Ihres 70. Geburtstages zu bethätigen, daß die Erinnerung an alles, was Sie für die Größe des Vaterlandes gethan haben, in so vielen Dankbaren lebt, so ist es mir ein tiefgefühltes Bedürfnis, Ihnen heute auszusprechen, wie hoch es mich freut, daß ein solcher Zug des Dankes und der Verehrung für Sie durch die Nation geht. Es freut mich das für Sie als eine wahrlich im höchsten Maße verdiente Anerkennung; und es erwärmt mir das Herz, daß solche Gesinnungen sich in so großer Verbreitung kund thun, denn es ziert die Nation in der Gegenwart und es stärkt die Hoffnung auf ihre Zukunft, wenn sie Erkenntnis für das Wahre und Große zeigt und wenn sie ihre hochverdienten Männer feiert und ehrt. An einer solchen Feier teilzunehmen, ist mir und meinem Hause eine besondere Freude und wünschen wir Ihnen durch beifolgendes Bild (die Kaiserproklamation in Versailles) auszudrücken, mit welchen Empfindungen dankbarer Erinnerung wir dies thun. Denn dasselbe vergegenwärtigt einen der größten Momente der Geschichte des Hohenzollernhauses, dessen niemals gedacht werden kann, ohne sich zugleich auch Ihrer Verdienste zu erinnern. Sie, mein lieber Fürst, wissen, wie in mir jederzeit das vollste Vertrauen, die aufrichtigste Zuneigung und das wärmste Dankgefühl für Sie leben wird! Ihnen sage ich daher mit diesem nichts, was ich Ihnen nicht oft genug ausgesprochen habe, und ich denke, daß dieses Bild noch Ihren späten Nachkommen vor Augen stellen wird, daß Ihr Kaiser und König und sein Haus sich dessen wohl bewußt waren, was wie Ihnen zu danken haben. Mit diesen Gesinnungen und Gefühlen endige ich diese Zeilen als, über das Grab hinausdauernd, Ihr dankbarer treu ergebener Kaiser und König

Wilhelm.

In freiwilliger Sammlung wurden $1^1/_2$ Millionen zusammengebracht, die Bismarckspende, aus der dem Fürsten als Angebinde das Stammgut Schönhausen gekauft wurde, während fast ein gleicher Betrag ihm für eine mildthätige Stiftung zur Verfügung gestellt werden konnte.

* * *

So wie Bismarck den ersten Schritt wagte auf das weite Feld der Sozialpolitik, so war er es auch, der den alten Gedanken des Großen Kurfürsten wieder aufnahm und in den Weltbewerb eintrat, in das reiche Erbe der Welt; er war es, der eine deutsche Kolonialmacht zu begründen versuchte und trotz aller Schwierigkeiten, die sich ihm vom Auslande her wie aus der Verständnislosigkeit der Fraktionen entgegenstellten, siegreich überwand. Bismarck war es, dem wir es verdanken, daß die deutsche Flagge in fernen Erdteilen weht, daß der deutsche Name geachtet und angesehen ist, wo immer es Menschen giebt, daß dem deutschen Handel und Gewerbefleiß sich neue weite Gefilde eröffnen, daß dem Ueberschuß an Volkskraft sich die Möglichkeit erschloß, unter dem Schutz des Reiches auch in der Ferne zu weilen und nicht mehr wie bisher den „Kulturdünger“ für fremde Nationen zu liefern. Die Verständnislosigkeit der Fraktionen, die sich der Führung Bambergers überließen, zerstörte die Hoffnungen, die Samoa erweckte, sie lähmte auch die freudige Thatkraft des Kanzlers, der noch im Jahre 1884 erklären mußte: „Vestigia terrent!“ Aber im Volke hatte die Anregung Wurzel geschlagen, als der Kaufmann Lüderitz für seine Besitzung in Afrika den Schutz des Reiches erbat, fand er williges Gehör beim Kanzler, der unbekümmert um den englischen Einspruch die Anerkennung der deutschen Schutzherrschaft über Angra Pequena und Lüderitzland durchsetzte. Deutsche Schiffe wurden beauftragt, den Worten des Kanzlers Nachdruck zu verleihen. Nach London aber gingen so scharfe Noten, daß die englischen Minister es für gut fanden, ihre drohende Sprache aufzugeben und die deutschen Rechte willig anzuerkennen.

Der erste Schritt, den Fürst Bismarck unternahm, um die Verbindung der fernen Erdteile dem Mutterlande zu sichern, und so die Möglichkeit einer wirtschaftlichen Ausnutzung zu schaffen, war in der sogenannten Dampfervorlage gethan worden; es sollten Zuschüsse vom Reichstage bewilligt werden zur Einrichtung regelmäßiger Postdampfschifffahrt zwischen Deutschland und Ostasien. Herr Bamberger war es, der hier mit talmudistischer Beredsamkeit die Wege des Kanzlers durchquerte, obwohl Fürst Bismarck schon jetzt erklärte, daß es nicht seine Absicht sei, Provinzen zu gründen, sondern kaufmännische Unternehmungen zu schützen in ihrer freien Entwickelung, sowohl gegen die Angriffe aus der unmittelbaren Nachbarschaft als auch gegen die Bedrückung und Schädigung von seiten anderer europäischen Mächte. Dem Vorwurf, daß er sich in eine abenteuerliche Politik stürze, begegnet er mit den Worten:

Ich muß dann noch leider auf einige Worte kommen, die mir trotz aller gegenteiligen Versicherungen der Herren beweisen, wie gering das Vertrauen ist, daß Sie auf die Reichsregierung und persönlich auf meinen guten Willen und meine Einsicht setzen. Also der Herr Abgeordnete Bamberger hat gesagt, er wolle nicht, daß die Ehre des Reichs nach der Inspiration eines jeden abenteuerlustigen Deutschen engagiert werde; er nimmt also an, daß das deutsche Reich im allgemeinen in der Lage ist, daß der Beamte, der an seiner Spitze

Rede v. 14. 6. 1884.

steht, die Ehre desselben engagieren würde — denn ohne denselben kann sie nicht engagiert werden — für einen jeden Abenteurer, der sich in fremden Meeren umhertreibt. Das ist doch wirklich eine Geringschätzung meiner Urteilsfähigkeit und Sachkunde, wie ich sie in ähnlicher Weise selbst von Herrn Bamberger bisher kaum gehört habe. Als ob es hinreichend wäre, daß ein abenteuernder Lump an mich schreibt, damit ich sofort mit der ganzen Schwerfälligkeit der deutschen Rasse für den Mann mich engagieren würde! Wenn Sie jemals einen solchen Narren von Reichskanzler haben, auf den diese Voraussetzungen des Herrn Bamberger passen, dann streichen Sie ihn und jagen ihn weg; das ist das Beste, was Sie thun könnten.

Die pessimistische Auffassung ferner, die sich gegen die Belastung des Reiches wehrt, für Zwecke, deren Wert nicht erkennbar sei, ironisierte Bismarck durch die Erinnerung an die Entstehung der ersten Eisenbahn:

Rede v. 1. 12. 1884. Als der Bau einer Eisenbahn von Berlin nach Magdeburg projektiert wurde, — es lag damals das nachherige Berlin-Anhalter Projekt vor und gleichzeitig ein Berlin-Leipziger und Berlin-Magdeburger, — da erklärte die damalige preußische Regierung, unter dem Einfluß des älteren Ministers von Bodelschwingh, sie hätte ganz genau den gesamten Verkehr, den Post und Fracht zwischen Berlin und Magdeburg und Berlin und Leipzig bisher lieferte, festgestellt und hätte sich überzeugt, daß das Quantum von Verkehr, wie er überhaupt zwischen Berlin und den genannten Städten bestände, nicht eine einzige Eisenbahnlinie ernähren könnte (Heiterkeit rechts); sie müßte das Almosen, das von dem Herzog von Anhalt durch den Bau der Roßlauer Brücke gewährt worden sei, dankbar annehmen und daher eine Umweg von fünf Meilen machen, um nicht das Unternehmen mit diesem Brückenbau zu belasten. Infolgedessen sind wir, die älteren Herren werden das alles noch wissen, jahrelang von Berlin nach Dresden über Wittenberg, Roßlau, Köthen, Halle, Leipzig gefahren, den dreifachen Weg, — wir sind nach Magdeburg, der Hauptstadt meiner heimatlichen Provinz, über Wittenberg, Roßlau, Köthen gefahren. Und doch ist die Berechnung, die der Minister von Bodelschwingh damals anstellte, ganz gewiß ebenso korrekt und vielleicht umfänglicher und genauer gewesen als diejenige der Thatsachen, die sich mir aufdrängten und die den überseeischen Schutz nicht von sich weisen ließen.

Dem ersten Schritt auf der Bahn der Kolonialpolitik folgten andere, auch über einige Küstenpunkte von Guinea wurde die deutsche Schutzherrschaft erstreckt und für Kamerun der Plan einer geordneten Verwaltung entwickelt. Immer wieder trat Bismarck für seine Pläne in gewaltigen Reden ein, indem er zugleich volle Aufklärung über die Umtriebe, die von englischer Seite aus die koloniale Entwickelung Deutschlands zu stören drohten, gab. So erklärte Bismarck in seiner Rede vom 10. Januar 1885:

Rede v. 10. 1. 1885. Ich will zu dem, was einer der Herren Vorredner gesagt hat, indem er die Kolonialbildungen aus dem Gesichtspunkt der Auswanderung besonders befürwortete, doch hinzufügen, daß mir vor der Hand und nach der Genesis unserer Kolonien fast noch wichtiger die Gewinnung neuer Absatzmärkte für unsere Industrie ist, auch selbst für die kleinsten Industrien, wie sie gestern an dieser Stelle ein Abgeordneter aus Sachsen geltend machte, die ja kleinlich in ihrer äußerlichen Bezeichnung erscheinen können, die aber doch zu Hause, wo sie etabliert sind, eine ganze Menge Deutsche ernähren und mit lohnender Arbeit versehen.

Aus diesem Grunde bitte ich auch die Kolonien nicht außer Augen zu lassen, die für Ansiedelungen deutscher Ackerbauer — ich meine also die tropischen

Kolonien — nicht unmittelbare Aussicht bieten, sondern nur dafür, daß wir von den Küstenpunkten aus, die wir okkupiert haben, Wege nach Absatzgebieten finden und Verbindungen für Absatz unserer deutschen Industrieprodukte aller Art anzuknüpfen im stande sind.

... Ich möchte Ihnen nochmals ans Herz legen, daß für die kaiserliche Regierung eine wirksame Unterstützung dieser Unternehmungen, eine wirksame Fruktifizierung der Bewegung, welche die deutsche Nation in der Richtung erfaßt hat, ganz unmöglich ist, wenn sie nicht vom Reichstage eine freie, von einer gewissen nationalen Begeisterung getragene Unterstützung hat. Wenn wir den Reichstag bitten, quälen, beweiskräftig demonstrieren müssen und doch jede Mark, die wir verlangen, vom Plenum in die Kommission und von der Kommission ins Plenum geschickt wird, wenn wir sehen, daß der Reichstag für diese Dinge überhaupt kein Herz hat in seiner Majorität, daß er der Regierung die spontane, freiwillige Unterstützung nicht gewährt, deren sie bedarf, daß er die Regierung nicht trägt, sondern sie zurückhält, wie er sie zurückhalten kann — dann müssen wir das aufgeben.

Wir haben schon mal an der afrikanischen Küste zur kurbrandenburgischen Zeit Ansiedelungen gehabt — in der Zeit der Gamaschen und Perücken sind sie aufgegeben und verkauft worden; und wenn Sie der Regierung nicht mehr Unterstützung entgegenbringen, so ist es besser, wir schreiten zu demselben Liquidationsverfahren so früh wie möglich und machen dem Lande keine unnützen Kosten und Hoffnungen, die wir ohne Ihr freiwilliges Entgegenkommen und Ihren Beistand nicht erfüllen können.

Als dann Windthorst einwandte, Deutschland sei rings von Feinden umgeben, es könne also nicht auch noch die Lasten einer schweren maritimen Rüstung tragen, hielt ihm Bismarck entgegen:

Wo sind denn die Feinde, von denen wir umgeben sind? Ich sehe rundum nur befreundete Regierungen, mit denen wir in den engsten vertrauensvollen Beziehungen stehen. (Bravo!) Vielleicht können Sie mir eine nennen, die Sie besonders fürchten? Ich würde für diese Belehrung in meinem Fache und auf diesem Gebiet sehr dankbar sein; vielleicht ist mir irgend eine Ecke der europäischen Politik, aus der ein Ungewitter über uns losbrechen könnte, vollständig entgangen. (Heiterkeit.)

Daß wir mit den beiden östlichen Mächten, den beiden Kaiserreichen, in intimen und sicheren Verhältnissen leben, dürfte auch von dem Herrn Vorredner nicht in Zweifel gezogen werden, und diese Verbindung an sich bildet ein starkes Dach und eine starke Wölbung, von der gestützt jedes von den drei Kaiserreichen schon manches aushalten kann, was ihm von anderer Seite kommen könnte. . . .

Wir leben mit Italien in intimer und guter Freundschaft, in sicheren Verhältnissen; das Gleiche ist mit Spanien der Fall. Wir haben mit Frankreich seit vielen Jahren — ich kann wohl sagen, seit der Zeit vor 1866 — nicht in so guten Beziehungen gestanden wie heute. Es ist das das Ergebnis einer weisen und gemäßigten Regierung in Frankreich, die die Wohlthaten des Friedens ihrerseits ebenso hoch zu schätzen weiß wie wir; beide Regierungen wissen, daß es auf dem Kontinent kaum eine größere Kalamität giebt als einen deutsch-französischen Krieg.

... Mit England leben mir in gutem Einvernehmen. Daß England in dem Bewußtsein: „Britannia rules the waves". etwas verwunderlich aufsieht, wenn die Landratte von Vetter — als die wir ihm erscheinen, — plötzlich auch zur See fährt, ist nicht zu verwundern; die Verwunderung wird indes von den höchsten und leitenden Kreisen in England in keiner Weise geteilt.

Ich glaube, daß wir auch mit der englischen Regierung in Beziehungen leben und leben werden, die den Satz des Herrn Vorredners, den er brauchte, um die Folgen der Bewilligung recht schrecklich darzustellen, den Satz, daß wir von Feinden umgeben sind, vollständig unanwendbar machen auf diese augenblickliche Situation. Wir sind von Freunden umgeben in Europa!

Den Reichstag trieb der Kanzler zur Eile mit den Worten:

Indessen geht die Uhr der Welt vorwärts, und Sie sitzen hier als Hofkriegsrat und ich als Feldmarschall Daun. (Heiterkeit rechts.) Unterdessen werde ich geschlagen, wenn ich mich dazu hergebe, Ihr Daun zu sein. Das werde ich aber nicht. (Lebhaftes Bravo rechts.) Kurz und gut, ich muß meinerseits die Mitwirkung an diesen weiteren Hofkriegsberatungen in den Kommissionen ablehnen. Ich will die Mitschuld daran nicht tragen.

Forderungen für die westafrikanischen Besitzungen führten zu erneuten ernsten Debatten und zu einer Anzahl der glänzendsten Reden, die Fürst Bismarck jemals gehalten hat. Wieder handelte es sich um die Einrichtung von Verwaltungsstationen. Die Gegensätze der Parteien stießen hart aufeinander, und obwohl die Regierung nur ein paar mal hunderttausend Mark gefordert hatte, stellte sich doch der Abgeordnete Eugen Richter auf die Seite Englands. Wenige Tage vorher hatte Lord Granville im Oberhause dem Uebelwollen des englischen Volkes über Deutschlands Kolonialpolitik offenen Ausdruck gegeben mit gehässigen Angriffen gegen den deutschen Kanzler, der in der egyptischen Frage die englische Politik angeblich übel beraten habe. Indem Fürst Bismarck dem englischen Eigennutz und der englischen Verlogenheit gründlich den Text las, redete er zugleich dem Reichstage ins Gewissen. Er schickte sich soeben an, seinen Sohn, den Grafen Herbert Bismarck, nach London zu senden, um die von englischer Seite in der Südsee wie in Afrika bereiteten Hindernisse durch beschleunigte Unterhandlung aus dem Wege zu räumen; er gewann durch seine freimütigen Erklärungen die beste Grundlage für die diplomatische Aktion. Nur unscheinbar hob die denkwürdige Rede an, um alsbald mit stolzer Kraft das Ausland zu meistern und zum Schluß in einem ergreifenden Appell an das nationale Gewissen auszuklingen:

Rede v. 2. 3. 1885. Ich habe, führte Bismarck aus, den Eindruck gehabt, daß durch das Volk selbst ein frischer kolonialer Zug ging; aber ich habe nicht gefunden, daß er in der Majorität des Reichstags Wiederklang gefunden hätte. Ich verlange keine „Schützenhausstimmung", wie das hier geringschätzig bezeichnet worden ist; aber eine gewisse tiefe Ueberzeugung, die entschlossen ist, die Regierung zu tragen und zu stützen, allen Ansprüchen und Schwierigkeiten gegenüber, die ihr vom Auslande auf diesem Wege entgegentreten, — die müssen wir haben, meine Herren. Wenn das nicht der Fall ist, wenn die Unterstützung übers Jahr ebenso matt, ebenso lau ist, dann, glaube ich, muß ich den verbündeten Regierungen raten, auch diesen Versuch als einen verfehlten zu behandeln, ihn — wie ich mich schon früher ausdrückte — zu den Akten „Samoa" zu legen und abzuwarten, ob vielleicht ein Nachfolger von mir diesen dritten Teil der sibyllinischen Bücher wiederum der deutschen Nation anzubieten im stande sein werde.

Nachdem dann Bismarck die englische Anmaßung und die schreibselige Ratlosigkeit der britischen Minister zurückgewiesen, schloß er mit den begeisternden Worten:

Bei den fremden Nationen machen die Vorgänge in Deutschland ja sehr leicht den Eindruck, daß bei uns zwar unter Umständen, wie 1870, wie 1813, die geharnischten Männer aus der Erde wachsen wie aus der Saat der Drachenzähne in der griechischen Mythe in Kolchis, aber, daß sich dann auch stets irgend ein Zaubersteinchen der Medea findet, welches man zwischen sie werfen kann, worauf sie übereinander herfallen und sich so raufen, daß der fremde Jason ganz ruhig dabei stehen kann und zusehen, wie die deutschen gewappneten Recken

sich untereinander bekämpfen. Es liegt eine eigentümliche prophetische Voraussicht in unserm alten nationalen Mythus, daß sich, so oft es den Deutschen gut geht, wenn ein deutscher Völkerfrühling wieder, wie der verstorbene Kollege Völck sich ausdrückte, anbricht, daß dann auch stets der Loki nicht fehlt, der seinen Hödur findet, einen blöden, dämlichen Menschen, den er mit Geschick veranlaßt, den deutschen Völkerfrühling zu erschlagen, respektive niederzustimmen. (Lebhaftes Bravo.)

Der Reichstag nahm die Vorlage an, die Verstimmung mit England aber wurde durch den Grafen Herbert beigelegt und am 6. März entschuldigte sich Lord Granville im Oberhause öffentlich wegen seiner Aeußerungen, durch die er die Ehrlichkeit der deutschen Diplomatie verdächtigt hatte; 6 Tage darauf begrüßte sogar Gladstone im Unterhause Deutschland als Genossen Englands auf dem Gebiete der zivilisatorischen Bestrebungen. Wenige Tage aber darauf zwang die Bemerkung eines Klerikalen gegen Bismarcks Aeußerung vom Völkerfrühling den Kanzler zu erneuter Antwort:

Ich habe mir neulich gestattet, eine Analogie aus der altgermanischen Mythologie zu zitieren, bei der ich das Wort „Völkerfrühling" gebrauchte, auf das der Herr Vorredner zurückkam. Ich fürchte, daß ich dabei dunkler geblieben bin, als ich zu sein wünschte, und daß ich nicht deutlich ausgedrückt habe, was ich meinte; aber es liegt nicht in meiner Gewohnheit, mythologische Anspielungen weit auszuspinnen. Es war nur etwas, was — ich kann es nicht leugnen — mich in den letzten 20 Jahren ununterbrochen gequält und beunruhigt hat, diese Analogie unserer deutschen Geschichte mit unserer deutschen Göttersage. Ich habe unter dem Begriff „Völkerfrühling" mehr verstanden als die Kolonialpolitik, ich habe meine Auffassung — ich will nicht sagen, so niedrig — aber so kurz in Zeit und Raum nicht gegriffen. Ich habe unter dem Frühling, der uns Deutschen geblüht hat, die ganze Zeit verstanden, in der sich — ich kann wohl sagen: — Gottes Segen über Deutschlands Politik seit 1866 ausgeschüttet hat, eine Periode, die begann mit einem bedauerlichen Bürgerkriege, der zur Lösung eines verschürzten gordischen Knotens unabweisbar und unentbehrlich war, der überstanden wurde, und zwar ohne die Nachwehen, die man davon zu befürchten hatte. Die Begeisterung für den nationalen Gedanken war im Süden wie im Norden so groß, daß die Ueberzeugung, daß diese — ich möchte sagen — „chirurgische Operation" zur Heilung der alten deutschen Erbkrankheiten notwendig war: sobald sie sich Bahn brach, war auch aller Groll vergessen, und wir konnten schon im Jahre 1870 uns überzeugen, daß das Gefühl der nationalen Einheit durch das Andenken dieses Bürgerkrieges nicht gestört war, und daß wir alle als „ein einig Volk von Brüdern" den Angriffen des Auslandes entgegentreten konnten. Das schwebte mir als „Völkerfrühling" vor; daß wir darauf die deutschen Grenzländer wiedergewannen, die nationale Einheit des Reichs begründeten, einen deutschen Reichstag um uns versammelt, den deutschen Kaiser wieder erstehen sahen, das alles schwebte mir als „Völkerfrühling" vor. Dieser Völkerfrühling hielt nur wenige Jahre nach dem großen Siege vor. Aber dann kam, was ich unter dem Begriff „Loki" verstand: Der alte deutsche Erbfeind, der Parteihader, der in dynastischen und in konfessionellen, in Stammesverschiedenheiten und in den Fraktionskämpfen seine Nahrung findet, — der übertrug sich auf unser öffentliches Leben, auf unsere Parlamente, und wir sind angekommen in einem Zustand unseres öffentlichen Lebens, wo die Regierungen zwar treu zusammenhalten, im deutschen Reichstag aber der Hort der Einheit, den ich darin gesucht und gehofft hatte, nicht zu finden ist, sondern der Parteigeist überwuchert uns; und der Parteigeist, wenn er mit seiner Lokistimme den Urwähler Hödur, der die Tragweite der Dinge nicht beurteilen kann, verleitet, daß er das eigene Vaterland erschlage, der ist es, den ich an- Rede v. 13. 3. 1885.

klage vor Gott und der Geschichte, wenn das ganze herrliche Werk unserer Nation von 1866 und 1870 wieder in Verfall gerät und durch die Feder hier verdorben wird, nachdem es durch das Schwert geschaffen wurde. (Lebhafter Beifall rechts. Zischen links. Erneuter lebhafter Beifall rechts. — Beifallklatschen auf den Tribünen.)

Auch am folgenden Tage hielt Bismarck eine gewaltige, das nationale Gefühl aufregende Rede: Dem Abgeordneten Richter hielt er entgegen:

Rede v. 14. 3. 1885. Wie der Herr Abgeordnete über nationale Dinge denkt, das kam in einer Weise heraus, über die ich — weil sie ein so klares Schlaglicht auf seine Denkungsweise wirft — eine gewisse Befriedigung bei mir nicht unterdrücken konnte. Er sagte: je öfter die nationale Frage aufgeworfen wird —. Ja, für den Herrn Vorredner ist also unsere nationale Sache eine Sache, die wohl gelegentlich mal aufgeworfen und dann besprochen wird; dann fängt man an, sich seiner Nationalität zu erinnern, und dann wird man national. Für mich, meine Herren, ist es eine Frage, die an jedem Tage und in jeder Stunde mir oft mit hundert Beziehungen entgegentritt, die mir den Schlaf und die Ruhe am Tage raubt und mich dazu treibt, hier in meinem hohen Alter an die Beantwortung von Reden das bischen Atem zu setzen, das mir noch übrig bleibt. Das ist eben die Liebe zu meiner Nation, die Liebe zu meinem Vaterlande, die sich bei dem Herrn Abgeordneten Richter ab und zu einzustellen pflegt; sie stößt ihm ab und zu auf, und dann geht er darauf ein.

Dem Abgeordneten Windthorst aber hielt Fürst Bismarck entgegen:

Der Herr Abgeordnete tadelt mich darüber, daß ich auf das Jahr 1866 überhaupt Bezug genommen habe, und fügt hinzu: „Wir sind hier der Einigkeit wegen." Die Art, wie ich das Jahr 1866 erwähnt habe, wird meines Erachtens die Einigkeit nicht geschädigt haben; ich glaube, ich habe es in einer sehr schonenden und für niemand kränkenden Weise gethan und der Herr Abgeordnete kann mir durchaus keinen Vorwurf machen. Er sagt: „Die Erinnerung an 1866 wird diese Einigkeit leicht stören können." Das ist meine Ansicht nicht. Ich glaube im Gegenteil. Wenn noch der 1866er Krieg der einzige Bürgerkrieg wäre, der in Deutschland geführt wurde — oder Bruderkrieg, wie Sie wollen — aber es ist doch fast in jedem Jahrhundert einmal ein großer deutscher Krieg gewesen, der die deutsche Normaluhr richtig gestellt hat für hundert Jahre. Gehen Sie weiter zurück, Sie haben die Kriege zwischen Preußen und Oesterreich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts; noch weiter, Sie haben den 30jährigen Krieg, Sie haben den schmalkaldischen und die Reformationskriege, und dahinter haben Sie die Welfen- und die Ghibellinenkämpfe. Wir sind eben ein streitbares Volk, und so ganz ohne feste Handgreiflichkeiten sind selbst unsere Feste nicht immer abgegangen, noch viel weniger unsere politische Entwickelung. Aber daß das eine so sehr üble Erinnerung hinterließ, kann ich nicht finden; es war gewissermaßen die Morgenröte einer besseren Zeit, die 1866 — allerdings blutig — anbrach. Meine Herren, ich muß sagen, daß ich es bedauern würde, wenn wir uns mit unserer historischen Vergangenheit, namentlich in der modernen Zeit, nicht beschäftigen wollten, denn sie ist außerordentlich lehrreich. Manche von Ihnen werden vielleicht unter den Veröffentlichungen der preußischen Archive das Buch des Herrn von Poschinger über den Bundestag gelesen haben, von dem ja heute schon mehrfach die Rede war. Nun, die Epoche, die dieses Buch beschreibt, liegt jetzt ungefähr ein Vierteljahrhundert hinter uns. Das ist ja nicht so sehr lange, aber nichtsdestoweniger, wenn wir in dem Buche von den Streitigkeiten lesen, die einige dreißig Souveräne, Regierungen über den Kästrich in Mainz, über das verschanzte Lager, über Liquidationswesen hatten, so macht uns das alles einen kleinlichen Eindruck und wir blicken mit einem gewissen Behagen aus der Verbesserung der deutschen Zustände zurück in diese Zeit des kleinlichen Partikula-

rismus, der mit seinen unbedeutenden Kämpfen die Kraft der ganzen großen deutschen Nation in sich neutralisierte und konsumierte.

Nun, meine Herren, das zeigt also, daß wir in diesem Vierteljahrhundert doch erhebliche politische Fortschritte gemacht haben; keiner sehnt sich zurück nach der Zeit; wir blicken zurück von einer erfreulichen Höhe, die wir erstiegen haben, auf ein wüstes Land und verstehen kaum, wie wir in unserer politischen Kindheit uns so über Lappalien streiten konnten, die wir vergessen haben. Nun, meine Herren, sollte es denn nicht möglich sein, daß wenn nach einem weiteren Vierteljahrhundert, so wie dieser Bundestag einen Poschinger gefunden hat, ein Reichstags-Poschinger einmal auf unsere jetzigen Fraktionsstreitigkeiten zurückblickte, man dann auch den Eindruck hätte, daß der Fraktionspartikularismus von damals ein glücklich überwundener Standpunkt wäre, daß man in den 25 Jahren erhebliche Fortschritte zum Bessern gemacht hätte, daß der nationale Gedanke mehr als bisher und einheitlicher als bisher zum Durchbruch gekommen wäre? Meine Herren, ich gebe darauf die Hoffnung nicht auf, daß die Poschingerleser von 1912 mit demselben Gefühl der Befriedigung auf die heutige Zeit, wenn sie einmal zusammengestellt wird, zurückblicken und sagen werden: Nun, wir sind doch bessere Leute, als die damals lebten — ich nehme mich nicht aus. Ich nehme an, daß der Fraktionszopf und Parteizopf dann etwas aus der Mode gekommen sein wird. Was mich dazu ermutigt, das sind die Zeichen an unserer heranwachsenden Generation. In unserer Jugend ist ein ganz anderer nationaler Schwung und eine großartigere Auffassung des politischen Lebens als in allen meinen Altersgenossen, die durch die Jahre 1847 und 1848 mit dem Fraktions- und Parteistempel notwendig hindurchgegangen sind und den nicht von ihrer Haut abwaschen können. Lassen Sie uns mal erst alle sterben, dann sollen Sie sehen, wie Deutschland in Flor kommen wird! Ich habe zu der deutschen Nation und namentlich zur Jugend, zu der jetzt studierenden Jugend, zu der Jugend, die unter den Eindrücken der großen Zeit studiert hat, die unser Kaiser an der Spitze seines Heeres inaugurierte, das Vertrauen: die wird mit Poschingerschen Augen auf die heutige Politik, auf den Partikularismus der zehn oder zwölf Fraktionen, die hier mit einander kämpfen, zurückblicken. Das ist die Hoffnung, in der ich ruhig sterben werde. Ich werde es nicht mehr erleben, daß es so weit kommt; aber ich habe diese Hoffnung, wenn in trüben Momenten mir der Popanz vorschwebt, daß wir zum alten Bundestag zurückkehren könnten.

Dieselben nationalen Aspirationen, die in Bismarcks Kolonialpolitik zu Tage traten, bethätigte er auch in dem Kampfe gegen das polnische Element, den er schon am Anfang seiner Laufbahn aufgenommen hatte. Schon am 18. März 1867 rief er Ihnen zu:

Verzichten Sie darauf, diesem Phantom nachzujagen, vereinigen Sie sich mit uns, vereinigen Sie sich mit der Mehrzahl Ihrer polnisch sprechenden Brüder in Preußen, mit den polnischen Bauern an der Teilnahme, an den Wohlthaten der Zivilisation, die Ihnen der preußische Staat bietet, an den Wohlthaten, die Ihnen die durch den Norddeutschen Bund vermehrte friedliche Sicherheit gewährt, beteiligen Sie sich ehrlich am gemeinsamen Werk, und Sie werden unsre Hand offen finden, und wir werden Sie mit Freuden als unsre Brüder und Landsleute in unsrer Mitte begrüßen. Rede v. 18. 3. 1867

Der hohen Versammlung aber in ihrer deutschen Mehrzahl möchte ich dieses Beispiel der Polen noch besonders vor Augen halten, um den Beweis zu liefern, wohin ein großer mächtiger Staat, geleitet von einem tapferen kriegerischen und gewiß auch einsichtigen Adel gelangen kann, wenn er die Freiheit des Einzelnen höher stellt, als die Sicherheit nach außen, ich will nicht sagen als die Einheit, — wenn die Freiheit des Individuums als eine Wucherpflanze die allgemeinen Interessen erstickt!

Daß der Kulturkampf von dem Fürsten Bismarck wesentlich unter dem Gesichtspunkt der Polenfrage aufgenommen wurde, hat er noch in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ bezeugt.

Fürst Bismarck stand auf dem Standpunkte, daß das polnische Element im Osten mit aller Kraft zurückzudrängen sei, er stellte die polnische Gefahr als gleichwertig hin mit der sozialdemokratischen und er nahm keinen Anstand, zu Gunsten des Deutschtums selbst zu härtesten Maßregeln zu schreiten.

Daß er im Jahre 1885 sich gezwungen sah, zahlreiche russische und österreichische Polen auszuweisen, erregte den Zorn nicht nur der polnischen Fraktion, sondern auch der klerikalen und ihrer freisinnigen und welfischen Freunde. Obwohl die polnische Frage lediglich Preußen und somit auch nur den preußischen Landtag anging, zog dennoch der Reichstag unter Windthorsts Führung diese Frage vor sein Forum, jedoch nur um eine feierliche Ablehnung von König Wilhelm selbst zu empfangen, der jede Kontrolle des Reichstages über die Handhabung seiner Landeshoheitsrechte energisch zurückwies. Im Landtage aber, für den die Thronrede eine Reihe positiver Maßregeln zur Sicherung der deutschen Bevölkerung im Osten angekündigt hatte, bot eine der Auffassung Bismarcks zustimmende Resolution des Abgeordneten Achenbach dem Reichskanzler Gelegenheit, seine Auffassung in einer groß angelegten und durchgeführten Rede darzulegen:

Rede v. 28. 1. 1886. Die Zeit der Ruhe ist auf polnischer Seite keine Zeit der Versöhnung und des Einlebens gewesen, und das Eigentümliche ist, daß in diesem Kampf nicht etwa, wie man im Auslande vielfach glaubt und wie unsere Optimisten meinen, die deutsche Bevölkerung die Siegerin ist und der Germanismus fortschreitet, sondern umgekehrt; die polnische Bevölkerung macht ganz zweifellose Fortschritte, und man fragt sich, wie das bei der angeblich so großen Unterstützung, die das deutsche Element von seiten der Regierung hat, möglich ist. Ja, meine Herren, vielleicht lehrt das noch, daß die Unterstützung, die die Polen von seiten der Opposition haben, stärker ist wie dasjenige, was die Regierung nach der heutigen Verfassung leisten kann; aber die Thatsache, daß die Polen von sich sagen können: vexilla regis prodeunt, unsere Fahnen rücken vor, — die ist ja ganz unzweifelhaft. . . . .

Die Freiheit der Bewegung aber, die die Polen gewannen auf dem Gebiete des Vereinsrechts, der Presse und des Verfassungslebens, hat in keiner Weise dazu beigetragen, ihr Wohlwollen und Entgegenkommen für Deutschland zu vermehren; im Gegenteil, wir sehen als Frucht davon nur eine Verschärfung der nationalen Gegensätze, das heißt eine einseitige Verschärfung auf der polnischen Seite. Der Entwickelung derselben kam die Eigentümlichkeit des deutschen Charakters in manchen Hinsichten entgegen, einmal die deutsche Gutmütigkeit und Bewunderung alles Ausländischen, eine Art von Neid, mit dem unsere Landsleute denjenigen betrachten, der im Auslande gelebt und gewisse ausländische Allüren angenommen hat, und dann auch die deutsche Tradition, die eigene Regierung zu bekämpfen, wofür man in den Polen immer bereite Bundesgenossen zu finden sicher war (hört! hört! rechts), endlich die eigentümliche Befähigung des Deutschen, die sich bei keiner anderen Nation wiederfindet, aus der eigenen Haut nicht nur heraus-, sondern in die eines Ausländers hineinzufahren (Heiterkeit) und vollständig Pole, Franzose oder Amerikaner, kurz und gut etwas der Art zu werden.

Unser Eindruck ist nach alledem, in Erwägung all der Erlebnisse, die ich mich bemüht habe zu rekapitulieren, derjenige gewesen, daß das Bestreben,

die polnische Bevölkerung, wenigstens deren Führer, den polnischen Adel, für die preußischen Staatsideen wohlwollend zu gewinnen, ein Mißgriff gewesen ist, ein Irrtum, dem wir auf die Initiative des hochseligen Königs 45 Jahre gefogt sind, von dem uns loszusagen aber wir für unsere Pflicht gegen unser Land und Deutschland halten (Bravo! rechts), und deshalb bleibt uns nur das Bestreben übrig, uns zu bemühen, daß wir die Verhältniszahl zwischen der polnischen und deutschen Bevölkerung möglichst bessern zum Vorteil der Deutschen, um, wie der General Grolmann 1832 sagte, sichere Leute, die am preußischen Staate festhalten, in jener Provinz zu gewinnen.

Es kann ja auch sein, daß unsere inneren Verwickelungen den verbündeten Regierungen die Notwendigkeit auferlegen, ihrerseits — und Preußen an ihrer Spitze — danach zu sehen, ne quid detrimenti res publica capiat, die Kraft einer jeden einzelnen unter ihnen und den Bund, in dem sie miteinander stehen, nach Möglichkeit zu stärken und sich, soweit sie es gesetz- und verfassungsmäßig können, von der Obstruktionspolitik der Reichstagsmajorität unabhängig zu stellen. (Hört! Hört! rechts.) Ich gehöre nicht zu den Advokaten, noch nicht zu den Advokaten einer solchen Politik, und sie läuft meinen Bestrebungen aus den letzten Jahrzehnten im Grunde zuwider. Aber ehe ich die Sache des Vaterlandes ins Stocken und in Gefahren kommen lasse, da würde ich doch Seiner Majestät dem Kaiser und den verbündeten Fürsten die entsprechenden Ratschläge geben und auch für sie einstehen. Ich halte den Minister für einen elenden Feigling, der nicht unter Umständen seinen Kopf und seine Ehre daran setzt, sein Vaterland auch gegen den Willen von Majoritäten zu retten. (Lebhafter Beifall rechts.) Ich wenigstens werde bereit sein, zu leiden, was mich trifft, wenn ich es versuchen sollte. Aber auf diese Weise uns gewissermaßen, ähnlich wie das in unseren westlichen Nachbarstaaten ja leider zum Teil der Fall ist, das Erbe einer großen Zeit und die Errungenschaften unserer tapferen Kriegsheere durch innere Friktionen vernichten und aufreiben zu lassen, dazu will ich unter keinen Umständen die Hand bieten, und ich werde, wenn Gott mir Leben und Gesundheit schenkt und mir die Gnade des Kaisers erhält, Mittel und Wege finden, dem entgegenzuwirken. Einstweilen bin ich dankbar für das Entgegenkommen, das ich durch den Antrag, über den wir verhandeln, in dieser Versammlung gefunden habe, und Sie können darauf rechnen, daß wir in gegenseitigem Vertrauen mit Ihnen Hand in Hand gehen werden. (Wiederholter lebhafter Beifall rechts und bei den Nationalliberalen, Zischen links und im Zentrum.)

Auch in späteren Jahren nach seiner Entlassung stand Fürst Bismarck treu auf der Wacht gegen die Polen. Als die Bewohner der Provinz Posen huldigend nach Varzin kamen, da rief er ihnen zu:

Wir stehen in nationaler Beziehung 48 Millionen deutsche Germanen zwei Millionen Polen gegenüber, und daß in einem solche Verbande die Wünsche der zwei Millionen für die übrigen 48 Millionen nicht maßgebend sein können, liegt auf der Hand, namentlich in einem Zeitalter, wo doch die letzten politischen Entscheidungen auf Majoritätsbestimmungen gestellt sind. Wir können beides nicht missen, Posen noch weniger als das Elsaß, aber beides niemals. Wir werden uns nach dem Kaiserwort schlagen bis auf den letzten Mann, ehe wir das Elsaß aufgeben, diese Deckung für unsere süddeutschen Landesteile. Wir singen: „Fest steht und treu die Wacht am Rhein", aber sie steht an der Warthe und Weichsel ebenso. (Lebhaftes Bravo.) Wir können nach keiner von beiden Seiten hin auch nur einen Morgen Landes missen. Es bleibt immer ein mächtiges Gewicht in der Wagschale der beiden Nationen, ob die preußische Regierung ihren Einfluß in voller Entschlossenheit und auch mit einer für die Zukunft in keiner Weise anzuzweifelnden Deutlichkeit ausübt. Vestigia terrent kann man sagen, wenn von 1848 in Deutschland die polnische Nation und deren Pflege (nein nicht 48, 31 meine ich) mehr in den Vordergrund tritt als die des Deutschtums. Der alte, ich möchte sagen, kindliche Polenkultus wäre jetzt nicht mehr

Rede v. 16. 9. 1894

möglich, wie er in meiner Jugendzeit herrschte, wo man uns in der Singstunde polnische Lieder lehrte, allerdings zugleich mit der Marseillaise. Also der polnische Edelmann, eins der reaktionärsten Gebilde, die Gott jemals geschaffen hat, war hier zusammengethän mit der französischen Revolution und der Liberalismus durch den Mangel an polischem Blick mit der Sache der Polen. Das saß bei den Bürgern, ich habe die Berliner besonders im Auge, damals sehr tief. Wenn Sie heute die Gesamtheit ihrer 48 Millionen deutscher Landsleute fragen und deren Urteil mit dem vergleichen, was zur Zeit der Platenschen Polenlieder in den deutschen Herzen spukte, so können Sie doch die Hoffnung nicht aufgeben auf weitere Entwickelung im deutschen Sinne. Es ist noch ein, wenn auch langsamer Fortschritt zu verzeichnen mit Rückschritten, als wenn man einen sandigen Berg hinaufsteigt, oder in der Lava des Vesuvs einherschreitet. Oft gleitet man wieder zurück, aber im ganzen kommt man doch vorwärts, und je stärker sich unser Nationalgefühl entwickelt, desto stärker wird Ihre Stellung werden.

Und zu den Westpreußen sprach Bismarck acht Tage später:

Rede v. 23. 9. 1864. Die polnische Szlachta — ich beschränke meine Kritik auf den polnischen Adel — hat mit der Sozialdemokratie das gemein, daß sie ihre letzten Ziele nicht offen darlegt. Ich spreche nur in der Hoffnung, bei unseren deutschen Landsleuten den letzten Rest von Polensympathie, von Sympathie für Polonisierung und das polnische Junkertum zu bekämpfen und auszurotten, und meine deutschen Landsleute zu bewegen, daß sie gegenüber diesen phantastischen Bestrebungen und Sympathien fest zusammenhalten und sie sich auch nicht bis an den Mantel kommen lassen, viel weniger bis ins Herz hinein, wie es bei uns mitunter früher geschehen ist. . . . Wir könnten ohne den Adel und die Geistlichkeit mit der Masse der polnischen Bevölkerung vollkommen im Frieden leben; sie würde für die Wohlthaten eines gesetzmäßig lebenden Staates für die Möglichkeit, auch gegenüber den stärksten Magnaten Recht zu finden, dankbar sein. Sie verlangen nicht mehr; sie sind auch nicht offensiv gegen das Deutschtum. Offensiv ist nur der Adel, und das Deutschtum hat sich bisher gegen diese Angriffe immer defensiv verhalten. . . . Wir sollten nicht bloß dem König gegenüber, sondern auch unseren Landsleuten gegenüber uns zur Regel machen, daß wir nicht mit bittern Reden in der Presse und im Parlament gegenseitig uns zu kränken suchen, sondern daß wir immer als letztes Ziel im Auge haben, uns gegenseitig zu gewinnen, und daß wir nie den Gegner so verletzen, daß jedes Band zwischen uns zerrissen ist. Für uns ist die polnische Adelspartei eine Partei des Umsturzes, denn sie erstrebt den Umsturz des Bestehenden. Wir können unsererseits den Zustand, der den Herren vorschwebt, nicht vertragen. Wir müssen auf Tod und Leben dagegen kämpfen. Es wird dahin nicht kommen, es wird zu keinem Kampfe kommen, sobald wir Deutsche unter uns und mit unserem Kaiser und den deutschen Fürsten einig bleiben.

Zahllos wie die Schwierigkeiten im Innern waren auch die Mühen, die für Bismarck seine Thätigkeit in der auswärtigen Politik heraufbeschwor. Schon in den siebziger Jahren hatte Gortschakow sich bemüht, selbst gegen den Wunsch und Willen seines Souveräns Mißverständnisse zwischen Rußland und Deutschland zu erwecken; vor allem war er seit dem Berliner Kongresse bestrebt, die russische Politik in das französische Fahrwasser zu leiten. Der Tod des Zaren Alexander II., der den Dynamitbomben feiger Mörder zum Opfer fiel, schien bei den Familienbeziehungen des neuen Zaren zu dem dänischen Hofe seine Hoffnungen noch zu bestärken. Indessen kam es bald nach der Thronbesteigung Alexander III. zu einer freundschaftlichen Zusammenkunft der beiden Monarchen in Danzig, während gleichzeitig an der Stelle des intriganten Gortschakow der ruhige und zuverlässige Giers die Leitung des russischen

Auswärtigen Amtes übernahm. Auch Fürst Bismarck fand sich in Danzig ein und wurde von dem Zaren in besonderer Weise ausgezeichnet. Trotzdem feierte in Rußland, angeregt durch die Thatsache, daß in Frankreich Gambetta an die Spitze der Regierung trat, auch weiterhin der deutschfeindliche Panslawismus seine Orgien; es war vor allem General Skobelew, der die Leidenschaften durch wilde Reden aufhetzte. Doch war der Zar von der deutschen Friedensliebe und der Notwendigkeit, mit dem westlichen Nachbar in Einvernehmen zu bleiben, so tief überzeugt, daß er Skobelew verbannte und Gortschakow sowie den deutschfeindlichen Minister Ignatiew entließ. Im November weilte Giers in Varzin, um von dort auch zu einem kurzen Besuch nach Wien zu reisen. So stand die nächste Zeit wieder unter dem Zeichen der Dreikaiserpolitik. Auch im nächsten Jahre traf der russische Minister zum Besuch beim Fürsten Bismarck ein. Da zogen von neuem dunkle Schatten aus dem Orient herauf. Prinz Alexander von Battenberg war im April 1879 zum Fürsten gewählt worden, er hatte siegreich gegen die Serben gekämpft, aber er wurde am 21. August 1886 durch eine von Rußland angezettelte Militärverschwörung seiner Krone beraubt und gezwungen, Bulgarien zu verlassen. So tief auch die Sympathien in Deutschland für den verschiedenen Fürsten waren, so ließ sich Fürst Bismarck dennoch nicht beirren. Seine Meinung über die Notwendigkeit, mit Rußland günstige Beziehungen aufrecht zu erhalten, hat er in all den Jahren nach seiner Entlassung mit nachhaltigem Eifer betont, zumal als durch die kindliche Politik des Herrn v. Caprivi der Neutralitätsvertrag gekündigt und Rußland gewaltsam in die Arme Frankreichs getrieben worden war. Auch in seinem nachgelassenen Werke stellte er die gleichen Grundsätze auf:

Zwischen Deutschland und Rußland existieren keine Verschiedenheiten der Ged. u. Er. II Interessen, welche die Keime von Konflikten und eines Bruches unabweislich in in sich trügen. Dagegen gewähren die übereinstimmenden Bedürfnisse in der polnischen Frage und die Nachwirkung der hergebrachten dynastischen Solidarität im Gegensatz zu den Umsturzbestrebungen Unterlagen für eine gemeinsame Politik beider Kabinette. Dieselben sind abgeschwächt worden durch eine zehnjährige Fälschung der öffentlichen Meinung seitens der russischen Presse, die in dem lesenden Teile der Bevölkerung einen künstlichen Haß gegen alles Deutsche geschaffen und genährt hat, mit dem die Dynastie rechnen muß, auch wenn der Kaiser die deutsche Freundschaft pflegen will. Es ist nicht die Aufgabe des deutschen Reichs, seine Unterthanen mit Gut und Blut zur Verwirklichung von nachbarlichen Wünschen herzuleihen. Die Erhaltung der österreichisch-ungarischen Monarchie als einer unabhängigen starken Großmacht ist für Deutschland ein Bedürfnis des Gleichgewichts in Europa, für das der Friede des Landes bei eintretender Notwendigkeit mit gutem Gewissen eingesetzt werden kann. Man sollte sich jedoch in Wien enthalten, über die Assekuranz hinaus Ansprüche aus dem Bündnisse ableiten zu wollen, für die es nicht geschlossen ist.

Direkte Bedrohung des Friedens zwischen Deutschland und Rußland ist kaum auf anderem Wege möglich, als durch künstliche Verhetzung oder durch den Ehrgeiz russischer oder deutscher Militärs von der Art Skobelews, die den Krieg wünschen, bevor sie zu alt werden, um sich darin auszuzeichnen. Es gehört ein ungewöhnliches Maß von Dummheit und Verlogenheit in der öffentlichen Meinung und in der Presse Rußlands dazu, um zu glauben und

zu behaupten, daß die deutsche Politik von aggressiven Tendenzen geleitet worden sei, indem sie das österreichische und dann das italienische Defensivbündnis abschloß. Die Verlogenheit war mehr polnisch-französischen, die Dummheit mehr russischen Ursprungs. Polnisch-französische Gewandtheit hat auf dem Felde der russischen Leichtgläubigkeit und Unwissenheit den Sieg über den Mangel solcher Gewandtheit davongetragen, in dem je nach den Umständen eine Stärke oder Schwäche der deutschen Politik liegt. In den meisten Fällen ist eine offene und ehrliche Politik erfolgreicher als die Feinspinnerei früherer Zeiten, aber sie bedarf, wenn sie gelingen soll, eines Maßes von persönlichem Vertrauen, das leichter zu verlieren als zu erwerben ist.

Auch in seiner großen Rede am 6. Februar 1888 sprach es Bismarck aus, daß der vorwiegende Einfluß in Bulgarien den Russen zufallen müsse, daß eine loyale deutsche Politik sich nur an den Bestimmungen des deutschen Vertrages zu halten habe.

So gewann Bismarck sich das volle Vertrauen der europäischen Mächte und er erfuhr auch, als er zur Teilnahme an der Dreikaiserzusammenkunft in Skierniwice seinen greisen Herrn begleitete, daß Rußland und Oesterreich in gleicher Weise seine Friedensliebe anerkannten. Und doch begann bald darauf das Verhältnis zu Rußland sich zu trüben, die panslawistische Presse gewann in Petersburg immer größeren Einfluß und selbst der Zar wurde von Mißtrauen gegen Bismarck erfüllt. Es sollte nicht lange dauern, bis die Gründe hierfür zu Tage kamen: im September 1884 bestellte Zar Alexander den Besuch, den er von Kopenhagen aus in Berlin angekündigt hatte, plötzlich ab; dennoch kam er auf einen halben Tag in die deutsche Reichshauptstadt und gewährte dem Fürsten Bismarck, der auf Befehl des Kaisers sofort nach Berlin gekommen war, eine mehr als einstündige Audienz. Hier erklärte der Zar dem Fürsten gegenüber mit voller Offenheit, daß er aus einer Reihe von Dokumenten und Depeschen, namentlich aus einer Depesche des Prinzen Reuß in Wien, den Eindruck gewonnen habe, daß Bismarck in den orientalischen Fragen ein Doppelspiel treibe, indem er heimlich für andere Staaten und nur scheinbar für Rußlands Interessen thätig sei. Da erklärte Bismarck dem Kaiser rundweg, daß man es gewagt habe, ihn auf das schnödeste zu betrügen. Mit lebhafter Empörung erklärte der Kanzler: „Majestät, wenn man Ihnen solche Note als von mir herrührend vorgelegt hat, so hat man Sie betrogen; ich habe dergleichen nie geschrieben, und ähnliches hat mir auch mein Botschafter nie berichtet." Der Zar glaubte dem Staatsmann und nannte ihm auch sofort die Quellen, aus denen ihm die gefälschten diplomatischen Aktenstücke zugeflossen waren. Die Wurzel führte zurück auf eine orleanistische Intrigue. Ein amtliches öffentliches Rundschreiben sprach es alsbald aus, daß kein Grund zu einem Bruche zwischen den beiden Ländern vorhanden sei; Fürst Bismarck habe die vollständigste Neutralität in der bulgarischen Frage ausgesprochen und aus der Unterredung habe sich ergeben, daß alle Mißverständnisse lediglich auf Preßhetzereien zurückzuführen seien. Bismarck behielt dauernd das Vertrauen des Zaren.

Ged. u. Er. II. Ich habe mich stets bemüht, nicht nur die Sicherstellung gegen russische Angriffe, sondern auch die Beruhigung der russischen Stimmung und den Glauben

an den inoffensiven Charakter unserer Politik zu pflegen. Es ist mir auch bis zu meinem Ausscheiden aus dem Amte vermöge des persönlichen Vertrauens, das Kaiser Alexander III. mir schenkte, stets gelungen, dem Mißtrauen die Spitze abzubrechen, das wiederholt durch fremde und einheimische Entstellungen und gelegentlich durch diesseitige militärische Unterströmungen in ihm erregt wurde. Er hat mir, als ich ihn auf der Danziger Rhede zum ersten Male als Kaiser sah, und bei allen späteren Begegnungen auch trotz der über den Berliner Kongreß verbreiteten Lügen und trotz der Kenntnis des österreichischen Vertrags ein Wohlwollen bewiesen, das in Skierniewice und in Berlin zum authentischen Ausdruck kam und darauf beruhte, daß er mir glaubte. Selbst die durch ihre unverschämte Dreistigkeit eindrucksvolle Intrigue mit gefälschten Briefen, die ihm in Kopenhagen zugesteckt worden waren, wurde durch meine einfache Versicherung sofort unschädlich gemacht. Ebenso gelang es mir bei der Begegnung im Oktober 1889, die Zweifel, die er wieder aus Kopenhagen mitgebracht hatte, zu zerstreuen bis auf den einen, ob ich Minister bleiben würde. Er war wohl besser unterrichtet als ich, als er die Frage an mich richtete, ob ich meiner Stellung bei dem jungen Kaiser ganz sicher sei. Ich antwortete, was ich damals dachte, daß ich von dem Vertrauen Kaiser Wilhelms II. zu mir überzeugt sei und nicht glaubte, daß ich jemals gegen meinen Willen würde entlassen werden, weil Seine Majestät bei meiner langjährigen Erfahrung im Dienste und bei dem Vertrauen, das ich mir in Deutschland sowohl wie bei den auswärtigen Höfen erworben hätte, in meiner Person einen schwer zu ersetzenden Diener besäße. Der Kaiser gab seiner großen Genugthuung über meine Zuversicht Ausdruck, wenn er sie auch nicht unbedingt zu teilen schien.

Fürst Bismarck hat im Dezember die ganze ihm vom Zaren anvertraute Sammlung gefälschter Schriftstücke abdrucken lassen, sie führten hin auf ein ganzes Nest von internationalen Verschwörern, deren Mittelpunkt Brüssel gewesen zu sein scheint. Schwieriger noch gestalteten sich zeitweise die Beziehungen zu Frankreich; hier flammte noch immer der Chauvinismus, der Gedanke an die Revanche beherrschte alle Gemüter. Er führte sogar so weit, daß man die Regeln der internationalen Höflichkeit vergaß und den König Alphons von Spanien, nur weil er den Kaiser Wilhelm besucht hatte und von ihm zum Chef eines preußischen Ulanenregiments ernannt war, bei der Durchreise durch Pons auf das schnödeste beschimpfte. Die Beziehungen spitzten sich am schärfsten zu, als der General Boulanger französischer Kriegsminister wurde und durch künstliche Entfesselung der Leidenschaften und stetigen Hinweis auf die Notwendigkeit der Revanche sich den Weg zu bahnen suchte zur Diktatur. Unter dem Einfluß dieser Stimmung wurde dem Reichstag der Entwurf eines neuen Wehrgesetzes vorgelegt, da die sieben Jahre des Septennates abliefen. Die Friedensstärke des deutschen Heeres wurde unter dem Hinweis auf die Rüstungen der Nachbarstaaten auf 468000 Mann festgestellt. Während aber zur nämlichen Zeit der Militärausschuß der französischen Kammer sich bestrebte, die Vorschläge Boulangers auf Verstärkung der Armee nach Möglichkeit zu beschleunigen, schob die Reichstagsmehrheit die Durchberatung und die Fertigstellung des Gesetzes von Tag zu Tag hinaus und bemühte sich zugleich, die geforderte Zahl von Bataillonen und Mannschaften herabzudrücken, sowie die Geltungsdauer der Bewilligungen auf drei Jahre festzusetzen. Sogar Papst Leo trat, von Bismarck angeregt, bei dem Zentrum für die Bewilligung des

Septennates ein; aber die Windthorst und Genossen unterschlugen der Oeffentlichkeit den betreffenden Brief, und auf dem Kölner Katholikentage hat sich dann der kleine Welfe, wie er selbst erzählte, „mit Gottes Hilfe glücklich durchgelogen“. Bismarck suchte einen Konflikt zu vermeiden und trat unter eingehender Darlegung der Verhältnisse für die Vorlage ein. Er wies auf die langen Jahre hin, in denen er den Frieden erhalten habe, kriegerische Neigungen lägen ihm auch jetzt fern; aber er habe manche starke Gegenströmung überwinden müssen. Deutschland brauche ein starkes Heer, das die eigene Unabhängigkeit ohne jeden Bundesgenossen sicherzustellen vermöge. Die Vorlage sei nicht auf Rußland berechnet, von dessen Seite man weder einen Angriff noch eine feindselige Politik fürchte. Mit besonderer Ironie wies der Kanzler darauf hin, daß dieselben Leute, die jetzt die Mittel zur Kriegsführung versagen wollten, eben erst auf das eifrigste gehetzt hätten, um Bulgariens willen Deutschland in Händel mit Rußland zu verstricken:

Rede v. 11. 1. 1887. Nun, meine Herren, als ich das gelesen habe, ich muß sagen, hat es mir zunächst den Eindruck von Heiterkeit gemacht; ich habe diese ganze Preßhetzerei lächerlich gefunden, die Zumutung, daß wir nach Bulgarien laufen sollten, um „hinten weit in der Türkei“, wie man früher zu sagen pflegte, die Händel zu suchen, die wir hier nicht finden können. Ich hätte geradezu verdient, wegen Landesverrats vor Gericht gestellt zu werden, wenn ich auch nur einen Augenblick auf den Gedanken hätte kommen können, mich auf diese Dummheit einzulassen (große Heiterkeit), und es hat mich damals auch wenig verdrossen; wir waren ja die Herren, zu thun und zu lassen, was wir wollten. Es hat mich nur tief betrübt, einen solchen Aufwand von Pathos in der deutschen Presse zu finden, um uns womöglich mit Rußland in Krieg zu verwickeln. Als ich diese Deklamationen zuerst las — sie sind zum Teil weinerlich, zum Teil pathetisch, — so fiel mir unwillkürlich die Szene aus „Hamlet“ ein, wo der Schauspieler deklamiert und Thränen vergießt über das Schicksal von Hekuba — wirkliche Thränen, — und Hamlet sagt — ich weiß nicht, wendet er den Ausdruck an, der durch Herrn Virchow das parlamentarische Bürgerrecht gewonnen hat, den Ausdruck von „Schuft“ —: „Was bin ich für ein Schuft?“ oder benutzt er ein anderes Beiwort? — kurz und gut, er sagt: „Was ist ihm Hekuba?“ — Das fiel mir damals sofort ein. Was sollen diese Deklamationen heißen? Was ist uns denn Bulgarien? Es ist uns vollständig gleichgiltig, wer in Bulgarien regiert, und was aus Bulgarien überhaupt wird, — das wiederhole ich hier; ich wiederhole alles, was ich früher mit dem viel gemißbrauchten und totgerittenen Ausdruck von den Knochen des pommerschen Grenadiers gesagt habe: die ganze orientalische Frage ist für uns keine Kriegsfrage. Wir werden uns wegen dieser Frage von niemand das Leitseil um dem Hals werfen lassen, um uns mit Rußland zu brouillieren. (Bravo! rechts.) Die Freundschaft von Rußland ist uns viel wichtiger als die von Bulgarien und die Freundschaft von allen Bulgarenfreunden, die wir hier bei uns im Lande haben. (Heiterkeit rechts.) . . .

Nach Frankreich gewendet, erklärte der Kanzler:

Wir werden Frankreich nicht angreifen, unter keinen Umständen. Es giebt viele Franzosen, die darauf warten, weil sie lieber einen Verteidigungskrieg als einen Angriffskrieg führen wollen, weil es viele giebt, bei denen der französische Angriff auf Deutschland nicht populär ist. Sie werden, wer von Ihnen die französische Geschichte kennt, mir recht geben, daß die Entschließungen Frankreichs in schweren Momenten immer durch energische Minoritäten und nicht durch die Majoritäten und das ganze Volk bewirkt worden sind. Diejenigen, die den Krieg mit uns wollen, die suchen einstweilen nur die Möglichkeit, ihn

mit möglichster Kraft zu beginnen. Ihre Aufgabe ist, le feu sacré de la revanche zu unterhalten. Die Aufgabe, die Gambetta dahin definierte: ne parlez jamais de guerre, mais pensez-y toujours! — und das ist auch heute noch die Signatur der französischen Situation. Man spricht nicht davon, man spricht nur von der Befürchtung, von Deutschland angegriffen zu werden. Diese Befürchtung ist unwahr, und wer sie in Frankreich ausspricht, weiß, daß er die Unwahrheit sagt. Wir werden Frankreich nicht angreifen. . . .

Je stärker wir sind, desto unwahrscheinlicher ist der Krieg. Die Wahrscheinlichkeit eines französischen Angriffs auf uns, die heute nicht vorliegt, tritt ein, wenn unter dem Eintritt einer anderen Regierung, als die heutige, Frankreich irgend einen Grund hat, zu glauben, daß es uns überlegen sei. Dann, glaube ich, ist der Krieg ganz sicher. Diese Ueberzeugung kann beruhen auf Bündnissen, die Frankreich hätte. Ich habe vorhin entwickelt, daß ich nicht glaube, daß solche Bündnisse stattfinden werden; es ist eine Aufgabe der Diplomatie, danach zu streben, daß dies verhindert werde, oder Gegenbündnisse zu haben, wenn dies eintritt. Ich will bloß das Duell zwischen uns und Frankreich ins Auge fassen. . . . .

Wenn aber die Sachen so zweifelhaft sind nach dem Urteil der kompetenten Behörden, wenn die Möglichkeit überhaupt nach menschlicher Berechnung vorhanden ist, daß wir geschlagen werden können, — ja, meine Herren, dann sind die Folgen eines unglücklichen Krieges doch zu traurig, als daß irgend jemand, wenn sie eintreten, die Verantwortung für ein solches Votum tragen könnte.

. . . Ich spreche gar nicht von der Geldfrage, obschon die Franzosen so glimpflich mit uns nicht verfahren würden, wie wir mit ihnen verfahren sind; ein so gemäßigter Sieger wie der christliche Deutsche ist in der Welt nicht mehr vorhanden. Wir würden dieselben Franzosen uns gegenüber finden, unter deren Herrschaft wir 1807 bis 1813 gelitten haben, und die uns ausgepreßt haben bis aufs Blut, — wie die Franzosen sagen: saigner à blanc, d. h. so lange zur Ader lassen, bis die Blutleere eintritt, damit der niedergeworfene Feind nicht wieder auf die Beine kommt und in den nächsten 30 Jahren nicht wieder an die Möglichkeit denken kann, sich dem Sieger gegenüberzustellen. Das hätten wir, wenn wir eben nur die Staatsraison und nicht auch die christliche Gesinnung zu Rate zögen, wie das kriegführende Frankreich das gewohnt ist, 1870 ebenso gut thun können, wie Napoleon es im Jahre 1807 und später gethan hat. Wenn Sie die Erzählungen der alten Leute aus jener Zeit lesen, wenn Sie, wie ich noch in meiner Kinderzeit, unmittelbar die Erzählungen der Bauern, Landleute und Gutsbesitzer über die Leiden der Fremdherrschaft im Lande angehört hätten, — ich glaube, Sie würden auch ängstlicher sein vor der entferntesten Möglichkeit, daß ähnliche Zustände wieder eintreten könnten.

Wir würden, wenn wir jetzt von neuem von Frankreich angegriffen würden und uns noch überzeugen müßten, daß wir nie und unter keinen Umständen Ruhe haben, ähnlich verfahren, wenn wir wieder als Sieger in Paris sind. Wir würden uns bemühen, Frankreich auf 30 Jahre außer Stand zu setzen, daß wir gegen Frankreich mindestens für ein Menschenalter vollständig gesichert sind. Der Krieg von 1870 würde ein Kinderspiel sein gegen den von 1890 — ich weiß nicht, wann — in seinen Wirkungen für Frankreich. (Bravo!) Also das wäre auf der einen Seite wie auf der anderen Seite das gleiche Bestreben; jeder würde versuchen de saigner à blanc.

Drei Tage hintereinander trat Fürst Bismarck für die Militärvorlage ein, so daß später Kaiser Friedrich wohl an ihn schreiben konnte, daß er stets der beste Förderer der Armee gewesen sei:

Charlottenburg, 25. März 1888.

Ich gedenke mit Ihnen, mein lieber Fürst, der heute abgelaufenen 50 Jahre, welche verstrichen sind, seitdem Sie in das Heer eintraten, und freue mich aufrichtig, daß der Garde-Jäger von damals mit so viel Zufriedenheit auf dieses abgelaufene halbe Jahrhundert zurückblicken kann. Ich will mich heute nicht in Ged. u. Er. II

lange Auseinandersetzungen über die staatsmännischen Verdienste einlassen, welche Ihren Namen für immer mit unserer Geschichte verflochten haben. Aber das Eine muß ich hervorheben: daß wo es galt, das Wohl des Heeres, seine Wehrkraft, seine Schlagfertigkeit zu vervollkommnen, Sie nimmer fehlten, den Kampf auszufechten und durchzuführen. Somit dankt Ihnen das Heer für erlangte Segnungen, die es Ihnen niemals vergessen wird, und an der Spitze desselben der Kriegsherr, der erst vor wenigen Tagen berufen ist, diese Stellung nach dem Heimgang dessen einzunehmen, der unausgesetzt das Wohl der Armee auf dem Herzen trug.

Ihr
wohlgeneigter
Friedrich.

Um des Heeres willen stürzte sich Fürst Bismarck von neuem ins Kampfgewühl, der Reichstag wurde aufgelöst. Am 14. Januar, unmittelbar nach der letzten Sitzung, nachdem der Kanzler noch den Gegnern zugerufen: „Sie sind auf einen falschen Strang geraten, meine Herren; ich rate Ihnen: bremsen Sie so früh als möglich." Unter dem Jubel der Menge kehrte Bismarck aus dem Reichstag nach Hause zurück. Der Wahlkampf aber, der alsdann begann, war einer der heftigsten; in geschlossenen Reihen kämpften die Nationalliberalen und die Konservativen, nachdem sie in dem sogenannten Kartell jeder Feindseligkeiten gegen einander entsagt hatten. Der Kaiser selbst gab beim Empfange des Herrenhauspräsidiums seiner tiefen Betrübnis über das Geschehene Ausdruck, im Landtage aber hielt Fürst Bismarck selbst eine Art von Aufklärungs- und Wahlrede:

Rede v. 24. 1. 1887. Meine Herren, ich kenne das Maß von Urteilskraft der fortschrittlichen Wähler allerdings nicht; aber von denjenigen, die zu den andern Parteien gehören, bin ich ganz sicher, daß sie zwischen einem Abgeordneten, der Monopole bewilligen wird, und einem Abgeordneten, der nur die Heeresvermehrung bewilligen wird, sehr wohl zu unterscheiden wissen. So dumm sind die Leute nicht, daß sie nicht im stande wären, einen Kandidaten aufzustellen und sich darüber zu vergewissern, ob der nicht etwa, nachdem er gewählt ist und die Militärvorlage bewilligt hat, nachher allerhand reaktionäre Schändlichkeiten mit der Regierung planen wird (Heiterkeit); solche Leute werden sie eben nicht wählen. Das Wort Reaktion, das ja immer sich einstellt, wo Begriffe fehlen (Heiterkeit), ist auch bei dieser Gelegenheit wieder in den Blättern, die mit Reichstagsabgeordneten in naher Beziehung stehen, vielfach gehört worden: es ist eine Verleumdung der Regierung, an die, wie ich hoffe, die ehrlichen Unterthanen des Königs nicht glauben werden. (Lebhafter Beifall rechts.)

Wir sind weit entfernt davon, der absoluten Monarchie zuzustreben; ich halte dieselbe überhaupt für eine unmögliche Einrichtung; denn dann regiert entweder der Büreaukrat oder der Generaladjutant oder irgend jemand, der das Geschäft nicht kennt. Ich halte es für unbedingt notwendig, daß die Monarchie temperiert werde durch die Freiheit der Presse, durch die Notwendigkeit und Unentbehrlichkeit der Zustimmung zu jeder Aenderung des gesetzlichen status quo, das heißt also, daß die gesetzgebende Gewalt geteilt werde und daß Vertreter des Volks und eine freie Presse im stande seien, ohne Furcht und ohne Rücksicht den König und seine Regierung auf jeden irrtümlichen Weg, den er einschlägt, aufmerksam zu machen. Darüber hinaus liegt ein Bestreben, das mit der preußischen Verfassung nicht übereinstimmt: das ist das Mitregieren, und alle Versuche, die in Preußen und im Reich dem Satz der preußischen Verfassung widersprechen: die vollziehende Gewalt ruht beim König allein. Ich spreche dieses politische Glaubensbekenntnis aus, um den Gedanken zu bekämpfen,

als ob ich ein Freund des Absolutismus und der unbeschränkten Gewalt wäre. Der Absolutismus herrscht in den parlamentarischen Fraktionen; er herrscht auch dann, wenn eine Majorität ihn ausübt, eine Majorität von einer Stimme. Dann ist er viel gröber, als wenn ein Einzelner ihn ausübt. Ein Einzelner hat immer Rücksicht zu nehmen auf die Meinungen; eine Majorität hat gar keine Rücksichten zu nehmen: stat numerus pro ratione.

Diese Rede Bismarcks, die wir hier nur so weit wiedergaben, als sie den gegen ihn erhobenen Vorwurf reaktionärer Absichten bekämpft, wurde in Millionen von Abzügen in Deutschland verbreitet. Die Wahlen fanden statt und endeten mit einem gewaltigen Siege der Kartellparteien und ihres großen Führers Bismarck. In Sachsen, der Hochburg der Sozialdemokratie, wurde kein einziger Sozialist gewählt, der Freisinn sank von 67 auf 32 Mandate, einer Mehrheit von 222 Stimmen standen nur 174 Mitglieder der Opposition entgegen. Hatte die unnationale Haltung des Reichstags vorher die Hoffnungen Boulangers auf das äußerste belebt, so war die indirekte Folge dieses Wahlausgangs das ruhmlose Ende dieses abenteuernden Generals, der zuletzt durch die eigene Hand auf dem Grabe seiner Maitresse in Brüssel sich das Leben nehmen sollte. Aber noch ehe sein Schicksal besiegelt wurde, drohten seine kriegerischen Absichten der Erfüllung entgegenzureifen. Ein französischer Spion mit Namen Schnäbele hatte deutschen Boden in der Nähe der Grenze betreten und war von Gensdarmen festgenommen worden. Gegen ihn lagen die überzeugendsten Beweise vor. Aber in Frankreich, wo man der Lüge Boulangers glaubte, daß Schnäbele völkerrechtswidrig auf französischem Boden gefangen genommen worden sei, erhob sich alsbald eine ungeheure Erregung. Fürst Bismarck jedoch hielt es nicht für angezeigt, um einer Lappalie willen einen Krieg zu entflammen:

Mein ideales Ziel, nachdem wir unsere Einheit innerhalb der erreichbaren Grenzen zu stande gebracht hatten, ist stets gewesen, das Vertrauen nicht nur der mindermächtigen europäischen Staaten, sondern auch der großen Mächte zu erwerben, daß die deutsche Politik, nachdem sie die injuria temporum, die Zersplitterung der Nation, gut gemacht hat, friedliebend und gerecht sein will. Um dieses Vertrauen zu erzeugen, ist vor allen Dingen Ehrlichkeit, Offenheit und Versöhnlichkeit im Falle von Reibungen oder von untoward events nötig. Ich habe dieses Rezept nicht ohne Widerstreben meiner persönlichen Empfindlichkeiten befolgt in Fällen wie Schnäbele (April 1887), Boulanger, Kaufmann (September 1887), Spanien gegenüber in der Karolinen-Frage, den Vereinigten Staaten gegenüber in Samoa, und vermute, daß die Gelegenheiten, zur Anschauung zu bringen, daß wir befriedigt und friedliebend sind, auch in Zukunft nicht ausbleiben werden. Ich habe während meiner Amtsführung zu drei Kriegen geraten, dem dänischen, dem böhmischen und dem französischen, aber mir auch jedesmal vorher klar gemacht, ob der Krieg, wenn er siegreich wäre, einen Kampfpreis bringen würde, wert der Opfer, die jeder Krieg fordert und die heute so viel schwerer sind, als in dem vorigen Jahrhundert. Wenn ich mir hätte sagen müssen, daß wir nach einem dieser Kriege in Verlegenheit sein würden, uns wünschenswerte Friedensbedingungen auszudenken, so würde ich mich, so lange wir nicht materiell angegriffen waren, schwerlich von der Notwendigkeit solcher Opfer überzeugt haben. Internationale Streitigkeiten, die nur durch den Volkskrieg erledigt werden können, habe ich niemals aus dem Gesichtspunkte des Göttinger Komments und der Privatmensuren-Ehre Ged. u. Er. II.

aufgefaßt, sondern stets nur in Abwägung ihrer Rückwirkung auf den Anspruch des deutschen Volkes, in Gleichberechtigung mit den andern großen Mächten Europas ein autonomes politisches Leben zu führen, wie es auf der Basis der uns eigentümlichen nationalen Leistungsfähigkeit möglich ist.

Aber das Jahr 1887, mit dem das Dreikaiserbündnis endete, hatte doch eine Verschärfung der Situation zwischen Deutschland und Rußland gebracht; wenn auch die amtlichen Beziehungen, gestützt auf das Vertrauen des Zaren zum deutschen Kanzler, blieben, daß, wie die Welt später durch die sogenannten Hamburger Enthüllungen erfuhr, ein Neutralitätsvertrag für den Fall eines französischen Angriffs auf Deutschland und eines österreichischen Angriffs auf Rußland abgeschlossen werden konnte, so war die öffentliche Meinung in Rußland durch die panslavistischen Wühlereien so aufgeregt worden, daß eine Explosion nicht mehr zu den Unmöglichkeiten gehörte. So konnte das neue Wehrgesetz, durch welches eine Organisation der dienstpflichtigen Jahrgänge der Feldarmee getroffen und eine Verstärkung für den Kriegsausbruch um eine halbe Million Soldaten vorgesehen wurde, auch durch den Hinweis auf die im Osten aufsteigenden Wolken gegründet werden. Am 6. Februar 1888 erschien Fürst Bismarck im Reichstage, schon unterwegs begeistert begrüßt von einer nach Tausenden zählenden Menge. Und noch niemals vielleicht hat eine Rede einen so glänzenden Erfolg gehabt, in so sicherer Weise selbst die Gegner bekehrt, wie jene Rede vom 6. Februar, deren Leitwort: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt", das Leitwort der Nation geworden ist. In einem grandiosen Ueberblick über die Geschichte der letzten Jahrzehnte stellte Bismarck es fest, daß Deutschland wiederholt dem Ausbruch eines Krieges viel näher war, als die parlamentarische Schulweisheit es sich träumen ließ, daß durch lange Jahrzehnte eine ununterbrochene Kriegsgefahr bestand, die nur mit aller Anstrengung vermieden werden konnte. Das Verhältnis zu Rußland sei allerdings immer günstig gewesen, aber schon nach dem Berliner Kongreß hätten die Intrigen Gortschakows ihm den Zwang auferlegt, sich nach einem Verbündeten umzusehen, da sogar „Kriegsdrohungen von der kompetentesten Seite" erfolgten. So wäre das Bündnis mit Oesterreich entstanden, dessen Publikation vor wenigen Tagen erfolgt war. Dann fuhr Bismarck fort:

Rede v. 3. 2. 1888.

Auch eine bessere Bewaffnung müssen wir anschaffen, denn wenn wir eine Armee von Triariern bilden, von dem besten Menschenmaterial, das wir überhaupt in unserem Volke haben, von den Familienvätern über 30 Jahre, dann müssen wir auch für sie die besten Waffen haben, die es überhaupt giebt (Bravo!) wir müssen sie nicht mit dem in den Kampf schicken, was wir für unsere jungen Linientruppen nicht für gut genug halten (sehr gut!), sondern der feste Mann, der Familienvater, diese Hühnengestalten, deren wir uns noch erinnern können aus der alten Zeit, wo sie die Brücke von Versailles besetzt hatten, müssen auch das beste Gewehr an der Schulter haben, die vollste Bewaffnung und die ausgiebigste Kleidung zum Schutz gegen Witterung und alle äußeren Vorkommnisse. (Lebhaftes Bravo.) Da dürfen wir nicht sparen. Aber ich hoffe, es wird unsere Mitbürger beruhigen, wenn sie sich nun wirklich den Fall denken, an den ich nicht glaube, daß wir von zwei Seiten gleichzeitig überfallen würden — die Möglichkeit ist ja, wie ich Ihnen vorhin an dem vierzigjährigen Zeitraum ent-

wickelt habe, für alle möglichen Koalitionen doch immer vorhanden — wenn das eintritt, so können wir an jeder unserer Grenzen eine Million guter Soldaten in Defensive haben. Wir können dabei Reserven von einer halben Million und höher, auch von einer ganzen Million, im Hinterlande behalten und nach Bedürfnis vorschieben. Man hat mir gesagt: das wird nur die Folge haben, daß die andern auch noch höher steigen. Das können sie nicht. (Bravo! — Heiterkeit.) Die Ziffer haben sie längst erreicht. . . . Die Tapferkeit ist ja bei allen zivilisierten Nationen gleich; der Russe, der Franzose schlagen sich so tapfer wie der Deutsche; aber unsere Leute, unsere 700000 Mann sind kriegsgedient, rompus au métier, ausgediente Soldaten, und die noch nichts verlernt haben. Und was uns kein Volk in der Welt nachmachen kann: wir haben das Material an Offizieren und Unteroffizieren, um diese ungeheure Armee zu kommandieren. (Bravo!) Das ist, was man nicht nachmachen kann. Dazu gehört das ganz eigentümliche Maß der Verbreitung der Volksbildung in Deutschland, wie es in keinem andern Lande wieder vorkommt. Das Maß von Bildung, welches erforderlich ist, um einen Offizier und Unteroffizier zum Kommando zu befähigen nach den Ansprüchen, die der Soldat an ihn macht, existiert bei uns in sehr viel breiteren Schichten als in irgend einem anderen Lande. Wir haben mehr Offiziermaterial und Unteroffiziermaterial als irgend ein anderes Land und wir haben ein Offizierkorps, welches uns kein anderes Land der Welt nachmachen kann. (Bravo!)

Wenn wir in Deutschland einen Krieg mit der vollen Wirkung unserer Nationalkraft führen wollen, so muß es ein Krieg sein, mit dem alle, die ihn mitmachen, alle, die ihm Opfer bringen, kurz und gut, mit dem die ganze Nation einverstanden ist; es muß ein Volkskrieg sein; es muß ein Krieg sein, der mit dem Enthusiasmus geführt wird, wie der von 1870, wo wir ruchlos angegriffen wurden. Es ist mir noch erinnerlich der ohrengellende, freudige Zuruf am Kölner Bahnhofe, und so war es von Berlin bis Köln, so war es hier in Berlin. Die Wogen der Volkszustimmung trugen uns in den Krieg hinein, wir hätten wollen mögen oder nicht. So muß es auch sein, wenn eine Volkskraft wie die unsere zur vollen Geltung kommen soll. Es wird aber sehr schwer sein, den Provinzen, den Bundesstaaten und ihren Bevölkerungen das klar zu machen: Der Krieg ist unvermeidlich, er muß sein. Man wird fragen: Ja, seid Ihr denn dessen so sicher? wer weiß? Kurz, wenn wir schließlich zum Angriff kommen, so wird das ganze Gewicht der Imponderabilien, die viel schwerer wiegen als die materiellen Gewichte, auf der Seite unserer Gegner sein, die wir angegriffen haben. Das „heilige Rußland" wird entrüstet sein über den Angriff. Frankreich wird bis an die Pyrenäen hin in Waffen starren. Ganz dasselbe wird überall geschehen. Ein Krieg, zu dem wir nicht vom Volkswillen getragen werden, der wird geführt werden, wenn schließlich die verordneten Obrigkeiten ihn für nötig halten und erklärt haben; er wird auch mit vollem Schneid und vielleicht siegreich geführt werden, wenn man erst einmal Feuer bekommen und Blut gesehen hat. Aber es wird nicht von Hause aus der Elan und das Feuer dahinter sein wie in einem Kriege, wenn wir angegriffen werden. Dann wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren starren, und es wird kein Feind wagen, mit diesem furor teutonicus, der sich bei dem Angriff entwickelt, es aufzunehmen. (Bravo!)

Es ist nicht die Furcht, die uns friedfertig stimmt, sondern gerade das Bewußtsein unserer Stärke, das Bewußtsein, auch dann, wenn wir in einem minder günstigen Augenblicke angegriffen werden, stark genug zu sein zur Abwehr und doch die Möglichkeit zu haben, der göttlichen Vorsehung es zu überlassen, ob sie nicht in der Zwischenzeit doch noch die Notwendigkeit eines Krieges aus dem Wege räumen wird. . . . Wir können durch Liebe und Wohlwollen leicht bestochen werden — vielleicht zu leicht —, aber durch Drohungen ganz gewiß nicht! (Bravo!) Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt (lebhaftes Bravo); und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden

lieben und pflegen läßt. Wer ihn aber trotzdem bricht, der wird sich überzeugen, daß die kampfesfreudige Vaterlandsliebe, welche 1813 die gesamte Bevölkerung des damals schwachen, kleinen und ausgesogenen Preußen unter die Fahnen rief, heutzutage ein Gemeingut der ganzen deutschen Nation ist, und daß derjenige, welcher die deutsche Nation irgendwie angreift, sie einheitlich gewaffnet finden wird, und jeden Wehrmann mit dem festen Glauben im Herzen: Gott wird mit uns sein! (Lebhafter, andauernder Beifall.)

Die Vorlage wurde unter dem Eindruck dieser gewaltigen Rede einstimmig angenommen. Es war die letzte große Freude, die Kaiser Wilhelm noch erlebte. Wenig mehr als ein Monat verging und das deutsche Volk trauerte um seinen geliebten kaiserlichen Herrn. Am 1. März war Kaiser Wilhelm noch bei voller Gesundheit gewesen. Zwei Tage darauf aber erkrankte er an einer leichten Erkältung und bald trat ein ernstes Nierenleiden hinzu. Am 7. März nahm die Krankheit eine ernste Wendung, es mochte vor allem die Trauernachricht schwer das Gemüt des Kaisers bedrücken, die von seinem Sohne aus dem Süden kam. An diesem Tage eilte Fürst Bismarck in das Palais seines alten Herrn und verweilte dort länger als drei Stunden. In dieser Audienz genehmigte der Kaiser den Erlaß, der dem Prinzen Wilhelm seine Stellvertretung übertrug, und gab die letzte Unterschrift seines Lebens, durch die der Reichstag geschlossen werden sollte. Auch am Mittag des folgenden Tages äußerte Kaiser Wilhelm den Wunsch, den Reichskanzler zu sehen. Sofort eilte Bismarck herbei zur letzten Unterredung mit seinem teuren Herrn. Noch einmal erörterte mit ihm der Kaiser klar und fest die politische Lage und richtete Worte heißen Dankes an den Mann, der sein Ratgeber zu Glück und Erfolg gewesen ist. Noch einmal kehrte Bismarck an das Sterbelager zurück, aber der Kaiser erkannte ihn nicht mehr; die letzten Worte, die von seinen Lippen drangen, lauteten: „Ich habe jetzt keine Zeit, müde zu sein.“

Am 9. März morgens 1/2 9 Uhr ist Kaiser Wilhelm entschlafen.

Mittags trat der Reichstag zusammen, der Reichskanzler erbat sich das Wort und während er mit zitternder Stimme und mit tiefer Bewegung zu reden begann, erhob sich das ganze Haus von seinen Sitzen und Bismarck sprach:

Rede v. 9. 3. 1888. Es steht mir nicht zu, meine Herren, von dieser amtlichen Stelle aus den persönlichen Gefühlen Ausdruck zu geben, mit welchen mich das Hinscheiden meines Herrn erfüllt, das Ausscheiden des ersten deutschen Kaisers aus unserer Mitte. Es ist dafür auch kein Bedürfnis, denn die Gefühle, die mich bewegen, sie leben in dem Herzen eines jeden Deutschen; es hat deshalb keinen Zweck, sie auszusprechen. Aber das Eine glaube ich Ihnen doch nicht vorenthalten zu dürfen — nicht von meinen Empfindungen, sondern von meinen Erlebnissen —: daß inmitten der schweren Schickungen, welche der von uns geschiedene Herr in Seinem Hause noch erlebt hat, es zwei Thatsachen waren, welche Ihn mit Befriedigung und Trost erfüllten. Die eine war die, daß die Leiden Seines einzigen Sohnes und Nachfolgers, unseres jetzigen regierenden Herrn, die ganze Welt — nicht nur Deutschland, sondern alle Weltteile, kann man sagen; ich habe noch heute ein Telegramm aus New-York in dieser Beziehung erhalten — mit einer Teilnahme erfüllt haben, die beweist, welches Vertrauen sich die Dynastie des deutschen Kaiserhauses bei allen Nationen erworben hat. Es ist dies ein Erbteil, kann ich wohl sagen, welches des Kaisers lange Regierung dem

deutschen Volke hinterläßt. Das Vertrauen, das die Dynastie erworben hat, wird sich auf die Nation übertragen trotz allem, was dagegen versucht wird.

Die zweite Thatsache, in der Se. Majestät einen Trost in manchen schweren Schickungen empfand, war die, daß der Kaiser auf die Entwickelung Seiner Hauptlebensaufgabe, der Herstellung und Befestigung der Nationalität des Volkes, dem Er als deutscher Fürst angehört hatte, — daß der Kaiser auf die Entwickelung, welche die Lösung dieser Aufgabe inzwischen genommen hatte, mit einer Befriedigung zurückblickte, welche den Abend Seines Lebens verschönt und beleuchtet hat. Es trug dazu namentlich in den letzten Wochen die Thatsache bei, daß mit einer seltenen Einstimmigkeit aller Dynastien, aller verbündeten Regierungen, aller Stämme in Deutschland, aller Abteilungen des Reichstags dasjenige beschlossen wurde, was für die Sicherstellung der Zukunft des deutschen Reiches auf jede Gefahr hin, die uns bedrohen könnte, als Bedürfnis von den verbündeten Regierungen empfunden wurde. Diese Wahrnehmung hat Se. Majestät mit großem Troste erfüllt, und noch in der letzten Beziehung, die ich zu meinem dahingeschiedenen Herrn gehabt habe — es war gestern — hat Er darauf Bezug genommen, wie Ihn dieser Beweis der Einheit der gesamten deutschen Nation, wie er durch die Volksvertretung hier verkündet worden ist, gestärkt und erfreut hat. Ich glaube, meine Herren, es wird für Sie alle erwünscht sein, dieses Zeugnis, das ich aus eigener Wahrnehmung für die letzten Stimmungen unseres dahingeschiedenen Herrn ablegen kann, mit in Ihre Heimat zu nehmen, weil jeder Einzelne von Ihnen einen Anteil an dem Verdienste hat, welches dem zu Grunde liegt.

Meine Herren, die heldenmütige Tapferkeit, das nationale hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserem dahingeschiedenen Herrn verkörpert waren, mögen sie ein unzerstörbares Erbteil unserer Nation sein, welches der aus unserer Mitte geschiedene Kaiser uns hinterlassen hat! Das hoffe ich zu Gott, daß dieses Erbteil von allen, die wir an den Geschäften unseres Vaterlandes mitzuwirken haben, in Krieg und in Frieden, in Heldenmut, in Hingebung, in Arbeitsamkeit, in Pflichttreue treu bewahrt bleibe.

Mit den Worten: „Keines Menschen Mund kann dem Schmerze Ausdruck geben, der ganz Deutschland erfüllt", schloß der Präsident die Sitzung. Das tiefe und warme Urteil, das Bismarck in seinem letzten Nachruf seinem alten Herrn gewidmet hat, hat er festgehalten in all den Bitternissen der späteren Zeit und noch die Grabschrift, die er sich gewählt, ist ein rührendes Bekenntnis zu Wilhelm I. Und ein gleiches Bekenntnis sind seine „Gedanken und Erinnerungen", in denen er selbst die Nachgiebigkeit, die der Kaiser so oft seiner Gemahlin erwies, auf seine ritterlichen Eigenschaften zurückführte:

Das Schwergewicht, das nach dem Antritt der Regentschaft der Wille und die Ueberzeugung des Prinzen von Preußen und spätern Kaisers auf dem außermilitärischen, dem politischen Gebiete darstellte, war das eigenste Produkt der mächtigen und vornehmen Natur, die diesem Fürsten, unabhängig von der ihm zu teil gewordenen Erziehung, angeboren war. Der Ausdruck „königlich vornehm" ist prägnant für seine Erscheinung. Die Eitelkeit kann bei Monarchen ein Sporn zu Thaten und zur Arbeit für das Glück ihrer Unterthanen sein. Friedrich der Große war nicht frei davon; sein erster Thatendrang entsprang dem Verlangen nach historischem Ruhm; ob diese Triebfeder gegen das Ende seiner Regierung, wie man sagt, degenerierte, ob er dem Wunsche innerlich Gehör gab, daß die Nachwelt den Unterschied zwischen seiner und der folgenden Regierung merken möge, lasse ich unerörtert. Eine dichterische Ergießung datierte er von dem Tage vor einer Schlacht und teilte sie brieflich mit der Unterschrift mit: Pas trop mal à la veille d'une bataille. Ged. u. Er. II.

Eine Eitelkeit der Art war dem Kaiser Wilhelm I. durchaus fremd; dagegen war ihm die Furcht vor berechtigter Kritik der Mit- und Nachwelt in hohem Maße eigen. Er war darin ganz preußischer Offizier, der, sobald er durch höhern Befehl gedeckt ist, ohne Schwanken dem sichern Tode entgegengeht, aber durch die Furcht vor dem Tadel des Vorgesetzten und der öffentlichen Meinung in zweifelnde Unsicherheit gerät, die ihn das Falsche wählen läßt. Niemand hätte gewagt, ihm eine platte Schmeichelei zu sagen. In dem Gefühle königlicher Würde würde er gedacht haben: wenn einer das Recht hätte, mich ins Gesicht zu loben, so hätte er auch das Recht, mich ins Gesicht zu tadeln. Beides gab er nicht zu.

Monarch und Parlament hatten einander in schweren innern Kämpfen gegenseitig kennen und achten gelernt; die Ehrlichkeit der königlichen Würde, die sichre Ruhe des Königs hatten schließlich die Achtung auch seiner Gegner erzwungen, und der König selbst war durch sein hohes persönliches Ehrgefühl zu einer gerechten Beurteilung der beiderseitigen Situationen befähigt. Das Gefühl der Gerechtigkeit nicht bloß seinen Freunden und seinen Dienern gegenüber, sondern auch im Kampfe mit seinen Gegnern beherrschte ihn. Er war ein gentleman ins Königliche übersetzt, ein Edelmann im besten Sinne des Wortes, der sich durch keine Versuchung der ihm zufallenden Machtvollkommenheiten von dem Satze noblesse oblige dispensiert fühlte; sein Verhalten in der innern wie in der äußern Politik war den Grundsätzen des Cavaliers alter Schule und des normalen preußischen Offiziersgefühls jederzeit untergeordnet. Er hielt auf Treue und Ehre nicht nur Fürsten, sondern auch seinen Dienern bis zum Kammerdiener gegenüber. Wenn er durch augenblickliche Erregung seinem feinen Gefühl für königliche Würde und Pflicht zu nah getreten war, so fand er sich schnell wieder und blieb dabei „jeder Zoll ein König“, und zwar ein gerechter und wohlwollender König und ehrliebender Offizier, den der Gedanke an sein preußisches Portepee auf richtigem Wege erhielt. . . . .

Il était de relation sûre; eine von den fürstlichen Gestalten, in Seele und Körper, deren Eigenschaften mehr des Herzens als des Verstandes die im germanischen Charakter hin und wieder vorkommende Hingebung ihrer Diener und Anhänger auf Tod und Leben erklären. Für monarchische Gesinnung ist die Ausdehnung des Gebietes ihrer Ergebenheit nicht jedem Fürsten gegenüber dieselbe; sie unterscheidet sich, je nachdem politisches Verständnis oder Empfindung die Grenzen ziehen. Ein gewisses Maß der Hingebung wird durch die Gesetze bestimmt, ein größeres durch politische Ueberzeugung; wo es darüber hinaus geht, bedarf es eines persönlichen Gefühls von Gegenseitigkeit, das bewirkt, daß treue Herren treue Diener haben, deren Hingebung über das Maß staatsrechtlicher Erwägungen hinausreicht. . . . .

Nicht einen Augenblick kam ihm der Gedanke einer Eifersucht auf seinen Diener und Unterthanen in den Sinn, und nicht einen Augenblick verließ ihn das königliche Bewußtsein, der Herr zu sein, ebenso wie bei mir alle, auch übertriebene Huldigungen das Gefühl, der Diener dieses Herrn zu sein, und mit Freuden zu sein, in keiner Weise berührten.

Kaiser Wilhelm II. hat seinem Ahnen den Beinamen des „Großen“ gegeben, aber das Volk hat in rechtem Gefühl diesem Namen die Anerkennung versagt. Namen, die festhaften, müssen aus dem Volke heraus entstehen, sie müssen, gleich dem Volksliede, aus dem Gemüt, aus der Seele der Menge geboren werden. Amtliche Namen und Titel, die nicht von selbst entstehen — sie sind da und doch weiß niemand, woher sie stammen — bleiben nicht haften und werden schnell verweht. Vielleicht wird Wilhelm der „Ehrwürdige“ fortleben, vielleicht wird auch der Name Wilhelms des „Glücklichen“ sich eingraben in die Geschichtstafel; aber auch die Feste von Kiel und der Kaiserspruch wird den Namen des

„Großen" nicht hinausführen zu dauernder Geltung. Das Volk grübelt nicht an der Hand logischer Begriffe, aber es folgt seinem Gefühl und dieses Gefühl hat noch nie geirrt. Wo immer es die „Größe" zum Namen fügte, da hat ihm die Geschichte Recht gegeben und noch heute hat kein Zweifel daran gerüttelt, daß Karl, Otto und Friedrich, daß Alexander und Peter mit Recht den Schmuck erhielten, den man dem ersten Napoleon wie dem ersten Habsburger versagte. Unstreitig hat Wilhelm der Erste die höchsten menschlichen Tugenden vereint mit den edelsten Tugenden eines Monarchen, er hat Deutschland zu Macht und Glanz geführt, er hat in Kriegen gesiegt und im Frieden mit Weisheit, Milde und Gerechtigkeit gewaltet, er hat dem erblassenden monarchischen Gedanken neuen, kräftigen Lebenssaft zugeführt, und er hat erreicht, was kaum vor ihm einer erreichte: Als er starb, da weinten alle. Sein schlichtes, bescheidenes, allem unnützen Prunke abholdes und doch so innerlich vornehmes Wesen wird in aller Zukunft den kostbarsten Spiegel derer bilden, die die Krone tragen, man wird seinen sicheren Takt bewundern und die Entsagung, die er selbst in der Verfolgung seiner Lieblingsgedanken übte, man wird sich vor dem klaren Verstand beugen, der ihn festhalten ließ an seinen geistesgewaltigen Gehilfen, an den glänzenden Gestalten der Bismarck, Roon und Moltke, aber man wird die Gesamtheit seines Wesens nicht zu erschöpfen suchen in dem Beiwort des „Großen". Und man wird überdies in dem Bilde des ersten Kaisers noch einen Zug vermissen: die Genialität, die nicht nur blendet, sondern auch fortreißt, die neue Gedanken denkt und mit ihnen die Welt entzündet, die siegend die Menschen niederzwingt und neue Zeitalter heraufführt, sie fehlt in Wilhelm dem Ersten. Und es fehlt die Phantasie, die Leidenschaftlichkeit, das Dämonische, es weicht dem Menschlichen, dem Rührend-Schönen, dem Königlichen. Das Volk liebt seinen ersten Kaiser mit innigster Liebe, es liebt die silbernen Locken, die sein Haupt schmückten, und wer in seine gütigen Augen jemals blickte, dem wird der Zauber dieses Blickes für alle Zeiten das Herz durchwärmen. Aber zur Größe gehört auch die Kühnheit in Plan und Ausführung, das rücksichtslose Durchbrechen der Schranke, und ein afflatus divinus, ein Hauch aus göttlichem Munde, ein Unbewußtes. Das Attribut der Größe gehört einem anderen — Bismarck!

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Bis zu seiner Entlassung.

Todestraurig war das Bild, das uns die erste Hälfte des Jahres 1888 bot. Kaiser Wilhelm der Erste schied von uns, als die Märzstürme brausten, und tiefe Trauer im Herzen folgte ein Volk, dem er so Großes geschenkt, seinem Sarge. Und noch war der Sommer nicht gekommen, da sank Deutschlands zweiter Kaiser ins Grab. Wir alle hatten ihn gekannt, den hochragenden Mann mit den milden blauen Augen und dem blonden Vollbart, in den erst die Zeit der Schmerzen und Leiden graue Fäden zog, und wir alle hatten wohl geglaubt, daß diese kraftvolle Gestalt zahllosen Stürmen trotzen werde, daß auch dem Sohne des großen Kaisers ein segensvolles Alter gleich seinem Vater beschieden sei. Wir alle hatten uns getäuscht. Ein totwunder Mann bestieg den Thron und müde war schon die Hand, als sie das Zepter ergriff. Manche Pläne mochten in seinem Herzen schlummern, manche That zu vollbringen mag er einst sich vorgenommen haben in den langen Jahren, in denen er nur der künftige Erbe, nicht der Träger der Krone war; es war ihm nicht beschieden, sie auszuführen. Die kurzen Tage seiner Regierung flogen vorüber und das entgleitende Zepter ergriff der Sohn.

* *
*

Als Kaiser Friedrich mit müder Hand das Zepter ergriff, da mochten zahlreiche Gegner des Fürsten Bismarck darauf vertrauen, daß der gewaltige Mann nunmehr stürzen und ihnen selbst Raum schaffen werde. Sie haben sich geirrt. Kaiser Friedrich hat festgehalten an dem Berater seines Vaters, so eifrige Einflüsse auch auf ihn geltend gemacht wurden, und so zweifelhafte Elemente ihn umdrängten. Schon aus San Remo hatte der neue Herrscher an Bismarck telegraphiert: „Ich rechne auf Ihren Beistand, bei der schweren Aufgabe, die mir wird“. Fürst Bismarck fuhr dem neuen Herrn in Begleitung seines Sohnes bis nach Leipzig entgegen, dort begrüßte er ihn, wiederholt wurde er vom Kaiser umarmt und geküßt und in seinem Salonwagen fuhr er mit ihm nach Berlin zurück. In einem Erlaß vom nächsten

Tage stellte Kaiser Friedrich die Gesichtspunkte auf, nach denen er seine Regierung führen werde. Er begann mit den Worten:

Mein lieber Fürst! Bei dem Antritt Meiner Regierung ist es Mir ein Bedürfnis, Mich an Sie, den langjährigen vielbewährten ersten Diener Meines in Gott ruhenden Herrn Vaters zu wenden. Sie sind der treue und mutvolle Ratgeber gewesen, der den Zielen Seiner Politik die Form gegeben und deren erfolgreiche Durchführung gesichert hat. Ihnen bin Ich und bleibt Mein Haus zu warmem Danke verpflichtet. Sie haben daher ein Recht, vor allem zu wissen, welches die Gesichtspunkte sind, die für die Haltung Meiner Regierung maßgebend sein sollen. Blum IV.

Wort für Wort konnte Fürst Bismarck als Programm des Herrschers unterschreiben. Am 19. März verlas Fürst Bismarck in den Parlamenten die allerhöchste Botschaft, in der Kaiser Friedrich seinen Regierungsantritt verkündete. Er fügte eine Darstellung der Beileidskundgebungen hinzu, die aus aller Welt beim Tode des verewigten Kaisers nach Berlin geströmt waren:

Etwas in der Geschichte schwerlich Dagewesenes ist die Teilnahme an dem Todesfalle eines Monarchen in dieser Ausdehnung. Es sind ja große Männer vorher gestorben, und wenn Napoleon I., wenn Peter der Große, wenn Ludwig XIV. aus diesem Leben schieden, so hat das gewiß in weiten Kreisen einen Wellenschlag gemacht; daß aber von den Antipoden und von den benachbarten Völkern Kränze und Palmen auf das Grab des verstorbenen Monarchen gebracht worden sind, das ist eine in der Geschichte noch nicht dagewesene Thatsache; so hochgefürstet ist noch kein Monarch gewesen, daß alle Völker der Erde, ohne Ausnahme, ihm beim Hintritt ihre Sympathie, ihre Teilnahme, ihre Trauer am Sarge zu erkennen gegeben haben. (Bravo!) Rede v. 19. 3. 1888

Am 73. Geburtstage des Kanzlers hielt der Kronprinz seinen berühmten Trinkspruch:

Eure Durchlaucht! Unter den vierzig Jahren, welche Sie soeben erwähnten, ist wohl keins so ernst und schwerwiegend gewesen, als das jetzige: der Kaiser Wilhelm ist heimgegangen, dem Sie 27 Jahre lang treu gedient! Mit Begeisterung jubelt das Volk unserem jetzigen hohen Herrn zu, der Mitbegründer der Größe des jetzigen Vaterlandes ist. Ew. Durchlaucht werden Ihm, wie wir Alle, mit derselben altdeutschen Mannestreue dienen, wie dem Dahingeschiedenen. Um mich eines militärischen Bildes zu bedienen, so sehe ich unsere jetzige Lage an wie ein Regiment, das zum Sturm schreitet. Der Regimentskommandeur ist gefallen, der Nächste im Kommando reitet, obwohl schwer getroffen, noch kühn voran. Da richten sich die Blicke auf die Fahne, die der Träger hoch emporschwenkt. So halten Ew. Durchlaucht das Reichspanier empor. Möge es, das ist unser innigster Herzenswunsch, Ihnen noch lange vergönnt sein, in Gemeinschaft mit unserem geliebten und verehrten Kaiser das Reichsbanner hochzuhalten. Gott segne und schütze denselben und Ew. Durchlaucht!

Frühzeitig hatte Bismarck mit der Intrige zu kämpfen, die ihn zu stürzen versuchte. Man suchte vor allen Dingen ihm das Vertrauen des Kaisers durch die Ausstreuung zu entziehen, als habe er beabsichtigt, eine Regentschaft an Stelle des erkrankten Monarchen einzusetzen und die Regierungsfähigkeit desselben abzuleugnen. Es ist längst festgestellt, daß diese Ausstreuung auf einer Legende beruht. Da wurde plötzlich ganz Deutschland in Erregung versetzt durch die Nachricht von der be-

vorstehenden Verlobung der Prinzessin Victoria mit dem Prinzen Alexander von Battenberg, dem zugleich das Kommando über ein preußisches Armeekorps verliehen werden sollte, und daß Fürst Bismarck die Beziehungen zu Rußland schonen und sein Abschiedsgesuch einreichen wollte. Das Projekt ging zurück auf die Königin von England, bei der das alten Frauen eigentümliche Gelüst, Ehen zu stiften, sich mit der politischen Absicht vereinigen mochte, Rußland und Deutschland von einander zu trennen. Jedenfalls war die Verbindung ein Lieblingswunsch der Kaiserin Friedrich. Schon am 1. April, am Ostertage, sollte der Battenberger in Berlin erscheinen, da überreichte Fürst Bismarck dem Kaiser eine Denkschrift von 30 Seiten, die später durch eine Indiskretion in französischen Blättern veröffentlicht worden ist. Die Königin von England kam selbst in Charlottenburg an, die Erregung im Volke war bereits so hoch gestiegen, daß Vorsichtsmaßregeln bei ihrer Ankunft getroffen werden mußten. Mit ihr hatte Fürst Bismarck eine lange Unterredung. Schon vorher war es ihm gelungen, eine Verschiebung der Reise des Battenbergers zu erzielen und trotz der freisinnigen Hetzer gegen den Kanzler lehnte Kaiser Friedrich diesen Heiratsplan endgiltig ab, noch ehe die Königin Victoria ihren Besuch ausgeführt hatte. Man hat vielfach über das Verhältnis Bismarcks zur Kaiserin Friedrich Legenden verbreitet, man hat von einer tiefinneren Abneigung der beiden erlauchten Persönlichkeiten gefabelt: mochte auch die Sympathie der liberalen Engländerin für Bismarck nicht allzu tief gehen, so war diese Frau doch viel zu klug, als daß sie das Genie dieses Mannes nicht stets nach seinem vollen Werte geschätzt hätte. Wiederholt ist Fürst Bismarck dieser Anschauung entgegengetreten, auch zuletzt noch in seinem hinterlassenen Werke, in dem er erzählt:

Ged. u. Er. II. Als der Gesundheitszustand Wilhelm I. im Jahre 1885 Anlaß zu ernsten Besorgnissen gab, berief der Kronprinz mich nach Potsdam und fragte, ob ich im Falle eines Thronwechsels im Dienst bleiben würde. Ich erklärte mich dazu unter zwei Bedingungen bereit: keine Parlamentsregierung und keine auswärtigen Einflüsse in der Politik. Der Kronprinz erwiderte mit einer entsprechenden Handbewegung: „Kein Gedanke daran!“

Bei seiner Frau Gemahlin konnte ich nicht dasselbe Wohlwollen für mich voraussetzen; ihre natürliche und angeborene Sympathie für ihre Heimat hatte sich von Hause aus gekennzeichnet in dem Bestreben, das Gewicht des preußisch-deutschen Einflusses in europäischen Gruppierungen in die Wagschale ihres Vaterlandes, als welches sie England zu betrachten niemals aufgehört hat, hinüberzuschieben und im Bewußtsein der Interessenverschiedenheit der beiden asiatischen Hauptmächte, England und Rußland, bei eintretendem Bruche die deutsche Macht im Sinne Englands verwendet zu sehen. Dieser auf der Verschiedenheit der Nationalität beruhende Dissens hat in der orientalischen Frage, mit Einschluß der Battenbergischen, manche Erörterung zwischen Ihrer Kaiserlichen Hoheit und mir veranlaßt. Ihr Einfluß auf ihren Gemahl war zu allen Zeiten groß und wurde stärker mit den Jahren, um zu kulminieren in der Zeit, wo er Kaiser war. Aber auch bei ihr bestand die Ueberzeugung, daß meine Beibehaltung bei dem Thronwechsel im Interesse der Dynastie liege.

Zu dem Verfasser hat Fürst Bismarck sich in folgender Weise geäußert:

Man hat die Willenskraft des Kaisers Friedrich vielfach unterschätzt. Man glaubte ihn abhängig von Schürzen und Weiberröcken. Das ist ganz falsch. Er hatte ein hohes Bewußtsein von seiner Souveränität und die guten Leute, die von ihm eine starke Wendung nach links erwarteten und in ihm eine besondere Schwäche für den Konstitutionalismus witterten, hätten sich arg getäuscht, wenn er länger regiert hätte. Er war äußerlich verbindlich, aber durchaus selbstherrlich. Ich hätte selbst gegen Weiberintriguen leicht mit ihm regiert. — Na, Kronprinzen schillern ja immer ein bischen liberal, das ist nun mal so, sie stehen auch immer ein bischen in Opposition, weil sie zu wenig zu thun haben, wenn sie nicht ganz in den Gamaschen aufgehen, aber das schleift sich ab. Kaiser Friedrich wäre eher ein Autokrat geworden als ein Richterscher. — Die Kaiserin Friedrich ist eine kluge Frau, aber sie ist im Grunde stets Engländerin geblieben. Wenn sie von „unseren" Truppen, von „unserem" Botschafter spricht, so meinte sie stets die englischen Truppen und Lord Loftus oder wer gerade da ist. Ich wünschte, deutsche Prinzessinnen, die sich wegverheiraten, hätten auch was davon. Daß ich bei meiner Verabschiedung sie um ihre Vermittelung bat — gar mit Thränen — ist natürlich Schwindel. Aber sonst standen wir recht gut mit einander, besonders in den letzten Jahren, wenn ich sie auch oft ärgern mußte, wie beim Battenberger. Unser Verhältnis beruhte ja nicht auf Liebe, aber auf gegenseitiger Hochachtung. Einmal, als ich zum Vortrag in Charlottenburg war, rückte sie mir sogar einen Sessel heran. Kaiser Friedrich hielt überhaupt immer darauf, auf meine Bequemlichkeit Rücksicht zu nehmen. Das wurde freilich später anders.

Die Tage, die Kaiser Friedrich noch zu leben hatte, waren Tage des Kampfes gegen die Intriguen. Sie im einzelnen darzustellen, ist auch heute noch nicht die Zeit, wenn auch dem Verfasser aus dem eigenen Munde des Kanzlers die Mitteilungen reichlich zugeflossen sind. Ein schwaches Bild hat die Schrift des Herzog Ernst von Koburg gegeben: „Auch ein Programm aus den 99 Tagen". Hier wird erzählt, daß dreimal die Gegner Bismarcks am Ziel zu sein glaubten; die Battenberger Angelegenheit, die Reise der Königin von England und die Entlassung des Minister v. Puttkamer seien eingefädelt worden, um ohne jeden Schein des bösen Willens, lediglich als eine Folge unglückseliger Umstände, den Abgang des Reichskanzlers herbeizuführen.

Der Verfasser führte nun aus, daß die Battenbergische Heiratsangelegenheit eine gut ausgespielte Karte gewesen sei, und verfolgte die Angelegenheit durch verschiedene Stadien bis zu dem endgiltigen Fehlschlagen der freisinnigen Erwartungen. Es wurde dann weiter geschildert „wie der Freisinn in der Herkunft der Königin von England nach Berlin eine Unterstützung seiner Pläne gefunden zu haben hoffte". „Nichts war klarer und schien ihm richtiger berechnet zu sein, als die übliche Wendung, welche in dem ganzen politischen System des deutschen Reichskanzlers zu Tage kommen mußte, wenn man der Zusammenkunft des neuen kaiserlichen Herrscherpaares mit der Königin von England eine starke politische Färbung zu geben vermochte. War die Eifersucht Rußlands eben nur mühsam beschwichtigt worden, so gab es kein geeigneteres Mittel, neuerdings Mißtrauen zu säen und den Zaren selbst auf falsche Fährten zu lenken, als wenn der Glaube erweckt wurde, daß eine feste, von beteiligten Seiten seit Jahren ersehnte und erstrebte Allianz zwischen Deutschland und England doch nur eine Frage der Zeit sein könnte." Nachdem der Verfasser die Gründe dargelegt hatte, aus denen der Freisinn indessen auch bei diesem Anlaß sich in seinen Erwartungen getäuscht sah, kam er zu der Komödie, welche derselbe gegen den Minister v. Puttkamer in der Wahlbeeinflussungs-Angelegenheit in Szene setzte, und welche den Zweck hatte, der Welt zu zeigen, was die freisinnige Partei bei Kaiser Friedrich galt. Der Sturz des Ministers v. Putt-

Auch ein Programm a. d. 99 Tagen.

kamer wurde zwar erreicht, der „Erfolg ohne Gleichen" jedoch durch den einen Nebenumstand ein wenig getrübt, daß dem jähen Sturze des inneren Ministeriums der unter anderen d. h. unter normalen Verhältnissen allerdings wenig unwahrscheinliche Abgang des ganzen Ministeriums und vor allem des Präsidiums nicht nachgefolgt war.

Der Verfasser kam sodann zu dem interessantesten Teil seiner Ausführungen, nämlich der Darlegung, wie es „sich schließlich auch herausgestellt habe, daß die sachlichen Motive für alle die geplanten Regierungsveränderungen nicht einmal aus Vorliebe für die Freisinnigen zu erklären waren, sondern der Freisinn bei der Sache nur die Rolle der Wand im Sommernachtstraum spielte". Wir sehen, wie die Welfen für ihre Pläne auf ihn rechnen durften, welche die innere Umgestaltung des Deutschen Reiches und Preußens durch Wiederherstellung des Königsreichs Hannover und Einführung des Herzogs von Cumberland in Braunschweig zum Gegenstande hatten; wie Deutschland alsdann mit Frankreich durch freiwillige Rückgabe von Elsaß-Lothringen versöhnt werden sollte, um für seinen treuen Freund England mit ganzer Kraft den Krieg gegen Rußland führen zu können, der England in Asien entlasten sollte. Dies waren, hieß es, besonders die Programmpunkte, um derentwillen die Führung der Geschäfte nicht in der Hand des Fürsten Bismarck bleiben konnte, und welche gleichsam den tiefen Hintergrund in der großen Konspiration des Freisinns und seiner „intimen Beziehungen" bildeten. —

Die Wogen der Konspiration, welche dieses unerhörte Programm verwirklichen sollte, hatte Fürst Bismarck wohl herankommen sehen, als er beim Tode des Kaisers Wilhelm sich gewappnet hatte, das Reich vor dem Schiffbruch zu retten. Es war daher eine schlaue Berechnung, daß man in erster Linie ihn von dem Steuer zu verdrängen suchte. Das Weitere würde sich gefunden haben.

„Und das ist das Programm", schloß der Verfasser, „welches dicht vor der Verwirklichung stand, und welches auch verwirklicht worden wäre. Das Programm stand seit lange fest und war fertig, als Kaiser Friedrich seine fertigen Thronproklamationen dem Reichskanzler im Eisenbahnwagen übergab. Das Programm war vorhanden, obwohl es der Kaiser sesbst am wenigsten kannte, denn es war eben auch ein Programm, welches sich an ihn herandrängte und durch den Sturz des Reichskanzlers siegen zu können hoffte. Das Programm wurde mit solchem Fanatismus verfochten, daß man vor keinem Schritte zurückschreckte. Um des Programms willen durfte der Kaiser keinerlei Krankheit haben, welche seine dauernde Behinderung in der Regierung beweisen konnte. Um des Programms willen waren jene Aerzte untauglich, welche sich anheischig machen wollten, das Leben zu retten, ohne die Regierungsbehinderung zu verhindern. Deshalb durfte von keiner Regentschaft, ja nicht einmal von einer richtigen Stellvertretung die Rede sein, als der unheilbare Kranke zur Qual seiner regierungslosen Regierung berufen worden war."

Am 15. Juni 1888 ist Kaiser Friedrich gestorben. Unmittelbar nach seinem Tode trat Mackenzie, sein Arzt, die fluchtartige Abreise an. Kaiser Wilhelm II. bestieg den Thron. Ihm sollte es beschieden sein, über den treuen Ratgeber seines Vaters ein hartes Los heraufzuführen, ein Schicksal von solcher Tragik, wie es seit Themistokles die Welt nicht mehr sah.

Die einzelnen Vorgänge, die dem Tode Kaiser Friedrichs folgten, liegen gleichfalls in ihren Einzelheiten noch nicht offen vor der Welt. Es war vor allem die Veröffentlichung des Tagebuches des Kronprinzen durch Geffcken, die schon bald nach dem Heimgange des unglücklichen Monarchen die Welt in Erregung versetzte.

In diesem Tagebuche waren Bemerkungen über einzelne Vorgänge während des Feldzuges gegen Frankreich gemacht, deren Veröffentlichung durch Herrn Geffcken nicht nur als eine grobe Indiskretion aufgefaßt werden mußte, sondern zugleich als ein Versuch, Mißtrauen gegen den Reichskanzler nicht nur bei dem jungen Kaiser, sondern auch im Volke zu säen. Ursprünglich war die Meinung allgemein, daß die Veröffentlichung zurückzuführen sei auf ein demokratisches Manöver, auch der Kaiser und Fürst Bismarck waren überzeugt, daß das Tagebuch gefälscht sei: die Authenzität wurde erst dann konstatiert, als der frühere hanseatische Diplomat als der Urheber erkannt war.

Geffcken gehörte zu jenen ehrgeizigen und selbstbewußten Männern, die nach ihrer Meinung für ihre Verdienste nicht hinreichend belohnt worden waren. Er war schon seit Jahrzehnten einer der intimsten Gegner des Fürsten Bismarck. Die Entrüstung des Kaisers über seine Veröffentlichung war jedoch so groß, daß er sofort vom Kanzler einen Immediatbericht forderte, um Aufklärung über die Strafbarkeit der Veröffentlichung zu verlangen.

Fürst Bismarck hat diesen Bericht zwar eingereicht, jedoch insofern, wie er dem Verfasser mitteilte, mit innerem Widerstreben, als er von der juristischen Unhaltbarkeit eines strafrechtlichen Vorgehens von vornherein überzeugt war.

Kaiser Wilhelm jedoch bestand auf der Verfolgung Geffckens und so wurde dem Justizminister Dr. Friedberg die Ausführung „der Allerhöchsten Willensmeinung“ übertragen. Man hat später behauptet., daß der Rücktritt dieses Ministers durch den Fürsten Bismarck veranlaßt worden sei wegen seines unparteiischen Verhaltens in dieser Affaire, die ja bekanntlich mit der Einstellung des Strafverfahrens schloß; thatsächlich ist dies unwahr, denn Minister Friedberg hatte auf die Entscheidung des Reichsgerichts nicht den geringsten Einfluß.

Am Tage nach dem Hinscheiden Kaiser Friedrichs war der Reichstag einberufen worden, bei seiner Eröffnung erschienen in Einigkeit sämtliche deutsche Fürsten und sie vernahmen von dem Kaiser das Gelöbnis, daß er festhalten wolle an der Politik seines Großvaters. Noch vom Throne herab reichte der Monarch seinem ersten Berater die Rechte, um auch öffentlich festzustellen, welch inniges Verhältnis zwischen ihnen herrschte. Wenige Tage später erklärte Fürst Bismarck im vertraulichen Gespräch im Herrenhause, indem er mit hoher Anerkennung von den persönlichen Eigenschaften des jungen Herrschers sprach, daß er ihm die Zusicherung gegeben habe, bis zum letzten Atemzuge nicht von seiner Seite zu weichen. Es sollte anders kommen. Zwar herrschte zunächst zunächst noch die vollste Einigkeit zwischen den beiden bedeutendsten Faktoren des öffentlichen Lebens.

In zahlreichen Kundgebungen herzlichen Vertrauens sprach der Kaiser seine Gesinnung zu dem großen Kanzler aus; aber schon machten sich Einflüsse geltend, die an dem Sturze des Kanzlers arbeiteten; der Scheiterhaufenbrief des Hofpredigers Stöcker und gewisse Artikel des

Herrn von Hammerstein bilden hierfür historische Dokumente. Aber der Wall des Vertrauens war nur schwer zu durchbrechen. Am Ende des Jahres 1889 noch richtete der Kaiser, der im Sommer den Staatsmann in seinem Heim zu Friedrichsruh aufgesucht hatte, an ihn den Neujahrswunsch:

Lieber Fürst! Das Jahr, welches uns so schwere Heimsuchungen und unersetzliche Verluste gebracht hat, geht zu Ende. Mit Freude und Trost zugleich erfüllt Mich der Gedanke, daß Sie Mir treu zur Seite stehen und mit frischer Kraft in das neue Jahr eintreten. Von ganzem Herzen erflehe ich für Sie Glück, Segen und vor allem andauernde Gesundheit und hoffe zu Gott, daß es Mir noch recht lange vergönnt sein möge, mit Ihnen zusammen für die Wohlfahrt und Größe unseres Vaterlandes zu wirken.

Eine sachliche Meinungsverschiedenheit trat erst ein, als während des großen Bergarbeiterstreiks des Jahres 1889 der Kaiser sich entschloß, die drei Führer der Ausständigen im Schloß zu Berlin zu empfangen. Hier warnte Bismarck vergebens. Und auch die zahlreichen Reisen des Kaisers an die europäischen Höfe trafen nicht durchweg auf seine Billigung; die zweite Fahrt nach Petersburg gehört mit zu jenen Gründen, die schließlich zur Katastrophe geführt haben. Aber sicherlich ahnte er es nicht, als er am 18. Mai für die Altersversicherung eintrat, daß er an diesem Tage seine letzte amtliche Rede im Parlamente halten würde. Es handelte sich um das Gesetz, das den Veteranen der Arbeit ihr Los erleichtern sollte; mit den Opponenten der Linken traten mehrere Abgeordneten aus der konservativen Partei den Plänen der Regierung entgegen. Den Freisinnigen hielt er ein Register ihrer Sünden vor mit den Worten:

Rede v. 18. 5. 1889. Ich habe mich auch darüber nicht gewundert, daß die Herren von der freisinnigen Partei dagegen stimmen. Ich habe in dem Vierteljahrhundert und mehr, daß ich an dieser Stelle bin, noch nie von diesen Herren eine Zustimmung für irgend etwas gehabt (oho! bei den Freisinnigen) — wenn ich allein vielleicht ausnehme vor Jahr und Tag die letzte Zustimmung zur letzten Hand, die an unsere Wehrverfassung gelegt wurde. Ob Sie da aus Liebe zum Reich und in Minderung Ihrer Abneigung gegen meine Person gestimmt haben oder in der fraktionsmäßigen Notlage Ihre Zustimmung oder Ihr Schweigen haben geschehen lassen — (Rufe links: Pfui!) — Meine Herren, von „Pfui“ ist da nicht die Rede, — erlauben Sie, daß ich ganz offen rede; wer mir „Pfui“ sagt, den nenne ich: unverschämt! (Bravo! rechts.) Ich will den Herrn gar nicht fragen — — Sie mögen die Wahrheit nicht hören; ich bin aber hier, um Ihnen die Wahrheit zu sagen; insultieren lasse ich mich nicht, dann insultiere ich wieder. (Bravo! rechts.) „Pfui“ — ich weiß nicht, worauf sich das bezog; ich kann deshalb darauf nicht erwidern. Ich betrachte es als einen allgemeinen Ausdruck des Hasses, dessen Gegenstand ich seit Jahren hier an dieser Stelle für die Herren, welche dort sitzen, gewesen bin. Als Christ kann ich das hinnehmen, aber als Kanzler, so lange ich hier stehe, kämpfe ich dagegen und lasse mir dergleichen nicht sagen, ohne darauf zu reagieren.

Kennen Sie außer Ihrer teils schweigenden, teils ausdrücklichen Zustimmung zu unseren Wehrvorlagen irgend eine organische Bestimmung, von der Reichsverfassung angefangen bis an die heutige Vorlage, bei der die freisinnige Partei, oder, wie sie früher hieß, die Fortschrittspartei, der Regierung irgend entgegengekommen wäre, bei der sie das Bestreben gezeigt hätte, sich zu fragen: befestigen wir hierdurch das Reich oder nicht? Sie hat sich vielleicht gefragt; aber wenn

sie sich in ihrem inneren Forum die Frage beantwortet hatte, — für welche Seite sie sich dann entschieden hat, zur Befestigung oder nicht, das zu entscheiden überlasse ich dem Urteil der Geschichte.

Ob wohl eine Ahnung des Kommenden in ihm lag, als er den Konservativen zurief:

Wenn wir jetzt die ganze Sache beiseite legen, dann ist sie in die Versenkung verschwunden. Wer sagt uns denn, ob wir über ein Jahr Zeit und Muße dafür haben? Ich habe mich für den holsteinischen Kanal bis 1870 sechs Jahre lang, von 1864 an auf das lebhafteste interessiert. Ich bin von 1870 bis 1880 gar nicht wieder so weit zu Atem gekommen, daß ich hätte an den Kanal denken können. Wer sagt Ihnen denn, daß wir in der Lage sein werden, uns mit dieser Frage, zu der uns Gott im Augenblick noch die Muße gegeben hat, über ein Jahr noch zu beschäftigen? Ich wenigstens möchte das Vertrauen nicht unbedingt aussprechen. Ich muß mich an die Konservativen wenden mit der Bitte um ein entschlossenes Zusammenhalten, daß sie wirklich als eine einheitliche Partei auftreten, welche sich hier einmal um den Staat und ihr eigenes Prinzip schart, und die nicht — ich will keinen harten Ausdruck gebrauchen, der mir einfällt — eigenwillige Sonderbestrebungen verfolgt, deren Motive ich ganz unbeurteilt lasse. Also an die konservative Partei, als deren, ich möchte sagen, „alter Herr" — ich war früher Mitglied, ich bin es nicht mehr, ich kann keiner Partei angehören — richte ich die Bitte: machen Sie solche Sprünge nicht! (Heiterkeit.)

Aber ich möchte die konservativen Herren ihrerseits besonders bitten, sich von der Gemeinschaft von Sozialdemokraten, Polen, Welfen, Elsässer-Franzosen und auch von der Gemeinschaft der Freisinnigen absolut loszusagen. (Lebhaftes Bravo.)

Daß die ersten ernsthaften Differenzen zwischen dem Kaiser und seinem Kanzler bis in den Sommer des Jahres 1889 zurückgehen, ist historisch festgestellt. Als später ein Pester Blatt berichtete: Der Gegenbesuch des Zaren in Berlin 1889 schloß mit der Aussicht, daß Kaiser Wilhelm II. im Sommer 1890 wieder Gast in St. Petersburg sein und den russischen Manövern beiwohnen werde. Fürst Bismarck war von dieser Aussicht nicht so erfreut, wie es der Kaiser wünschte, und er soll sogar — ob mit Recht oder Unrecht — den Beginn der Kanzlerkrisis bis auf die Fahrt zurückdatieren, die er nach der Abfahrt des Zaren von Berlin mit dem Kaiser gemeinsam vom Lehrter Bahnhof nach den Linden machte. Daß der frühere Kanzler bestrebt war, mit Rußland, wenn nicht Freundschaft, so doch ein erträgliches Auskommen zu unterhalten, hat man aus seinem Munde oft genug gehört, ebenso aber auch, daß die Bundestreue jener traditionellen Freundschaft voranstehe — da wurde von einer dem Fürsten nahestehenden Persönlichkeit erklärt: Die Information des Korrespondenten ist richtig. Nach der Abfahrt des Kaisers Alexander lud Kaiser Wilhelm den Fürsten zu sich in seinen Wagen, um ihn darin nach dem Reichskanzlerhause zu geleiten. In der Unterhaltung, welche sich alsbald über den russischen Besuch entspann, sowie über die vom Kaiser kundgegebene Absicht, im folgenden Jahre längere Zeit in Rußland zuzubringen — eine Absicht, die nicht den Beifall des Kanzlers fand — ergab sich eine Nichtübereinstimmung der Anschauungen und daraus folgend eine Verstimmung, welche als der

Ausgangspunkt tiefergehender Meinungsverschiedenheiten und des endlichen Bruches angesehen wird.

Auch in seinen „Gedanken und Erinnerungen" hat Fürst Bismarck der gleichen Auffassung Rechnung getragen. Gerade um eine Verschärfung der Verstimmung zu vermeiden, ist damals der Kanzler nach Friedrichsruh gereist, und er folgte durchaus der Anweisung des Monarchen, als er seinen Aufenthalt weit über seine Absicht hinausdehnte, bis in das neue Jahr. Er hat leider so den Intriganten den Weg frei gemacht, die jetzt mit allem Nachdruck den entscheidenden Sturmlauf gegen den verhaßten Kanzler unternahmen.

Aeußerlich blieb auch jetzt noch das alte Verhältnis bestehen. Von seiner Orientreise sandte der Kaiser zahlreiche im herzlichsten Tone gehaltene Telegramme nach Friedrichsruh, und zum Neujahrswechsel empfing der Kanzler jenen berühmten Glückwunsch, der mit den Worten schloß: „Ich bitte Gott, er möge Mir in Meinem schweren und verantwortungsvollen Herrscherberufe Ihren treuen und erprobten Rat noch viele Jahre erhalten." Zugleich ließ der Kaiser seinem Kanzler immer wieder auf das dringendste raten, nur seiner Gesundheit zu leben, und bitter bemerkte später der Kanzler: „Unter Gründen der Schonung meiner Gesundheit hat man mich von Berlin und aus dem lebendigen Zusammenhange der Dinge ferngehalten; es war keineswegs mein Bedürfnis und mein Wunsch, wenn ich oft so lange von Berlin abwesend war.

Die Auffassung der sozialen Frage nach ihrer reformatorischen Seite wie nach der Seite der Abwehr gemeingefährlicher Bestrebungen verschärfte die Spannung zwischen dem Kaiser und seinem Berater. Am 30. September war das Sozialistengesetz abgelaufen und es wurde vom Reichstage nicht nur eine Verschärfung desselben, sondern auch die Verlängerung für ewige Zeiten gefordert. Nach der neuen Vorlage sollten sozialistische Agitatoren der Ausweisung unterliegen, solche Organe, die zweimaliger Verwarnung unterlagen, sollten verboten werden können. Fürst Bismarck war der Ansicht, daß die sozialistische Bewegung in letzter Konsequenz keine Rechts-, sondern eine Kriegsfrage und so zu behandeln sei. Er glaubte, daß der Kampf mit dieser Strömung unvermeidlich sei und deshalb je eher je besser stattfindet. Deshalb wollte er die Staatsgewalt in den Besitz aller Waffen setzen, damit die Regierung bei einer etwaigen Katastrophe die Herrin im Lande bleibe. Kaiser Wilhelm jedoch war der Ueberzeugung, daß er auch ohne ein Gesetz Herr der Arbeiterbewegung bleiben könne, daß er aus eigener Kraft mit ihr fertig werde. Im Reichstage wiederum war man höchstens bereit, das alte Sozialistengesetz zu verlängern und erst in zweiter Lesung entschloß man sich, das Gesetz zwar dauernd anzunehmen, die Verschärfungen aber abzulehnen. Am Tage vor der dritten Lesung traf Fürst Bismarck in Berlin ein, um den Vorsitz in einer Sitzung des Staatsministeriums zu führen, in der man sich über die Haltung der Regierung schlüssig machen wollte. Sein Eintreffen war herbeigeführt worden durch eine Depesche seines Sohnes, die ihn wohl auch gleichzeitig über die Schwierigkeit der Lage aufklärte.

Er traf denn auch innerhalb seiner Kollegen auf Stimmungen, die es ihm deutlich machten, daß der Wind auch in den höheren Regionen umgeschlagen sei. Vor allen Dingen bemerkte er, daß sein Adlatus Herr von Bötticher, der nach der Verfassung gar nicht das Recht besaß, eine selbständige Politik zu treiben, in direkten Vorträgen beim Kaiser sich zu der Auffassung des Kanzlers in Gegensatz gestellt hatte. Von dem Ministerrat begab sich der Kanzler zum Kaiser, um ihm seinen Wunsch vorzutragen, von der Leitung des Handelsministeriums entbunden zu werden. Unmittelbar darauf fand ein lang andauernder Kronrat unter dem Vorsitz des Kaisers statt. Hier wurden plötzlich zur Ueberraschung des leitenden Staatsmannes von Herrn v. Bötticher die bekannten Erlasse über den Arbeiterschutz vorgetragen, Erlasse, die sich durchaus in Gegensatz stellten zu den Ueberzeugungen des Fürsten Bismarck. Darin wurde es als eine Aufgabe der Staatsgewalt bezeichnet, die Dauer und die Art der Arbeit so zu regeln, daß die Erhaltung der Gesundheit, die Gebote der Sittlichkeit, die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Arbeiter und ihr Anspruch auf gesetzliche Gleichberechtigung gewahrt bleibe. Außerdem sollten Bestimmungen getroffen werden, in denen die Arbeiter die Gewähr erhielten, ihre gemeinsamen Angelegenheiten selbstständig zu regeln und in besonderen Grenzen ihre Interessen wahrzunehmen. Fürst Bismarck erklärte sich mit aller Entschiedenheit gegen die Veröffentlichung dieser Erlasse, er fürchtete, daß sie nur die Begehrlichkeit steigern, keineswegs aber der sozialistischen Agitation ein Ziel setzen würden. Er glaubte auch, daß hiermit ein tiefer Eingriff geschehen in das Selbstbestimmungsrecht der Einzelnen und daß die deutsche Industrie nicht im stande sein werde, die neuen Lasten, die mit der Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit ihr aufgebürdet würden, zu tragen. So sprach sich bald nach seiner Entlassung Fürst Bismarck auch einer Deputation von Kassel gegenüber aus:

Er bemerkte, daß er von internationalen Vereinbarungen zum Schutze der Arbeiter nicht allzuviel halte. An sich zwar seien solche Vereinbarungen ja ganz schön, aber Deutschland käme dabei stets schlecht weg. Er halte ehrlich, was vereinbart sei, während die anderen Staaten sich dann gewöhnlich um vieles herumzudrücken suchen. Auf dem Papier habe sie alles zwar auch, aber die Ausführung lasse immer sehr viel zu wünschen übrig. Penzler I.

Auch das Verbot der Sonntagsarbeit hat, wie ja bekannt, nicht den Beifall des Fürsten. Er betrachtet alles, was hier geschieht, als einen Eingriff in die Selbstbestimmung der Menschen, als Beschränkung der persönlichen Freiheit. Was hier durch die Sitte Gutes geschieht, verdiene gewiß alle Anerkennung, aber Zwang dürfe nicht herrschen.

Und in einem Interview erklärte er:

Wenn ich noch Minister wäre, so würde ich es für besser halten, von aller Einmischung abzusehen, den Dingen ihren natürlichen Lauf zu lassen und eine beobachtende Politik einzuhalten. Wenn Gesetzwidrigkeiten versucht würden, so würde ich sie bekämpfen, aber sonst mit Gleichmut die Sache ansehen. Wenn der Arbeiter sich einen Tag auswählen will, um sich zu amüsieren und einen öffentlichen Aufzug zu veranstalten, so würde ich nichts thun, um ihn daran zu hindern. Eine repressive Gesetzgebung läuft immer auf dasselbe hinaus. Ungeschickte Versuche, Unheil zu verhindern, sind oft der einzige Grund des Ent- Penzler I

stehens von Unheil. Es wird oft mehr Unglück hervorgerufen durch die Absperrung einer Straße, die durch ein Gedränge gefährdet zu sein scheint, als dadurch, daß man die Cirkulation beaufsichtigt und aufrecht erhält, wie man dies zuweilen in Berlin und anderen großen Städten sehen kann. Alle möglichen Vorsichtsmaßregeln gegen alle möglichen Uebel, die aus einer Lage entspringen können, zu ergreifen, kann zuweilen mehr Unheil schaffen, als wenn man ruhig den Ausgang abwartet. Es ist eine gute Regel in solchen Fällen, Drohungen sowohl wie Versprechungen zu vermeiden. Wenn der lärmende Streikende sieht, daß die Behörden außerordentliche Maßregeln ergreifen, um die Ruhe aufrecht zu erhalten, so weiß er, daß sie ihn fürchten. Und je mehr er dies begreift, um so angriffslustiger wird er.“ Der Gegensatz zwischen den Arbeitgebern und Arbeitnehmern ist meiner Meinung nach das Resultat eines Naturgesetzes und kann nach der Natur der Dinge niemals zum Abschluß kommen. Wir werden niemals in eine Lage kommen, wo die Arbeiter sagen werden: wir sind zufrieden sowohl für uns, wie für unsere Kinder und Nachkommen. Man kann es als eine Grundwahrheit ansehen, daß es der Wunsch des Arbeiters, seine Lage zu verbessern und vorwärts zu kommen, ebenso lange sein wird, als er irgend jemand sieht, dessen Lage besser ist als die seinige.

Nein, dieser Kampf der Klassen wird niemals aufhören. Ihn lösen zu wollen, wäre dasselbe wie die das Problem der Quadratur des Kreises lösen zu wollen. Es ist eine Utopie, der Traum eines tausendjährigen Reiches, das Millennium, der nur verwirklicht werden kann, wenn die Menschen Engel werden. Irgend ein Arrangement auf Grund eines festen Arbeitslohnes, z. B. fünf Shilling pro Tag, ist nicht ausführbar.

Der Sozialismus wird uns noch viel Mühe machen. Den Regierungen ist oft der Vorwurf gemacht worden, es sowohl an Energie wie an Wohlwollen haben fehlen zu lassen. Ich nenne es nicht Nachsicht, wenn ein Mensch so feige ist, dem Druck einer Demonstration nachzugeben. Zuweilen besteht das echte Wohlwollen darin, Blut zu vergießen. Das Blut einer aufrührerischen Minorität und zwar zur Verteidigung der ruheliebenden und dem Gesetz gehorchenden Majorität. Das erste Erfordernis einer Regierung ist Energie. Sie darf nicht der Zeit sich anbequemen, nicht die Zukunft für eine nur zeitweilig bequeme Einrichtung aufopfern. Eine Regierung muß konsequent sein. Die Festigkeit, ja sogar die Härte einer herrschenden Macht ist eine Bürgschaft des Friedens, sowohl nach außen wie nach innen. Eine Regierung, die immer bereit ist, einer Majorität nachzugeben, sei die letztere nun eine lokale oder bloß zeitweilige, eine parlamentarische oder aufrührerische, und welche ihr Ansehen nur durch Zugeständnisse aufrecht erhält, von denen jedes den Weg zu einem neuen Zugeständnis anbahnt, eine solche Regierung befindet sich in einer traurigen Klemme.

Die Erlasse waren eine Lieblingsidee des Kaisers. An ihrer Fertigstellung hatte neben dem Grafen Douglas und dem Maler Heyden auch Herr Hinzpeter, der Erzieher des Kaisers, mitgearbeitet.

Die Form, in der sie später mit starker Abschwächung veröffentlicht wurde, stammte aus der Feder des Kanzlers. Vergebens hatte er, wie er dem Verfasser mitteilte, indem er sie „in den Schubkasten legte“, eine dilatorische Politik versucht und vergebens bat er noch vor ihrer Veröffentlichung den Monarchen, er möge ihm gestatten, sie „ins Feuer“ zu werfen. Der Kaiser blieb bei seinem Entschluß, in der Hoffnung, einen heilsamen Einfluß auf die Wahlen ausüben zu können. Nur das erreichte der Fürst, daß zur Begutachtung über die Erlasse ein Staatsrat einberufen wurde, der gleichsam, wie Bismarck sich später ausdrückte, ein Sieb sein sollte, eine gewisse Hemmung für den humanen arbeiterfreundlichen Plan des jungen Kaisers.

Das Organ des Kanzlers hat sich über die Motive, die ihn damals bewegten, in folgender Weise geäußert:

Wenn ein leitender Minister glaubt, daß die allerhöchsten Entschließungen den Landesinteressen nicht entsprechen, so ist er seinerseits verpflichtet, den ihm verfassungsmäßig zustehenden Einfluß auf die Krone dahin geltend zu machen, daß die Ausführung der Entschließungen unterbleibe. Der Minister handelt pflichtwidrig, wenn er anders verfährt; er leistet dem Monarchen und dem Lande den treuesten Dienst dadurch, daß er seine Meinung mit Nachdruck und Entschiedenheit vertritt. Wenn der Minister meint, daß die Wege, die sein Herr zu gehen entschlossen ist, gefährliche Wege seien, so ist er amtlich und vor seinem Gewissen gehalten, dies offen auszusprechen. Penzler I.

Man dient seinem Herrn am besten, indem man ihn warnt, sich in Gefahr zu begeben. Gelingt es dem Minister nicht, den Monarchen von der Bedenklichkeit der geplanten Maßregeln zu überzeugen, weil der Minister infolge seiner Antezedentien oder aus vorgefaßter Meinung als parteiisch angesehen wird, so ist er noch nicht ohne weiteres berechtigt, die Dinge ihren Lauf nehmen zu lassen und eventuell um seinen Abschied zu bitten. Er hat dann den Versuch zu machen, seine abweichende Ueberzeugung durch andere Personen und Instanzen, die das Vertrauen des Monarchen in der fraglichen Angelegenheit vielleicht mehr besitzen als der leitende, verantwortliche Minister, der Krone gegenüber vertreten zu lassen. Die Nächstberufenen hierzu sind die übrigen Minister. Hat er auch hiermit keinen Erfolg und rechtfertigt es die Sache, so handelt der Minister im Landesinteresse, wenn er dem Monarchen anrät, vor der Ausführung seiner Entschließungen eine gutachtliche Beurteilung derselben durch sachverständige Autoritäten, die nicht seine Minister sind, herbeizuführen.

In dieser Lage dürfte sich Fürst Bismarck dem Kaiser gegenüber in Sachen der auf die Arbeiterfragen bezüglichen Erlasse und weiteren Maßnahmen befunden haben.

Die Meinung des Monarchen war eine andere, wie die seines Kanzlers; die übrigen Minister aber, die noch wenige Jahre zuvor mit dem leitenden Staatsmanne eines Sinnes waren, mochten ihre Ansicht geändert, oder sie aus Gründen, deren Erörterung uns hier nicht obliegt, zurückgedrängt haben. So blieb als letzter Rat zur Wahrung dessen, was der Kanzler in diesem Falle als die salus publica erkannte, nur der Vorschlag zur Berufung des Staatsrats, resp. der internationalen Konferenz übrig. Wenn diese Beratungskörperschaften den auf sie gesetzten Hoffnungen nicht entsprochen haben, so beweist das höchstens, daß der frühere Reichskanzler in seinen bezüglichen Voraussetzungen eine Enttäuschung erfuhr, die ihn als Menschenkenner irre machen konnte; keinesfalls war das Ergebnis der Staatsrats- und Konferenz-Beratungen vorauszusehen. Die Berufung dieser Berufungsinstanzen war vollständig berechtigt, auch wenn sie schließlich nicht dem Zwecke entsprach.

Nachdem die Ansicht des leitenden Staatsmannes nicht durchgedrungen war, sondern die des Monarchen, mußte ersterer entlassen werden, da von ihm die Uebernahme der Verantwortung für die Ausführung der zu fassenden Beschlüsse nicht zu gewärtigen war. So fand die Trennung statt; von einer Untreue dabei zu reden, ist sinnlos. Thatsächlich ist Fürst Bismarck wegen Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Kaiser und ihm entlassen worden; aber das ist weder ein Geheimnis, noch ist daraus irgend ein Vorwurf gegen ihn zu konstruieren.

Wer die Reden, die Fürst Bismarck im Jahre 1885 im Reichstage zur Frage des Arbeiterschutzes gehalten hat, mit Aufmerksamkeit liest und sie mit den entsprechenden Vorlagen der jetzigen Regierung vergleicht, dem kann die Unvereinbarkeit beider Anschauungen nicht entgehen. Der ehemalige Kanzler ist arbeiterfreundlich im Sinne der durch ihn ins Leben gerufenen kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881, der Basis der deutschen Sozialreform; er will die Arbeiter gegen die Gefahren der Krankheit, des Unfalls, des Alters

und der Invalidität sichern, aber er glaubt nicht, durch Eingreifen in die Autonomie des Arbeiters diesem oder dem Staate wahrhaften Nutzen bringen zu können. Das schöne Ziel der Beschränkung der Sonntags-, der Frauen- und Kinderarbeit schwebt auch ihm als erstrebenswert vor; aber so lange nicht nachgewiesen ist, wie die vielen Millionen, die dem Arbeiterstande durch diese Beschränkung an Arbeitslohn entzogen werden, anderweitig beschafft werden können, ohne daß die Konkurrenzfähigkeit der Industrie und der Staat darunter leiden, glaubt er auf diesem Wege nur so weit vorgehen zu dürfen, als durch die allerdringendste Notwendigkeit erheischt wird. Der ehemalige Kanzler meint auch wahrscheinlich nicht, daß durch Paktieren mit der Begehrlichkeit der Arbeiter zur Sicherung des sozialen Friedens zu gelangen ist.

Auch in der Frage des Sozialistengesetzes und der anzuwendenden Taktik entstand zwischen dem Monarchen und seinem Ratgeber eine ernste Meinungsverschiedenheit, so daß er bei der Reichstagsberatung nicht mehr auftrat und das Schicksal seinen Weg gehen ließ. Das Gesetz wurde, da die Konservativen für das abgeschwächte Gesetz nicht stimmen wollten, abgelehnt, es ist dann später nicht mehr erneuert worden.

Am 4. Februar erschienen dann ohne Gegenzeichnung des Fürsten Bismarck die kaiserlichen Erlasse. An demselben Tage noch fand bei dem Fürsten Bismarck eine parlamentarische Zusammenkunft statt, an der auch der Kaiser teilnahm und sich auf das freundlichste mit den Anwesenden unterhielt. Hier bemerkte der Kanzler einer Gruppe von Gästen gegenüber, daß er die Last der Jahre immer mehr fühle und dem Gedanken gern praktische Folge geben möchte, die preußischen Angelegenheiten jüngeren Kräften anzuvertrauen. Er fügte hinzu: „Der Kaiser hat mich ja ganz gern, aber imponieren kann ich ihm nicht, versuchen Sie einmal, ob Sie es können.“ Schon am Vormittage hatte eine Unterredung stattgefunden, in der Fürst Bismarck den Kaiser fragte: „Bin ich Ew. Majestät im Wege?“ und zum erstenmale einen Tadel darüber hörte, daß er den Ministern verboten habe, Immediatberichte einzureichen: „Ich will durchaus, daß Meine Minister sich Mir persönlich vorstellen.“

Am 14. Februar wurde der Staatsrat eröffnet. Schon vorher stand es bei dem Fürsten Bismarck fest, daß er von seinen Aemtern zurücktreten müsse, doch hatte er im Hinblick hauptsächlich auf die auswärtige Politik und das Verhältnis mit Rußland den Vorschlag gemacht, den Rücktritt allmälig sich vollziehen zu lassen. Die Vorgänge, die zu einer Beschleunigung der Entlassung führten, entwickelten sich erst zu Beginn des März. Inzwischen fanden die Wahlen zum Reichstage statt, der Kartellreichstag wurde gesprengt und das Dreiblatt: Windthorst-Richter-Grillenberger“ triumphierte. Aber dieser Ausfall erweckte nicht etwa Argwohn gegen die Heilkraft der in den Erlassen ausgesprochenen Politik, sondern er wurde lediglich geltend gemacht zu Ungunsten des Kanzlers, der hierdurch eine schwere Niederlage erlitten habe. In dem Staatsrat, an dem der Kanzler nur passiv teilnahm, wurden natürlich die Absichten des Monarchen gebilligt, sämtliche Minister erklärten sich darauf in einer gemeinsamen Sitzung für die Erlasse. Erst später ist es bekannt geworden, daß Kaiser Wilhelm bereits am 1. Februar dem General

von Caprivi in einer Audienz gesagt hatte: „Ich habe Sie kommen lassen, um Ihnen zu sagen, daß Sie sich für alle Fälle bereit halten müssen. Ueber kurz oder lang wird der Reichskanzlerposten vakant. Ich habe Sie zum Nachfolger Bismarcks designiert. Mein Großvater hat bereits Sie als solchen mir bezeichnet, nämlich für den Fall des Todes Bismarcks. Es scheint aber, daß ich mich früher von ihm trennen muß. Er ist meinem Vorgehen in der Arbeiterfrage so abgeneigt und bequemt sich demselben so schwer an, daß unsere Wege nicht lange mehr werden zusammen gehen können."

Fürst Bismarck äußerte sich in einer späteren Zeit über die Unterredung, die er selbst Anfang Februar mit dem Kaiser hatte und in der er seinen Rücktritt von dem Ministerpräsidentenposten vorschlug, in folgender Weise:

In einer Zeit, wo ich nicht daran denken konnte, daß der Kaiser mich gerne los wäre, sprach ich einmal mit Sr. Majestät von der Möglichkeit, daß das Reichskanzleramt versuchsweise von der deutschen Ministerpräsidentschaft getrennt werden könnte, einer Möglichkeit, die vielleicht zum erstenmale dann sich wieder einstellen würde, wenn ich tot wäre. Damals sagte ich dem Kaiser, für diesen Fall würde ich ihm raten, an die Spitze des preußischen Ministeriums einen schneidigen General zu stellen. Ich that das, weil ich der Meinung war, daß Verhältnisse eintreten könnten, wo die damaligen Chefs der drei wichtigsten preußischen Ressorts an der nötigen Schneidigkeit zu wünschen übrig ließen. Der Chef der Polizei war liberal, der Chef des Kriegswesens war liberal und Schwadroneur, der Chef der Staatsanwaltschaften zwar nicht gerade liberal, aber doch zerfahren und unsicher. Beispielsweise nannte ich, weil der mir gerade zuerst einfiel, den Namen Caprivi — aber mein Vorschlag galt nicht dieser Persönlichkeit, sondern nur dem Generalsrange und der Schneidigkeit. Bezüglich letzterer habe ich mich gründlich getäuscht. Es ist mir das nicht oft passiert. Bis dahin war mir Caprivi immer eine sympathische Persönlichkeit gewesen. Er war stramm und aufrecht, kurz im Reden und überhaupt schweigsam. Als ich seine ersten Reden als Ministerpräsident und Reichskanzler in den Parlamenten las, da wußte ich, daß ich mich getäuscht hatte. Wie mir nun später gesagt worden ist, hat sich der Kaiser schon damals Caprivi von Hannover herüberkommen lassen und ohne mein Wissen mit ihm verhandelt. Wenn Windthorst wirklich gesagt hat, Caprivi werde mein Nachfolger und er sei seit langem dazu bestimmt gewesen, so hat er nicht mit meinem, sondern mit des Kaisers Kalb gepflügt. Ich habe außer vor dem Kaiser vor niemanden den Namen Caprivis in solchem Zusammenhange genannt und meine bezügliche Unterredung mit dem Kaiser war ohne Zeugen. Lange übrigens, bevor der Kaiser mich rundweg auffordern ließ, meine Entlassung zu erbitten, was ich zu thun mich weigerte, indem ich passiven Widerstand leistete, hat er mich unter Gründen der Schonung meiner Gesundheit von Berlin und aus dem lebendigen Zusammenhang der Dinge ferngehalten. Es war keineswegs mein Bedürfnis und mein Wunsch, wenn ich oft so lange von Berlin abwesend war. Penzler I.

Am 4. März war Bismarck wieder zur Audienz befohlen, es handelte sich vornehmlich um das Verlangen Bismarcks, in jede Handlung der Ressortchefs einzugreifen und besonders dem Kaiser über jede Angelegenheit persönlich Bericht zu erstatten. Das Entlassungsgesuch, das erst nach seinem Tode veröffentlicht wurde, hat diese Frage beleuchtet; die Zeiten des neuen Kurses haben die volle Berechtigung des von Bismarck betonten Standpunktes erwiesen. In der Audienz wurde die Differenz

nicht geschlichtet, die Erregung des Kaisers hallte noch nach in der Rede auf dem brandenburgischen Provinziallandtage, die in den Worten gipfelte: „Wer sich Mir bei Meiner Arbeit entgegenstellt, den zerschmettre Ich." Fürst Bismarck wurde beauftragt, eine Denkschrift über diese Frage auszuarbeiten, eine Frage, die ihre Begründung fand in der bekannten Kabinettsordre vom Jahre 1852. Die Verleihung des schwarzen Adlerordens an Herrn von Bötticher, der sicherlich nicht als ein Freund des Kanzlers gelten durfte, konnte als ein weiterer Beweis dafür dienen, daß Fürst Bismarck das Vertrauen seines Herrschers verloren hatte. Zahlreiche Bundesfürsten suchten in jenen Tagen zu vermitteln. Daß auch der Großherzog von Baden zu ihnen gehört habe, ist eine Legende.

Die Ereignisse überstürzten sich seit dem Beginn des März. Am 14. erschien beim Fürsten Bismarck sein Bankier Herr von Bleichröder, um ihm im Auftrage Windthorsts die Bitte vorzutragen, den Zentrumsführern eine Unterredung zu gewähren. So erstaunt der Kanzler auch war über eine Frage, die er für vollständig überflüssig hielt, da er grundsätzlich jedem Parlamentarier Zutritt gewährte, so ging der Kanzler doch ohne Arg auf den Vorschlag ein. Man hat hieran die Verdächtigung geknüpft, daß Bleichröder einen besonders tiefgehenden Einfluß auf den Kanzler ausgeübt habe. Das ist nie der Fall gewesen, der Berliner Bankier war für Bismarck nie etwas anderes als lediglich sein Buchhalter. Charakteristisch sind auch folgende Aeußerungen des Kanzlers nach seiner Entlassung:

Schweninger's Bericht.

Sie dürfen mir glauben, es war mir manchmal unangenehm, wenn gegnerische Zeitungen mich mit Bleichröder in intime Beziehungen versetzten, aber ich als vornehmer Mann konnte ihn nicht abschütteln und ihm den Tritt geben. Denn er hat mir im Jahre 1866 das zum Kriege nötige Geld zur Verfügung gestellt. Das war ein Unternehmen, welches mich unter den damaligen Umständen, wo ich beinahe dem Galgen ebenso nahe stand wie dem Königsthron, zu Dank verpflichtete. Ich weiß alles, was Bleichröder als Mensch war und trieb, allerlei Dinge und Passionen, wie sie eben derartige Leute mit minderer Bildung, ohne starkes sittliches Fundament und im üppigen Genuß unermeßlichen Reichtums zu treiben pflegen. Aber ich konnte und durfte ihm nicht übel begegnen, das widersprach meinen anerzogenen Anschauungen von verpflichtender Noblesse. Auch konnte ich ihm deswegen die Verwaltung meines mobilen Vermögens nicht nehmen, denn ich hatte keine Zeit, mich noch eingehend um solche Privatsachen zu kümmern und das Kursblatt täglich auswendig zu lernen. Bleichröder besorgte meine Vermögensverwaltung mit größter Sorgfalt, ohne dabei auf meine Gefälligkeit rechnen zu können; denn es ist die größte Gemeinheit, mir nachzureden, daß ich ihm irgendwelche Staatsgeheimnisse oder Weisungen zur Ausschlachtung kommender Ereignisse mitgeteilt habe. Daß B. diesen Wunsch hatte und vielleicht auch Dritten gegenüber als „Bismarck-Bankier" sich wichtig machte, gebe ich zu, das liegt ja in der Rasse und Branche. Das hätte ich auch beim Wechsel des Bankhauses nicht ändern können. Aus den jüdischen Männern kann man den Rassenteufel weder mit Beelzebub noch mit Sammethandschuhen austreiben. Diese Meinung hatte der alte Kaiser, ohne daß er sie ausdrücklich bekannte.

Als Bleichröder seinen Auftrag vortrug, stand Windthorst bereits draußen. So fand unmittelbar darauf das verhängnisvolle Gespräch der beiden Männer statt. Fürst Bismarck hat sich nie dem Argwohn ent-

ziehen können, daß dieses Gespräch lediglich veranstaltet worden sei, um ihm eine Falle zu stellen. In der Unterhaltung, von der der Fürst dem Verfasser sagte, er wäre eigentlich garnicht daraus klug geworden, was Windthorst gewollt habe, das Gespräch habe sich zum größten Teil um gleichgiltige Dinge gedreht und sei augenscheinlich in bestimmter Absicht möglichst lange ausgedehnt worden, wurde das politische Gebiet nur insofern berührt, als der Kanzler sich über die Haltung des Zentrums orientieren wollte; da jedoch die Ansprüche, die Windthorst stellte und die auf die Wiederherstellung der Zustände vor 1870 hinausliefen, viel zu weit gingen, so war der Zweck der Unterredung erschöpft. Schon in der Nacht müssen eifrige Leute dem Kaiser unter Entstellung der Wahrheit Mitteilung von der Unterredung gemacht haben, vor allem war ihm fälschlich berichtet worden, daß Bismarck der Urheber der Besprechung gewesen sei. Am 15. März frühmorgens erschien bereits der Kaiser in der Wohnung des Kanzlers. Fürst Bismarck, der noch im Bette lag, kleidete sich schnell an und trat seinem Herrn gegenüber. In erregter Weise forderte Kaiser Wilhelm Auskunft darüber, was die Unterhaltung mit Windthorst zu bedeuten hatte, und obwohl der Kanzler betonte, daß es sich nur um eine private Besprechung gehandelt habe, verlangte doch der Kaiser, daß er von den Verhandlungen seines Kanzlers mit Parteiführern vorher in Kenntnis gesetzt werde. Diesen Anspruch wies Bismarck mit der Erklärung zurück, er lasse seinen Verkehr mit Abgeordneten keiner Aufsicht unterwerfen und über seine Schwelle niemanden gebieten. „Auch nicht, wenn ich es Ihnen als Souverän befehle?“ rief der Kaiser in großer Erregung. „Der Befehl meines Kaisers endet am Salon meiner Frau,“ erwiderte Bismarck fest. Dann fügte er noch hinzu: Nur infolge eines Versprechens an Kaiser Wilhelm I., einst seinem Enkel zu dienen, sei er im Amte geblieben. Er sei aber, wenn er dem Kaiser unbequem werde, gern bereit, sich zurückzuziehen.

An demselben Tage wurde die internationale Arbeiterschutzkonferenz eröffnet. Zwei Tage darauf fand der Ministerrat statt, in dem der Fürst seinen Rücktritt erklärte. Inzwischen aber hatte der Kaiser selbst bereits Schritte unternommen, um den Kanzler in seinem Entschluß zu bestärken, er hatte wiederholt in ihn dringen lassen, die Denkschrift für die Kabinettsordre des Jahres 1852 einzureichen. Schon am Morgen war General von Hahnke im Reichskanzlerpalais erschienen, um dem Fürsten mitzuteilen, daß der Kaiser das Entlassungsgesuch des Kanzlers erwarte und bereit sei, ihm zu diesem Behuf am Mittag zu empfangen. Da der Auftrag des Kanzlers sich nicht direkt als amtlich charakterisierte, so erwiderte Bismarck, daß er aus Gesundheitsgründen nicht ausgehen könne, daß er auch für eine schriftliche Eingabe um Frist bitten müßte. Denn der Kanzler hielt es für eine Art von Fahnenflucht, gerade jetzt zu gehen, er wollte die Verantwortlichkeit nicht tragen und er hat auch niemals die Ordre seiner Entlassung gegengezeichnet. Die weiteren Vorgänge wurden später in den „Hamburger Nachrichten“ in einer Polemik gegen ein Straßburger Blatt in folgender Weise dargestellt:

Hambg. Nach. Der Schritt vom 17. abends war nicht der erste; selbst der vom 17. morgens war nicht der erste, er enthielt nur die erste nach der dienstlichen Stellung des Ueberbringers notwendig amtliche und sine clausula ausgesprochene Aufforderung zum Rücktritt an den Reichskanzler. Infolge dieses amtlichen Schrittes vom Morgen des 17. fand um 3 Uhr desselben Tages der Ministerrat statt, dessen die „Straßb. Post“ gedenkt. Auch in diesem kann der Fürst seinen Rücktritt noch nicht in einer als „unerschütterlich“ bezeichneten Erklärung gegeben haben, sonst wäre der nicht erste, sondern letzte amtliche Schritt vom Abend zur Herbeiführung des Rücktritts nicht mehr erforderlich gewesen. Die Ministersitzung hat um 3 Uhr Nachmittags stattgefunden. Erst am späteren Nachmittage, also nehmen wir an um 5 oder 6 Uhr, erhielt der Kaiser „zufällig“ Kenntnis von den Vorgängen im Ministerrate, also einer der Kollegen des Kanzlers teilte Sr. Majestät einseitig mit, was soeben im Ministerrate vorgefallen war. Diese „zufällige“ Meldung muß doch noch nicht den Eindruck einer „unerschütterlichen Erklärung“ des Reichskanzlers über seinen Rücktritt gemacht haben; denn sonst wäre der letzte amtliche Schritt, durch welchen der Kanzler am Abend des 17. nochmals zum Rücktritt aufgefordert wurde, überflüssig gewesen. Die Ausführung einer „unerschütterlichen Erklärung“ des Kanzlers hätte ohne wiederholtes Verlangen abgewartet werden können; das Excitatorium, durch welches die am Morgen des 17. bereits amtlich erfolgte Aufforderung zum Rücktritt amtlich erneuert wurde, und welches die „Straßb. Post“ fälschlich für das „erste“ erklärte, wäre nicht erforderlich gewesen. Daß es dennoch erfolgte, daraus läßt sich schließen, daß die „unerschütterliche Erklärung“ des Reichskanzlers im Ministerrate nach der Darstellung des darüber „zufällig“ berichtenden Kollegen des Ministerpräsidenten noch keine hinreichende Sicherheit für seinen wirklichen Rücktritt geboten hat.

In dem Ministerrat erklärten sich sämtliche Teilnehmer mit der Auffassung ihres Vorsitzenden über die Ordre des Jahres 1852 einverstanden, aber alle mit Ausnahme der Herren Scholz und Maybach haben später ihre Ansicht geändert, und vor allem war es General v. Verdy, der mit Eifer dem Kaiser den Wechsel seiner Ueberzeugung klarlegte. Wieder erfuhr der Kaiser unmittelbar, was im Ministerrat vorging, daß man hier noch weitere Schritte geplant habe, um den Kanzler in seinem Amte zu erhalten, und als die Minister am Abend bei Herrn v. Bötticher zusammentraten, ohne daß der Fürst Bismarck teilnahm, erschien bereits ein kaiserlicher Adjutant mit der Erklärung, daß alles weitere Bemühen überflüssig sei, ein Entschluß sei bereits gefaßt. Wieder erschien ein kaiserlicher Bote, Herr v. Lucanus, bei Bismarck, um die Verwunderung des Monarchen darüber auszusprechen, daß das Entlassungsgesuch noch nicht erfolgt sei.

Eine kurze Darstellung der Ereignisse hat Fürst Bismarck einem journalistischen Besucher gegeben:

H. Kleser Zeitungsmitteilg. Mit der Trennung des Reichskanzlerpostens von dem Präsidium des preußischen Staatsministeriums hatten wir unter Roon, der gewiß ein vortrefflicher Mann war, so schlechte Erfahrungen gemacht, daß ich geglaubt hatte, frühestens nach meinem Tode könnte dieser Plan vielleicht wieder auftreten. Wenn aber ein von mir in Vorschlag gebrachter schneidiger General, als welchen ich gesprächs- und beispielsweise Caprivi benannt hatte, an die Spitze des preußischen Staatsministeriums gestellt würde, hatte ich mich bereit erklärt, die Reichskanzlerschaft allein weiter zu führen, weil die Lage des Reiches damals so wichtigen Entscheidungen ausgesetzt war, daß ich es nicht glaubte vor meinem Gewissen verantworten zu können, gerade jetzt zu gehen. Auch dieser Lösung war der Kaiser abgeneigt. Windthorst erfuhr davon und ersuchte mich um eine

Unterredung, die ich ihm gewährte, wie ich sie jedem Abgeordneten nach Möglichkeit stets gewährt hatte. Wenn Windthorst gesagt hat, ich hätte ihm gegenüber Caprivi als Nachfolger erwähnt, so ist das ein Irrtum Windthorsts gewesen. Windthorst hat vielleicht aus der Umgebung des Kaisers gehört, daß ich dort auf die Lösung mit einem General, etwa Caprivi, als preußischen Ministerpräsidenten, hingedeutet hatte. Ich hatte, als Windthorst bei mir war, noch nicht gewußt, daß Caprivi dem Zentrumsführer besonders erwünscht sei. Richtig ist, daß Windthorst mir sagte, er wünsche aufrichtig, daß ich in meinen Aemtern verbleibe. Es fand am 16. März ein Ministerrat statt, in welchem die Lage beraten und einstimmig die Entschließung gefaßt wurde, daß die Lage erheische, mich zu bitten, im Amte zu verbleiben. Es fand sich ein Mitglied des Ministerrates, welches den für geheim erklärten Beschluß hinterbrachte, und am 17. erschien General Hahnke bei mir, um mir, ohne direkten Allerhöchsten Auftrag, wie er sagte, doch die Erwartung Seiner Majestät bekannt zu geben, ich werde meine Entlassung erbitten. Ich erwiderte dem General, wenn der Kaiser mich nicht länger glaube brauchen zu können, so möge er mich entlassen. Dazu brauche es eines Gesuches meinerseits nicht. Meine Entlassung selber zu beantragen aber sei mir unmöglich, da ich diese unter den obwaltenden politischen Verhältnissen für eine schwere Schädigung der deutschen Politik halten müsse. Noch am selben Tage kam Lucanus mit dem direkten Allerhöchsten Auftrage. Auf die Mitteilung, daß der Kaiser mein Abschiedsgesuch sofort zu erhalten erwarte, erwiderte ich, daß ich bereit sei, meinen schlichten Abschied sofort selber zu unterzeichnen, zu einem Gesuch indessen von solcher politischen Tragweite immerhin einiger Zeit bedürfe. Ich sagte ihm zu, das Schriftstück so bald wie thunlich an Se. Majestät gelangen zu lassen. Ich verfaßte es am 18. und in der Nacht zum 19.

* * *

Am Abend des 19. März erfolgte die Einsendung des Gesuches, und wenige Stunden nachher wurde dem Fürsten die Annahme seines Wunsches, aus den Aemtern zu treten, übermittelt. Dieses historische Dokument hatte folgenden Wortlaut:

Berlin, 18. März 1890.

Bei meinem ehrfurchtsvollen Vortrage vom 15. d. Mts. haben Eure Majestät mir befohlen, den Ordre-Entwurf vorzulegen, durch welchen die Allerhöchste Ordre vom 8. September 1852, welche die Stellung eines Minister-präsidenten seinen Kollegen gegenüber seither regelte, außer Geltung gesetzt werden soll. Ich gestatte mir über die Genesis und Bedeutung dieser Ordre nachstehende alleruntertänigste Darlegung. Veröffentlg. Buschs

Für die Stellung eines „Präsidenten des Staatsministeriums" war zur Zeit des absoluten Königtums kein Bedürfnis vorhanden, und es wurde zuerst auf dem geeinigten Landtage von 1847 durch die damaligen liberalen Abgeordneten (Mevissen) auf das Bedürfnis hingewiesen, verfassungsmäßige Zustände durch Ernennung eines „Premier-Ministers" anzubahnen, dessen Aufgabe es sein würde, die Einheitlichkeit der Politik des verantwortlichen Gesamtministeriums zu übernehmen. Mit dem Jahre 1848 trat diese konstitutionelle Gepflogenheit bei uns ins Leben und wurden „Präsidenten des Staatsministeriums" ernannt in Graf Arnim, Camphausen, Graf Brandenburg, Freiherr v. Manteuffel, Fürst von Hohenzollern, nicht für ein Ressort, sondern für die Gesamtpolitik des Kabinetts, also der Gesamtheit der Ressorts. Die meisten dieser Herren hatten kein eigenes Ressort, sondern nur das Präsidium, so zuletzt vor meinem Eintritt der Fürst von Hohenzollern, der Minister v. Auerswald, der Prinz von Hohenlohe. Aber es lag ihm ob, in dem Staatsministerium und dessen Beziehungen zum Monarchen diejenige Einigkeit und Stetigkeit zu erhalten, ohne welche eine ministerielle Verantwortlichkeit, wie sie das Wesen des Verfassungslebens bildet, nicht durchführbar ist. Das Verhältnis

des Staatsministeriums und seiner einzelnen Mitglieder zu der neuen Institution des Ministerpräsidenten bedurfte sehr bald einer näheren, der Verfassung entsprechenden Regelung, wie sie im Einverständnis mit dem damaligen Staatsministerium durch die Ordre vom 8. September 1852 erfolgt ist. Diese Ordre ist seitdem entscheidend für die Stellung des Ministerpräsidenten zum Staatsministerium geblieben, und sie allein gab dem Ministerpräsidenten die Autorität, welche es ihm ermöglicht, dasjenige Maß von Verantwortlichkeit für die Gesamtpolitik des Kabinetts zu übernehmen, welches ihm im Landtag und in der öffentlichen Meinung zugemutet wird. Wenn jeder einzelne Minister Allerhöchste Anordnungen extrahieren kann, ohne vorherige Verständigung mit seinen Kollegen, so ist eine einheitliche Politik, für welche jemand verantwortlich sein kann, nicht möglich. Keinem Minister namentlich dem Ministerpräsidenten bleibt die Möglichkeit, für die Gesamtpolitik des Kabinetts die verfassungsmäßige Verantwortlichkeit zu tragen. In der absoluten Monarchie war eine Bestimmung, wie sie die Ordre von 1852 enthält, entbehrlich und würde es noch heute sein, wenn wir zum Absolutismus ohne ministerielle Verantwortlichkeit zurückkehrten. Nach den zu Recht bestehenden verfassungsmäßigen Einrichtungen aber ist eine präsidiale Leitung des Ministerkollegiums auf der Basis der Orde von 1852 unentbehrlich. Hierüber sind, wie in der gestrigen Staatsministerialsitzung festgestellt wurde, meine sämtlichen Kollegen mit mir einverstanden und auch darüber, daß auch jeder meiner Nachfolger im Ministerpräsidium die Verantwortlichkeit nicht würde tragen können, wenn ihm die Autorität, welche die Ordre von 1852 verleiht, mangelte. Bei jedem meiner Nachfolger wird dieses Bündnis noch stärker hervortreten wie bei mir, weil ihm nicht sofort die Autorität zur Seite stehen wird, die mir ein langjähriges Präsidium und das Vertrauen der beiden hochseligen Kaiser bisher verliehen hat. Ich habe bisher niemals das Bedürfnis gehabt, mich einem Kollegen gegenüber auf die Ordre von 1852 ausdrücklich zu beziehen. Die Existenz derselben und die Gewißheit, daß ich das Vertrauen der beiden hochseligen Kaiser Wilhelm und Friedrich besaß, genügten, um meine Autorität im Kollegium sicherzustellen. Diese Gewißheit ist heute aber weder für meine Kollegen noch für mich selbst vorhanden. Ich habe daher auf die Ordre vom Jahre 1852 zurückgreifen müssen, um die nötige Einheit im Dienste Eurer Majestät sicherzustellen.

Aus vorstehenden Gründen bin ich außer stande, Euerer Majestät Befehl auszuführen, laut dessen ich die Aufhebung der vor kurzem von mir in Erinnerung gebrachten Ordre von 1852 selbst herbeiführen und kontrasignieren, trotzdem aber das Präsidium des Staatsministeriums weiterführen soll.

Nach den Mitteilungen, welche mir der General v Hahnke und der Geheime Kabinetsrat Lucanus gestern gemacht haben, kann ich nicht im Zweifel sein, daß Euere Majestät wissen und glauben, daß es für mich nicht möglich ist, die Ordre aufzuheben und doch Minister zu bleiben. Dennoch haben Euere Majestät den mir am 15. erteilten Befehl aufrecht erhalten und in Aussicht gestellt, mein dadurch notwendig werdendes Abschiedsgesuch zu genehmigen. Nach früheren Besprechungen, die ich mit Euerer Majestät über die Frage hatte, ob Allerhöchstdenselben mein Verbleiben im Dienste unerwünscht sein würde, durfte ich annehmen, daß es Allerhöchstdenselben genehm sein würde, wenn ich auf meine Stellungen in Allerhöchstdero Preußischen Diensten verzichtete, im Reichsdienste aber bli be. Ich habe mir bei näherer Prüfung dieser Frage erlaubt, auf einige bedenkliche Konsequenzen dieser Teilung meiner Aemter, namentlich des kräftigen Auftretens des Kanzlers im Reichstage, in Ehrfurcht aufmerksam zu machen, und enthalte mich aller Folgen, welche eine solche Scheidung zwischen Preußen und dem Reichskanzler haben würde, hier zu wiederholen. Euere Majestät geruhten darauf zu genehmigen, daß einstweilen alles beim Alten bliebe. Wie ich aber die Ehre hatte, auseinanderzusetzen, ist es für mich nicht möglich, die Stellung eines Ministerpräsidenten bei ubehalten, nachdem Euere Majestät für dieselbe die capitis diminutio wiederholt befohlen haben, welche in der Aufhebung der Ordre von 1852 liegt. Euere Majestät

geruhten außerdem bei meinem ehrfurchtsvollen Vortrage vom 15. d. Mts. mir bezüglich der Ausdehnung meiner dienstlichen Berechtigungen Grenzen zu ziehen, welche mir nicht das Maß der Beteiligung an den Staatsgeschäften, der Uebersicht über letztere und der freien Bewegungen in meinen ministeriellen Entschließungen und in meinem Verkehr mit dem Reichstage und seinen Mitgliedern lassen, deren ich zur Uebernahme der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeit für meine amtliche Thätigkeit bedarf. Aber auch, wenn es thunlich wäre, unsere auswärtige Politik unabhängig von der inneren und äußeren Reichspolitik so unabhängig von der preußischen zu betreiben, wie es der Fall sein würde, wenn der Reichskanzler der preußischen Politik ebenso unbeteiligt gegenüberstände wie der bayrischen oder sächsischen und von der Herstellung des preußischen Votums im Bundesrate dem Reichstage gegenüber keinen Teil hätte, so würde ich doch nach den jüngsten Entscheidungen Euerer Majestät über die Richtung unserer auswärtigen Politik, wie sie in dem Allerhöchsten Handschreiben zusammengefaßt sind, mit dem Euere Majestät die Berichte des Konsuls in . . . . gestern begleiteten, in der Unmöglichkeit sein, die Ausführung der darin vorgeschriebenen Anordnungen bezüglich der auswärtigen Politik zu übernehmen. Ich würde damit alle für das deutsche Reich wichtigen Erfolge in Frage stellen, welche unsere auswärtige Politik seit Jahrzehnten im Sinne der beiden hochseligen Vorgänger Euerer Majestät in unseren Beziehungen zu Rußland unter ungünstigen Verhältnissen erlangt hat, und deren über Erwarten große Bedeutung mir Schuwalow nach seiner Rückkehr aus P. bestätigt hat.

Es ist mir bei meiner Anhänglichkeit an den Dienst des Königlichen Hauses und an Euere Majestät und bei der langjährigen Einlebung in Verhältnisse, welche ich bisher für dauernd gehalten hatte, sehr schmerzlich, aus der gewohnten Beziehung zu Allerhöchstdenselben und zu der Gesamtpolitik des Reichs und Preußens auszuscheiden, aber nach gewissenhafter Erwägung der Allerhöchsten Intentionen, zu deren Ausführung ich bereit sein müßte, wenn ich im Dienst bliebe, kann ich nicht anders, als Euere Majestät alleruntertthänigst bitten, mich aus dem Amte des Reichskanzlers, des Ministerpräsidenten und des Preußischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten in Gnade und mit der gesetzlichen Pension entlassen zu wollen. Nach meinen Eindrücken in den letzten Wochen und nach den Eröffnungen, die ich gestern den Mitteilungen aus Euerer Majestät Zivil- und Militärkabinet entnommen habe, darf ich in Ehrfurcht annehmen, daß ich mit diesem meinem Entlassungsgesuch den Wünschen Euerer Majestät entgegenkomme und also auf eine huldreiche Bewilligung mit Sicherheit rechnen darf. Ich würde die Bitte um Entlassung aus meinen Aemtern schon vor Jahr und Tag Euerer Majestät unterbreitet haben, wenn ich nicht den Eindruck gehabt hätte, daß es Euerer Majestät erwünscht wäre, die Erfahrungen und die Fähigkeiten eines treuen Dieners Ihrer Vorfahren zu benutzen. Nachdem ich sicher bin, daß Euere Majestät derselben nicht bedürfen, darf ich aus dem politischen Leben zurücktreten, ohne zu befürchten, daß mein Entschluß von der öffentlichen Meinung als unzeitig verurteilt wird.

gez. von Bismarck.

Das Handschreiben aber, mit dem der Kaiser den Fürsten Bismarck scheiden ließ, enthielt folgende Sätze:

Mein lieber Fürst! Mit tiefer Bewegung habe Ich aus Ihrem Gesuche vom achtzehnten d. Mts. ersehen, daß Sie entschlossen sind, von den Aemtern zurückzutreten, welche Sie seit langen Jahren mit unvergleichlichem Erfolge geführt haben. Ich hatte gehofft, dem Gedanken, Mich von Ihnen zu trennen, bei unseren Lebzeiten nicht näher treten zu müssen; wenn Ich gleichwohl im vollen Bewußtsein der folgenschweren Tragweite Ihres Rücktrittes jetzt genötigt bin, Mich mit diesem Gedanken vertraut zu machen, so thue Ich Dies zwar betrübten Herzens, aber in der festen Zuversicht, daß die Gewährung Ihres Gesuches dazu beitragen werde, Ihr für das Vaterland unersetzliches Leben und Ihre Kräfte so lange wie möglich zu schonen und zu erhalten. Die

von Ihnen für Ihren Entschluß angeführten Gründe überzeugen Mich, daß weitere Versuche, Sie zur Zurücknahme Ihres Antrages zu bestimmen, keine Aussicht auf Erfolg haben. Ich entspreche daher Ihrem Wunsche, indem Ich Ihnen hierneben den erbetenen Abschied aus Ihren Aemtern als Reichskanzler, Präsident Meines Staatsministeriums und Minister der Auswärtigen Angelegenheiten in Gnaden und in der Zuversicht erteile, daß Ihr Rat und Ihre Thatkraft, Ihre Treue und Hingebung auch in Zukunft Mir und dem Vaterlande nicht fehlen werde. Ich habe es als eine der gnädigsten Fügungen in Meinem Leben betrachtet, daß ich Sie bei Meinem Regierungsantritt als Meinen ersten Berater zur Seite hatte. Was Sie für Preußen und Deutschland gewirkt und erreicht haben, was Sie Meinem Hause, Meinen Vorfahren und Mir gewesen sind, wird Mir und dem deutschen Volke in dankbarer, unvergänglicher Erinnerung bleiben. Aber auch im Auslande wird Ihrer weisen und thatkräftigen Friedenspolitik, die Ich auch künftig aus voller Ueberzeugung zur Richtschnur Meines Handelns zu machen entschlossen bin, allezeit mit ruhmvoller Anerkennung gedacht werden. Ihre Verdienste vollwertig zu belohnen, steht nicht in Meiner Macht. Ich muß Mir daran genügen lassen, Sie Meines und des Vaterlandes unauslöschlichen Dankes zu versichern. Als ein Zeichen dieses Dankes verleihe Ich Ihnen die Würde eines Herzogs von Lauenburg. Auch werde Ich Ihnen Mein lebensgroßes Bildnis zugehen lassen. Gott segne Sie, Mein lieber Fürst, und schenke Ihnen noch viele Jahre eines ungetrübten und durch das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht verklärten Alters. In diesen Gesinnungen bleibe Ich Ihr Ihnen auch in Zukunft treu verbundener, dankbarer Kaiser und König.

Berlin, den zwanzigsten März 1890.

Wilhelm I. R.

Zwei Tage später telegraphierte der Kaiser an den Großherzog von Weimar:

Mir ist so weh ums Herz, als hätte Ich Meinen Großvater noch einmal verloren! Es ist Mir aber von Gott einmal bestimmt; also habe Ich es zu tragen, wenn Ich auch darüber zu Grunde gehen sollte. Das Amt des wachthabenden Offiziers auf dem Staatsschiff ist Mir zugefallen. Der Kurs bleibt der alte; und nun „Volldampf voraus!"

Zugleich wurde Fürst Bismarck zum Herzog von Lauenburg und zum Generaloberst ernannt. Die Ueberweisung einer Dotation, wie sie der Kaiser geplant hatte, lehnte der greise Staatsmann ab.

Ungeheuer war der Eindruck, der die Nachricht von der Entlassung Bismarcks erregte. Das Unglaubliche war geschehen, ein Hohenzoller hat den treuverdienten Mann, der dem Ahnen einst die Kaiserkrone gegeben, der das Reich zur Einigkeit geführt hatte, von sich gehen lassen wie einen Diener, der seine Arbeit schlecht ausgeführt, wie einen Handlanger, der dem Willen des Meisters nicht gehorcht hat. Der 20. März 1890 war ein Trauertag für Deutschland, wie es ihn nie erlebt hatte, ein Tag des Jubels für alle Feinde im Osten und Westen. Er wurde um so schmerzlicher von ganz Deutschland empfunden, als die Umstände, die ihn begleiteten, gar bald die Gewißheit brachten, daß dem Unrecht auch die Kränkung hinzugefügt sei. Die ärgsten Rücksichtslosigkeiten gingen von seinem Nachfolger aus. Dieser Mann, den weder Talente noch Kenntnisse für sein Amt befähigten, hat nicht einmal den Weggang seines großen Vorgängers erwarten können; ehe noch Fürst Bismarck den amtlichen Bescheid in seinen Händen hatte, fand er bei seinem Eintritt in

sein Arbeitszimmer an der Stelle, an der er durch ein Menschenalter sich gemüht und gesorgt, Herrn Leo von Caprivi an seinem Arbeitstisch sitzen, und selbst die Zeit ist ihm nicht geblieben, das, was er besaß, ordnungsgemäß einzupacken und abzusenden. Er kam sich mit den Seinen vor, „etwa wie eine deutsche Familie, die im Jahre 1870 aus Paris ausgewiesen wurde". Ehe er fortging, hat er noch der Kaiserin Friedrich und später der Kaiserin den letzten Besuch gemacht. Der Kaiser empfing ihn allein; was zwischen den beiden Männern gesprochen wurde, ist nicht bekannt. Herzlich zeigte sich die Kaiserin, die ihre Knaben herbeirief. Am Vormittag des 28. März aber fuhr Bismarck hinaus zum Mausoleum und er legte auf den Sarg seines alten Herrn als letzten Gruß drei blühende Rosen. Welche Gedanken mögen damals durch sein Haupt gegangen sein!

Am Tage darauf verließ der alte Reichskanzler Berlin.

Heller, warmer Sonnenschein durchflutete die Straßen, ein maienhaft schöner Frühlingstag begünstigte die Ansammlung der vielen Tausende, welche dem scheidenden großen Staatsmann ein Lebewohl zurufen wollten. Die Menge konzentrierte sich von 4 Uhr ab in den Straßen, durch welche der Weg nach dem Bahnhof führt, in der Wilhelmstraße, Unter den Linden, am Brandenburger Thor, auf dem Königsplatz bis zum Lehrter Bahnhof. Unter den Linden waren der südliche Bürgersteig, die Fahrdämme und die Mittelpromenade von dichtgedrängten Menschenreihen besetzt; Fenster und Balkone waren dicht gefüllt; ein größeres Aufgebot von Schutzleuten hatte alle Mühe, die Fahrwege frei zu halten und den Verkehr zu regeln. Auf dem Pariser Platz waren zu beiden Seiten mehrfache Reihen von Equipagen und Droschken aufgefahren, deren Insassen sämtlich darauf harrten, dem Fürsten Bismarck ihren Scheidegruß zuzurufen. Ein dunkles, dichtes Menschengewühl erfüllte die Wilhelmstraße von den Linden bis zum Wilhelmsplatz. Hier bemerkte man viele Damen in schwarzer Kleidung, mit Blumenboukets und Kränzen in den Händen. Zahlreiche Schutzleute zu Fuß und zu Pferde hatten den Bürgersteig und die Straße vor dem Reichskanzlerpalais frei gehalten; gleichwohl gelang es mit Blumenspenden beladenen Damen und Herren, die Schutzmannskette zu durchbrechen und vor dem Gitterthor des Palais Aufstellung zu nehmen. Schweigend und in tiefer Bewegung harrten die Tausende des Moments der Abfahrt. Nat.=Ztg.

Fünf Minuten nach 5 Uhr kam Bewegung in die Menschenmenge. Der erste der auf dem Hofe des Palais haltenden Wagen war vor dem Portal vorgefahren, und Fürst Bismarck in seiner Kürassieruniform mit den Abzeichen seiner neuen Würde trat heraus, hinter ihm Graf Herbert Bismarck in Zivilkleidung. Der Fürst hatte noch einen letzten Abschied von seinen nächsten Gehilfen genommen. Er warf auf die ihm so vertrauten Räume vor dem Einsteigen noch einen langen Blick. Schon aber hatten die brausenden Hurrahs und Hochrufe eingesetzt, Tücher wurden geschwenkt und ein wahrer Regen von Blumen und Kränzen flog in den offenen Wagen hinein, als der einfache Wagen zum Ehrenhof hinausfuhr. Eine unbeschreibliche Begeisterung war in die Menschenmassen beim Anblick des scheidenden Kanzlers gekommen; die Menge warf sich dem Wagen entgegen, stürzte zu beiden Seiten vor und brachte die Pferde zum Stehen. Einen Augenblick schien es, als ob man die Pferde ausschirren wollte. Fürst Bismarck dankte nach allen Seiten grüßend, ein freundliches Lächeln war über seine ernsten Züge geflogen. Langsam nur konnte der Wagen vorwärts kommen, wie widerwillig nur machten die Menschenmassen vor dem Wagen Platz. Die begeisterten Hochrufe, das Tücherschwenken, die Abschiedsrufe, die Blumenspenden wiederholten sich Unter den Linden bis zum Brandenburger Thor hinaus. Ein nachdrängender unendlicher Menschenstrom wälzte sich immer anschwellend

und alles mit sich ziehend, dicht hinter dem Wagen des Fürsten einher, so daß die anderen Wagen bald weit von dem Wagen des Fürsten getrennt waren. In dem zweiten Wagen saßen die Fürstin Bismarck mit dem Grafen und der Gräfin Wilhelm Bismarck, im dritten Professor Schweninger, im vierten Wagen — was viel bemerkt wurde — Reichskanzler von Caprivi.

Die Fahrt gestaltete sich zu einem Triumphzuge, wie ihn Berlin lange nicht gesehen hat. Auf den Bürgersteigen der Straßen standen Kopf an Kopf Männer aus dem Volke, elegant gekleidete Damen und Herren aus den besten Gesellschaftsschichten, darunter sehr viele Offiziere; es schien, als ob sie alle in der Herzlichkeit der Huldigungen wetteiferten, welche sie dem Fürsten Bismarck darzubringen bemüht waren. Die Großartigkeit dieser unvorbereiteten Huldigung verfehlte auf den Fürsten ihre Wirkung nicht. Der Schmelz aufrichtiger Rührung verklärte die Züge des eisernen Mannes, und die zuckenden Winkel seines lächelnden Mundes verrieten tiefe Bewegung.

Auf dem vom hellen Sonnenlicht übergossenen Lehrter Bahnhof, von dem aus die Abreise nach Friedrichsruh mit dem Expreßzuge um 5 Uhr 40 Minuten erfolgte, herrschte bereits in den ersten Nachmittagsstunden ein außergewöhnliches Leben. Die Wartesäle waren bereits um 3 Uhr überfüllt; alle Schichten der Bevölkerung waren vertreten; neben den Damen der Aristokratie, die meistens in tiefste Trauer gehüllt waren, hatten sich zahlreiche Frauen aus dem Handwerkerstand und aus den arbeitenden Klassen eingefunden. Noch bunter zusammengesetzt war womöglich das Männerpublikum: Generale in goldstrotzender Uniform, Offiziere der Gardetruppen und der Linie. Zu ihnen gesellten sich Parlamentarier, bekannte Rechtsanwälte, Aerzte, Studenten, Kaufleute, Handwerker, Arbeiter, jeder Stand schien vertreten. Vor dem Bahnhofe hatten zahlreiche Blumenverkäufer Posto gefaßt; so voll ihre Körbe auch von Blumen waren, ein Augenblick genügte, und sie waren entleert. Alle Frauen trugen Blumensträuße; der Wartesaal schien in einen einzigen Blumenhain verwandelt; die Vorsitzenden und Leiter zahlreicher Vereine hatten gleichfalls Blumenstücke von seltener Pracht und Größe mitgebracht. Bemerkenswert war besonders eine von englischen Damen dem Fürsten bei seiner Abfahrt überreichte Gabe: aus florüberzogenem Veilchenkissen hob sich der Erdball, ebenfalls mit schwarzer Gaze umzogen, hervor.

Die vierte Stunde war herangekommen; in den Wandelgängen des Bahnhofes schob sich die Menge; alles drängte nach den Ausgangsthüren, aber dieselben waren verschlossen, und an der Billethalle prangte ein Plakat, laut welchem nur denjenigen Personen, die Fahrkarten gelöst hätten, der Eintritt zum Perron gestattet sei. Nun galt es, sich mit Billetten zu versehen, und die Schalter wurden gestürmt: „Ich bin ein Preuße“, so schmetterte mit einem Male die Musik; eine Ehreneskadron der Gardekürassiere mit Fahnen rückte heran; das gesamte Offizierkorps des stolzen Regiments befand sich bei der Eskadron. In zwei Gliedern nahmen die Mannschaften mit gezogenem Pallasch auf dem Bahnhof Aufstellung. Vor dem Fürstenzimmer stellten sich zwei Gardekürassiere als Ehrenwache auf.

Als der Fürst auf dem Lehrter Bahnhofe anlangte, stürzte sich von allen Seiten die Menge unter Hochrufen auf den Wagen. Die Schutzleute, welche zur Absperrung des Bahnhofes aufgeboten waren, konnten oder wollten diesen Sturmlauf nicht hemmen; halb stieg der Fürst aus dem Wagen, halb wurde er hinausgehoben, und hinter ihm her stürzte die Menge auf den Bahnsteig. Mit so überwältigender Gewalt vollzog sich die Kundgebung, daß gar nicht an einen Versuch gedacht werden konnte, ihr Einhalt zu gebieten. Der Kanzler empfing sodann aus den Händen des Offiziers, der die Ehrenwache befehligte, unter den Klängen des Präsentiermarsches den Rapport und schritt die Front ab.

Es war 20 Minuten nach 5 Uhr; Fürst Bismarck betrat den Perron; alle Häupter entblößten sich; tief gerührt und freundlich lächelnd reichte der Fürst allen die Hand und schritt dann langsam die Ehreneskadron ab. Vor dem Koupé seines Salonwagens nahm der Fürst Aufstellung; nun spielten sich

Szenen ab, geradezu überwältigend, unbeschreiblich. Von einer Begeisterung, Glut, von einer Wärme, von einem Feuer, von einer Nachhaltigkeit, die wie mit elementarer Wucht hervorbrachen. Hinter den Gardekürassieren, in den Fenstern der Wartesalons, stand in dichter, undurchbrechbarer Kette die Menge, ein Hurrahrufen ohne Ende brach los; wenn die Hochs auf der einen Stelle zu ersterben drohten, dann setzten sie an der anderen gewaltiger wieder ein. Da erhob sich mit einem Male eine laute, schrille Stimme mit dem Ruf: „Auf Wiedersehen!“ und „Auf Wiedersehen!“ fielen Hunderte und Tausende in diesen Ruf ein. „Auf Wiedersehen! auf Wiedersehen!“ so hallte es durch den weiten Raum. „Der Begründer des deutschen Reiches Fürst Bismarck lebe!“ ließ sich eine Stimme vernehmen, „er lebe hoch“, alle, alle ohne Ausnahme fielen ein. Es stand der Fürst noch über fünf Minuten auf dem Perron, umbraust, umstürmt von den Hoch- und Hurrahrufen; dann begab er sich in sein Koupé; von allen Seiten flogen Blumen in dasselbe hinein; der ganze Salonwagen glich einem duftenden Hain; da fingen die Rufe: auf Wiedersehen von Neuem an, sie wurden stärker, mächtiger. Die Glocke erklang; die Truppen präsentierten, die Musik spielte; ihre Klänge erstarben in den Hoch- und Hurrahrufen. Die Wacht am Rhein wurde nochmals gesungen, und langsam fuhr der Zug aus der Halle. Fortwährend winkte der Fürst Abschiedsgrüße zu; die Damen wehten mit den Tüchern. Es war ein überwältigender Moment, man sah rings thränende Gesichter, hörte lautes Schluchzen: „Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen“ donnerten die Rufe hinter dem nun schnell fortdampfenden Zuge.

Dreißigstes Kapitel.

Nach der Entlassung.

Der Tag der Entlassung war vorübergegangen, trauernd begrüßt von den treuesten Söhnen des Vaterlandes. Da aber hat sich das Wundersame ereignet: Der Stein, der von den Baumeistern verworfen worden war, ist zum Eckstein geworden, der Mann, dem ein kaiserlicher Machtspruch das Amt des Kanzlers genommen hatte, wurde Deutschlands heimlicher Kanzler, er blieb des Volkes Berater in Freude und Leid. Man hat versucht, ihn auszulöschen aus dem Gedächtnis, in Vergessenheit zu bringen, was er geleistet, selbst das Wort vom Handlanger fiel kränkend in sein Herz: Er blieb dennoch, der er war.

Wer in der Ordnung der Welt nicht ein loses Gefüge willkürlichen Zufalls erblickt, sondern dem großen Gedanken des Ewig-Zweckmäßigen nachsinnt, der wird auch erkennen, daß die weltgeschichtliche Aufgabe Otto v. Bismarcks noch nicht an jenem Tage gelöst und beendet war, da ihm das Steuer aus den arbeitsgewohnten, treuen Händen gerissen wurde. Es hieße den Weltengeist meistern wollen, ihn, der auch die Könige einst nach ihrem Pfunde fragt, wenn man verlangt hätte, daß jene ungemeine Kraft, die sich in dem greisen Staatsmann verkörperte, auf ein irdisches Machtwort hin zerstört sei. Die Kleinen der Menschheit mögen so handeln, wie es der zweite Kanzler that; der Genius kennt nur selbstgeschaffene Gesetze, denen er folgt, auch wenn des Philisters nebelbefangener Sinn ihm das eigene Wesen als Muster und Richtschnur empfiehlt. Ein Bismarck, der ruhig den Geschicken sich beugte, der, des Amtes beraubt, sich auch der Verantwortung für ledig erkannte, der die Tage der sinkenden Sonne des Lebens still und geruhig auf seinem Gute verträumte, ein Bismarck, der nur noch rezeptiv und nicht mehr schaffend thätig war, der wäre ein Widerspruch gewesen gegen sich selbst, gegen seine Vergangenheit und seine Thaten, er wäre in Wahrheit nur jener brave Handlanger geworden, als den ihn eine irrende Legende zu zeichnen sich mühte. Zum Unsegen Deutschlands fehlte ihm das geschriebene Recht, das mit dem Amte sich einte. Aber indem er das bürgerliche Recht der Kritik ausübte, indem er zum

Thürmer wurde, der auf nahende Gefahren weist, erhob er dieses Recht zu einer Bedeutung, die die Volksschar freudig anerkannt hat, als es ihm die glänzende Fahrt nach Wien, Kissingen und Jena schuf, die ein paar Erlasse dumpfsinniger Büreaukratie vergebens zu beschränken sich mühten. Nur ein Mann, der anders war als die Wanderer auf der Heerstraße des Gewöhnlichen, konnte schaffen, was ihm die deutsche Welt verdankt: So mußte er auch anders sein als all die Kleinen, auch in den Jahren des Alters, in denen dennoch das Blut seine Adern jünglingsheiß durchwallte. So ist die Geschichte Bismarcks in acht Jahren nichts anderes gewesen als der Kampf des Genies gegen eine wichtigthuende Staatskunst, die das Bücken und Beugen des höfischen Menuetts vom Parkett des Schlosses hinübernimmt in das amtliche Leben. Eine gewaltige Tragik aber lag in dem allen. Im „Zauberlehrling" ist die Allegorie gegeben. Die Wasser drängen und brausen, der Meister aber weilt abseits. Nur daß die Wirklichkeit schärfer zeichnet: In Fingerhüten suchten die Schüler die Wogen zu schöpfen, um die Gefahr zu vermindern, und die Stimme des Meisters verhallte. Aber der Meister war von Fleisch und Blut, und es zehrte an ihm, daß er die Hand nicht mehr rühren sollte. Nicht für sich wollte er schaffen, er brauchte nicht mehr des Ruhmes und des Erfolges, aber für sein deutsches Volk und für das Reich wollte er noch den Hammer schwingen und den Meißel.

Es war das Martyrium des Genies, das Bismarck durch acht Jahre ertrug. Daß er es in Größe ertrug, ja, daß er über sich selbst noch hinauswuchs, daß er, auf sich allein gestellt, doch nicht wankte und nicht wich, daß er den Mut der Einsamkeit besaß, hob ihn hinaus weit in die Sphären, in denen das Kleinlich-Menschliche verschwindet. Zagend stand die Welt, als er aus dem Amte schied, die Instinkte der Masse sahen beklommen einen Gegensatz zwischen der Kaisertreue und der Kanzlertreue, und der stürmenden Jugend wandte sich die Neigung zu. Aber die Zeiten zogen dahin und ein Wandel trat ein: Die Bismarckfahrten sind das Merkmal der Stimmung geworden, sie wurden Ehrenmale unseres Volkes.

„Nicht von umsichtigen Bewegungen werden die Völker geleitet, sie werden von großen Gefühlen bestimmt", so schreibt Altmeister Ranke in seiner englischen Geschichte. Der greise Historiker hat unsere Tage nicht mehr erlebt, er hat nicht mehr gesehen, wie die starken Empfindungen, die, immer wachsend, immer zunehmend an ursprünglicher Kraft, unser Volk erfüllen, glängenden Sieg erfochten über die nüchternen Erwägungen der Nützlichkeit, wie selbst ein Kaiser unter ihren Bann geriet und sich fügte. Der große Schilderer der Geschichte hätte vielleicht, wenn er die Bewegung unserer Tage noch mit sterblichem Auge erblickte, sein Urteil erweitert: Die großen Gefühle der Völker sind ihre höchste Ehre und gesund im innersten Kern ist die Nation, bei der solche Gefühle sieggekrönt bleiben. Denn in der That ist es nicht ein Zufälliges, ein willkürlich Gewordenes, daß aus allen Gauen die Männer und Frauen

hinzogen zum Norden, daß sie die Mühen und Beschwerden des Wanderns aufnahmen, um nur einen kurzen Augenblick zu genießen — wenn dereinst künftige Geschichtsschreiber die Ereignisse schildern an der Wende des neunzehnten Jahrhnnderts, wenn sie sprechen werden von dem Materialismus, der seit dem Schwinden der Ideale, von den harten, sozialen Kämpfen und der Not der Tausende, dann werden sie plötzlich vor einem fremdklingenden Worte stehen: „Bismarckfahrten“ und nur dem feinsten Kenner der Volksseele, nur dem, da der weiß, daß der deutsche Idealismus unvergänglich ist, daß er schlummern mag, aber nicht sterben kann, nur ihm wird es gelingen, diese seltsam schöne Erscheinung zu begründen. Denn seltsam ist es, daß Tausende und abermals Tausende, Männer, Frauen, Mädchen und Jünglinge hinwanderten zum Sachsenwalde; seltsam ist es so, so seltsam, wie einst die Bewegung, die zuerst Peter von Amiens wachrief; und wenn auch nur ein schlichtes Festzeichen, ein Band oder eine Schleife, und nicht das Kreuz die Gewänder der Wallfahrenden schmückte, so trugen die Männer von heute das Zeichen mit demselben freudigen Stolz und derselben sehnenden Begeisterung, wie einst jene anderen, die Gottfried folgten und Bohemund und Tancred. Le peuple ne comprend que ce qu'il sent — immer wird das Volk nur das verstehen, was es durch das Gefühl begreift. Wer das Gefühl der Nation, nicht den Verstand allein, sich zum Bundesgenossen erkor, wird seiner Wirkung sicher sein. Das ist das Geheimnis der Bismarckschen Erfolge, daß er es verstand, nicht mit den nüchternen Argumenten der Zweckmäßigkeit zu wirken, daß er nicht verstandesgemäße Zustimmung allein suchte, sondern daß er das Gemüt ergriff und die Menschen mit sich fortriß.

Selbst wer die Ereignisse nicht mit dem öden Maßstab der Nützlichkeit mißt, wer nur dort von Erfolgen spricht, wo die Bilanz mit einem greifbaren Plus abschließt, wer die augenblickliche Wirkung berechnet und nicht die Früchte, die langsam aus der Saat emporreifen, wird den Gewinn der Bismarckfahrten hoch einschätzen müssen. Die Jahre der Aera Caprivi hatten den nationalen Gedanken verdunkelt, sie hatten die Fortentwickelung gelähmt, sie hatten dort, wo die berufensten Träger dieses Gedankens waren, Unfrohheit und Entmutigung geschaffen Auch die Träger der späteren Politik vermochten selbst da, wo ihre Maßregeln die Billigung verdienten und fanden, das Defizit nicht zu decken, das diese Jahre erzeugten. Die Freudigkeit der Arbeit war geschwunden, der Pessimismus geblieben. Da zogen dann Tausende und wiederum Tausende hin zum Sachsenwalde. Und während der Fahrt stiegen die Erinnerungen auf an die großen Tage von einst, und die Herzen wurden warm und man sprach vom Kaiser Weißbart und vom Versailler Schloß und von Sedan und von den Schlachtfeldern allen, und die Augen leuchteten, wenn einer, der „dabei war“, erzählte, wie er den eisernen Kanzler damals gesehen, als er gen Donchery ritt, und wenn ein anderer berichtete, wie er vor dem Reichstage stand, als Bismarck eben für die deutsche Furchtlosigkeit gezeugt, und daß er ihn herausschreiten sah, ernst

und bleich, und daß das Volk schwieg, weil kein Ton das ausdrücken mochte, was alle ergriffen hielt. Und war man am Ziele, blickten die Mauern von Friedrichsruh durch das Grün, harrten schweigend die Scharen des Augenblickes, um dessentwillen sie kamen, und schritt dann langsam, ernst, den Blick nach innen gekehrt, der greise Kanzler heran, um sich schweigend zu verneigen und zu horchen, was ihm Westpreußen und Schlesier, Schleswiger und Sachsen zu sagen haben, dann war die drängende Masse nicht nur ergriffen, sie war erschüttert: Hier steht die große Vergangenheit in einem lebendig vor uns, hier blickt sie auf uns nieder mit der ernsten Frage: Werdet Ihr Euch wert erzeigen dessen, was wir für euch thaten? In dem brausenden Hoch, das dann ertönte, lag mehr als die Liebe zu diesem Mann, da lag auch das Gelöbnis: Wir werden uns wert erzeigen und wir werden, wenn es gefordert wird, gleich unseren Vätern und Brüdern, freudig unser Blut auf den Schlachtfeldern verspritzen!

So hat Bismarck auch nach der Entlassung das große nationale Werk seines Lebens fortgeführt, er hat keine Ruhe gekannt, er hat gekämpft, auch als man ihn vom Kampfplatz trieb und er ist wie stets der Sieger geblieben. Denn wenn auch die Jüngeren versuchten, die Bahnen zu verlassen, auf denen er glorreich dahingeschritten war, wenn sie sich klüger dünkten als der Vielerfahrene, so hat doch die Geschichte ihnen unrecht gegeben und beschämt mußten sie zurückkehren zu seinen Bahnen.

Aber jeder Kampf hat seine Bitterkeit, vor allem der Kampf des Genies gegen das Vorurteil und die Selbstgefälligkeit der Masse. Unter dem Eindruck des Ungeheuerlichen, das am 20. März 1890 geschah, haben selbst Männer in ihrem rechtlichen Empfinden geschwankt, die sonst in treuer Gesinnung zu dem nationalen Werke Bismarcks gestanden haben: er war verlassen fast von allen, und als er es gar wagte, noch das Recht der freien Meinung zu fordern, die Thorheit der Neuen zu bekämpfen, zu warnen, wo es ihm Pflicht schien, da hat man ihn geschmäht, und man hat ihm mit Gefängnis und Zuchthaus gedroht. Schon im Juli 1890 klagte er:

Ja, mir giebt man beim Leben die Ehren des Todes. Mich begräbt man wie Marlborough. Man wünscht nicht bloß, daß Marlborough nicht wiederkehre, sondern man wünscht, daß er wirklich sterben möge oder wenigstens auf den Rest seiner Tage schweige. Mit meiner Lage söhne ich mich aus. Alles hat sich in so legalen Formen vollzogen, daß ich auch gar nicht daran denken kann, zu protestieren. Wenn ich frühmorgens inmitten dieser Natur aufwache, so fühle ich sogar eine große Freude darin, daß keine Verantwortlichkeit auf mir liegt, man fühlt sich frei, unabhängig, sowie ein rechtschaffener Landedelmann sein soll. Aber zugleich damit kann ich nicht vergessen, daß ich mich 40 Jahre mit der Politik beschäftigt habe — und auf einmal darauf verzichten, ist unmöglich. In der That hilft man mir darin eifrig — und niemand von meinen Gefährten in der Politik, niemand von meinen zahlreichen Bekannten führt mich durch seine Besuche in Versuchung. Man ruft mir Halt! zu, mich meidet man wie einen Pestkranken, indem man sich fürchtet, sich durch einen Besuch bei mir zu kompromittieren, und nur meine Frau besuchen noch von Zeit zu Zeit ihre Bekanntinnen. Deshalb bin ich immer erfreut über die Repräsentanten der Presse, welche sich für Fragen der Politik interessieren, und

mit welchen ich über Dinge sprechen kann, die fortfahren, mich zu beschäftigen. Aber auch das ruft Unzufriedenheit hervor. Man kann mir nicht verbieten, zu denken, aber man möchte mich gerne hindern, meinen Gedanken Worte zu geben, und wenn es möglich wäre, hätte man mir längst ein silence cap, einen Maulkorb angelegt.

Die einzelnen Phasen, die der Entlassung folgten, hat M. Harden in einem Vortrag zu Leipzig zutreffend dargelegt:

M. Harden, Vortrag.

Als ich zum erstenmale dorthin kam, als ich in das Zimmer trat und der Riese sich erhob und mir entgegenging, da war ich doch recht verlegen. Aber gleich darauf trat mir seine Art entgegen, Menschen sprechen zu machen. Der Fürst hatte die große Kunst, jede Verlegenheit auszuwischen, und man hatte nach ganz kurzer Zeit seine volle Unbefangenheit wieder und nicht mehr das Gefühl, einer so ungeheuren Gestalt gegenüberzustehen. Damals, darf ich wohl sagen, war eine Zeit, wo er politisch ganz außerordentlich leidenschaftlich gestimmt war; der Fürst war überhaupt eine freie leidenschaftliche Natur, und jeder Freund oder Feind wird ihm Unrecht thun, ihn als Mann der kühlen Erwägung zu betrachten. In ihm war die politische Leidenschaft so ungeheuer stark, daß er eigentlich für nichts anderes Sinn hatte, wenigstens nicht auf die Dauer. Es giebt welche, die sich seine Freunde nennen — man kann das ja von Todten sehr leicht sagen — aber im Grunde hat er nie einen Freund gehabt, selbst auf seiner Höhe war er, wie Lenbach sagte, der große Löwe, der sein eigenes inneres Dasein hat. Diese Stimmung war in den ersten Tagen nach der Entlassung am stärksten, denn die Entlassung war ihm doch recht unerwartet gekommen, wie ich als bekannt voraussetzen darf, sie ging ziemlich schnell, und er konnte den Groll darüber und über die Gestaltung der politischen Verhältnisse nicht unterdrücken. Er sprach mit ziemlicher Schärfe über diese Dinge und man konnte da allerlei hören. Schon damals aber mußte es jedem, der sah, auffallen, wie ähnlich er sich in seinem ganzen Wesen blieb. Der Fürst war in seinem Hause genau derselbe, als er politisch sein mußte, nach allem, was er gethan und gesprochen und unterlassen hatte. Es war immer dasselbe Gefühl, ein starkes, sehr starkes Bewußtsein der eigenen Persönlichkeit, ein, ich möchte sagen, Gefühl eines Jägers, der außerordentlich oft auf der Jagd etwas erlegt hat, und sich sagt: „Ich werde es schon wieder treffen." Sein Leben war damals ganz außerordentlich betrübend für den fremden Beobachter. Wenige wissen es, wie einsam dieser Mann damals war. Es kam niemand! Es waren wohl drei, vier Männer, die ihm politisch nahe gestanden hatten und hin und wieder kamen — einzelne darunter auch bei Nacht, wie Joseph von Arimathia — aber die Leute, die an markantesten Stellen mit ihm und durch ihn Politik getrieben hatten, hielten es doch für geraten, nicht zu erscheinen. Es war einfach das Leben eines im Altenteil sitzenden Landedelmannes, welches er führte. Die Landwirtschaft, die ihn ungemein früher interessierte, hatte für ihn das Interesse verloren, weil er gewöhnt war, sie nach der großen Arbeit des Tages als Erholung zu betrachten, sich aber nicht entschließen konnte, ganz darin aufzugehen. Ihm ging, wenn er nach Varzin kam, wo ich auch mit ihm gewesen bin, das Herz auf und er wurde warm, aber es war kein Lebensinhalt für ihn mehr da auf seine alten Tage.

Das war die Zeit, wo der Fürst, wenn ich richtig verstanden habe, doch noch mit der Möglichkeit einer Rückkehr ins Amt rechnete. (?) Er selbst sagte allerdings immer, daß er es nicht glaube, und hatte den immerwiederkehrenden Ausdruck: „Ich werde doch nicht zum zweitenmale in ein Haus gehen, wo man mich hinausgeworfen hat!" Aber innerlich hat er doch wohl das Gefühl gehabt, dieses politische System — dieses Wort paßt vielleicht nicht ganz für das, was wir erleben, aber man kann es wohl ein System nennen — würde sich nicht lange halten. Er rechnete mit der Möglichkeit, daß man doch vielleicht genötigt sein würde, wenn auch nicht ihn selbst, so doch seinen Geist zurückzurufen.

Das ging bis 1892 hinein, wo die Brautfahrt kam, die ihn ja auch nach Dresden führte, dessen Empfang einen außerordentlich sympathischen Klang in ihm erweckte. Er zog damals als Triumphator oder, wie die „Kölnische Zeitung" sagte, als „Reichsnörgler" — ja Eugen Richter nannte ihn sogar einen „abgetakelten Komödianten", und andere nannten ihn anders, dort ein. Der Fürst erlebte dann jene Reihe großartig mächtiger Erlebnisse, die wohl, in der neuen Geschichte wenigstens, beispiellos sind, denn die Thatsache, daß ein Mann, der das Reich geschaffen, der dreißig Jahre beinahe allmächtiger Minister war, auf einem Marktplatz unter Studenten steht und den Fehdehandschuh hinwirft dem der in der Macht und der Gunst sitzt, eine solche Thatsache dürfte wohl noch nicht oft dagewesen sein. Auf ihn selbst hat der ganze Triumphzug nicht den Eindruck gemacht, den er auf einen Durchschnittsmenschen gemacht hätte. Er sah jauchzende Menschen, hörte die Hurrahs, sah eine Fülle von Liebe, aber er vermißte die politische Aktion, und ich möchte behaupten, daß gerade nach dieser Reise eine Ermattung bei dem Fürsten eingetreten ist. Er rechnete auf nichts mehr, hatte sich ausgetobt, und schließlich war es doch nicht gelungen, um seinen Namen das deutsche Volk zu scharen. Vielleicht ist es gut, daß es nicht gelungen ist; er war zu alt, und das Schlimmste, daß er das fühlte. Wallenstein konnte sagen: „Laßt sehen, ob sie das Angesicht noch kennen, das ihre Sonne war in dunkler Nacht", aber ein Mann, der 80 Jahre alt war, konnte das nicht, und ein so guter Realist, wie er trotz alledem war und blieb, hätte auch nicht diesen Wunsch haben können. Wohl aber wird er gewünscht haben, daß der ganze Jubel von 1892 sich in eine gewisse politische Aktion umsetzte. Dies blieb aus, weil solche Dinge eben heute immer ausbleiben.

Es kam nun die zweite Epoche, eine solche der inneren Heiterkeit, wenn ich so sagen darf. Man hörte damals selten noch ein heftiges Wort über die politische Konstellation, die sich herausgebildet hatte. Er nahm die Dinge mit Humor, was wohl auch das Richtige war. Er war vergnügt und hatte jeden Gedanken an die Möglichkeit einer Rückkehr, einer Aenderung der politischen Stimmung aufgegeben. Damit hielt er sich auch viel mehr zurück, und der Bundesfürst und deutsche Standesherr, welcher einmal, vorher, 1892, den Mut gehabt hatte, von Bismarck zu sagen: „Der Mann gehört nach Spandau!" hatte nun keinen Grund mehr, ähnliche Aeußerungen zu thun. Der Fürst war ruhig geworden, zum mindesten ruhig nach außen, und eher geneigt, sich heiter zu stellen, als sich zu erhitzen. So ging es ungefähr bis zum Tode der Fürstin. Dieser Tod, über dessen Wirkung auf den Fürsten ungeheure Legenden erfunden wurden — man ließ ihn völlig gebrochen sein — ist Gott sei Dank nicht von solcher Wirkung gewesen. In diesem Alter und mit dieser Ruhe der philosophischen Auffassung wirken die Ereignisse, auch die schmerzlichsten, nicht mehr so zerschmetternd wie auf jüngere, weniger großartig veranlagte Menschen. Es soll ein sehr ergreifender Anblick gewesen sein, als der Fürst nach der Beisetzung seiner Frau an den großen Haufen der Kränze herantrat und mit seiner feinen, wundervollen Hand eine weiße Rose herausbrach, sie nahm und still in sein Zimmer ging. Es war also von einem außerordentlichen Zusammenbruch und dergleichen, der ihm völlig fremd war, nicht die Rede. Immerhin aber war es wie ein Wächterruf, der ihm sagte: „Sie ist fort, nun kommst du auch!" Seit der Zeit ist wieder eine Wandlung bemerkbar in ihm: er wurde weder mehr hitzig, noch sehr zu Scherzen gestimmt. Jedes Wort von ihm war durchleuchtet von geistiger Eleganz, nie eine Brutalität in seinem Munde, gleichviel, ob er vom Essen sprach oder vom Monarchen oder größten Staatsaktionen. Jedes Wort war Bismarckisch. Aber gerade das humoristische Element ist seitdem nicht mehr in dieser Frische wieder hervorgetreten. Er litt unendlich unter dem Gefühl des Alters. Es war sein Thema, wie fürchterlich es sei, dieses langsame Abbröckeln, dieses Bewußtsein, daß jeder Tag ihm ein

Stückchen raubte von dem, was er besaß, und daß er nicht mehr „Dandy“ sei, wie man im Parlament so oft sagt. Er litt so sehr darunter, daß er in den allerletzten Jahren mit Neid und Bewunderung von der Art sprach, wie in der antiken Welt große Geister ihrem Leben ein Ende gemacht, weil sie nicht dem Alter verfallen wollten. Er rühmte es und sagte, es sei bedauerlich, daß man bei uns zu anderer Anschauung gekommen sei; derartiges müsse doch jedermann gestattet sein. Wenn er fühle, daß es um ihn herum kälter und dunkler werde, dann müsse er sich sachte wegstehlen. Freilich war diese Stimmung nicht beständig, dazwischen trat der eigenartige Natursinn, der ihn so sehr auszeichnete, das intime Verhältnis zu allen Naturvorgängen hervor. Er freute sich an den kleinen Hühnern seines Hofes, knüpfte Bemerkungen an jeden Vorgang in Haus und Garten, aber es lag doch dabei etwas wie ein Schleier über seinem ganzen Wesen, eine Erhabenheit, eine Stille. Selten hörte man noch ein erbittertes Wort mehr von fern her.

Vorher bereits hat Herr von Caprivi in einem Rundschreiben an die deutschen Missionen im Auslande vor dem Fürsten Bismarck gewarnt:

Ew. . . . wird nicht entgangen sein, daß gegenwärtige Stimmungen und Anschauungen des Fürsten v. Bismarck, Herzogs v. Lauenburg, mehrfach durch die Presse an die Oeffentlichkeit gebracht worden sind. Wenn die Regierung Seiner Majestät in vollster Anerkennung der unsterblichen Verdienste dieses großen Staatsmannes hierzu unbedenklich schweigen konnte, so lange seine Aeußerungen sich auf persönliche Verhältnisse und innere Politik beschränkten, mußte sie sich, seit auch die auswärtige Politik davon berührt wird, die Frage vorlegen, ob solche Zurückhaltung auch ferner zu rechtfertigen sei, ob sie nicht im Auslande schädlichen Mißdeutungen unterliegen könnte. Seine Majestät der Kaiser sind indes der Ueberzeugung, daß . . . der thatsächliche Wert des von der Presse Wiedergegebnen mit der Zeit auch im Auslande immer richtiger werde gewürdigt werden . . . Seine Majestät unterscheiden zwischen dem Fürsten Bismarck früher und jetzt und wollen seitens Allerhöchstihrer Regierung alles vermieden sehen, was dazu beitragen könnte, der deutschen Nation das Bild ihres großen Staatsmanns zu trüben. Indem ich Ew. . . . hiervon mit der Ermächtigung, erforderlichenfalls demgemäß sich zu äußern, in Kenntnis setze, gebe ich mich der Hoffnung hin, es werde auch seitens der Regierung, bei welcher Sie beglaubigt sind, den Aeußerungen der Presse in Bezug auf die Anschauungen des Fürsten Bismarck ein aktueller Wert nicht beigelegt werden.

Der Höhepunkt der Verfolgungen, den Bismarck, den man amtlich mied wie einen Pestkranken, erreichte, war gegeben, als er die Fahrt zur österreichischen Kaiserstadt antrat, zur Vermählung seines Sohnes. Da wurde er in seiner persönlichen Ehre sehr verletzt. Was war der Grund gewesen? er hatte die Stellung des neuen Kurses zur Sozialdemokratie befehdet — heute hat man längst erkannt, daß er Recht gehabt hat; er hatte den deutsch-englischen Vertrag, der uns „einen Knopf für eine Hose gab“, bekämpft, es giebt niemanden mehr, der in diesem Vertrage eine rühmliche That erblickt; er hat davor gewarnt, den Draht mit Rußland zu zerschneiden: die Tage von Toulons und Kronstadt, von Moskau und Paris, das Bündnis zwischen Russen und Franzosen, das seine Politik so lange aufgehalten hatte, der Verlust der deutschen Hegemonie in Europa, die unsichere Lage Deutschlands am Ausgang des Jahrhunderts haben ihm auch hier Recht gegeben; er hat gewarnt, das Bündnis mit Oesterreich mit wirtschaftspolitischen Lasten zu bepacken und die eigene Volkskraft zu schwächen, selbst um des Bundesgenossen willen, er hat den

Handelsvertrag mit Rußland bekämpft und er hat Recht gehabt; er ist gegen die Auslieferung der Sperrgelder eingetreten und in der That ist das Zentrum nicht versöhnt worden; er hat hier wie überall Front gemacht gegen jene weichliche Politik, die bald die Franzosen, bald die Klerikalen, bald die Sozialdemokraten, bald die Freisinnigen versöhnen wollte, die alle Parteien national für gleichwertig erklärte, die sich mit Welfen einließ und mit Polen; er hat es nie begreifen wollen, daß Windthorst geehrt wurde wie ein Vater des Vaterlandes, und er hat mit bitterer Ironie die Erwartung ausgesprochen, daß man diesem welfisch-jesuitischen Führer des Zentrums und seiner reichsfeindlichen Annexe ein Denkmal errichte; er hat die Mahnung ausgesprochen: „Quieta non movere", man solle das Ruhende nicht stören, man solle nicht rütteln an dem Bewährten. An kleinen Zeichen der Ungnade für solchen Mut hat es schon frühzeitig nicht gefehlt. An dem 90. Geburtstage Moltkes, des Mannes, zu dem er in der Scheidestunde Kaiser Wilhelms sagte: „Des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr hält uns im Geleise", nahm Bismarck nicht teil, zu seinem Begräbnis wurde er nicht geladen. Aber das deutsche Volk erwachte langsam, von allen Seiten wurden ihm Ovationen dargebracht, Kundgebungen der Liebe und Treue. Vor allem war es die Jugend, die zu ihm hielt, die auch den Kern jener auserwählten Mannschaft bildete, die auf der Wiener Reise ihn mit hellem Jubel empfing, wohin er auch seine Schritte lenkte. „Wenn Sie schweigen, so werden die Steine reden", so rief dem greisen Kanzler schon in Berlin eine Stimme zu. Unvergessen ist jene herrliche Fahrt nach Dresden, Wien, München, Augsburg, Kissingen und Jena. Da allerdings blitzte mit aller Macht der Kampfeszorn aus ihm, da hatte man gewagt jenen Uriasbrief der Oeffentlichkeit zu übergeben, in dem man ihn gesellschaftlich an den Pranger stellte. Dieses amtliche Schriftstück hat das traurigste Blatt in der deutschen Geschichte gebildet. An den Prinzen Reuß, den deutschen Botschafter in Wien, gerichtet, hatte es folgenden Wortlaut:

Im Hinblick auf die bevorstehende Vermählung des Grafen Herbert Bismarck in Wien teile ich Ew. Durchl. nach Vortrag bei Sr. Majestät Folgendes ergebenst mit: Falls der Fürst oder seine Familie sich Ew. Durchl. Hause nähern sollten, ersuche ich Sie, sich auf die Erwiderung der konventionellen Formen zu beschränken, einer etwaigen Einladung zur Hochzeit jedoch auszuweichen. Diese Verhaltungsmaßregeln gelten zugleich für das Botschaftspersonal. Ich füge hinzu, daß Se. Majestät von der Hochzeit keine Notiz nehmen werden. Ew. Durchl. sind beauftragt, in der Ihnen geeignet erscheinenden Weise sofort hiervon dem Grafen Kalnoky Mitteilung zu machen. Neben der deutschfreisinnigen und ultramontanen Presse fühlte sich auch die edle „Kreuzzeitung" gedrungen, dem Grafen Caprivi für diese „That" den Dank des Vaterlandes auszusprechen. „Uriasbriefe" nannte dagegen Bismarck verächtlich diese Erlasse. In den „Hamburger Nachrichten" vom 5. Juli wurden sie mit den Worten vernichtet: „Wir sind der Ansicht, daß die Kontrolle privater Geselligkeit im Auslande und die Einwirkung auf private Dinereinladungen nicht zu den Aufgaben gehören, zu deren Lösung hochgestellte Staatsmänner berufen und Botschaftsgehalte bewilligt werden. Wir glauben nicht, daß die auswärtigen Akten einer anderen Großmacht, wenn sie veröffentlicht würden, ein Gegenstück dieses deutschen Vorgangs aufzuweisen hätten."

Die Antwort aber erklang: Wir kennen keinen Unterschied zwischen Bismarck früher und jetzt, wir lassen nicht von ihm! Und mannhaft erklärte der alte Kanzler in Jena:

Rede v. 30. 7. 1892. Ich habe als Reichskanzler nach meinem Gewissen gehandelt, bin auch fest entschlossen, als Privatmann nach meinem Gewissen und meinem politischen Pflichtgefühl zu handeln, was auch immer die Folgen für mich sein könnten. Die sind mir völlig gleichgültig.

Ich bin eingeschworen auf eine weltliche Leitung eines evangelischen Kaisertums, und dem hänge ich treu an, und wenn man mir in jedem Falle, wo ich nach meiner fünfzigjährigen Erfahrung in der Politik glaube, daß die Ratgeber meines Monarchen besser andere Wege einschlagen würden, den Vorwurf macht, ich treibe antimonarchische Politik, so möchte ich doch einmal auf unsere bestehende Verfassung aufmerksam machen, nach welcher die Verantwortlichkeit für alle Regierungsmaßregeln nicht bei dem Monarchen, sondern bei dem Reichskanzler und den Ministern ruht.

Ich möchte außerdem darauf aufmerksam machen, daß diese Auffassung — ich will nicht sagen eine altgermanische, aber — eine uns in Fleisch und Blut liegende, lange, ehe wir Verfassungen hatten, gewesen ist. Ich will Sie nur an ein Beispiel aus den Werken des großen Geistes, dessen Manen hier auf dieser Stätte uns umschweben, erinnern. Goethe stellt uns in seinem Götz von Berlichingen einen kaisertreuen Ritter dar, der für seinen Kaiser eine solche Verehrung und Anhänglichkeit hat, daß er einen kaiserlichen Rat mit den Worten bedrohte: Trügest Du nicht das Ebenbild des Kaisers, das ich in dem gesudelsten Conterfey verehre! Dieser Ritter trug kein Bedenken, als ihn der Hauptmann zur Uebergabe auffordern ließ, diesem eine scharfe Kritik aus dem Fenster entgegen zu rufen. Es zeigt das klar, daß Götz von Berlichingen und Goethe beide Sachen nicht zusammengeworfen und identifiziert haben. Man kann ein treuer Anhänger seiner Dynastie, des Königs und des Kaisers sein, ohne von der Weisheit der Maßregeln seiner Kommissare — wie es im Götz heißt — überzeugt zu sein. Ich bin letzteres nicht und werde diese meine Ueberzeugung auch nicht zurückhalten.

Da nahten die ersten Spuren des Alters, die Erregungen und Bitterkeiten, die ihm geworden, beugten die Eiche zu Boden. Im August 1893 erkrankte Bismarck schwer in Kissingen. Da zog auch in das Herz des Kaisers plötzlich der Gedanke, daß er nicht unversöhnt scheiden, daß er, wenn der Kanzler zur Ewigkeit zog, nicht ausgeschlossen bleiben dürfte von denen, die in der letzten Stunde um ihn wären. Dem herzlichen Beileidstelegramm folgte ein Besuch des Kaisers in Friedrichsruh. Eine innerliche Versöhnung aber hat nicht stattgefunden, es stand zuviel zwischen den beiden Männern. Aber gerade damals konnte Fürst Bismarck zu seiner Freude einer That des Kaisers herzlich zustimmen, dem scharfen Eintreten gegen den polnischen Uebermut, er konnte seine Ansprache an die Westpreußen schließen mit den Worten:

. . . Es ist für uns und die Gesinnung, die Sie hergeführt hat, ein herzerhebender Moment, in dem wir berechtigt sind, uns zu sagen, daß Seine Majestät der Kaiser und König sie teilt. Gott erhalte sie, Gott fördere sie, Gott gebe dem Kaiser Räte und Diener, die bereit sind und uns diese Bereitwilligkeit zeigen, im Sinne dieses kaiserlichen Programms zu handeln (stürmischer Beifall). In diesem Sinne bitte ich Sie mit mir einzustimmen in ein Hoch auf Seine Majestät den Kaiser. Gott schütze ihn! (Stürmische Hochrufe.)

Da traf Bismarck der härteste Schlag seines Lebens. Er verlor die treue Gefährtin, die 47 Jahre hindurch eine liebevolle Gattin ge-

wesen war, das Vorbild einer deutschen Frau. Sie hatte es verstanden, ihn sowohl in der Zeit der höchsten Machtfülle als auch in den letzten Jahren, wo der Glanz kaiserlicher Gunst und Gnade verblaßt war, eine Häuslichkeit zu schaffen, die ihm wohl that und in der sein reiches Gemütsleben sich entfaltete und manche schöne Blüte trieb. Auch Johanna v. Bismarck war eine Kämpferin. So reich ihr Leben war an Freude und Glück, an äußeren Ehren und an innerer Genugthuung, so schwer mag es ihr manchmal geworden sein, der seltenen Eigenart des Mannes sich zu fügen, es zu ertragen, daß mit ihr ein anderes Weib sein Herz und seine Liebe teilte: Germania! Sie hat nicht nur in Treue neben ihm gestanden, sie hat es nicht nur durch lange Jahrzehnte ertragen, daß sie und ihre Kinder zurücktreten mußten vor jenem anderen königlichen Weibe — sie war es, die ihn ermutigt hat, wenn er vom Kampfe müde war, die ihn getröstet hat, wenn die Enttäuschung ihn lähmen wollte, die ihm die Wunden mit leichtem Finger heilte, wenn ein Pfeil die Brünne durchdrang. „Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort der Frauen weit geführt", so heißt es in Goethes Iphigenie. Fürst Bismarck selbst hat oft, wenn sein Blick, unendlicher Liebe und unendlichen Dankes voll, auf der Gefährtin ruhte, es ausgesprochen, daß diese es war, die ihn zu jener Höhe, die er erklommen, geführt hat; wie sie allein die Königin blieb in dem reichen Leben seines Gemütes, so blieb sie bis zum letzten Kampfe das edle Vorbild einer deutschen Frau, deren Amt es ist, den Sonnenschein in diese Schattenwelt zu senden, Freude, Trost und Frieden zu verbreiten.

Johanna v. Puttkamer ist ein Stück von Bismarcks Wesen geworden. Sie kannte nichts als ihren Gatten, sie lebte für nichts anderes als für ihn, und noch als hochbetagte Greisin hingen ihre Blicke an ihm mit schwärmerischer, hingebender Verehrung. Still und freundlich war ihr Walten, sie wußte und fühlte es, daß nicht sie den Mittelpunkt des Hauses bildete, sondern ein anderer, und willig ordnete sie sich in ihrer stillen Art unter, noch in späten Tagen glücklich über jedes Wort der Liebe und Verehrung, das dem Gefährten ihres Lebens galt. So hat sie schon damals bescheiden ihre Wünsche, ihre ganze Person zurückgestellt, als die Stürme des politischen Lebens den jungen Bismarck zuerst hinaustrieben nach Frankfurt, Petersburg und Paris. Sie ließ sich genügen, wenn er sie rief, ihm das Heim nach seinem Wunsche behaglich und vornehm zu gestalten, aber sie sorgte zugleich, daß alles, was geistige Interessen besaß, sich wohl fühlte in ihrem Hause. Schon in Frankfurt galt die Wohnung Bismarcks als der Mittelpunkt eines geistig gehobenen Verkehrs. Man sah dort Künstler und Gelehrte, Diplomaten und Militärs, Bürgerliche und Fürsten ein- und ausgehen, nicht um an steifen Gesellschaften teilzunehmen, sondern um bei echt deutschen, häuslichen Festen sich an angeregter Unterhaltung und gastfreier Bewirtung zu erfreuen. Und wie gern wiederum saß Bismarck daheim am Kamin, allein mit seiner innig verehrten Johanna, wie gern vergaß er Aerger und Sorgen, wenn sie oder die Töchter des Malers Jakob ihm Beethovens

Sonaten vorspielten! War sie zu ihren Eltern verreist oder weilte sie aus anderem Grunde fern von ihm, dann schrieb er wohl: „Es ist mir, als wenn man an einem schönen Septembertage das gelbwerdende Laub betrachtet; gesund und heiter, aber etwas Wehmut, etwas Heimweh, Sehnsucht nach Wald, See, Wüste, Dir und Kindern, alles mit Sonnenuntergang und Beethoven vermischt.“

Wenn die Frau die beste ist, die das größte Verständnis für den Gatten zeigt, so war Johanna v. Bismarck die beste. Ihr durfte er ausdrücken, was seine Seele empfand, ob er in den Schluchten der Pyrenäen wandert oder in den weiten Einöden Norwegens pürscht, ob er seine Kämpfe gegen österreichische Intrigen ausfechten muß, ob er vom Schlachtfelde von Königgrätz aus seine Hoffnung für die Zukunft enthüllt, ob er in den herben Tagen der Konfliktszeit seine Kämpfe besteht oder in dem berühmten Briefe von Vendresse die Erlebnisse des Tages von Sedan schildert. Sie war es auch, die mit ihm die Bitterkeit jener Zeit teilte, da er scheiden mußte von seinem Amte, um in der Einsamkeit von Friedrichsruh über Dank und Undank zu sinnen, die mit ihm die Erinnerungen an eine reiche Vergangenheit wachrief und sie mit treuem Gedächtnis belebte.

Auf das tiefe Leid ist die große Freude gefolgt, die Fürst Bismarck empfinden mußte, als ganz Deutschland sich rüstete, seinen 80. Geburtstag festlich zu begehen. Nur wenige schlossen sich aus; unter diesen wenigen die Mehrheit des deutschen Reichstages, die unter der Führung Liebers, Richters und Bebels, dem greisen Helden die Ehrung versagte, die längst die Geschichte ihm zu teil werden ließ. Dunkler noch als jener Tag, da man ihm den Hilfsarbeiter versagte, war der Märztag des Jahres 1895, da er unsterbliche Lächerlichkeit auf sich herabzog. Kaiser Wilhelm sprach aus der Seele des Volkes, als er nach Friedrichsruh telegraphierte:

Eurer Durchlaucht spreche ich den Ausdruck tiefster Entrüstung über den eben gefaßten Beschluß des Reichstages aus. Derselbe steht im vollsten Gegensatz zu den Gefühlen aller deutschen Fürsten und ihrer Völker.

Der Kaiser selbst eilte zum Sachsenwalde und brachte dem greisen Helden seine Huldigung dar, mit ihm der Kronprinz, der Vertreter der Zukunft, der im Namen seiner Mutter eine herrliche Blumenspende darbrachte. Alle Herrscher des Reiches, alle Souveräne der fremden Staaten sandten ihren Glückwunsch; aber am meisten mag ihn, den Vertreter der Vergangenheit, erfreut haben, daß die Jugend ihm huldigend nahte. Ihr rief er zu:

Rede v. 1. 4. 1895. Geben Sie sich dem deutschen Bedürfnis der Kritik nicht zu sehr hin, acceptieren Sie, was uns Gott gegeben hat und was wir mühsam unter dem bedrohenden — Angriff kann ich nicht sagen — aber Gewehranschlag der übrigen Europäer ins Trockne gebracht. Es war nicht so sehr leicht. Wären wir vor den europäischen Seniorenkonvent vor Abschluß unserer französischen Angelegenheiten zitiert worden, wir wären lange nicht so gut weggekommen, wie es gewesen ist, und meine Aufgabe ist es gewesen, dies nach Möglichkeit zu verhindern. Daß dabei nicht alles erreicht werden konnte, was jeder wünscht, ist natürlich, und ich spreche davon nur, um die Nachsicht derer in Anspruch zu nehmen, die ganz berechtigt sind, mehr zu erwarten, vielleicht auch mehr zu er=

streben; aber nur nicht zu früh und nur nicht zu rasch. Halten wir vor allen Dingen zunächst fest, was wir haben.

Wer die meisten Opfer für die Herstellung des deutschen Reiches gebracht hat, sind offenbar die deutschen Fürsten, der preußische nicht ausgeschlossen, und mein alter Herr hat lange gezögert, ehe er seine Reichsunabhängigkeit bereitwillig aufgab. Also seien wir denn denen dankbar, die für das Reich Opfer gebracht haben, die den Dynastien schwer fallen mußten nach der ganzen deutschen tausendjährigen Geschichte; seien wir dann auch der Wissenschaft und ihren Pflegern dankbar, daß sie auf ihrem Herd das Feuer der deutschen Einheit jahrhundertelang erhalten haben, bis die Zeit kam, daß ihm wieder Brandstoff zugeführt wurde und daß es höher aufflammte und uns eine befriedigende Leuchte und Wärme gewährte.

Also ich möchte vor allen Dingen — Sie werden mir sagen, ich bin ein alter Konservativer — mich dahin zusammenfassen: Halten wir, was wir haben, vor allen Dingen, ehe wir neues versuchen. Fürchten wir uns auch nicht vor denjenigen, die uns das nicht gönnen, was wir haben. Es sind Kämpfe in Deutschland ja immer gewesen. Und die heutigen Fraktionsspaltungen sind ja doch nur die Nachwehen der alten deutschen Kämpfe in den Städten, zwischen den Geschlechtern und den Zünften, in den Bauernkriegen zwischen den Besitzenden und den Nichtbesitzenden, in den Religionskriegen, im dreißigjährigen Kriege. Alle diese tiefgehenden, ich möchte sagen geologischen Spaltungen im deutschen Boden lassen sich nicht vertilgen mit einem Schlage; und wir müssen mit unseren Gegnern doch auch Nachsicht haben, wenn auch nicht darauf verzichten, unsererseits zu fechten. Das Leben ist Kampf in der ganzen Schöpfung, und ohne innere Kämpfe kommen wir zuletzt beim Chinesentum an und versteinern. Ohne Kampf kein Leben. Nur muß man in allen Kämpfen, sobald die nationale Frage auftaucht, doch immer einen Sammelpunkt haben, und das ist für uns das Reich, nicht wie es vielleicht gewünscht werden könnte, sondern wie es besteht, das Reich und sein Kaiser, der der Vertreter dafür ist, und deshalb bitte ich Sie, mit mir einzustimmen auf das Wohl von Kaiser und Reich; und mögen Sie Anno 1950, so viel von Ihnen noch leben, mit voller Zufriedenheit das Hoch mit ausbringen: „Kaiser und Reich, sie leben hoch!"

Zahllos waren die Huldigungszüge, die dem Tage der Feier folgten, zahllos auch jene, die Fürst Bismarck nicht annehmen konnte, weil das Alter ihm es wehrte. Und doch vergingen nur wenige Monate, da wagte ein Führer des Zentrums den alten Helden einen Buschklepper zu nennen und abermals nach wenigen Monaten da begann jene wilde Hetze, die sich stützte auf die Andeutungen des Hamburger Organs des Fürsten über den russischen Neutralitätsvertrag.

In der That hatte der geniale Staatsmann nur gethan, was seine Pflicht war, wie er keine der gegebenen Möglichkeiten unbenutzt ließ, um den Bestand des deutschen Reiches und die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens zu sichern.

Herr von Marschall hat selbst zugegeben, daß diese Politik so kompliziert war, daß nur Bismarcksche Kunst sie aufrecht erhalten konnte. Und doch haben „Deutsche" es fertig gebracht, den greisen Patrioten als einen Vaterlandsverräter zu geißeln und nach dem Gefängnis zu schreien.

Es war eine der tollsten Ironien der Zeitgeschichte, daß im Reichstage das Zentrum es wagen durfte, im Verein mit den Sozialdemokraten und dem Freisinn die deutsche Politik und die deutsche Ehre gegen einen Bismarck zu verteidigen. Aber jene Hetzereien übten leider ihre Wirkung, selbst an den Kaiserhof drang ein Laut von ihnen und manches Zeichen

hat darauf gedeutet, daß der Monarch das Wohlwollen, das er dem alten Berater seines Großvaters wieder zugekehrt hatte, ihm abermals entzog. Erst die letzte Krankheit und der Tod hat wieder erneuten Wandel geschaffen.

Und der Tag des Verhängnisses kam. Wohl hatten Gerüchte von einer Erkrankung des Kanzlers die Welt durchschwirrt und die Herzen erschüttert, und doch, als in der Nacht zum letzten Juli die Kunde kam, daß Bismarck tot sei, da wollte man es nicht glauben, denn unmöglich schien es, daß auch dieser gewaltige Mann der Natur den menschlichen Tribut gezahlt habe.

Noch heute vermag man es nicht zu fassen, daß er uns fehlen soll, er, dessen Gestirn am deutschen Himmel emporstieg, als eben das Werk der Befreiung von Napoleons Zwingherrschaft vollbracht wurde, dessen Mittag getaucht war in die Sonnengluten ungeheuren Erfolges, dessen Lebensabend umstrahlt war von der hingebenden Liebe eines dankbaren Volkes. Wie lange noch, und wie um Barbarossas Haupt wird auch ihn die Legende umspielen. Er war und er wird sein der Lieblingsheld des deutschen Volkes. Denn er war es, der das Träumen und Sehnen der Jahrhunderte erfüllte, der mit gewaltigem Hammer das Eisenband der Einheit schmiedete, der die Pforte zum Kyffhäuser zerschlug, daß wir den Kaiser schauen durften im Glanze seiner Krone. Welch ungeheures Werk hat er vollbracht, welche Arbeit geleistet, seit er zuerst zu seinem Könige trat, ihn zu stützen im Kampfe, bis zuletzt, da er im stillen Sachsenwalde als getreuer Eckard, ohne Dank und Lohn zu heischen, die Wacht hielt am deutschen Reich! Wie konnten seine Augen noch zornig blitzen, wenn er die Epigonen dahinwandeln sah auf den Bahnen des Irrtums! Welch unvergleichlich mildes und gütiges Lächeln umspielte sein Antlitz, wenn er in den Erinnerungen versank an seinen alten kaiserlichen Herrn! Leidenschaftlich im Haß, hat er auch leidenschaftlich zu lieben gewußt! Nicht kalte, rechnende Männer schaffen den höchsten Erfolg, sondern jene, die warmen Herzens sind und fähig zu lohnender Begeisterung!

Und jetzt sind die Flammen erloschen, und dem Riesen, dem die Welt zu eng war, bleibt nur noch ein Grab. Aber es werden Rosen und Veilchen aus diesem Grabe sprießen, und wie zu dem Lebenden, so werden auch zu dem Toten die Söhne Deutschlands pilgern, und heilig wird die Stätte sein, geheiligt durch des Volkes Dank und Liebe, an der Otto v. Bismarck ruht.

Auf Bismarcks Grabe aber steht ein schlichtes Wort, er hat selbst es gewählt, auf daß kein unwahrer Zug sein Bild entstelle. Seines Wesens Art, seine Treue, sein Streben und sein Leid hat er ausgesprochen in der Grabschrift: Er war in Wahrheit der treue, deutsche Diener Kaiser Wilhelms I. Zu ihm, seinem alten Herrn, zog er himmelan zur Ewigkeit!

Berlin, Druck von W. Büxenstein.

Bismarck, Otto <<von>>,

Bismarck-Denkwürdigkeiten aus seinen Briefen, Reden und letzten Kundgebungen sowie nach persönlichen Erinnerungen

Berlin 1899